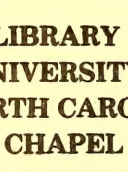
UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA

BOOK CARD

Please keep this card in book pocket

PARTIAL TITLE

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL



ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2547
.V2
K72
1861
Hft.1-5

DEMCO

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00041394561

This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.
AUG 3 1 1995	AUG 2 8 '95		
Form No. 513			

Kritische Gänge.

PT2547
.V2
K72
1861
Hft. 1-5

Von

Dr. Friedr. Theod. Vischer,
Professor der Aesthetik und deutschen Literatur in Zürich.

YD
rel
C

Neue Folge.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1861.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Erstes Heft.

Eine Reise. Seite 1—202.

Zweites Heft.

Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen. Seite 1.
Shakspeare's Hamlet. Seite 63—156.

Drittes Heft.

Friedrich Strauß als Biograph. Seite 1.
Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode. Seite 93.
Zum zweiten Theile von Goethe's Faust. Seite 135—178.

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://archive.org/details/kritischegnge00visc

Vorwort.

Es war schon lange meine Absicht, die Kritischen Gänge fortzusetzen, und die „Neue Folge" derselben sollte fast durchaus eine Sammlung von bereits gedruckten Kritiken und Abhandlungen werden wie die zwei ersten Bände. Ursachen äußerlicher Art, deren Angabe für die Oeffentlichkeit ohne Interesse wäre, bestimmten mich, Alles wegzulassen, was in den „Jahrbüchern der Gegenwart" erschienen ist; nachdem ich nun einmal angefangen hatte, auszuscheiden, stellte ich auch Anderes zurück, was ich seit dem Aufhören dieser Jahrbücher in verschiedene Zeitschriften gegeben habe, und beschloß, von Altem nur Weniges aufzunehmen und dafür zwei neue größere Aufsätze hinzuzufügen.

Der eine ist die hier im ersten Heft erscheinende Reisebeschreibung. Unter den kritischen Gängen wird wohl auch einmal ein eigentlicher Gang vorkommen dürfen; ich habe mancherlei Reisen gemacht und das Publikum noch niemals mit einer Schilderung derselben behelligt; diese einzige, denke

ich, wird es ja aushalten können. Sie wird nach Form und Inhalt viel Widerspruch erfahren. Die Form bewegt sich in einem steten Wechsel zwischen Politik und zwischen Darstellung angeschauter Natur, Volkszustände, Kunst, auch Besprechung poetischer Literatur, zwischen leidenschaftlicher subjektiver Erregung, voller Parteinahme und zwischen Ruhepunkten, wo die Stille der objektiven Betrachtung, wo Versöhnung im Lande des rein Menschlichen, des Schönen eintritt. Ich habe mich bemüht, diese ungleichen Bestandtheile nicht kunstlos durcheinander zu werfen, sondern wohl ineinander zu fügen, aufeinander zu stimmen, die Contraste so zu behandeln, daß sie sich gegenseitig sowohl dämpfen, als heben. Ob man die Bindung gelungen finden oder ob man mir vorwerfen wird, ich habe versucht, Oel und Wasser zu mischen, das wird sich nun zeigen; es wird natürlich beiderlei Urtheil auftreten und seiner Zeit wird sich ergeben, welches vorwiegt. Heftigen Angriff hat wohl der politische Theil des Inhalts zu erwarten. Es versteht sich, daß dieses Vorwort ihm einen Schutz nicht hinzubringen kann, den er sich nicht selber gibt; doch habe ich dem Gleichgewichte der Theile Vieles geopfert, was zu ausführlicherer Rechtfertigung meiner Ansicht im Entwurfe gesagt war, und muß nun gewärtig seyn, daß mir mancherlei eingewendet wird, was ich gar wohl weiß und worauf die Antwort nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Kann sein, daß ich mich noch veranlaßt finde, zu meiner Vertheidigung

da oder dort in einem Blatte das Wort zu nehmen. Was ich am sichersten voraussehe, ist der Vorwurf der Gefühlspolitik. Es ist nicht neu, daß diejenigen, welche die Politik des falschen, durch horizontlose Reflexion verengten Gefühls predigen, die beliebte Redensart gegen uns anwenden und leidenschaftlich uns die Leidenschaft für das Vaterland vorrücken. Daran ist nichts zu ändern, es mag seinen Lauf haben.

Das Politische in dieser Reiseschilderung ist auch die Ursache, warum die Neue Folge der Kritischen Gänge in Heften erscheint: wenn ich damit wartete, bis das Ganze gedruckt war, so mußte ich fürchten, von den Tagesereignissen zu weit überholt zu werden; daher schicke ich dieses Heft voran. Man wird mir nun vielleicht vorhalten: „Diese Besorgniß, daß deine Arbeit veralten könnte, ehe sie erscheint, ist die Strafe dafür, daß du mit Betrachtungen, deren Werth vom Wechsel des Täglichen unabhängig ist, solche verknüpft hast, die mit dem Tage gelten und untergehen; ja du bist schon jetzt überholt, du erfreust dich unter anderm der Zusammenkunft zu Teplitz und bereits rechtfertigt die Aussicht auf eine Zusammenkunft in Warschau die Befürchtungen derer, welche in der ersteren lediglich nichts sahen, als einen Beweis, daß Oestreich seine Stütze überall, nur nicht in der Befriedigung seiner Völker sucht; es wird sie in Rußland finden und deine ganze Schlußreihe, gelegentlich auch dein Lob des östreichischen

Undanks für die Hülfe in Ungarn, fällt über den Haufen. Ich verzichte auf die Einrede, daß wir noch nicht wissen können, was in Warschau vorgehen wird; ich antworte aber zweierlei. Mag immer eine neue Art heiliger Allianz dort beschlossen werden, sie kann nur kurze Zeit, nur scheinbar das Rad hemmen, es wird unaufhaltsam auf denselben Punkt rollen, auf dem es stand, als ich diese Blätter schrieb, d. h. für Deutschland wird derselbe Zusammenhang seiner Lebensfrage mit der östreichischen wiederkehren, wie er damals vorlag, ja nur noch dringender wird uns eine nahe Zeit die Mahnung bringen, nicht unthätig den dunkeln Geschicken des Kaiserstaats zuzusehen, und meine Ueberzeugung, daß der Schlüssel der deutschen Frage in Oestreich liegt, wird Recht behalten. Dieß ist das Eine, das Andre aber, was ich erwiedere, liegt tiefer. Mögen die Dinge wechseln, wie sie wollen, mag, was ich hier aus dem Innern in die Welt hinausgebe, nach der Seite seiner Anwendung auf die Lage der Dinge früher oder später veralten, es enthält hoffentlich einen Kern, der bleibenden Wesens ist, und das ist einfach die Liebe zum Vaterland, von der ich Zeugniß ablegen will, damit in ferner Zukunft, wenn unsere Generation längst hinunter ist, ein Leser, dem diese Blätter in die Hand fallen, sagen könne: damals fing doch die Nation wirklich an zu leben, man ersieht es daraus, daß die Lauheit der Humanisten gegen das öffentliche Leben aufhörte; es paßt zwar schon lange nicht

mehr, was der Mann da gesagt hat, aber wie hätte er es sagen können, ohne das, was immer wahr bleibt, an das Veränderliche anzuknüpfen?

Die Anzeige dieser neuen Folge Kritischer Gänge in der Augsburger Allgemeinen Zeitung hat zwei Hefte in Aussicht gestellt; der Gleichmäßigkeit des Umfanges wegen wird jedoch vorgezogen, das Ganze in drei Hefte zu theilen. Das zweite wird den Aufsatz: „Shakespeare in seinem Verhältniß zur Poesie, insbesondere zur politischen" wieder bringen, der im literarischen Taschenbuch von Prutz 1844 erschienen ist, ein neuer wird sich daran schließen, der einige wesentliche Punkte im Hamlet beleuchtet. Das dritte wird einen Wiederabdruck der längeren Kritik: „Fr. Strauß als Biograph" enthalten, die das Literaturblatt des deutschen Kunstblatts, von Paul Heyse redigirt und seither eingegangen, im Jahr 1858 gebracht hat, und demselben Hefte gedenke ich den Scherz beizugeben: „Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode," der im Jahr 1859 im Morgenblatt kam. Freund Strauß wird es wohl nicht übel nehmen, wenn neben den inhaltvollen, ewigen Dingen, von denen bei ihm die Rede ist, ein Spaß über die närrischen Formen Platz nimmt, in denen wir flüchtigen Kinder des Tages wandeln, wenn neben die höhere Gewandlehre des Mythologen eine so viel niedrigere des Endymatologen zu stehen kommt; am Ende hängt doch Alles in der Welt zusammen, auch der Schnitt unsres Rocks mit den

Schnitten unsrer Kritik, und übrigens sahen die Griechen nach der Tragödie gerne noch ein Satyrspiel.

So wird dieser Band denn doch drei alte Stücke bringen. Es hat jemand — erinnere ich mich recht, so war es Danzel — gegen die ersten zwei Bände etwas gesagt, was ungefähr den Sinn hatte: dieß Sammeln und Wiederabdrucken früherer Arbeiten heiße sich selbst bei lebendigem Leib als Merkwürdigkeit in Weingeist setzen. Es wird aber kaum im Ernste nöthig sein, mich gegen den Vorwurf der Eitelkeit zu wehren, denn es ist doch wohl etwas ganz Einfaches und Harmloses, wenn man Artikel, nach denen viel Nachfrage war, aus Zeitschriften, die immer nur Wenigen zur Hand und deren einzelne Blätter nicht zu kaufen sind, herausnimmt und zusammenstellt. Freunde haben mich damals und jetzt oft dazu aufgefordert, bis ich mich entschlossen habe. Vielleicht verfalle ich sogar noch einmal in diese Schwäche.

Zürich, den 28. September 1860.

Fr. Vischer.

Eine Reise.

Ecco il mare, sagte ein Dalmatiner, der mir im Eisenbahnwagen gegenübersaß, indem er das Fenster öffnete; quanto è grato e dolce! setzte er mit sanfter Stimme hinzu. Es war am 22. April 1860; ich war den Tag zuvor über den Sömmering bis Gratz, heute von Gratz aus gefahren, stets unter kaltem Regen, Sturm, wirbelnden Schneeflocken. Wir fuhren jetzt am späten Abend unterhalb Nabresina, der vorletzten Station vor Triest, alle Fenster geschlossen; es war schon dunkel und wer wollte bei solchem Wetter nach der Landschaft ausschauen; daß uns der Schienenweg jetzt auf mäßig hohem Ufer am Meere hinführte, wußte ich gar nicht. Aber siehe da! der Regen hatte aufgehört, der Sturm schwieg, der Himmel hing wohl noch voll schwerer Regenwolken, dunkelgrau, trüb, lastend, traurig, aber das Meer hatte Alles, was noch von Licht am Horizonte zerstreut war, auf seinem Spiegel gesammelt und seinen fernen Saum an gebuchteter Küste mit einem flimmernden Silberschein geschmückt. So windstill war es, daß man nicht ein Rauschen hörte, ja beim schönsten Wetter, der ruhigsten Luft habe ich das Meer nie so schweigend gefunden. Ich habe es in jedem Zustande gesehen: lachend im tiefen, reinen Blau des italienischen Himmels, während muntere Delfine um das Schiff scherzten,

glühend wie lauter blutrothes Feuer im Sonnenuntergang, wüthend und brüllend im Sturm und die brandenden Wellen wie Schaumgestalten seltsamer Ungeheuer fünfzig Fuß und höher an zackige Klippen emporjagend, immer groß, immer den staunenden Geist zu einer Ahnung des Grenzenlosen erweiternd; jetzt hatte ich lange Zeit seinen Anblick entbehrt, heute im Mißbehagen des lästigen Unwetters ganz vergessen, daß ich ihm so nahe sei. Und unverhofft ist es da, nicht im Schmucke des Ultramarin oder des glühenden Goldes, nicht in der wilden Majestät des Sturmes, nächtlich grau, matt aufleuchtend, hindämmernd im sparsamen Helldunkel, geheimnißvoll lautlos wie nie, groß, weit, unendlich wie immer! Wem die Seele im Unwetter des Lebens so still, groß, weit, unendlich wäre! Eine Ruhe, ein Friede kam über mich, dessen ich gar sehr bedurfte.

An diesen erhabenen Ruheplatz wollte ich meinen Leser führen, ehe ich ihm erzähle, was ich Düsteres zuvor gesehen und was mir die Seele im Innersten bestürmte. Dabei muß ich etwas weit ausholen, muß berichten, wie und warum ich diese Reise antrat; wir werden lange fern von dem stillen, hohen Bilde verweilen, aber ich vergesse es nicht, ich führe den theilnehmenden Begleiter sicher dahin zurück. Nachher geht es weiter, Aufregung, Sorge, Schmerz, Hast und Jagd des Lebens hebt abermals an, aber ich hoffe ihn von Stelle zu Stelle an einen solchen Ort des Friedens und der innern Sammlung zu bringen, daß er mit mir ausathme und ein Unendliches schaue, wo die Seele ankern kann.

Ja wohl kam ich noch aus ganz anderem Unwetter, als Regen, Sturm und Schnee. Kummer und Qual des Herzens

um das arme, gespaltene, verachtete, schwer bedrohte und in Noth und Schmach nur doppelt heiß geliebte Vaterland hatte mich auf die Reise getrieben. Ich muß recht dringend bitten, diese Worte nur ganz so schlicht zu nehmen wie sie lauten; mir fiel und fällt es nicht ein, den Politiker von Fach spielen zu wollen. Meine Welt ist die Wissenschaft, die Kunst und man wird sehen, daß ich sie auch in dieser leidenschaftlichen Theilnahme an den Fragen der Wirklichkeit nicht vergessen habe; die Ruheplätze, wohin ich den Leser aus dem Gewirre und Lärm des Lebens zu führen gedenke, gehören dem idealen Lande des Schönen an. Man wird nie von mir hören, daß ich mir beigehen ließe, über Civil- und Criminalgesetzgebung, Stempelsteuer, Majorate und Fideicommisse mitberathen zu wollen. Aber ich denke, es ist ein ander Ding, wenn es sich um die Lebensfrage einer Nation handelt, und ich wüßte nicht, wer es einem Gelehrten, wäre er sogar ein Aesthetiker, sollte verbieten können, ein Herz zu haben für diese große Sache und über sie mitzusprechen in lebendigem und geschriebenem Wort. Man wird uns Deutsche fortan nicht mehr vertrösten können mit unsern Künstlern, Dichtern, unserem Wissen, wir wollen als Nation, als Staat, als Macht unter den Völkern geachtet sein. Wer über Hunger klagt, dem wird schlecht geholfen sein, wenn man ihm sagt: gieb dich doch zufrieden, dein Keller ist ja voll edler Weine. Will aber ein Volk zum politischen Dasein gelangen, so müssen alle Glieder sich regen; kein Einzelner darf todt liegen; Jeder, der denkt und innerlich lebt, muß mitwirken, wie er kann, und er hat sich nicht lange zu fragen, was und wie viel er wirken könne. Das Meer besteht aus Flüssen, die Flüsse aus Bächen, die

Bäche aus Quellen, die kleinste Quelle, die zufließt, trägt ihr Theil zum Ganzen bei. Eine Aussaat wird in unzähligen Körnern gestreut; säe Jeder seines Orts und meine nicht, er müsse zählen können, wie viele Samenkörner auf guten Grund fallen, aufgehen, Frucht tragen. Wer fragt nach einem Rechte, mitzureden und mitzuwirken, wo Jeden die Pflicht ruft? Wer auch nur nach einer Pflicht, wo ein lebendiger Mensch nicht anders kann? Aus dem Jahr 1848, aus der dunkeln Verwirrung seiner Parteien und der allgemeinen Niederlage seiner Bestrebungen war mir das Ziel der politischen Einigung der Nation als heiliges, stilles Anliegen tief im Herzen geblieben. Aber ich verzichtete darauf, den Tag zu erleben, wo das Ziel erreicht oder nahe Aussicht auf seine Erreichung wäre. Da kam der Angriff auf Oestreich im vorigen Sommer. Frankreich bringt uns wie bestellt das einzige Mittel, den ersten großen Schritt zum Ziele zu thun: Anlaß zu einem Kriege, der die ganze Nationalkraft anspannen mußte. Deutschland begreift es, steht auf, bringt freudig jedes Opfer, stellt sich, jeden Zwiespalt vergessend, unter die Führung Preußens und Preußen, unter zweideutigen Aeußerungen über den Zweck seiner Rüstung, zögert, bis die Stunde vorüber ist. Bald genug geht in Erfüllung, was Jeder voraussah und voraussagte, der sich von der französischen Phrase nicht hatte täuschen lassen. Savoyen und Nizza wird weggenommen und hiemit ausgesprochen, daß es für Frankreich keine Verträge, kein durch Recht geheiligtes Besitzthum gibt. Und wirklich, kaum gethan, so werden die deutschen Rheinlande bedroht. Jetzt hatte Frankreich sein ganzes Heer gegen uns zur Verfügung, während im Sommer vorher seine

Kerntruppen in Italien standen, Preußen war mit Oestreich entzweit und das übrige Deutschland, ich meine das Volk, hatte es durch jene Verzögerung und Hinhaltung, noch mehr durch den Hohn, der von seiner Presse wie ein giftiger Mehlthau auf eine wahre, von klaren Gründen getragene Begeisterung geworfen war, gründlich gegen sich erbittert. Näher und näher trat die Kriegsgefahr und nicht einmal über den Bundesfeldherrn waren wir einig.

Der Leser darf nicht vergessen, daß dieß die Lage der Dinge war, in der ich meine Reise antrat. Seit jenen Tagen, Wochen, Monaten des unseligen Zauderns war mir in der Spannung jedes Nervs, in Qual der Seele, Angst, Empörung, Verzweiflung, unter dem Spott und dem noch verletzenderen Mitleid des Auslands, das mich umgibt, die Resignation verloren gegangen, die deutsche Frage zur Leidenschaft geworden, die mein Innerstes beherrschte, und ich denke, ich habe mich dessen nicht zu schämen. Glaubt man, darüber sei mir die verständige Betrachtung der Dinge abhanden gekommen, und findet in diesen Blättern keinen Gegenbeweis, so muß ich es mir gefallen lassen.

Inzwischen hat sich Vieles verändert, die Lage hat sich um ein Bedeutendes aufgehellt, aber wirklich licht und beruhigend ist sie nicht geworden. Motive, deren Eintritt niemand voraussah, bestimmen den Kaiser der Franzosen, den offenbar beschlossenen, deutlich genug angekündigten Krieg gegen Deutschland aufzuschieben und es für's Erste mit andern Waffen zu versuchen. Er dringt dem Prinzregenten von Preußen seinen Besuch auf, er wird nach Baden-Baden beschieden, findet ihn von einem Kreise deutscher Fürsten

umgeben und seine Versucherkünste scheitern an einem Hindernisse, das er nicht in Rechnung genommen hatte, an der deutschen Ehrlichkeit; Preußen feiert einen moralischen Triumph und versöhnt manchen erbitterten Gegner seiner jüngsten Politik. Allein hinter dem nächsten Zweck, der ihm fehlschlug, hatte der französische Gast sichtbar noch einen zweiten im Auge, den er auch erreicht hat. Die nahe Kriegsgefahr hatte dem Drange der Nation zur Einheit einen rascheren Puls gegeben und die Fürsten selbst waren auf dem Wege, Angesichts der brennenden Nothwendigkeit diesem Drang entgegenzukommen. Der Urheber der Drohung begreift, daß er Deutschland stärkt, indem er es schwächen wollte; seine tiefste Furcht ist die vor einem Erstarken Deutschlands, das hat der Friede von Villafranca gezeigt; auf's Neue sieht er es nun im Aufschwunge begriffen und er beschließt, diesem beschleunigten Zuge zur Einheit den Nerv zu durchschneiden, indem er in aller Gemüthlichkeit den versammelten Fürsten seinen friedfertigen Sinn betheuert. Vielleicht der feinste von allen seinen Ränken; er hat Deutschland sein Villafranca vor dem Kriege bereitet, niederschlagendes Wasser auf seine Gährung ausgegossen, seinem ausholenden Arme den Gegenstand genommen, so daß er sich verhieb. Der deutsche Charakter ist nicht so flüchtig, daß er von seinen Zielen abließe, wenn ihm eine solche Posse gespielt ist, allein wir können die menschliche Natur nicht verändern: steht uns nicht deutlich und greiflich mehr in naher Aussicht der Krieg, der das einzige Mittel zu unserer Einigung ist, so ist der Bewegung für's Nächste der Sporn genommen; sie wird nicht einschlafen, aber sie ist auf die lange Bank geschoben.

Ein neues, wichtigeres Ereigniß folgte im Verlauf dieses Sommers: die Zusammenkunft in Teplitz; Preußen und Oestreich sind versöhnt, der Feind wird Deutschland wenigstens nach außen, ihm gegenüber vereinigt finden, wenn er es angreift. Noch ist Geheimniß, was Einzelnes verabredet wurde, doch wahrscheinlich, daß Preußen den Beistand seiner Waffen zugesagt hat, falls ein italienischer Angriff auf Venetien mit Frankreichs Hülfe unternommen würde. Die Versöhnung mit Oestreich ist zugleich freundliche Annäherung Preußens an Bayern, dem das Verdienst gebührt, jene eingeleitet zu haben, also an den stärksten unter den Mittelstaaten, und somit scheint auch nach dieser Seite eine bessere Zukunft eingeleitet.

Warum nun noch eine Reise beschreiben, die unter so ganz andern Umständen, in so ganz anderer Stimmung gemacht ist? Deutschland freut sich der gewonnenen Grundlage kräftigen Zusammenhalts und du, so höre ich sagen, willst uns noch von deinen Stimmungen in hoffnungsloser Zeit erzählen? Was soll uns diese Lyrik? Erspare sie uns!

Ja wohl, wenn es so gut stünde, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat! Wie aber steht es in Wahrheit? Was wirklich gewonnen ist, wird von einem wahrlich nicht kleinen Theile der Nation verkannt und eine scheinbare Rechtfertigung für dieß Verkennen erwächst daraus, daß Anderes, Wesentliches nicht gewonnen ist.

Glücklicher Weise hat die preußische Regierung gezeigt, daß sie ihr Interesse und das Wohl Deutschlands besser versteht, als die Mehrzahl der Preußen und als die Mehrzahl der Deutschen, die zur preußischen Partei gehören. Ich weiß mich frei von der Leidenschaft, womit diese Partei von den

Meisten bekämpft wird. Es ist nur ganz begreiflich, daß man in der Rathlosigkeit der Frage über die Form der deutschen Einigung auf die Ansicht kommt, es müsse der stärkste unter den rein deutschen Staaten an die Spitze gestellt werden, und daß man im Eifer für diese Ueberzeugung alle nahe liegenden Schwierigkeiten zu leicht nimmt. Die entgegengesetzte Partei, die wir die föderative nennen wollen, steht nicht minder großen Hindernissen gegenüber, deren Gewicht auch sie nur zu oft unterschätzt: sie vergißt, daß zwischen Theilen, die so ungleich an Macht und Größe sind, wie die deutschen Staaten, von einer wahren Föderation nicht die Rede sein kann. Die Partei der Centralisation, wie man in ungenauem Gebrauche des Worts die preußische nennt, hat gegen sich das Widerstreben der Theile, die nicht dulden wollen, daß ein Theil das Ganze werde. Es sind nicht die Fürsten allein, es sind die Stämme, die Bevölkerungen mit ihrem historischen Leben, die im Bewußtsein gleichen Werthes gegen diese Art von Unterordnung sich stemmen. Jeder Anhänger der preußischen Partei wird gestehen, daß er nur auf langen Wegen der Reflexion zu seiner Ueberzeugung gelangt ist; es kann nicht anders sein, denn die Erhebung eines Theils zum Ganzen, zur Herrschaft über das Ganze, ist gegen die natürliche Logik. Nun meine ich gar nicht, daß Logik und Geschichte zwei gleiche Dinge sind, allein um gegen die natürliche Logik Recht zu behalten, müßte ein solcher Theil Gewichte von bedeutender spezifischer Schwere einzusetzen haben, wozu keineswegs genügt, daß er größer ist, als alle rein deutschen Staaten. Ein solches Gewicht ist ungleich höhere politische Entwicklung: wäre es vorhanden, so würde die Zuneigung der Bevölkerungen das

Sträuben ihrer Regierungen vielleicht überwinden. Es ist aber nicht vorhanden. Ein anderes Gewicht wäre ausgezeichnetes Genie, verbunden mit Kühnheit und Entschluß; es ist auch nicht vorhanden, es lebt kein Friederich der Große. Trotz diesem Mangel ließe sich noch ein Fall denken, der zu einer Hegemonie Preußens führte: die Gelegenheit, eine Wendung der Dinge, die Preußen fast ohne sein Zuthun, nur übrigens ein kräftiges patriotisches Handeln in einem bestimmten Falle vorausgesetzt, das Heft in die Hand drückte. Unter welcher Bedingung die Nation sich damit zufrieden geben würde, dieß wird sogleich und muß dann auch weiterhin in diesen Blättern zur Sprache kommen. Hier ist nur erst hinzuzufügen, daß das eine Wendung ist, die man am wenigsten macht, wenn man viel von ihr redet, eine mögliche Thatsache, kein Princip für eine politische Partei. Dagegen wissen die Föderalisten nicht, woher sie die Mittel nehmen sollen, den Theilen die annähernde Gleichheit zu geben, die ein wahrer, organischer Bund voraussetzt. Praktisch genommen, d. h. darauf angesehen, was man denn nun eigentlich thun soll, um zum Ziele zu gelangen, ist also das Bild, das beiden Parteien vorschwebt, gleich vag, gleich idealistisch, und keiner von beiden ist ein Vorwurf daraus zu machen, denn so, wie für jetzt die Dinge liegen, ist jede Form des organischen innern Aufbaus, die man ersinnen mag, unthunlich. Es gibt kein Programm für die deutsche Einheit. Wir wollen sie, wir müssen sie haben, wir müssen agitiren auf dieß Ziel nach allen Kräften, aber wie sie sich gestalten müsse, kann für jetzt kein menschlicher Verstand ersinnen. Es ist kläglich, aber es ist so, die deutsche Einheitsfrage ist eine verzweifelte

und wird es bleiben, bis große Thatsachen den Knoten zerhauen.

Unbefangen und leidenschaftslos verhalte ich mich zu der preußischen Partei bis zu dem Punkte, wo die östreichische Frage anfängt. Glaubt sie, das übrige Deutschland werde sich unter Preußen einigen lassen, — ich theile ihre Meinung nicht, aber ich hasse sie auch nicht, wofern sie nur nicht auf den Untergang Oestreichs speculirt. Dieß ist die Bedingung, von der ich vorhin gesprochen habe. Ich weiß recht wohl, welcher Vorwurf des logischen Widerspruchs von den Fanatikern der Partei bei diesem „Wofern" auf mich wartet. Ich wage dennoch die schreckliche Ketzerei auszusprechen, daß die Partei recht wohl bestehen könnte ohne das heillose Dogma: man müsse der Auflösung Oestreichs unthätig zusehen, denn Oestreichs Untergang sei Preußens Aufgang. Das bekannte Programm Gagerns aus der Zeit der deutschen Reichsversammlung oder die sonst schon aufgestellte Formel: engerer Bund unter Preußen ohne, weiterer Bund mit Oestreich ist nur gerade so praktisch und so unpraktisch, als der Vordersatz des ganzen Parteiprogramms; es wäre um nichts schwerer, den Hauptsatz mit diesem Beisatz durchzuführen, als ihn überhaupt durchzuführen. Es ist Zeit, dieß schwankende Gebiet des Denkbaren zu verlassen, denn hier können wir nicht weiter. Da Alles durchaus dunkel bleibt, was über die Einrichtung unseres innern Haushaltes vorgebracht wird, so müssen wir die Sache am andern Ende fassen und fragen, wie es mit der politischen Reife einer Nation steht und was einer Nation droht, die in der Stunde der Gefahr nicht vor Allem daran denkt, daß sie ihre gesammten Kräfte zusammenhalte, ihr Eigenthum,

ihre Habe schütze und wahre. Wir haben zwei große, gleich unbedingte Aufgaben zu unterscheiden: die der Selbsterhaltung und die der innern politischen Form, betreffe sie die Gestaltung der Einheit oder der bürgerlichen Freiheit. Und mir will scheinen, der ernste Moment habe einen großen Theil der Nation auf demselben Standpunkte der Vermischnng und Verwirrung beider Aufgaben getroffen, auf dem uns das Jahr 1848 traf. Den Begriffen: Existenz, Eigenthum, Besitzstand und Ehre der Nation wird der Begriff: Verfassung, Einrichtung, Confession, Bildung, Rechtsgleichheit u. s. w. untergeschoben. Wir sagen: laßt Oestreich nicht im Stich, es wird sich bitter an euch bestrafen — Antwort: ja aber dort ist das Concordat! Sieh hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonet in die Brust, hilf! — Antwort: ja, lieber Gott, der Mensch dauert mich, aber er ist Pfaffenknecht und Reactionär, ich kann ihm nicht helfen. Laß Napoleons Macht nicht aufkommen, reißt sie Oestreich ein Stück ab, ob Bundesland oder nicht, so bedroht sie dich, uns alle, auch unsere Bundesländer, wird zur europäischen Dictatur! — Antwort: in Oestreich herrscht der Absolutismus. Preußen und Oestreich ist versöhnt, freue dich, wir werden vereint gegen den Feind stehen, wir werden so vereint zur ersten Macht in Europa werden! — Antwort: o weh, das wird uns unser neues Verfassungsleben kosten, die Kreuzpartei an's Ruder bringen. Und das ist euer Selbstvertrauen? Und solcher Schwäche, solcher Widerstandslosigkeit euch bewußt verlangt ihr, daß Deutschland euern Satz von der Unterordnung unter Preußen wie eine heilige, unumstößliche Wahrheit verehren solle? Noch heute — da ja doch Jedermann noch vom Sommer 1859

spricht — sagt ihr: wäre Preußen damals wirklich zum Kriege geschritten, so stünde jetzt Oestreich an der Spitze Deutschlands, mit ihm der Absolutismus, der Romanismus, und wir wären da, wo Deutschland war anno 1818. Wie? ihr hofftet, zu siegen, während Oestreich Niederlagen erlitt, und ihr traut euch nicht zu, daß ihr dann die Kraft gehabt hättet, Oestreichs altem System zu widerstehen, es zu brechen, euch in ein Verhältniß zu diesem Staat zu setzen, wie ihr als die siegende Schutzmacht es wünschen mochtet? Und habt ihr denn nicht gemerkt, daß damals, als wir uns unter euch stellten und von euch zum Kriege geführt sein wollten, auch diejenigen von uns, die nicht zur sogenannten kleindeutschen Partei gehören, für sehr wahrscheinlich hielten, daß ihr mit dem Hefte des Kriegsschwerts auch das Heft der Hegemonie in die Hand bekommt, und daß alle es sich gern gefallen lassen wollten, wenn nur kräftig gehandelt würde? Damals regnete es Brei für Preußen und Preußen hatte keinen Löffel. Was man durch rasches Handeln wahrscheinlich errang, verrannte man sich durch Unterhandeln und Zögern, worin man den Eindruck hervorbrachte, daß man es haben möchte, und wodurch man Oestreich zu jenem verzweifelten Friedensschlusse trieb. Jetzt nun, nachdem die Stunde verpaßt ist, will durch Bitten, Drängen, Werben, Schieben eine Partei das machen, was, wenn es je kommen kann, wie ein Blitz kommt, der aus der Wolke fährt, was ein Act des Genie, der Kühnheit, eine Thatsache ist, bei der man eines schönen Morgens erwacht. Die unverbesserliche Verwechslung von äußerer und innerer Politik, von Fragen der Existenz mit Fragen der Freiheit des Geistes, der Bildung erklärt nun Jeden, der

nicht will, daß Oestreich aufgegeben werde, für einen Particularisten, für einen Spießgesellen des Pfaffenthums, für einen Verräther, im besten Fall für einen Thoren, einen Gefühlspolitiker, ein bewußtloses Werkzeug in der Hand der Sonderbündler; was von den Mittelstaaten ausgeht, muß auf alle Fälle, auch unbesehen, schlecht sein. Wir sollen nicht vergessen, daß man uns, als wir euch die Führung gaben, um zur rechten Zeit eine Macht zu brechen, die euch und uns alle gefährdet, gar noch mit Occupation bedrohte, und hiemit war das Maaß voll. Wer solche Körbe austheilt, kann fürder keine Anträge erwarten. Doch genug der traurigen Erinnerungen; ich wäre der Letzte, der sie aufrührt, wenn nicht der Trauergesang über die Versöhnung Preußens mit Oestreich zeigte, daß jenes unselige Dogma, das mir auf der ganzen Reise noch im Ohr summte: das Dogma von der Speculation auf die Zertrümmerung Oestreichs, morgen, wie gestern, wenn ein Angriff auf Oestreich uns alle bedroht, durch die Reihen der preußischen Partei laufen wird.

Man wird mir ohne Betheuruug glauben, daß ich unserem alten Losungswort: Freiheit, rein menschliche Bildung, Kampf gegen Wahn und Verfinsterung nicht abtrünnig geworden bin. Ich will es nur nicht da unterschieben, wo es nicht hingehört; zuerst existiren, zusammenhalten, was wir haben, uns nicht entehren lassen durch fremde Eroberungspolitik, dann der innere Aufbau und die Principien! Man wird sehen, daß ich Oestreich, das Land und die Leute, von Oestreich, dem System, zu unterscheiden weiß. In der That, wenn die Freude über diese neueste Versöhnung Preußens und Oestreichs uns durch die Thorheit jener getrübt wird, die im Hinter-

grunde derselben nichts sehen, als schädlichen Einfluß der alten innern Politik Oestreichs auf das Verfassungsleben Preußens, so wird sie auf der andern Seite durch die wohlgegründete Besorgniß geschmälert, daß Oestreich auch jetzt nicht erkannt habe, wie es durch ein ernstliches Umlenken sich beeilen muß, an Deutschland wahrhaft und dauernd anzuwachsen und uns dadurch den Aufbau der deutschen Einheit möglich zu machen. Noch ist kein Schritt geschehen, der eine wirkliche Umkehr beweist. Meine Ueberzeugung, daß es Wahnsinn ist, auf seine Zertrümmerung Deutschlands Stärke bauen zu wollen, bleibt stehen nach wie vor, und zwar hoffe ich zu zeigen, daß wir Oestreich uns erhalten müssen, seine außerdeutschen Völker miteinbegriffen, daß nur die innere Politik Oestreichs bis jetzt es war, was diesen Besitzstand zu einem Bleigewicht, zu einem Fluche für Deutschland machte, daß er, sobald jene umlenkt, ein wahres Gut für Deutschland ist; aber die Perspective wird freilich eine andere, wenn es nicht eilt, durch freies Verfassungsleben diese Völker an sich zu fesseln; dann muß Deutschland sich gefaßt halten, daß es sich die Stärke gebe, diese absolute Forderung des deutschen Wohles in Oestreich durchzusetzen.

Davon eben muß ja die Rede werden auf unserer Reise. Für jetzt wollte ich nur zeigen, daß ich nicht Ursache habe, die sorgenvolle Stimmung, in der ich die Reise machte, im Ton ihrer Erzählung ganz abzuschwächen. Tief bewegt wie ich reiste, werde ich schreiben. Ich bin gereist, weil es mich nicht zu Hause ließ, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reise habe ich beschlossen wie Einer, der über Berg und Thal mit hastigen Schritten rennt, um innern Sturm

durch äußern zu vertoben. München, Wien, Pesth, Triest, Venedig, Verona, Mailand in sechs Wochen, das wäre ein toller Reiseplan für Einen, der ruhig schauen und genießen will, war ein begreiflicher für den, der Unruhe in Unruhe ertränken wollte. Warum aber nach Oestreich? Vor Allem einfach, weil ich, der ich im Ausland lebe, einmal wieder mit Deutschen sein, mit Deutschen klagen, trauern, mich trösten, dann, weil ich in der Nähe sehen wollte, wie es dort steht. Lage der Dinge und Stand der Parteien im übrigen Deutschland war mir hinreichend bekannt; was man in Oestreich hofft oder fürchtet, sieht und denkt, ist uns in der Ferne verschleiert. Wer etwa meint, ich sei mit blühenden Illusionen hingegangen, der wird sich von seinem Irrthum überzeugen. Man wird die Stimme eines Mannes vernehmen, dessen Meinung zwei Standpunkte vereinigt, die sich sonst an entgegengesetzte Parteien vertheilen: völlige Unbefangenheit des Urtheils über die östreichische Politik und völlige Ueberzeugung, daß wir Oestreich nie und nimmer aufgeben dürfen; offener Widerspruch gegen sein früheres System und aufrichtiger Eifer dafür, daß wir nicht nur seine tüchtigen deutschen Stämme, sondern auch seine außerdeutschen Völker am Reiche festhalten. Meines Wissens ist eine Meinung wie diese nicht so stark vertreten, daß sie nicht das Recht hätte, sich noch einmal vernehmen zu lassen. Ich beschloß den Heimweg durch Oberitalien zu nehmen; wie öde ich Venedig, wie drohend ich Mailand finden werde, verbarg ich mir natürlich nicht, aber muß man denn immer um des Angenehmen willen reisen? Das Interessante und Spannende im Unheimlichen enthält doch wohl auch eine stärkende Kraft und die reinen Genüsse

der Kunst bleiben ja jedenfalls gewiß. — Daß ich die italienische Frage von der ungarischen und slavischen zu unterscheiden weiß, wird sich zeigen.

Gleich auf dem ersten Schritt meiner Reise muß ich an das anknüpfen, was ich vom Widerstand der Stämme gegen die Oberherrschaft eines Theils gesagt habe, der sich doch keiner höheren politischen Entwicklung rühmen könne. Ich vernahm zu gutem Anfang auf dem Wege nach München im Eisenbahnwagen das vielbeliebte Wort, daß in Preußen mehr Intelligenz sei, als in Süddeutschland, namentlich in Bayern; es war zwar eben einmal wieder ein Reisender in Rothwein oder Cigarren, der es vortrug, aber wenn es nur blos Reisende in Rothwein oder Cigarren wären, die solche Weisheit predigen! Der Unterschied unserer Stämme könnte ein wohlthätiger Sporn des Wetteifers, ein heilsamer, fruchtbarer Lebensreiz sein, nebenbei reiche Quelle des Humors im unschädlichen gegenseitigen Necken; die Geschichte des vorigen Jahres hat ihn giftig entzündet und daß die geschworen preußisch gesinnte Presse ihren Ton nicht ändert, das gibt dem Gift immer neue Nahrung. Es ist wahr, daß man auch in Süddeutschland oft ungerecht ist gegen preußisches Wesen und daß man den bekannten Stempel des Berliners leicht verwechselt mit dem Norddeutschen überhaupt, vor Allem mit den trefflichen, gediegenen Stämmen, die unsere Küsten bewohnen. Ich selbst gestehe, daß ich diese Befangenheit und Verwechslung in dem Aufsatz: Strauß und die Wirtemberger mir beigehen ließ. Aber ich glaube doch, daß das Reizen und Aergern mehr von dort ausgeht. Einen gewissen Ton des Besserwissens, den wir nicht ausstehen können, der unfehlbaren

Weisheit, welcher alle Dinge so entsetzlich klar sind, einen Ton des Belehrens, der naturlosen, zugespitzten Ironie, welcher alle andern Sterblichen für naives Object gelten, vernahm man nie stärker, als im vorigen Sommer, und vor Allem gegen Bayern. Von Preußen her klang es nur immer, wie wenn es da nichts als Ultramontane und darum blinde Anhänger Oestreichs gäbe; es gibt ja deren, aber nicht sie haben den Aufschwung geschaffen, der zur rechten Zeit Entschluß und Handlung gegen Frankreich verlangte; auch kann man ja in Handbüchern der Statistik lesen, daß kein kleiner Theil der bayrischen Bevölkerung protestantisch ist. Ein vorurtheilsfreier Gast wird sich dem Eindruck eines gleichmäßig verbreiteten Elements von geradem, gesundem Verstande nicht verschließen, das ihm gerade in München recht besonders wohlthuend entgegenkommt. Ich habe in der mir schon lange lieb gewordenen Stadt mit ihrem läßlichen, behaglichen, wohlfeilen Leben auf der ersten Station meiner Reise wieder ein paar Tage zugebracht. Kein Zufluß von Fremden, keine Vergrößerung, kein Fortschritt des Modernen hat bis jetzt die Unbefangenheit, Offenheit, Zutraulichkeit der Sitte, Leichtigkeit der Ansprache verderben können. Von Kunst habe ich dießmal nur wenig zu erzählen, doch schlage ich dem Leser vor, mit mir das Eine und Andere zu betrachten, um sich ein Stündchen der Ruhe in den Aufregungen der drängenden Gegenwart zu gönnen. Größere Unternehmungen der Historienmalerei bereiten sich bekanntlich für das im Bau begriffene Nationalmuseum vor. Der Auftrag, die Salamisschlacht zu malen, hat Kaulbach auf das Feld zurückgeführt, worauf er mit dem bekannten Geisterkampfe der Hunnen und Römer so glücklich

begonnen hat. Ich habe mir vorbehalten, ein andermal eine Zergliederung des eigenthümlichen Verhältnisses zu versuchen, in welchem sich Idealismus und Realismus, hoher Styl und bis an Caricatur grenzende Schärfe der Charakteristik, Symbol und herbes Abbild der Wirklichkeit, Ueberfülle beziehungsvoller Reflexion, Ironie, Satyre und fruchtbare Sinnlichkeit der Phantasie in diesem Künstlergeiste mischen. Mag man die Mischung nicht für eine organische, gesunde halten, man wird doch nicht läugnen, daß sie viel zu reich, tief, als Spiegel der Zeit viel zu bedeutungsvoll ist, um sich leichthin mit ihr abzufinden. Ich meinestheils habe mich frühe gegen das stehende Motiv des „oberen Stockwerks," der mythischen Symbolik erklärt, welche die wirkliche Handlung nicht zu Athem kommen läßt, und bin der Meinung, daß Raphael mit seiner Disputa del Sacramento und seiner Umstimmung des Attila, so sehr bei ihm diese Einführung mythischer Gruppen und Figuren aus der Anschauung der Zeit hervorging, doch auch viel Unheil angestellt hat. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht gegen Einwendungen zu vertheidigen; genug, Kaulbach selbst hat in seiner Salamisschlacht auf den Meergott Glaukos verzichtet, der auf dem ersten Entwurf dem Xerxes jene Ketten vor Augen hielt, mit denen er im Uebermuth den Hellespont fesseln wollte, und als einziges transcendentes Motiv bleiben die Gestalten der Heroen in der Luft, die nach dem eigenen Volksglauben den Griechen in dieser Schlacht vorkämpften; ich bin überzeugt, sein großes Schlachtbild hat dadurch nur gewonnen, indem nun an die Stelle des Glaukos die stolze, wilde Artemisia getreten ist. Ich glaube aber, daß Kaulbach noch eine ungetheiltere Wirkung erreichen und manchen Gegner

versöhnen wird durch das letzte Bild für das Treppenhaus im Museum zu Berlin. Endlich ist ja dort seine Absicht durchgedrungen, das Reformationszeitalter als den modernen Wendepunkt der Weltgeschichte darzustellen. Ich kenne Kaulbachs Skizze; er verfährt dießmal wie Raphael in der Schule von Athen, er versammelt einfach die Männer, in denen der Geist dieses Zeitalters Leben gewesen ist: auf höherer Basis der weiten Räume einer Kirche die Reformatoren, Luther in der Mitte, der voll Energie der Begeisterung die Bibel hoch emporhebt, zu seinen Seiten Melanchthon und Zwingli, die das Abendmahl austheilen, tiefer, im Vordergrunde, links die großen Entdecker, rechts die Humanisten, die Künstler. Hier wird er ungetheilt in seinem Elemente sein, der starken Charakteristik; wir werden einen reichen Kreis von Charakterköpfen und Gestalten sehen, aus deren lebendigem Zusammenwirken die Einheit des Grundgedankens mächtig hervorspringen wird, statt in abstract schönen Allgemeinfiguren symbolisch danebenzutreten, und irre ich nicht, so wird der Künstler auch die sonst gewohnte Ueberfruchtung mit Nebengedanken, Beziehungen, reflectirten Episoden zu opfern wissen, wird eingedenk sein, daß die höchste Reife Einfachheit ist.

Es wird sich nun zeigen, wie die Münchner Kräfte zu der großen Principienfrage des Idealismus und Realismus sich stellen, wenn einst das Nationalmuseum uns vor Augen bringt, was inzwischen im Stillen reift. Bis jetzt hat die deutsche Malerei ihre höchste Kraft in einem gedankenvollen Monumentalstyl mit vorherrschender Zeichnung entwickelt; das Gedankenvolle sprach sich in einem bestimmten Zuge zur Einkleidung ideenreichen Tiefsinns in mythische, symbolische

Gestalten aus. Der Realismus darf sich auf den berechtigten Geist der Zeit und den germanischen Genius berufen, wenn er fordert, daß der Künstler dieselbe Tiefe als inwohnenden Geist in die Gestalten der Wirklichkeit ohne solche Zuthat lege und daß er diesen Gestalten das volle Gepräge des individuellen Charakters gebe. Man muß aber beide Forderungen wohl unterscheiden, denn in der Wirklichkeit kann sich zerlegen, was dem Begriffe nach zusammengehört; realistischer Styl kann sich mit idealistischer Erfindung vereinen und idealistischer Styl, der wenig individualisirt, mit realistischer Erfindung. Der große, geniale Meister, den die Münchner Schule als ihr Haupt verehrt, Cornelius, ist nach der Seite der Erfindung Idealist, denn er neigt durchaus zum directen Ausdruck von Ideen durch übersinnliche Gestalten; aber nach der Seite des Styls ist er Realist im besten Sinne des Worts durch die strenge, herbe Dürerische Kraft der Individualisirung und Charakteristik, die nichts von akademischer Allgemeinheit der Formengebung weiß. Auf der allgemeinen Ausstellung hat sich darin am nächsten neben ihn der leider so früh uns entrissene Rethel gestellt. Von dem wenigen Neuen, was ich bei dem dießmaligen Aufenthalt in München gesehen habe, will ich hier einen Carton von Pixis nicht unerwähnt lassen, der den Sieg des Schwedenkönigs Carls X. über die Dänen in einer auf dem Eis des kleinen Beltes gewagten Schlacht darstellt und für das Nationalmuseum ausgeführt werden soll; die Erstlingsgemälde dieses Künstlers zeugten von Frische und Feuer, waren jedoch zu allgemein in den Charakteren und nicht ohne theatralischen Zug in Affect und Handlung; hier aber zeigt sich ein rascher Fortschritt zu bestimmter, concreter,

nordisch strenger Charaktergebung und Energie der Handlung, die doch schlicht, sächlich, mit der „angebornen Bescheidenheit der Natur" vor sich geht. Eine gewiß glückliche Quelle malerischer Motive hat sich Pixis in der Gudrun eröffnet; an diesen sagenhaften Stoffen wird er zu zeigen haben, wie es ihm gelingt, mit der Schönheit der Form, in der ihn der Aufenthalt im Süden befestigt hat, die winterliche Härte und Innerlichkeit abzuwägen, welche gerade hier der Schauplatz fordert. — Die Münchner Schule hatte das Element der Farbe vernachlässigt und der Realismus hat nun seine Forderung natürlich auch auf diesen Punkt zu richten, er muß volleren Schein der Wirklichkeit durch gesättigtes, lebenswarmes Colorit verlangen. Das führt nun freilich ebenfalls auf ein verwickeltes Gebiet nothwendiger Unterscheidungen, das ich hier keineswegs zu erschöpfen meine, wenn ich das Eine hervorhebe: auch der Realismus theilt sich natürlich in einen Monumentalstyl und einen Genrestyl. In der Nachahmung des Einzelnen, vorzüglich der Dinge, die als todte Körper dem innern Lebenskern einer Person und Handlung anhängen, wie Kleidungsstoffe u. s. w., oder als physikalische Erscheinungen über ihn ergossen sind, ihn umgeben, wie Licht, Luft, kann nun das Colorit einen Grad der Vollendung suchen und erreichen, welcher die Aufmerksamkeit von jenem Kerne hinweg und, ist das Gemälde ein historisches, es in das Genre herüberzieht. Das Monumentale im Styl wird immer eine gewisse Mäßigung und Schlichtheit der Farbe bedingen, nicht nur in der Freske, auch im Oelbild; nicht, als sollte damit das Unvermögen beschönigt werden: der Maler wird zeigen, daß er darin nicht weiter gegangen ist, weil er nicht weiter

gewollt hat, und freilich von der ältern Münchner Schule wird so ziemlich gelten, daß sie nicht weiter gegangen ist, weil sie nicht weiter gekonnt hat. Die neuere Wendung zum Realismus und zur ganzen Farbe ist vorzüglich durch Piloty vertreten. Seinen noch unvollendeten Nero, der nach der Feuersbrunst über die römischen Trümmer hinschreitet, habe ich nicht gesehen und glaube den rühmlichen Nachrichten gern, daß hier die geistige, das Ganze beseelende Kraft unter der kunstvollen Vollendung dessen, was in einem großhistorischen Bild Außenwerk heißt, voller, ungehemmter athmen wird, als in seinen früheren Werken. Sein Verdienst wird bleiben, daß er zuerst im Großen und mit wirklicher Herrschaft über die Kunstmittel dasjenige in München einbürgert, was vor Jahren die Belgier uns wieder in Erinnerung gebracht haben: das volle Bild der Erscheinung, die eigentliche Malerei; allein die deutsche Art wird, auch nachdem sie sich dieser Mittel in ihrem ganzen Umfang bemächtigt hat, doch immer dahin neigen, dieß Verfahren dem historischen und dem reinen Genrebild vorzubehalten, im monumentalen Historienbild aber die coloristische Seite mit freier Verzichtung auf das oben bezeichnete Maaß zu beschränken und die großen Züge des Inhalts durch die markige Kraft der vorherrschenden Zeichnung zu führen. Der Realismus wird hier in der Kraft der Charakteristik und Individualisirung liegen wie bei unsern großen altdeutschen Meistern. Davon wird ein coloristisches Historienbild zu unterscheiden sein, das dem historischen Genrebild näher steht, wiewohl es einen ausgezeichneten und benannten Moment der Geschichte darstellt; ein kleinerer Maaßstab wird ihm zusagen, es wird vorzüglich in der Bestimmung zum Schmucke von

Privaträumen seinen Werth behaupten, während das monumentale Historienbild den öffentlichen angehört. Von Einzelnem dieser Art, was ich dießmal gesehen, erwähne ich ein Bild des Schweizers Boßhardt, der sich vor Jahren durch das Gemälde: der Tod des Franz von Sickingen einen guten Namen gemacht hat; es stellt die edle That des Bürgermeisters Wenny von Solothurn dar, der im erbitterten Reformationskampfe sich mit breiter Brust vor eine Kanone stellt, welche die von Pfaffen aufgehetzten Katholiken auf die Protestanten abzufeuern im Begriffe sind, trägt die Handlung klar und überzeugend vor und zeigt sehr erfreulichen Fortschritt in ergiebiger Entwicklung des Inhalts, Mannigfaltigkeit und Individualisirung der Charaktere, Fülle und Wärme der Farbe.

Wie sehr ich für den Realismus in der einen und andern der hier unterschiedenen Richtungen stimme, ich darf doch hier nicht ungesagt lassen, daß ich gegen den reinen Idealismus gerechter und anerkennender geworden bin als früher. Der Realismus ist nicht Naturalismus, nicht Materialismus, aber die Versuchung liegt ihm nahe, darein zu versinken, daher bedarf er seines Antipoden, der ihm stets die Mahnung entgegenhält, daß es der Kunst nicht um die gemeine Wahrheit zu thun ist; des Antipoden, der uns in eine Welt von Göttern und götterähnlichen Menschen einführt, der nicht tiefer individualisirt, als es mit der reinen Schönheit der Formen verträglich ist, mit zarter Hand an der Grenze umlenkt, wo das härtere Gepräge des strengen Lebens mit seinen die Natur verhüllenden Culturformen beginnt, und sich eben daher, weil die ganze Farbe auch in die ganzen Gegensätze des Lebens führt, auch mit einem conventionellen, mehr symbolischen

Colorit begnügt. Es versteht sich, daß auch in dieser idealen Beschränkung wieder mancherlei Stufen möglich sind; Genelli hat in seinem Raub der Europa bewiesen, daß der Idealstyl weit tiefer in der Farbe zu gehen vermag, als man meinte; aber doch gestehe ich, daß ich ihn am meisten in der Handzeichnung mit den ihm eigenen warmen, wolligen Linien liebe. Wie fehlt einem, wenn man nun nach München kommt, der geistvolle Mann, dem die Griechen, Dante und Michel Angelo ihren vereinten Segen gegeben haben und den wir nicht minder lieben und verehren werden, mag er auch aus seinem reinen und ernsten Geisterreiche zürnend und schmollend auf die ihm widerstrebenden Ziele der Gegenwart schauen!

Von Genrebildern fand ich Pechts Goethe, der dem Carlsruher Hofe aus seinen Gedichten vorliest, der Vollendung nahe geführt, ein heiteres, sonniges, lebendig aufgefaßtes, farbenfrisches Sittenbild der Zeit mit trefflichen Porträts: man erfreut sich an dem warmen Lebensgefühl, das diesen Maler im Gebiete der Kritik zu einem so eifrigen Verfechter des Realismus macht; in diesem Eifer ist es ihm wohl geschehen, daß er nothwendige logische Unterscheidungen überspringt, die schwere Frage über Verhältniß von Inhalt und Form nicht gründlich genug nimmt, und so hat er denjenigen, die ihn fälschlich für einen Führer zur gemeinen Naturwahrheit nehmen, ohne seinen Willen manche Waffe in die Hand gegeben; sein geistvoller Text zu den Kunstschätzen Venedigs, der kürzlich erschienen ist, frisch, lebhaft, unmittelbar, wie Alles, was er schreibt, wird wohl das wirksamste Manifest gegen diese Mißverständnisse sein. — Bei meinem Landsmann Schütz fand ich ein gar freundliches Bild auf der Staffelei:

schwäbische Landleute, eine große Familie, am Kornfeld in der Ernte unter dem Schatten eines vollen Obstbaums zum schlichten Mittagsbrode betend, das am Boden aufgestellt ist, fern die weite Ebene von den blauen Zügen der schwäbischen Alb begrenzt. Dieß unser Mittelgebirge mit seiner eigenthümlichen Physiognomie, schwäbischer Menschenschlag, Sinn, Gemüth und Volkssitte haben schon lang auf ihre Maler gewartet, denn der lustige, derbe alte Pflug in Biberach mit seinen oberschwäbischen Sittenbildern war doch mehr Naturalist und Dilettant. Schütz ist kein gewöhnliches Talent und schreitet rasch in seiner Durchbildung vorwärts; ein sanftes, inniges, unverfälschtes Gefühl weist ihn auf das ernstere, empfundnere Genre. Er ist aber nicht frei von einem gewissen spezifischen erbaulich-sentimentalen Pastoralton, den er aus seiner Natur ausscheiden muß, wenn er nicht in's Unerquickliche gerathen will. Ein solches Bild wie die betenden Landleute ist ganz gesund, allgemein menschlich, wahr und schön; nur wenn man dann auch in den andern Bildern eine Neigung sieht, die Idealität in einer freudlosen directen Beziehung auf kirchliche Frömmigkeit zu suchen, wenn man bemerkt, wie auf dem übrigens so herrlichen Bilde: Frühlingsspaziergang des Dorfschulmeisters mit seinen Kindern keines dieser Kleinen, die ihre Gesangbuchlieder absingen, eigentlich einfach lustig ist, wenn die Scenen an Gräbern sich wiederholen, so entsteht die Besorgniß, er werde sich in einer pfarrerlich weltlosen Auffassung der schönen Welt befestigen. Die Kunst bedarf solcher directer besonderer Beziehung, die man ein „Geschmäckchen" nennt, nicht, um dem Weltleben die höhere Weihe zu geben. Dieß sei in allem Frieden und aller herzlichen

Anerkennung gesagt. — Was ganze derbe Fülle des Lebens ist, hat ein anderer Landsmann, Grünewald, in jenen markigen Tuschskizzen gezeigt, durch die er einst als eines unsrer kräftigsten Talente in der Stuttgarter Akademie sich hervorthat und die auf der allgemeinen deutschen Ausstellung zu München im Kupferstichcabinet aufgehängt waren: ein friesartiger Streifen, die Jahreszeiten in Arbeit und Lust schwäbischen Lebens darstellend; was mich vor vielen Jahren, als ich diese Jugendarbeit sah, freudig überraschte, war eine Art von Stylisirung, die mich in ihrer derben Energie und Entfernung von allem akademischen Abrunden an Holbein und Dürer erinnerte, die der Naturwahrheit in Volkstypus, Tracht, eckiger Bewegung nichts abfeilte und sie doch unvermerkt in volleres, freieres, markigeres Dasein hob. Wird denn diese treffliche Composition nicht gestochen oder, was ihr besonders anstünde, in Holz geschnitten werden?

Ein kurzer Besuch bei dem heitern, erfindungsreichen Fr. Folz, der in so anziehender Weise das Thierleben mit dem Menschenleben zu verbinden weiß, gab Anlaß, mich der ungleich höhern Lebendigkeit zu erfreuen, wodurch die deutsche Kunst vor der niederländischen sich auszeichnet. Auch diese hat beide Stoffe in Idylle, Jagd, Wanderung, Krieg gerne zusammengestellt, aber ist doch gar zu arm an freieren Motiven, bewegteren Beziehungen, wärmerer Komik. So etwas Trauliches, Gemüthliches, wie z. B. der Folz'sche Einsiedler vor seiner Hütte, wo er sich in der Armuth und Wildniß doch so behaglich eingerichtet hat mit seinen Häschen, Böckchen, zutraulichen Vögeln, findet man doch bei den Holländern nicht; der Genremaler mag gerne den ruhigen Situationen

nachgehen, jene aber scheuen gewiß nicht bloß aus malerischen Gründen fast jede lebendigere und innigere Beziehung. Wie herzlich stellt Ludwig Richter, um doch Illustration und Holzschnitt hier ja nicht zu vergessen, Mensch und Thier zusammen! Meine Münchner Wege führen mich denn auch auf einen Künstler, über den mir schon lang ein freudiges Lob auf der Zunge liegt, zu dem trefflichen Koller aus Zürich. Ich sah bei Kupferstecher Merz eine Arbeit von ihm wieder, worin dieser lebensvolle Realist ein Feld betreten hat, auf dem wir nicht gewohnt sind ihm zu begegnen; es ist eine Kreidenzeichnung, die ein Relief in Medaillonform darstellt und ein einfaches Motiv in plastischem Sinne behandelt: ein kleiner Knabe, lachend vor Lust und doch etwas ängstlich, reitet auf einem mächtig großen Hunde, der etwas ältere Bruder oder Kamerad hält ihn. Beide Knaben sind nackt und die Formen sind mit einer Zartheit und Kraft, Schwung und Rundung der Schraffirungen modellirt, daß man das Fleisch und seine Farbe zu fühlen meint. Koller hat hier eine ungewohnte Einheit des Sculpturartigen und der malerischen Durchbildung des Einzelnen gewagt und glücklich gelöst; dieß zeigt nun namentlich auch die Behandlung des Hundes: das lockige, langhaarige Fell, der stattliche Federschwanz ist mit solcher Liebe und Sicherheit behandelt, daß man hineingreifen und mit den vollen, prächtigen Haaren spielen möchte. Aber dieß fleißige Detail geht bei ihm nie auf Kosten des inneren Lebens. Wie die zwei Knaben, so ist auch der Hund mit ganzer, getreuer Hundeseele bei dem Spaß, schreitet frisch mit ausgehängter Zunge vorwärts und würde lachen, wenn er nur könnte. Das ist das Gediegene an Koller, daß er die zwei

Pole: Leben von innen heraus, gefühlten, warmen Moment und gewissenhafte, auf unermüdlichen Studien, auf der fleißigsten Modellbenützung ruhende Vollendung der ganzen Erscheinung bis hinaus auf Kohlhaupt, Schaffell, feuchte Kuhnase, faltige Haut und durchsichtiges Ohr des Rinds in Eins zusammenfaßt und zusammenarbeitet. Er erreicht so eine Wirkung, die sich der Illusion nähert, ohne doch entfernt an wahllosen Naturalismus zu erinnern; die Figuren scheinen sich wirklich von der Leinwand abzuheben, es ist ein so voller Schein der Wirklichkeit, wie er lange in der ächten Kunst nicht gesehen worden ist. Zwei Abwege liegen dem Thiermaler nahe: Langweiligkeit und Ueberschraubung. Wer nur immer das Dumpfe, Gähnende, Wiederkäuende, Schläfrige malt, wie die meisten Niederländer: nun der bringt auch uns zum Gähnen; wer dagegen die Analoga menschlichen Seelenlebens im Thier auffucht, hüte sich, diesen Ausdruck dahin zu steigern, daß sie zu empfindsamen Werthern, frommen alten Jungfern, guterzognen Schülern, raffinirten Intriguanten, ersten Liebhabern und Helden werden. Wir haben französische Sachen gesehen, z. B. Hunde, die am Grabe des Herrn trauern, so menschlich sentimental, daß sie offenbar sogleich ein Taschentuch hervorziehen und sich die Thränen damit trocknen werden. Das Thier muß Thier bleiben und doch errathen lassen, daß in seiner unbewußten Seele etwas vor sich geht, was menschlichem Affect, menschlicher Stimmung verwandt ist, in Ernst und Komik. Gerade die Thiergeschlechter, die weniger hoch, an innerem Leben dem Menschen weniger nahe stehen, sind ein besonders dankbarer Stoff, weil sich gleichmäßig die weite Kluft und die Brücke über die Kluft

an ihnen darstellen läßt. Das Rind ist daher für diese Auffassung günstiger, als das Pferd; dieses erinnert durch sein affectvolles, feuriges Wesen eher zu rasch, zu unmittelbar an das Verwandte im Menschen und die schönen Curven seiner Gestalt sind mehr noch plastisch, als malerisch; das träge, schwerfällige, dumpfe, genährige Wesen des ersteren gibt dem Spiele der Vorstellung, mit dem wir uns in die dunkle Thierseele versetzen und uns fragen, was darin nun wohl eigentlich vor sich gehe, mehr Reiz der Gemüthlichkeit und Koller versteht es gründlich, uns zu diesem Spiele zu nöthigen; namentlich führt er uns gern den Pierro, das halbgewachsene täppische Rind vor, mit den abstehenden, von durchsichtigem Saum eingefaßten Ohren, dem faltigen Ueberfluß der Haut am Hals und dem dummehrlichen, neugierig glotzenden, gutmüthigen Blick. Die menschenähnlichen Momente und Züge rührender Art weiß er ebenso wahr, als ungesucht in Scene zu setzen; so in der Kuh, die sich mit ihrem Kalb bei Gewittersturm hinter einen Fels geflüchtet hat und nun mütterlich besorgt, zugleich dem unfaßbaren Feind mit scheuem Blicke drohend, den Kopf über es biegt; oder in jener andern, die sich abseits der Heerde an einer Felswand auf blumenreicher Matte mit ihrem Jungen gelagert hat und es emsig ableckt: die Gruppe hat sich wie in einem gemüthlichen Stübchen eingerichtet, um fern vom Getümmel in aller Stille Mutter- und Kindsfreuden zu genießen. Ein andermal denn ergeben sich ebenso ungesucht ironische Parallelen. Landseer, der große englische Thiermaler, hat sie gern aufgesucht; man kennt z. B. seine zwei Hunde, dignity and impudence getauft, die nebeneinander aus ihrem Häuschen schauen, der eine ein naseweißer, lausbübischer,

kleiner Rattenfänger, ein Gamin der Hundewelt, dem man ansieht, er läßt Niemand und Nichts in Ruhe, kläfft und zankt mit aller Welt, der andere ein gesetzter großer Schweißhund, ganz Amtskopf, ganz Oberforstmeister, Charakterrolle, Mann der Gesinnung, der nur mit strenger Auswahl sich zum Mitwirken entschließen wird, wenn es an's Anbellen geht. Häufig aber treibt Landseer die Beziehung zu weit und wird dann thierischer Caricaturmaler. Koller bleibt immer mäßig und läßt die Anwendung wie ohne sein Zuthun hervorspringen, wie z. B. in seinen drei Kühen, die in einem Kohlgarten eingebrochen sind: die eine im gründlichen Vollgenusse die saftigen Blätter malmend, daß man meint, jenen dumpfen, behaglichen Ton der arbeitenden Kiefer zu hören, der den Wiederkäuern eigen ist; die andere eben erst sich bückend, um recht in's volle Zeug zu gehen, die dritte aber im ersten Genusse tragisch unterbrochen, denn die Bauernfamilie hat das Ungeheure dieses Einbruchs bemerkt, händeringende Weiber, schreiende Kinder sind auf dem Altan des nahen Bauernhauses sichtbar, der Mann ist herbeigestürzt und reißt dem lüsternen Thier mit grober Faust den Kopf am Horn zurück, dieses sendet einen wehmüthigen Blick zum Himmel, während ihm das eben abgerupfte Kohlblatt aus dem Maul hängt; Alles predigt hier: bestrafte Naschhaftigkeit, oder: belehrte mangelhafte Kenntniß des Privateigenthums, oder: „nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren, wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!“ was aber freilich auch wieder der Bauernfamilie gilt, der ihr Kohlgarten so wichtig ist wie ein Absolutes, Unendliches, so daß hingegen die Kühe in ihrem

Rechte sind, die ihn als ein Endliches behandeln. Es haben manche andere Künstler solche Einfälle gehabt, aber man muß Kollers Liebe, Geist, Fleiß, volle Leibhaftigkeit in der Ausführung sehen. Bei idyllischer Zusammenstellung des Thiers mit dem Menschen wird der Maler im richtigen Sinne gemüthlich wirken, wenn er uns an die Worte der Sennerin im „Versprochnen hinter'm Herd" zu erinnern weiß, die auf die Frage des Herrn nach dem Befinden des Viehs erwiedert: „mer sein Gottlob alle g'sund." Ich will hier ein allerliebstes kleines Bild von Eberle nicht unerwähnt lassen, das ich früher im Kunstverein zu München sah. Ein schwäbischer Hirt mit Dreispitz und in dem bekannten weißen Kittel von merkwürdig hoher Taille hat sich etwas von der ruhenden Heerde entfernt, um mit seinem Schatz zu plaudern, der eben vorübergeht. Der Lockhammel ist ihm gefolgt und steht hinter ihm, ihn eigenthümlich ansehend, als habe er sich bei dieser novellistischen Seitenhandlung zu betheiligen, gehöre so mit dazu. Duftige, blaue Luft, reiner Sommertag, die klarste harmonische Stimmung. Koller hat jetzt wieder ein größeres Bild vollendet: eine Hirtenfrau mit ihrem Kind hat sich in glühender Mittagshitze unter einen breiten, schattigen Baum gelagert, das Kind schläft, sie ist am Einnicken; es ist so schwül, so heiß, man möchte mitschlafen; ringsum sind Schafe und Ziegen bereits dieser Einladung gefolgt, eine Kuh aber, die im Bach daneben steht, hat den Kopf auf dem Rain aufgelegt und glotzt merkwürdig dumm gutmüthig die rührende Gruppe der Schlummernden an; ob sie wohl Studien zu einem Genrebild macht? Noch ein Zuschauer findet sich ein: hinter dem Stamme des Baums, dunkel abgesetzt vom brennend sonnigen

Hintergrunde, kommt eben ein muthwilliges junges Rind hervor und beschaut sich ebenfalls die Gruppe, man sieht, es steigt ihm eine Idee auf, es entwickelt sich ein Witz in ihm, der sich wahrscheinlich bis zur Höhe eines plumpen Sprungs versteigen wird. — Das Rind mag aus dem genannten Grunde den Thiermaler mehr anziehen, als das Pferd, das schon in der Natur mehr ästhetisch erscheint und ebendarum dem Künstler weniger zu thun übrig läßt; wer wollte darum so thöricht sein, das herrliche Thier von der Malerei auszuschließen? Auch komische Motive bietet es dar als eingewöhntes, träge gewordenes Zugthier, wo es gewissermaßen zum Ochsen herunterſinkt. Eines der frühesten Bilder von Koller zeigt einen Schimmel, der aus dem Stallfenster schaut, den Kopf auf den Sims gelegt. Es ist ein träger Bauerngaul, ganz Philister; heute ist es offenbar Sonntag und ein unschuldiger Naturgenuß erlaubt; so sieht er sich die sonnige Landschaft an, ohne Gemüthsaufregung, langweilig, die schlaffe Unterlippe drückt sich im Aufliegen des Kopfes breit und lang über die Oberlippe vor; hätte er eine Tasche, so guckte gewiß das abgenagte Mundstück einer alten Ulmerpfeife heraus; meditirt er Verse, so sind sie gewiß im Style des „Biedermeier." Wie aber der humoristische Künstler auch in's Gewaltige gehen kann, wird man sehen, wenn er seine kraftvolle Composition ausführt: vier prächtige Hengste, die sich scheu und wild vor einem Abgrund bäumen und ineinander wirren, da der schwere Güterwagen, den sie ziehen, auf steiler Steige in Schuß gekommen ist und sie aus der Straße hinweg an die fürchterliche Stelle vorwärts gestoßen hat.

Koller ist reich und fruchtbar an Erfindungen, ohne daß

ihn der rasche Geist je zur Schnellmalerei und Flüchtigkeit verführt; Lob verderbt ihn nicht und es steht gewiß eine schöne Laufbahn vor diesem bedeutenden Talente. In Behandlung der menschlichen Gestalt bedarf er wohl noch einiger Lehrjahre, einige Härte ist noch zu überwinden, eine gewisse tiefere Vereinigung des Stylvollen mit dem Naturwahren zu gewinnen, wozu eine italienische Reise das Beste thun wird. Auf die Debatte über sein Grün will ich hier nicht eintreten; die Gegner nennen es giftig und er antwortet: die Bäume sind nicht roth, wie ihr sie malt, sondern grün. Mir scheint immerhin, die Kunst fordere etwas mehr Abdämpfung, als er zugibt.

Nach neuen Erscheinungen in der Landschaft umzusehen, war dießmal wenig Zeit. Mein Landschaftheiliger, bei dem ich, so oft ich in München verweile, jeden Tag wenigstens einmal erscheine, um mich zu erbauen, ist Rottmann; die Feierstunden zwischen anstrengendem Galerienſehen und allerhand ermüdenden Gängen, wie die Umstände sie bringen, werden in den Arkaden genossen. Einst als junger Mensch, der noch keine Ahnung hatte vom hohen Styl, von classischer Einfalt und Großheit, vom südlichen Land und seiner Natur und wie man in ihr die Antike fühlen und verstehen lernt, stand ich zum erstenmal vor diesen Fresken. Da giengen mir die Augen auf und lange nachher, als ich Italien und Griechenland sah, mußte ich, wo immer diese Welt der reinen Form und Farbe in besonderer Schönheit und Größe vor mir sich aufthat, leise sagen: Rottmann! Deutschland darf stolz darauf sein, daß ihm die Kunst den einzigen Genius verdankt, der die historische Landschaft in ächt modernem Sinn neu geschaffen

hat, indem er ihren Idealstyl mit bestimmter Physiognomie, mit der Individualität der wirklichen gegebenen Erscheinung verschmolz; will man recht lernen, was es heißt: ein gegebenes Object aus sich selbst heraus ohne Willkür rein stylisiren, so darf man nur seine Werke betrachten. Es war wohl gute zehn Jahre später, als ich bei dem herrlichen Manne mich selbst einführte und er mich freundlich zu seinen griechischen Landschaften begleitete, die damals noch im untern Raume des Königsbaus am Boden standen. Da waren mir, wie so manchem Andern, die ruhig großartigen Bilder weit die liebsten; diese blaue Delos, Naxos, verbrannte Korinth, steinige Sikyon, diese baumreiche Spartaebene, der stille Kopaissee: hier breitet sich rein und groß das wunderbar poetische Gefühl der Raumprojection, der feierlichen Linie, des ewigen elementarischen Lebens aus; dagegen gab sich auf andern Bildern zu erkennen, daß Rottmann nach zwei Seiten begonnen hatte, aus seiner erhabnen Einfalt herauszutreten. Er verfiel auf eine zu beziehungsreiche Staffage, wie das reiterlose Pferd auf dem Schlachtfelde von Marathon mit dem verlornen rothen Mantel, das zugleich mit dem über die Ebene wüthenden Gewitter die Schlacht andeuten soll, die hier geschlagen wurde; er suchte in seltsamen, unruhigen oder durch Intensität des Lichts unnachahmlichen Effecten der Luft und Beleuchtung mit der Natur zu wetteifern, wie auf dem Bilde der Bucht von Aulis mit der Sonne am Himmel oder Epidaurus mit dem phantastisch glühenden Sonnenuntergang. Rottmann bedurfte keiner besondern, den Verstand zu Nebenfragen reizenden Einzelnheiten, um uns zu sagen, daß hier eine Natur ist, in der große Menschen lebten, große Thaten

geschahen, das predigt bei ihm Stein, Erde, Berg und Luft von selbst, und er war viel zu groß im bleibend Schönen, als daß er sich auf den Wettkampf mit einzelnen, flüchtigen, auffallenden Lichtwirkungen hätte einzulassen gebraucht. Doch wer wollte dem früh Entrissenen, der seinen rechten Weg darum nicht verloren hätte, mit einem unzufriedenen Blick nachsehen?

Unbegreiflich ist es mir, daß man in München nicht längst etwas gethan hat, die Arkadenbilder zu schützen. Ließe sich denn keine Vorrichtung finden, sie Nachts zu bedecken? Freilich sie haben bereits so viel gelitten, daß es längst Zeit gewesen wäre, sie in möglichst guten Copien zu erhalten; meines Wissens sind solche in Privatauftrag bereits ausgeführt, wird der Staat nicht dieß Beispiel für den Zweck der Oeffentlichkeit nachahmen?

Weil wir eben in der Nähe sind, blicken wir noch hinüber nach der Feldherrnhalle. Die loggia dei lanzi in Florenz, der sie nachgebaut ist, war einst von den bunten Gestalten der Landsknechte belebt, welche die Schloßwache hatten, heute noch schmückt sie nicht nur eine Reihe von Bildsäulen, sondern sie ist zugänglich und meistens von Menschen belebt. In dieser leeren, todten Feldherrnhalle mit der nackten Wand stehen Tilly und Wrede so einsam und verlassen, daß sie einen ordentlich dauern wegen der tödtlichen langen Weile, die sie ausstehen müssen. Wollte man die Schloßwache nicht hineinlegen, warum belebt man nicht wenigstens die Wand mit Trophäen, reichen bronzenen Gruppirungen von Schilden mit Fahnen, Waffen?

Wir sprachen von der Landschaft. Es versteht sich, daß

ich neben dem Stylbilde, wie es in Rottmann so rein sich darstellt, die realistische Landschaft, die mehr oder weniger Stimmungsbild ist, in ihrem ganzen Werth und Recht würdige, nur daß ich dießmal von einem Schleich, Bürkel, Morgenstern und Andern nichts Neues sah. Dagegen möchte ich hier Einiges von der eigenthümlichen Richtung des Malers Böcklin aus Basel sagen. Man kennt den verliebten Faun von seiner Hand in der neuen Pinatothek, der dem feuchten Schilf in heißer Mittagsgluth auf der Syrinx seine Herzensleiden vertraut; es ist eine Specialität, aber eine höchst geistreiche. Zwei neue Bilder sah ich unvollendet auf der Staffelei. Das eine derselben zeigt auf steiniger, verbrannter Gebirgshöhe einen griechischen Hirten, der in wilden Sätzen, seiner Heerde voran, voll Entsetzen abwärts springt: Pan hat ihn geschreckt; von der Höhe des obersten Gipfels lacht das bocksfüßige Ungeheuer, scharf von der blauen Luft sich abhebend, dem fliehenden Menschenkinde nach. Alles ist so überzeugend, stimmungsreich gegeben, daß man den Seelenvorgang, der solche Phantasiebilder der Alten, solche dunkle mystische Vorstellungen erzeugte, Angesichts des Bildes leicht und schnell in sich wiederholt: die einsame, wilde Berghöhe stimmt gespenstisch und irgend ein Laut, Schall in der Wildniß vergrößert sich der scheu gewordnen Einbildung zum geisterhaften Ruf einer dunkel geahnten Naturgottheit. Man fühlt, daß Böcklin in die Alten, besonders in den Theokrit, sich innig und phantasievoll eingelebt haben muß; das beweist neben jenem Faun wohl auch die schlafende Satyrfamilie, die ich nicht gesehen habe, die mir aber sehr gerühmt wurde. Dennoch bleiben nach meiner Ueberzeugung auch diese Bilder geniale Specialitäten.

Böcklin ist ausgezeichneter Landschaftsmaler, aber die Landschaft genügt ihm nicht; es liegt noch eine andere Kraft in ihm, die ihn zum Aussprechen des Innern in Figuren und Scenen treibt, er ist ein Dichter, er will erzählen; diese zwei Kräfte sucht er so zu vereinen, daß er die Stimmung der Landschaft in Gestalt und Handlung ausdrücklich hervorstellt. Nun entsteht ein zwischen Landschaft und zwischen menschlichem oder mythischem Lebensbild schwankendes Ganzes: es ist sowohl dieß als jenes, ebendarum aber weder dieß, noch jenes. Ich bleibe bei meiner alten Behauptung: Landschaft darf keine Staffage haben, die unser Interesse nach den Vorgängen des menschlichen Lebens, dem Reiche des Bewußten abzieht. Es hilft nichts, wenn man sagt: beide Seiten müssen allerdings zusammengestimmt sein; das Wesentliche der Landschaft ist, daß Stimmungen der Seele in ihr nur geahnt werden; die Ahnung gestaltet sich gern zu der bestimmteren Vorstellung einer Scene des Menschenlebens, wie sie dem Charakter der Landschaft entsprechen würde; gibt man aber dieser Ahnung Gestalt, macht man Ernst aus derselben und führt Menschen ein, die etwas thun oder leiden, wodurch jene Stimmungen zur eigentlichen Wirklichkeit werden, so verschwindet eben das Wesentliche: das blos Geahnte, das träumerische Unterlegen und Uebertragen. Ich sehe nach der interessanten, beziehungsreichen, spannenden Scene, die unter Menschen vor sich geht, und ich bin mitten in die heißen, mit klarem Worte sich nennenden Fragen des Menschenlebens hineingezogen, das träumerische Helldunkel, das Spiel der Empfindung ist zerstreut, womit ich die Landschaft betrachte; ich verweile bei dieser, dann vergesse ich die Handlung und

nur ein gewaltsamer Ruck, ein Stoß versetzt mich wieder in die letztere. Will also der Maler für die Menschenwelt interessiren, so muß die Landschaft untergeordnet, sie muß zum bloßen Echo, Hintergrund, sie muß zu dem Rang herabgesetzt werden, den umgekehrt im reinen Landschaftsbild die allein richtige, die anspruchlose Staffage einnimmt. Ich berufe mich auf Böcklins eigene Erfahrungen bei der Ausführung des zweiten Bildes, das ich damals auf der Staffelei sah und das eben jetzt durch die schweizerischen Kunstausstellungen geht: Ufer des adriatischen Meeres, schöne Villa in einem Garten, unten im Vordergrund reißt ein Seeräuber eine jammernde Frau nach einem Boote, wo zwei seiner Gesellen bereits ein geknebeltes Mädchen hüten. Auf dem beschatteten Wege, der zur Villa hinaufführt, liegt ein Leichnam: es wird der Gemahl der Geraubten sein, der in ihrer Vertheidigung gefallen ist. Man sieht sogleich: der Maler wollte eine poetische Erzählung geben, etwa im Geist und Ton Byrons. Während der Arbeit wurden die Figuren zuerst größer, dann kleiner, zuerst zahlreicher, dann sparsamer gehalten, die düstere Handlung sollte zuerst noch mitten im Kampfe stehen, dann wurde sie auf den Moment des beendigten Kampfes gestellt; Alles im Gefühle, daß spannende Handlung von der Landschaft ablenkt, die hier nun einmal entschieden zu bedeutend ist, um blos in zweiter Linie, als eine Art musikalischen Nachhalls einer Handlung zu wirken. Allein auch in jener Beschränkung ist die letztere immer noch ihrerseits viel zu bedeutend, um nicht in schwankendem Kampfe mit der Landschaft um den Vorrang der Bedeutung zu streiten. Das Bild hat zwei Schwerpunkte, es wankt daher und beunruhigt. Jeder

Theil ist mit ausgezeichnetem Geist und Kunstgefühl behandelt, das Schloß unter Cypressen und Oleander, im Rosenlichte der untergehenden Sonne tief empfunden, voll Adel, die kalten Schatten auf dem Vordergrunde meisterhaft beobachtet und gemalt; die Figuren mit wenigen Mitteln ganz für die beabsichtigte Wirkung leicht, geistreich gegeben, allein die Theile, obwohl jeder vortrefflich, gehen in der Empfindung nicht zusammen. Ein glückliches, vornehmes Ehepaar, das eben von einer Gondelfahrt zurückkehrt: das hätte eben hingereicht; eine Landschaft ist kein Drama, keine Novelle, der Maler kein Dichter. Dieser verfährt successiv; er mag uns also z. B. einen Garten, eine Villa am lachenden Ufer der Adria schildern, dann das stille Glück edler Menschen, eines liebenden Ehepaars, dann den Einbruch von Piraten, den blutigen Kampf, das tragische Ende; im Anfang seiner Erzählung haben wir nur ein landschaftliches Bild vor uns, dann schreitet er zu einem Genrebild, dann zu einer dramatischen, tragischen Handlung fort: wenn wir aber einmal in diese hineingezogen sind, tritt in unserer innern Vorstellung die Landschaft und das Schloß zurück, d. h. sie verschwinden nicht völlig, aber das Auge der Phantasie verweilt nur secundär, mit schwächerem Nachdruck darauf, sie werden zum blos accompagnirenden Theile (um den schiefen Ausdruck Nebenwerk zu vermeiden). Im räumlichen Bilde des Malers dagegen coexistirt nun die Landschaft mit der dramatischen Handlung so, daß beide Theile gleiches Gewicht ansprechen, während der specifische Unterschied ihrer ästhetischen Wirkung doch verlangt, daß einer von ihnen herrschendes Ganzes sei. Anders scheint es sich mit mythischen Wesen zu verhalten, die in die Land-

schaft eingeführt werden, namentlich wenn es solche sind, die entschieden nur eine Personification von Naturpotenzen, so zu sagen nur eine leichte, schwebende Gerinnung der Landschaft selbst zu persönlicher Form darstellen. Der sentimentale außermenschliche Kauz dort im Röhricht flötend erscheint wie eine natürliche Concretion der feuchtwarmen, brütenden Luft über dem stillen Teich; dieß Bild ist eigentlich, da es überhaupt gar keine entwickelte Landschaft gibt, eine Sache für sich; im Ganzen und Großen aber gehört auch die mythische Staffage einer Zeit an, welche glaubte, für die Landschaft noch einen Legitimationspaß von bedeutenden Figuren zu bedürfen; es ist eine besondere Form des Idealismus; man mag sie durch innigeres Gefühl des Zustands, wie es dem geistvollen Böcklin sicherlich eigen ist, neu zu beleben suchen, man wird anerkannt werden, aber man steht nicht in der gemeinsamen Stimmung der Zeit, die doch einem innern Gesetze folgt, das wir nicht verändern können. — Ich bin nichtsdestoweniger ein warmer Verehrer der Prellerschen Bilder; mit dieser Richtung aber hat es eine besondere Bewandtniß. Prellers Fürsprecher für diese Einheit von Landschaft und Handlung ist seine Quelle, ist Homer, ist das uralte, grundnaive Epos, das sich so kindlich an Allem erfreut, was schön ist, und es nebeneinander harmlos gelten läßt. Aber man sehe auch näher hin nach seiner Auswahl: wo die Landschaft stark vorherrschende Bedeutung anspricht, da hat die Handlung nicht spannenden, beunruhigenden, sondern idyllischen, also ächten Staffagecharakter.

Den Schluß der paar Münchner Tage bildete ein Gespräch mit Paul Heyse, dem ich zum Erfolg der Elisabeth Charlotte

herzlich Glück zu wünschen mich getrieben fühlte. Er hat mit diesem Wurfe die Ungerechten geschlagen, die ihn als ein umhertastendes bloßes Formtalent beurtheilt haben. Dem Werke des sogenannten bloßen Formtalents — ein Talent, das schlechthin nur formell wäre, gibt es überhaupt nicht — fehlt es zwar nicht an inneren Motiven, aber diese sind nicht ursprünglich, nicht wahrhaft vom Dichter selbst erzeugt, sondern nur Anderen nachempfunden, anempfunden. Von Heyse aber wird Niemand behaupten können, daß seine Formen nicht vom fühlenden Nerv, nicht von der eigenen, schaffenden, warmen Bewegung durchdrungen seien. Das Gewicht liegt allerdings bei ihm auf dem künstlerischen Bilden; er wird immer seinen Stoff zuerst darauf ansehen, ob er die Motive enthält, eine Reihe schöner Situationen aus ihm zu entwickeln; aber schön wird ihm stets nur das sein, was nicht nur künstlerisch rein gezeichnet, sondern ebenso menschlich rein empfunden ist. Es ist wahr, daß es noch einen andern Weg gibt: denjenigen, den die Epoche machenden, urgewaltigen Geister gehen: sie beginnen mit titanischen Werken, bei denen Alles vom gewaltigen innern Impuls, vorerst ohne alles bewußte Absehen auf die Form als solche ausgeht, das innere Feuer wirft die Form nur unwillkürlich mit aus wie ein wildes, schroffes Gebirge, der Geist ist mit ganzer Gewalt auf die Sache, auf den Inhalt gerichtet; aus langen Kämpfen geht dann die Läuterung hervor, die zu einer Höhe führt, wo bewußte Richtung auf die Form mit der inhaltsvollen Macht des Impulses ununterscheidbar gleichwiegt; dann beginnt und wächst allmählich eine bedenkliche Betonung der Form vor dem Inhalt. Goethe's und Schillers Theorie der reinen Form,

welche „den Stoff vertilgen soll," enthält Wahrheit, führt aber diese Wahrheit nahe an die Linie, wo sie unwahr wird, wo sie zu innerlich kühlen, individualitätslosen Schemen, Typen, Masken verleitet, wie das z. B. in Goethe's „natürlicher Tochter" zu Tage liegt. Man kann vielleicht sagen, bei Heyse sei die Feinheit des Formgefühls größer, als die Macht des Impulses, und er habe früher, als große Dichter pflegen, auf die Form als solche sein Auge gerichtet, aber es ist und bleibt höchst ungerecht, von leeren Formen zu sprechen; das Wahre wird sein, daß seine Dichternatur vorzüglich auf diejenige Welt des Inhalts bezogen ist, die wir — versteht sich ohne Vorwurf der Schwäche — die weibliche nennen wollen, auf die Welt der Liebe; sagen wir: ein erotischer Dichter, nur mit dem Zusatz, daß damit kein Ovid gemeint, sondern jeder tiefe Conflict, jeder schwere Kampf der Liebe mit andern Lebensmächten, jede gewichtvolle ethische Frage mit eingeschlossen ist: also etwas Goethe Verwandtes, ein bedeutendes Talent, dessen Richtung und Anlage in dem Gebiete liegt, worin dieser urgewaltige Genius wirkte. Den tiefgefühlten Inhalt schaut er denn immer mit der Frage, welche bestimmte ästhetische Bilder sich im bestimmten Falle aus ihm entwickeln lassen, merklich auf die Form an, wobei man deutlich sieht, daß ihm ein innerer Zeichner, Maler, ein Kunstsinn inwohnt, dessen Auffassungsweise wesentlich durch die klare Objectivität italienischer Natur und Volksweise, durch antike Plastik und Poesie bestimmt ist. Die zwei Novellen: La Rabbiata und die Einsamen, Bilder, die an Leopold Roberts Pinsel erinnern, geben hiefür den Beleg. Es kann sein, daß das in solcher Art gebildete feine Auge durch seine Art, zu blicken, den

Dichter in der Stoffwahl fehlgreifen läßt. Der epische Versuch: Thekla entrollt eine Reihe meisterhafter Bilder; ja es sind hier einzelne Situationen mit einer Festigkeit gezeichnet, welche classisch genannt werden darf. Und wahrlich nicht bloße Form ist es, sondern der Inhalt: opfermuthige Begeisterung für eine neue Weltidee, kühner Bruch mit den Banden der alten Heidenwelt, Heldenschritt zum Märtyrtod, ist mit einer Gluth ergriffen, die unzweifelhaft aus den rein gezeichneten Formen lodert. Allein diesen Inhalt bot der Stoff mit einer specifischen geschichtlichen Bestimmtheit von so starkem Beigeschmack, daß sie dem modernen Gefühl ein für allemal widerstrebt: es ist die weltlose Beschränktheit bei der tiefen Intensität in den religiösen Begriffen der ersten Christenzeit, Wunder, Ascese und was daran hängt. Aus diesen Begriffen hat nun Heyse in jener an sich so großartigen Scene des Kerkergesprächs zwischen Paulus und der Heldin die reine Vernunftidee gezogen: unsere Ueberzeugung ist der Gott in unserem Busen und muß die Welt überwinden; die Wunder behandelt er so, daß uns freigestellt wird, anzunehmen, es sei wohl mit natürlichen Dingen zugegangen, die Ascese aber bleibt in dem Sinn stehen, daß die Heldin als eine Art weiblichen Apostels, Reisepredigerin von uns scheidet. Dieß Alles wirkt nicht rein, es bringt einen störenden skeptischen Riß zwischen der Freude an der künstlerischen Schönheit und dem unabweisbaren Denken über den Inhalt mit sich. Die Glaubensvorstellungen der Zeit lassen sich von den reineren Ideen, die ihnen verhüllt zu Grunde lagen, ohne Gewalt nicht ablösen; Wunder werden entweder mit der naiven Ueberzeugung der Legende erzählt — etwa auch mild

ironiſch wie ein Hans Sachs ſolche Stoffe behandelt hat, — oder aber man meidet ſie lieber ganz; es thut z. B. nicht gut, wenn man bei der Scene, wo Thekla die Löwen mit einem Blicke bändigt, die Wahl hat, an ein Uebernatürliches oder an van Aken zu denken, und was Aſceſe betrifft: ein ſchönes Weib, das in der Blüthe des Lebens auf den Lebensberuf des Weibes verzichtet, läßt immer ein Bild in uns zurück, das zu ſehr das beſondere Gepräge einer Zeit trägt, nicht ungetrübt rein menſchlich wirkt. Dagegen hat nun Heyſe durch ſein Drama Eliſabeth Charlotte eine ungetheilte reine Wirkung erreicht. Von ſolchen Bruchreſten zwiſchen Inhalt und Form, die ſich im Bewußtſein der Zeit nicht völlig auflöſen, kann hier keine Rede ſein; der Dichter griff friſch in die moderne Geſchichte und nahm ſich nur die Freiheit, wie ſie jedem Dichter zukommt, ſeinen Stoff umzubilden, zu idealiſiren. In den Sabinerinnen hatte er moderne Humanität in die alte Römerwelt zurückgetragen; ich glaube, daß dieſe weit weniger, als die griechiſche Heroenzeit, ſolche Verklärung zuläßt; mit dem Mantel vom Fell des Apenninenwolfes will ſo viel zarter Edelmuth wie in dieſem Romulus nicht ſtimmen. Das Beſſere iſt doch immer, wenn der Stoff an ſich ſchon unſerem Bewußtſein näher liegt, und das Beſte, wenn er uns in unſerem Eigenſten, dem Grundgefühl des nationalen Lebens, anſpricht. Heyſe hat dießmal das Herz ſeines Volkes getroffen und wollte Einer ſagen, das liege eben im Stoff, ſei ſtoffartige Wirkung, ſo werden wir antworten: der Stoff findet nicht den Mann, ſondern der Mann den Stoff und zeigt die Wünſchelruthe glücklich, ſo kam es vorher darauf an, wie ſie angeſetzt wurde; nicht zu reden davon, was der

Künstler am Stoff Alles umzubilden hat, bis der sittliche, volksthümliche Kern rein hervorspringt und wirkt. Und es galt ja wahrlich keine Sittenpredigt; reine deutsche Weiblichkeit sollte ohne Tugendstolz und Steifheit schlicht, naiv, heiter in der Mitte französischer Verdorbenheit und Tücke stehen und über sie triumphiren; sie sollte auch nicht ohne Weiteres fertig sein, sondern in schwerer Versuchung den Sieg zuerst über die eigene Schwäche erringen und dann über Andere siegen. Die Scene im Pavillon, wie Elisabeth zuerst in vollem Zuge selbstvergessener Erregung der Liebe eintritt, dann durch den Blick auf ihr Spiegelbild zu sich kommt und sich sagt: schäm' dich, alte Liselotte! ist ein Meisterzug psychologischer Wahrheit, reiner sittlicher Umwendung ohne Prätension, schlicht, treuherzig, Ernst mit Humor, ächt deutsch. Dem gegenüber ist die französische Frivolität, Intrigue, Repräsentation und Feinheit gewiß mit freier und gewandter Hand gezeichnet, nur bleibt etwas Lastendes in der Empfindung des Zuschauers zurück, was über die ganze Anlage der Handlung viel zu denken gibt. Der König steht am Schlusse zu glänzend, Elisabeth Charlotte zu untergeordnet da, sie nimmt die Befreiung der Pfalz und Deutschland in ihr den Ryswicker Frieden als eine Gnade an; in der That leidet darunter auch das Pathos deutscher Ehre, das diesem Drama doch einmal wesentlich ist. Es gab zwei Wege, dem zu entgehen. Entweder das humoristische Element in Elisabeth Charlottens Charakter wurde (der Geschichte gemäß) verstärkt, ihr sittlicher Triumph, obwohl an sich ernst aus dem Innern begründet, verlief sich der Form nach in lauter Scherz und Schalkheit; dadurch trat das Lustspielartige überhaupt in den Vordergrund und wurde ein

gewisses Schwanken zwischen dem Charakter einer Intriguenkomödie und ernstem Drama vermieden. Dieß war nun aber aus zwei Gründen schwer thunlich: der geschichtliche Charakter der Hauptperson ist einmal, unbeschadet des Naiven, vornherein mehr in der Richtung des Ernstes und der Tiefe idealisirt, er verdankt diesem Tone seine erhebende und rührende Wirkung; dazu kommt der Umstand, daß ein Giftmord, an der ersten Gemahlin des Regenten verübt, seine dunkeln Schatten auf das Ganze wirft. Freilich gerade hier liegt ein Zwiespalt, der auf alle Fälle sein Störendes hat: de Lorraine ist eine jener Figuren, wie wir sie aus dem französischen Lustspiel kennen: Vereinigung des Liederlichen und Ritterlichen, bekannter französischer Typus, glücklich aufgefaßt in manchen Momenten, aber er durfte kein Giftmörder sein und dieß forderte doch die Handlung. Der andere Weg würde die Elemente des ernsten Drama, die im Stücke liegen, am Schlusse zu mehr befriedigender Herrschaft bringen. Ich würde vorschlagen: der Dichter benütze die geschichtliche Thatsache, daß Ludwig XIV in seinen letzten Jahren durch die bittern Folgen seiner Mißregierung innerlich gebrochen war, er verstärke die Stimmen innerer Selbstverurtheilung, wie sie im Laufe des Stücks (namentlich in dem furchtbaren Traumgesicht vom Brande Heidelbergs, einer Stelle in Shakespeares ächtem Ton und Geist) einzeln sich vernehmen lassen, zu einem dauernden Zustande, einem bleibenden Gefühl, von der Geschichte gerichtet zu sein, er benütze unter anderem die Worte voll Schuldbewußtsein, die nach den Denkwürdigkeiten von S. Simon der König vier Tage vor seinem Tode zu seinem Urenkel, dem späteren Thronfolger sprach (auch von Hettner angeführt,

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts II. Theil); der also innerlich gebrochene König gebe uns zu erkennen, wie nun das Bild jener deutschen Frau als sein leibhaftiges Gewissen neben ihm steht, seine unwillkürliche Achtung vor ihr nehme diese bestimmte Farbe an; er trete am Schlusse nicht noch einmal wie ein Gnade spendender Gott, sondern Elisabeth Charlotte trete als wahre Hauptperson, als der Genius auf, dessen Anblick ihm zum innern Gerichte wird, und in dieser Stimmung verkündige er den Frieden von Ryswick. Heyse hat in den Sabinerinnen das Gewicht der Hauptrolle zwischen den zwei Schwestern vertheilt und dadurch die Wirkung eines Drama voll hoher Tragik der Leidenschaft und des Schicksals geschwächt; ähnlich, obzwar in ganz anderem Sinn, vertheilt er es hier zwischen dem König und Elisabeth Charlotte; der angegebne Weg würde den König energisch zurückstellen: während der Glanz seiner Repräsentation bis zum Ende bliebe, würde dessen ganze innre Hohlheit schlagender zu Tage treten. Uebrigens bringt es die Organisation eines Talents, wie ich sie zu bestimmen suchte, mit sich, daß Heyse geneigt sein muß, zum Mittelpunkte seiner Dramen Frauencharaktere zu machen. Daß hiedurch kräftige Hand in der Zeichnung von Männercharakteren nicht ausgeschlossen ist, beweist ja allein schon der frische, derbe, saftige Ancus in den Sabinerinnen; dagegen solche Mannesnatur, die einen geschichtlichen Zustand principiell anfaßt und im hohen geschichtlichen Sinn umwälzt, radicaler Wille, der eine neue Welt in sich trägt und mit der Begeisterung jene Bitterkeit des Hasses verbindet, ohne welche Großes nicht geschieht: dieß einschneidende Bild wird seinem Griffel ferner liegen.

Länger als ich wollte, habe ich den Leſer in München aufgehalten, doch vielleicht wird er ſich mit mir im betäubenden Strudel Wiens nach der Stadt zurückſehnen, die mit dieſer verglichen ſo ſtill, ſo gemüthlich und behaglich iſt. Fort alſo auf der Eiſenbahn nach Regensburg! Da ſteht die alte Herrlichkeit vor uns in dem berühmten Dome, deſſen Inneres zur alten Einfachheit nun wieder hergeſtellt iſt und rein von ſtörender Zuthat ſeine ernſte, ſchwungvoll gegliederte Wölbung wirken läßt, deſſen herrlicher Chorbau und reiche Schauſeite mit dem über Eck geſtellten Portalvorſprung uns in die beſten, phantaſievollſten Zeiten der Gothik verſetzt; der verdienſtvolle Dombaumeiſter Denzinger zeigt uns gefällig den Riß für die Ausführung der Thürme und weiht uns in die Geſchichte und Stylunterſchiede der vollendeten Theile des Ganzen ein; wir wandern durch die Stadt, gedenken der uralten Carolinger-Zeiten bei dem Vorhofportal von S. Emmeran, das vorgothiſche Mittelalter, die Zeit des phantaſtiſch reichen romaniſchen Styls tritt uns im Portal der S. Jakobskirche entgegen; in den engen Gaſſen erhebt ſich zwiſchen den behaglichen Erkerhäuſern mancher thurmartige Bau, der doch auch Wohnhaus war oder noch iſt, und gemahnt an Trutz und Kampf der alten Geſchlechter; die Façaden waren einſt bemalt und dort prangt aufgefriſcht noch ein David und Rieſe Goliath. Und endlich führt unſer Weg uns denn auch zum alten Reichstagsſaal im Rathhaus. Da ſteht ja ſelbſt der Stuhl noch, auf dem der Kaiſer geſeſſen! Sitz und Lehne mit gepreßtem Leder bezogen, hochbeinig, hart und unbequem; dem Oberhaupt oder ſeinem „Prinzipalcommiſſarius“ mag es wohl oft recht heiß geworden ſein auf dem zähen Stoffe, wenn die ehrwürdigen Stände des Reichs,

Kurfürsten, geistliche und weltliche Herren und Reichsstädte einmal wieder recht eigensinnig „hinter sich trieben," so heiß, bis es ihm endlich zu viel wurde und er dem Reiche den Stuhl vor die Thür setzte, — doch fort aus diesem Geisterraume, wo man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll; ich meinte sie sitzen zu sehen in engen, faltenreichen spanischen Krägen, mit wackelnden Köpfen wie Pagoden, in unendlicher Verhandlung berathend über des Kaisers Bart, der Stände Rangordnung, Recht und Vorrecht, während draußen die Welt, die sie durch die spärlichen Fenster nicht sehen können, ihren Gang geht und Stück für Stück die Herrlichkeit des Reichs zertrümmert; sie stierten mich so wunderlich blöd an, es wurde mir doch zu unheimlich und ich lief fort, hinaus auf die stattliche Donaubrücke und schaute, den Geist voll dunkler Fragen, in den brausenden Strom hinunter, der seine Wogen der alten Kaiserstadt zuwälzt. Der Abend verfloß mit Männern, die mir gar gefällige Führerdienste geleistet, im Kreis einer wackern, freundlichen Familie, und ich überzeugte mich, daß das alte Regensburg, einst die erste Stadt Deutschlands, jetzt gar still und einsam und fast vergessen, doch nicht todt ist, sondern reich an munterem, gesundem, tüchtigem Leben, unbefangener, ächt deutscher Güte und Sitte.

Morgens früh im kalten Nebel auf's Dampfschiff. Zuerst galt es Geduld, denn über zwei Stunden ließ der Nebel die Abfahrt nicht zu; endlich theilt er sich, die Schaufeln arbeiten kräftig durch die mächtigen Fluthen der angeschwollnen Donau. Bald wird hoch auf dem linken Ufer die Walhalla sichtbar. Vor zwanzig Jahren betrat ich sie, sie war noch im Bau begriffen. Damals sah ich sie mit etwas grämlichen Blicken an;

ich kam eben von ihrem hohen Vorbilde, dem Parthenon, her; Attikas sanft geschwungene Berge und reichgegliederte Gestade, Pinien, Lorbeer, Myrthen und Oleander, die weite See, den tiefblauen Himmel spiegelnd, der goldig glänzende Marmor Pentelikons und die Gestalten des Phidias standen mir frisch wie von gestern vor dem innern Auge; hier das Nachbild im rauheren trübgelben Gesteine die feinen Formen und reinen Verhältnisse nachahmend, Schwanthalers kurzleibige, harte Figuren im Giebelfeld, ein griechischer Tempel in grauer nordischer Luft, umgeben von schweren und ungeschlachten Erd- und Bergformen, mit dem Blick auf düsteres Tannen- und Fichtengehölz: es wollte mir nicht ein, kam mir gemacht, gesucht vor. Heute gedachte ich, als der stattliche Bau herunterwinkte, nur mit herzlicher Rührung des guten nationalen Willens, der hier deutschen Mannes- und Geistesruhm in einer stolzen Halle verewigt hat, die uns so ernst mahnend zuruft: schaut zu, daß ihr euch noch eine andre Halle baut, bestellet euer Haus und gründet es auf feste Säulen!

Vorüber am alten Straubing: dort über die Brücke wurde die arme Agnes Bernauer gestürzt. Hebbel wird nicht der Letzte sein, der den erschütternden Stoff im Drama behandelt hat; freilich liegt ein schwerer Knoten darin: Herzog Ernst theilt entweder den wilden, blöden Wahn, daß die Baderstochter Hexenkünste geübt hat, und dann ist er ein undramatischer Charakter, oder er benützt ihn aus politischen Motiven und dann ist er doch immer unleidlich grausam; Hebbel hat ihn so weit möglich dem Erträglichen genähert: Agnes wird dem Wohle von Tausenden geopfert, die unter einer Kette von Uebeln leiden müßten, wenn die Mißheirath

dauerte, der Herzog entschließt sich vorher zum Schwersten, einer Veränderung der Erbfolge, und erst da der neue Thronerbe stirbt, greift er zum letzten, furchtbaren Mittel. Ich zweifle dennoch, ob dieß hinreicht, die unerträgliche Härte im Stoff ganz in höhere tragische Nothwendigkeit aufzulösen, aber das weiß ich, daß dieser Herzog ein Meisterstück von männlicher Charakterzeichnung ist. Das ist ein Mann, menschlich fühlend und streng sich bezwingend, wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, aber vom Schicksal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geschmiedetes inneres Leben zeigend, schlicht in seiner Stärke, wahrhaft deutsch. Hebbel ist nur auch in den andern Charakteren zu wortkarg; sein Styl wird im ursprünglich gesunden Streben, die Phrase zu vermeiden und deutsche, nordische Art zu zeichnen, die weniger sagt, als sie im Innern trägt, bis zum Manirirten gedrängt, epigrammatisch comprimirt, zugespitzt, stachlich, dornig und verfällt dadurch in das Gegentheil des Schlichten, nach welchem er überall strebt, in die reflectirte Absichtlichkeit der inhaltvollen, überwürzten Kürze. Leidenschaft ist beredt, sie muß ihre Stellen haben, wo sie in warmem, reichem, glänzendem Strom hervorbricht und daherrauscht. Am wenigsten gelingt ihm das Weib, die verschleierte, unbewußte, naive und doch klare, hohe Seelenschönheit edler Frauen. Er will in Agnes recht den Adel der Natur, die Einfalt in Hoheit zeichnen, aber man fühlt die Absicht. Dennoch welcher tüchtige Fortschritt ist dieß Drama gegen die früheren Ueberschraubungen alttestamentlicher und romantischer Stoffe in's blasirt Moderne, die mystisch allegorischen Visionen mit dem tollen Umsprung aus phantastischem Ernst in komischen Realismus, dem ungesunden

Humor! Hebbel wird schwer aus einer trüben Mischung von romantischem Idealismus, schneidendem Realismus, modernem Subjectivismus, beziehungsreichem Gedankenhinterhalt sich ganz herausarbeiten, aber er ist niemals unbedeutend.

Während ich von solcherlei kritischen Gedanken allmählich wieder zu mir komme und mich mit J. Pauls Fälbel vergleiche, der an Allem, an Weg, Wiese, Wald und Wasser dociren muß, hat uns der Steuermann, der glücklicher Weise sich durch keine Schulmeistergrillen zerstreuen läßt, nach dem schönen Passau geführt, das thurmreich am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau sich hinlagert und aufbaut. Die Stadt sieht alterthümlich und ehrwürdig genug aus, um die Phantasie zu wecken, daß sie sich ein uraltes Sagenbild heraufrufe; hatte ich doch nicht vergessen, daß ich des Weges zog, auf dem einst Chriemhilde und dann die Nibelungen in ihr Schicksal gingen. Hier in Passau empfängt der Bischof Pilgerin mit „Burgären und Koufliuten" der Stadt seine „Niftel," die im Geleite Rüdigers und seiner Mannen und reich geschmückter Jungfrauen vom Rheine hergeritten kommt. Drunten in Bechlarn hat sich schon Rüdigers Gemahlin, die schöne Gotelinde, aufgemacht; sie reitet mit ihrem stattlichen Gefolge der Ens zu und begegnet der Braut Ezels bei Everdingen (Everding); hier geht es, wie nachher, wo Hagen auf den grimmen Fergen Else stößt und hierauf der Raubanfall auf die Nibelungen erfolgt, in unserm alten Heldenliede den braven Baiern schlecht: „gnuoge uz Beierlande solten han genomen den Raub nach ir Gewoneheit", hätte es nicht der Markgraf Rüdiger mit seinen mehr als tausend Rittern „understanden". Man steigt vom Pferde, begrüßt sich, ruht aus unter Zelten

im Klee, erfrischt sich, turnirt den Frauen zu Ehren, daß die „Trunzune“ fliegen, es geht weiter nach Bechlarn, dann über Medelike (Mölk) in's eigentliche „Osterlant;“ in „Mutaren“ (Mautern) scheidet Pilgerin; an der Traisem hält der Zug in Ezels Burg „Zeizenmure“ (Traismauer), man weilt vier Tage; inzwischen hat Ezel gehört, „wie herlichen Kriemhilt köme durch die Lant,“ er zieht ihr entgegen und bei Tuln empfängt er sie mit seinem wildfremden Geleite, das der Königsbraut ein nie gesehenes Schauspiel bietet: „Pölan und Blachen, Riuzen und Kriechen, Degen vom Lande zu Kiewen und die wilden Petschenäre“ tummeln ihre Rosse, schießen mit Pfeilen nach den Vögeln, voran Ezel selbst mit seinen ersten Helden, unter denen Dieterich von Berne glänzt; der Zug bewegt sich von Tuln nach der Stadt zu Wiene, wo das Vermählungsfest gefeiert wird, dann geht es in's Ungarland; „zu Heimburg der alten sie waren übernacht,“ zu Misenburg (Wiselburg) schiffen sie sich ein und erreichen Ofen, „Ezelenburg.“ Die Phantasie überspringt sieben Jahre; ein anderes, größeres Schauspiel auf tragischem Grunde belebt diese Donauufer. Das rachebrütende Weib hat die Brüder und ihre Mannen in Ezelenland eingeladen; sie ziehen heran, sie gelangen höher oben bei „Möringen“ zur Donau, der grimme Hagen belauscht die Meerweiber, sie weissagen ihm seinen und allen Nibelungen gewissen Tod; Else, der wilde Ferge, will sie nicht übersetzen, Hagen erschlägt ihn, ein unheimliches Vorzeichen, im Schiff, setzt die Seinigen über den angeschwollnen Strom und drüben verkündet er ihnen ihr Schicksal: „do flugen disiu märe vor schare baz ze schare, des wurden snelle Helde missevare;“ es folgt der Anfall der Baiern unter Gelfrat, sie ziehen weiter,

wir finden auch sie in Passau, wo sie bei Pilgerin einen Ruhetag halten, dann empfängt sie gastlich der edle Rüdiger in Bechlarn und verlobt dem Giselher seine Tochter, nicht ahnend, in welchem furchtbaren Zwiespalte des Herzens er nachher gegen seine Gäste das Schwert zücken muß, und endlich langen sie im Ezelenland, in Ungarn, an, wo Chriemhilde, Worte der wilden Freude auf den Lippen, vom Fenster sie einreiten sieht. Ich meinte da drüben deutlich den gewappneten Zug zu sehen, den Tritt der schweren Rosse zu hören und Hagens harte Schicksalszüge, „geswinde Blicke" und mit „griser Varwe" untermischten Bart zu unterscheiden. Das sind große Bilder, wie sie nicht an jedes Volkes Stromufern aus grauem Alterthum aufsteigen; unsere herrliche alte Heldensage weist uns gleichermaßen an die Donau, wie an den Rhein, und mahnt uns, den einen wie den andern Strom zu wahren und zu halten.

In Engelhardszell kurzer Halt, erste östreichische Mauth, jetzt krümmt sich der Strom zwischen verengten Ufern, waldreichen Bergen, es dunkelt schon, da wir an dem freundlichen Städtchen Aschach vorüberfahren, und endlich landen wir in Linz. Wie anders war mir's zu Muthe, als ich vor sieben und zwanzig Jahren, ein junger Bursch, der zum erstenmal die Welt sah, von Wien aus in diese heitere Stadt einzog! Ich war damals vom Norden gekommen, hatte den Winter in Göttingen und Berlin zugebracht und vor lauter Studiren, Schüchternheit und Ungeschicklichkeit wenig vom Leben gesehen und wenig mich gefreut. Wien war noch das alte Wien, mir war, als wäre ich eingefroren gewesen und thaute nun auf. Dialekt, Ton, Sitte zuthulich, naiv, vertraulich; Alles

wohlfeil und schon darum die Grundstimmung behaglich, denn theures Land greift bekanntlich nicht nur den Beutel an, sondern erscheint unwirthlich und läßt das Gemüth nicht anwachsen; mächtige Erholung des eingeschnurrten Magens bei den stattlichen Portionen der saftigen Küche; kindliches Staunen bei dem ersten Anblick der mancherlei fremden Völker mit ihren Trachten: Türken, Griechen, Armenier, Ungarn, Slawen, des Heeres mit seinen mancherlei fremden Physiognomien, Uniformen und mit seinem treu bewahrten alten Wallenstein-Typus; Drehorgeln, Harfen, Geigen, Gesang auf Weg und Steg; glänzende Praterfahrt voll reicher Carrossen mit flotten Jägern, schönen Frauen; herzlich zu lachen über tausend Naivetäten auf Schritt und Tritt und vollends im Leopoldstädtertheater der Hauptspaß: Raimunds Stücke und Spiel, Scholz, Nestroy; dann das Burgtheater, wo noch die alten guten Namen waren, wo ich die alte Schröder noch in Grillparzers Medea sah und ihr stylvolles, antik großes Spiel; endlich der reine Kunstgenuß: voran Belvedere mit seinen Schätzen. Nun ging es denn damals weiter nach Linz. Wer kennt nicht den sonnigen Eindruck dieser östreichischen Landstädte mit ihren breiten Marktplätzen und der obligaten Mariensäule, die sich aus steinernen Wolken wie aus Knödeln aufthürmen, worüber runde, lustige Engelchen im Jubel auf und abpurzeln? Ein Bild, wie leicht und fröhlich man das Leben nimmt! In Stellwagen, Postwagen und Gasthof, überall noch war man gleich zu Haus und gut Freund; nicht zu vergessen die freundliche Ansprache der schönen Linzerinnen mit den reichen goldnen Flügelhauben. Die Politik kümmerte mich wenig; was hinter dem heitern Vordergrunde Metternich

Dunkles spann, um welchen Preis dieser Stillstand in patriarchalischem Stillleben erkauft war und wie sich vorbereitete, was wir jetzt erleben, das machte mir damals keine grauen Haare. Man hatte mich schrecklich gewarnt, nicht zu politisiren; ich wunderte mich nicht wenig, als im ersten östreichischen Stellwagen ein Lieutenant aus Theresienstadt mich anredete: „aber Sie, der Börne, des is doch e Mordkerl.“ — Von Linz trat ich eine Fußreise nach Salzburg und Tirol an, ich sah zum erstenmal im Leben Hochgebirg, wilde Pässe, Riesenkampf zwischen Wasser und Fels, Alpen- und Sennerleben, Bauernvolk von noch ungebrochenem schwunghaftem Schlage, freiem, frischem Wesen, stolzer Haltung und Schritt, malerischer Tracht. Ich war wie elektrisirt, in jedem Nerv gehoben, entzückt über diese unbekannte, neue Welt von Poesie. Es bleibt eine Erinnerung wie ein schöner Traum; sie begleitet mich von da an durch's Leben. Ich war so ganz wie ein Verliebter, daß mir, als ich wieder in die ersten Ortschaften kam, wo moderne Tracht und Sitte zwischen die naturvollen Formen des Volkslebens sich mischte, das Weinen nahe stand; mir war zu Muthe, als müßte ich zusehen, wie ein geliebtes unschuldiges Mädchen von einem raffinirten, frivolen Geck verführt wird; ich bedachte nicht, daß ich ja selbst in Städterkleid und mit dem beobachtenden Auge der Bildung, die der Poesie des Unmittelbaren entwachsen ist, diese grünen Thäler zwischen den gletscherbedeckten Bergen durchzog. Wenn man in meinen Schriften da und dort mit einer gewissen Leidenschaft den uralten Widerstreit zwischen den Interessen der Aesthetik und der modernen Bildung ausgesprochen findet, wenn das tragische Gefühl der Nothwendigkeit, daß jeder Fort-

schritt der letzteren ein Stück des Malerischen, Naiven, Unmittelbaren wegnimmt, des unvermeidlichen Verschwindens der Volkstrachten und alter, ursprünglicher Sitte und Einfalt mit Heftigkeit durchbricht: aus jenen Tagen rührt die Stärke dieser Herzenstheilnahme an einem unvermeidlichen geschichtlichen Hergang. Die Versuchung ist nicht klein, die auf diesem Scheidewege von der geradlinigen Straße der Vernunft nach der Taumelwelt falsch angewandter Aesthetik lockt; wer da nicht gründlicher nachdenkt, wird Romantiker, Feind der Aufklärung und endigt als fanatischer Reaktionär, Proselyt u. s. w. Wie Mancher ist vom schönen Scheine bethört zum Ritter der Unfreiheit geworden! Wie Mancher hat Folterthurm und Jesuiten zurückgewünscht und zurückgeführt, weil die Welt der Verdunklung malerischer aussieht, hat das „freche Licht" bekämpft, weil ihm die ahnungsvolle Dämmerung heiliger, herrlicher schien! Wir wissen jetzt, es ist uns klar, daß uns die Augen beißen, wohin diese Herrlichkeit der Romantik führt; man will die schöne, alte, rührende Einfalt, den kindlichen Gehorsam, das Glück des Nichtwissens erhalten und man erzeugt Verdorbenheit, Heuchelei, Frivolität, Grimm, Zerrüttung. Oestreich hat es erlebt und Preußen nicht weniger, daß die Romantik, daß die falsche Genialität an den Abgrund führt. Bis zu diesem Taumel, der die Vernunft als die Verführerin der Menschheit verdammt, kam es denn glücklicher Weise mit meinem elegischen Empfinden nicht, aber ich verstand von da an, wie man in diesen Zug des Wähnens hineingerathen kann. Das Ende vom Lied ist, daß diese Poesie der Vergangenheit in ihrer Praxis nicht nur die Geister abstumpft, sondern gerade das zerstört, was sie zu erhalten vorgibt: das sinnliche

Glück der Völker, das Element, worin die kindliche Einfalt lebt, daß Wohlstand, Freude, Gesang und Tanz unter ihrer Hand sich in Elend, Armuth, Hunger, Zerrüttung, das Kinderparadies in die Hölle verwandelt. Und mit dieser Betrachtung kommen wir eben im rechten Momente wieder zurück zur Gegenwart.

Wie es mit den Finanzen Oestreichs aussieht, das trat mir in greiflichem Symbol entgegen, als ich im Bahnhof zu Linz meine Karte nahm und der Beamte, der mir neunzig Neukreuzer herauszugeben hatte, mir mehrere Geldrollen in die Hand legte: lauter der Zeitersparniß halber zum Zwecke des Wechselns schon gezähltes Kupfer, Rollen von zehn, zwanzig, dreißig Kreuzern. Ich schleppte mich mit meinem Kupferbergwerk in der krachenden Tasche zum Wartsaal; bald pfiff es und schneller, als unsre Nibelungenrecken auf ihren eisenbedeckten Hengsten, durchflog ich das herrliche Land mit seinen blauen Bergfernen, Flüssen, Städtchen, Dörfern und geschmackvollen Bahnhöfen.

Wir sind nun in Wien und ich werde den Leser mit einer Aufreihung des Gesehenen, Gehörten, Erlebten verschonen. Ich muß nachholen, daß ich die Kaiserstadt zum drittenmal besuchte. Vom erstenmale habe ich schon gesprochen; das zweitemal, im Herbst 1840, kam ich von Griechenland. Ich fand Wien bereits sehr verändert, vertheuert, ernster als sieben Jahre früher. Oder war ich ernster? Jedenfalls dießmal nicht unbefangen, denn mir war das Herz schwer von Heimweh nach Athen, Theben, Parnaß, Delphi, Thermopylen, Marathon, Nauplia, Argos, Korinth, nach den kreisenden Adlern hoch in Lüften, nach der Musik der tausend

Nachtigallen im Wirrgarten der üppigen Thäler, nach den Palikaren mit Fustanella und Jatakan, nach der poetischen Wildheit und Freiheit eines culturlosen Zustandes, nach den Geistern der Helden und Weisen, die um Gräberhügel und zerbrochene Marmorsäulen schweben. Unsere Cultur kam mir übersatt vor, das üppige Wien mit seinen gnädigen Herren und gnädigen Frauen und seinen Lakeien machte mir übel. Ich lernte freilich Männer aus kleinen, stillen Kreisen kennen, in welchen sich eine neue geistige Zukunft, ein neues Oestreich vorbereitete, das aus schweren Wehen soll geboren werden.

Der nächste Eindruck Wiens ist Betäubung. Die Stadt ist noch volkreicher geworden und trotz manchen Erweiterungen sind gerade die Hauptstraßen ihres Mittelpunktes eng geblieben; das ist ein Drängen, Drücken, Schieben, Stoßen, Hetzen, Schreien, Knallen, das jeden Fremden, wenn er nur nicht so eben aus Paris oder London oder aus Neapel und seiner brüllenden Toledostraße kommt, zu Anfang in einen Zustand wie den eines heftigen, wild und schmerzhaft aufregenden Ohrensausens versetzen muß. Verweilt der Beobachter nun überhaupt auf der Oberfläche, so begegnet ihm das alte Jagen nach Genuß, die blühende Sinnlichkeit, der bekannte Charakter Wiens. Tanz, Theater, Musik, Gesang, Wein und Liebe, Prater, Schönbrunn und wohin überall gegangen, geritten, gefahren wird, Plaudern, Lachen, Spaß aller Art scheint noch heute die Axe, um die das Leben läuft; das Essen nicht auszulassen oder vielmehr eine kindliche Wichtigkeit, welche auf die Freuden des Gaumens und Magens gelegt wird. Der Dienst der Venus geht in allen Großstädten sichtbar genug

um; in Wien hatte das immer eine gewisse eigene Farbe: der Geist Wielands schien in ihm zu wandeln mit jener besondern Lüsternheit, welche aus den Gaben jener Göttin ein Aufheben macht, als wäre ihre Süßigkeit so eben erst entdeckt worden und könnte man nicht oft genug und stets aufs Neue schmunzelnd auf sie hindeuten. Dieß alles schwamm nun vor Zeiten noch in einem Elemente der Naivetät, das die Strenge des sittlichen Urtheils verscheuchte. Es war ein fröhliches Heidenthum, eine Naturreligion mit Astarot-Cultus, mit Priapdienst, ohne die Wildheit, die bei den alten Völkern dazu gehörte, es war — ich weiß nicht mehr, wer es so ausgedrückt hat: — „Sünde vor dem Genuß vom Baume der Erkenntniß;" eine gewisse festive Kinderseligkeit, eine harmlose Hanswurstlaune nahm dem lieben Leichtsinn seinen Stachel, den Schwachheiten des lieben Fleisches ihre stoffartige Schwere. Den Geist des alten Wien hat man in der Zauberflöte und umgekehrt die Zauberflöte versteht nur der ganz, der das alte Wien kannte. Papageno und Papagena: das sind die alten Wiener, Tamino, Tamina und Sarastro und die Osiris-Isis-Priester nicht minder: ihre schreckliche Geheimreligion, ihre rigorosen Prüfungen laufen auf einige Sätze einer wohlmeinenden, gutmüthigen, schließlich eudämonistischen Moral hinaus. Noch zu Raimunds Zeiten gaben die Vorstadt-Theater recht ein Bild des unschuldigen Frevels dieser Harlekinlaune der Kaiserstadt. Raimund legte dem phantastischen Humor etwas schärfere Moral, sogar Politik unter, aber die Lustigkeit blieb doch der Grundtakt. Eben in diese Theater muß man nun aber gehen, wenn man zusehen will, was aus dem alten Humor jetzt geworden ist. Schon 1840 trat mir der

Verfall der Volkskomödie unter den Händen Nestroy's entgegen. Er ist noch immer da und ich sah ihn zuerst in einer französischen Posse „Orpheus," die eben viel Glück machte, im Leopoldstädter Theater. Schon das ist bezeichnend, daß das liederliche Stück in Wien überhaupt Eingang fand. Französische Frivolität ist erträglich im specifischen Elemente der spielenden Leichtigkeit, worein der Franzose auch das Bedenklichste zu tauchen weiß; in der geraden, derben deutschen Weise wird derselbe Stoff gemein und ekelhaft. Ein Götter-Cancan (buchstäblich) auf einer deutschen Bühne! Nun aber dieser Nestroy: er verfügt über ein Gebiet von Tönen und Bewegungen, wo für ein richtiges Gefühl der Ekel, das Erbrechen beginnt. Wir wollen nicht die thierische Natur des Menschen, wie sie sich just auf dem letzten Schritte zum sinnlichsten Genuß gebärdet, in nackter Blöße vor's Auge gerückt sehen, wir wollen es nicht hören, dieß kothig gemeine „Eh" und „Oh" des Hohns, wo immer ein edleres Gefühl zu beschmutzen ist, wir wollen sie nicht vernehmen, diese stinkenden Witze, die zu errathen geben, daß das innerste Heiligthum der Menschheit einen Phallus verberge. Ich sah Nestroy noch in den „Siebzehn Mädchen in Uniform," wo er eine Reihe von schmierigen Wachstubenzoten über die Jungfrau von Orleans losließ. Von unsern Theatern — und wir verstehen doch wohl auch einen Spaß — würde solche Gemeinheit mit Fußtritten gejagt, hier wurde gerade bei den widerlichsten Stellen am meisten geklatscht, und es sitzt vor diesen Vorstadtbühnen zwar nicht das Publikum des Burgtheaters, aber doch wahrlich auch nicht lauter Pöbel; man bedenke aber, daß immer auch Jugend unter den Zuschauern ist, und mache sich eine

Vorstellung, wie die Phantasse eines zum Jüngling reifenden Knaben, zur Jungfrau reifenden Mädchens vergiftet werden muß, wo Auge und Ohr solche Dinge sieht und hört. Es bedurfte natürlich eines so bedeutenden und erfindungsreichen komischen Talents, wie es in Nestroy versumpft ist, um ein Publikum gegen das tiefer und tiefer gehende Versinken in's Gemeine abzustumpfen, den Uebergang vom gesunden Lachen in das Mäckern des Bockes ihm unvermerkt einzugeben. Einer der Wege zur Verrottung des ästhetischen Gefühls sind die in's Volksluftspiel eingelegten Liedchen. Die herkömmliche Sitte, daß der Sänger oder die Sängerin abgeht, wieder hervorgerufen wird und dann auf das schon Gesalzene noch Gesalzeneres bereit haben muß, verderbt den Gaumen. Das sah ich auch in einem ganz warm und frisch geschriebenen Volksstück von Anton Langer, das im Theater der Vorstadt Wieden gegeben wurde: Zwei Mann von Heß. Zwei Verwundete aus dem letzten Kriege werden von einer Wirthin, einer jungen Wittwe, in Pflege genommen, den obern Ständen wird gezeigt, wie gut, wie herzlich das Volk Oestreichs ist, den Regierenden und Befehlenden in Staat und Heer werden starke Wahrheiten gesagt; die Wirthin ist in den verwundeten Unteroffizier, den sie aufgenommen hat, verliebt, nach verschiedenen Mißverständnissen, Störungen und den Wechselfällen einer Zwischenhandlung, die den stolzen Adel durch weitere Züge des aufopfernden, braven Volkscharakters beschämt und rührt, endet Alles glücklich. Da sang nun die junge Frau gleich zu Anfang solche eingelegte Verse, wo in Wort und Refrain der äußerste Moment der Liebe in schnöder Deutlichkeit wirbelte, eine witzlose, in weiblichem Mund

vollends unleidliche Nacktheit, die den schönen Ernst im Grundtone des Ganzen zum voraus vernichtete. Leider war im Burgtheater keine Labung nach solchen Erfahrungen zu holen; es wurde während meines dreizehntägigen Aufenthalts nichts Bedeutendes gegeben, ich kann über den jetzigen Zustand nicht urtheilen; „Dorf und Stadt," das einzige Stück, das ich hier sah, gab mir nicht einmal einen Begriff von der beliebten Goßmann, da an der gemachten Naivetät dieser Rolle jede Fähigkeit erliegen muß.

Ich habe nun sehr schlimm von den guten Wienern gesprochen und mancher Leser mag sich im Stillen fragen, wo ich denn hinauswolle, da ich Liebe und Lob angekündigt habe und nun von Fäulniß rede? Zur Antwort könnte ich auf die reineren Elemente der Gesellschaft hinweisen, wo in ernster Stille Geist, edle Sitte und Gesinnung gepflegt wird; allein ich habe es nicht nöthig, mich darauf zu berufen, und es würde nichts nützen, denn es handelt sich vom Ganzen. Ich sage vielmehr: wenn derselbe Zustand des Geschmacks und der Sitte unter den Bildungsbedingungen unserer protestantischen Welt einträte, so wäre dieß ein Zeichen von einer Verdorbenheit, welche nothwendig auch die Züge der Herzensgüte und des Wohlwollens ausschlöße, die doch unbestritten dem heutigen Wiener und Oestreicher eigen sind, wie dem der früheren, ungetrübteren Zeit; eben diese Dauer der guten Grundzüge beweist, daß, was bei uns die äußerste Frivolität wäre, hier nicht ebenso zu benennen ist. Man ist von der fröhlichen Sinnlichkeit zum Häßlichen fortgegangen, wie Einer im Zimmer unbewußt über die Fuge zweier Bretter schreitet; ein geschärfteres, accentuirteres sittliches Bewußtsein mußte

nicht erst abgestumpft werden, weil es überhaupt nicht geweckt war, ein strengeres Fühlen und Denken nicht verbannt, weil es in klarem Gegensatz gegen die leichte Lebensbetrachtung des Eudämonismus vorher nicht hingestellt war; das ist eben nicht erfreulich, aber doch lange nicht so schlimm, wie wenn ein geistigeres, klareres Unterscheiden vorhergegangen und dann in Verdorbenheit aufgelöst wäre. Unter dem Schutte der alten kindlicheren Lust, die wir hier häßlich vergähren und verwesen sehen, liegt noch ungehoben der Schatz des bewußteren und sittlicher fühlenden Geisteslebens; der ganze Reiz der Neuheit wartet auf ihn, wenn er sich entwickelt. Es könnte kommen, daß wir die Oestreicher, wenn sie einst wahrhaft am deutschen Leben theilnehmen werden, frischer und unversehrter an inneren Kräften finden, als wir selber sind; mancher Jüngling ist von Lustigkeit in Unsitte und Ausschweifung übergegangen und wenn er dann sich sammelte, ungebrochener in's handelnde Leben eingetreten, als ein früh nach regelrechter Linie geschnittener Moralist.

Ich werde noch weiter gehen auf dieser Linie des scheinbaren Widerspruchs gegen mich, gegen meine Zwecke. Seit Jahrhunderten ist hier dem Geist eine Welt von Nahrung versagt und dafür Alles zugelassen, ja gepflegt worden, was ihm Vergessenheit seiner Entbehrung im Sinnentaumel bereiten sollte. In gleicher Progression mit Sinnlichkeit und Luxus stieg aber die Theurung, das Produkt mancher Ursachen, vor Allem der bekannten Finanzwirthschaft. Ein solches Verhältniß ist denn die rechte Stätte für Verderbniß jeder Art. Es sicherte seine stets neue Rekrutirung dem Spionenwesen, dem einen der großen und furchtbaren Uebel, welche die

Wurzel des sittlichen Lebens benagt haben, gleich giftig für die, auf welche es drückt, wie für die, welche es ausüben, und zunächst an dieß Uebel reiht sich die amtlich systematisirte Mißachtung des Briefgeheimnisses, wovon heute noch Jeder zu erzählen weiß, der nach Oestreich in Briefverkehr steht. Ein Staat, der mit solchen Mitteln regiert, ätzt seiner Bevölkerung den Begriff ein, daß er ihr Gegner sei, den sie nun ihrerseits, wie es gehen mag, dürfe zu überlisten, zu betrügen suchen. Und hier haben wir nun nach meiner Ueberzeugung die Hauptursache jener großen eiternden Wunde: der Unredlichkeit in der Verwaltung, des Betrugs am Staate, oder richtiger das Haupthinderniß ihrer Heilung, denn ihre Ursache ist eben jenes Zusammentreffen der unnatürlichen Theurung mit steigender Genußsucht und mit phantastischer Spielsucht und Gewinnsucht, die durch das gründlich verderbliche Lotto genährt wird, eine der romanischen Vergiftungen des öffentlichen Lebens, womit Oestreich angesteckt ist. Man wird vergeblich an dem Krebsschaden der Unterschleife und Betrügereien schneiden, indem man einzelne schreiende Fälle verfolgt und bestraft; es ist ein Markschwamm, der sich durch alle Adern des Staatskörpers gefressen hat, es ist wie zu einer Nothwendigkeit geworden, als verstehe es sich von selbst. Man muß Leute, die in diese Zustände hineinsehen, erzählen hören, durch wie viele Hände der Betrug geht, bis nur ein ärarisches Fenster reparirt ist. Ein Verwaltungsbeamter sagte zu einem Bekannten von mir ganz naiv: „schau'ns, mei Besoldung, das is nur Nebensach," und er blieb dabei ein ganz geachteter Mann. Hier muß ein ganz neuer Boden gelegt werden, nur Veränderung aller Principien, nur völlige

Aufrichtigkeit des Staates, nur volles Licht, kurz Oeffentlichkeit des Staatslebens, Verfassung kann dem Verderben steuern. Der Bürger, der in den eigenen Angelegenheiten nicht mitberäth, dem der Staat ein Abstractum, ein dunkles Geheimniß ist, kann sein Land und seine Leute lieben, den Staat wird er befeinden, belügen, betrügen.

Jede Faser dieses tief erkrankten öffentlichen Lebens, dieses sittlichen Verderbens der Gesellschaft seufzt nach einer neuen, wahren, gesunden Volkserziehung. Auf diesen Seufzer, diesen Ruf, diesen Schrei antwortete Oestreich mit einer recht ausdrücklichen Erneuerung des Mittelalters, sie breitete über ein nach freiem Geistesleben, nach den unveräußerlichen Gütern der mündigen modernen Menschenwelt ringendes Volk das schwarze Sargtuch des Concordats aus. Sich selbst band der Staat hiemit die tragikomische Ruthe eines wahren Discordats auf den Rücken, in der Gesellschaft verletzte er alle Parteien, die einzige natürlich ausgenommen, die dabei gewann, er empörte die Katholiken nicht minder, als die Protestanten. Preußen war in der vor Kurzem verschollenen Aera seiner modernen Romantik weit zurück in den Byzantinismus versunken; Oestreich wollte es überflügeln, wollte den Primat über Deutschland und was thut es? Es tritt recht eigentlich erklärter, beschlossener Maßen auf den Standpunkt, der ihm vor dreihundert Jahren diesen Primat gekostet hat, denn damals, als es sein politisches Interesse so wenig wie die Bewegung der Geister begriff, die Reformation bekämpfte, einzelne Staaten, die sie beschützten, zur vollen Selbstmacht gelangen ließ, als dann das protestantische Preußen aufstieg, damals verscherzte es die Oberherrschaft über Deutschland und betrat den Weg, der

ihm das Gepräge eines wildfremden Auslands in Deutschland gibt. Ich schweige, wo die Geschichte spricht, und was näher die Volkserziehung betrifft, so ist es gleichgültig, ob ich hier sage oder nicht sage, was Tausende gesagt haben: Kirchenzwang kann keine Menschen bilden, die Weltanschauung des Mittelalters kann keine Völker erziehen, weil sie der Sinnlichkeit, die veredelt und geläutert werden soll, nur eine andere, eine sublimirte Sinnlichkeit entgegenzusetzen hat. Daran hängt denn alles Weitere: die Feßlung des Gedankens, die Knebelung der Presse, die Bevormundung der Wissenschaft, kurz der starre Druck auf den Geist, welcher von jeher ein nothwendiger Ausfluß des Systems, jetzt noch straffer, angezogen wurde.

Es kam die schwere Prüfung des Jahres 1859. Hochherzig wie sonst opferten die Völker Gut und Blut: der beste Beweis, daß der ganze vereinte Druck so vieler Uebel dem unverwüstlichen Kern dieser gediegenen tüchtigen Stämme nichts hatte anhaben können. Ich rede zunächst von den Deutschen; die Slawen, Ungarn, Romanen folgten nur dem Zuge der kriegerischen Ehre und einzelne Truppen schwankten auf dem Schlachtfeld. Fragt man nun aber: wie stand es nicht mit dem Herzen, sondern mit dem politischen Urtheil? Auf welcher Stufe der Bildung fand die furchtbare Katastrophe es vor? Gereift war es, still groß gewachsen unter der Decke des Zwangs, mit scharfen, unbestochnen Augen sah es, mit der ganzen Frische ungeschwächter Wissensbegierde verschlang es jede neue Kunde. Ich bin entschlossen, nichts zu verhehlen, Oestreichs aufrichtiger Freund, will ich die ganze Wahrheit sagen, oder anders: ich will jenen Staarblinden, die es auf

Oestreichs Zersetzung absehen, den scheinbaren Gefallen thun, auch das Traurigste nicht zu verschweigen: ich habe in Wien nicht etwa von ein paar Unzufriednen, sondern von Personen verschiedner Stände, von Leuten, die ihr Vaterland redlich lieben und allen Uebersturz hassen, nicht von Wenigen, sondern sehr Vielen vernommen, daß man während des Kriegs vor Siegesnachrichten zitterte; warum? weil im Falle des Siegs der Druck des innern Systems unerträglich geworden wäre. Doch um jenen verblendeten Deutschen die Freude schnell wieder zu verderben, eile ich hinzuzusetzen, wie es weiter lautete: „aber das haben wir erwartet" so fuhr man fort „daß Deutschland losschlage;" deutsche Siege bei östreichischen Niederlagen, davon versprach man sich in Oestreich eine Aenderung der Dinge. Darauf kommen wir zurück; hier galt es nur, zu zeigen, wie tief schon der Riß zwischen Land und Regierung klaffte. Wohin muß es gekommen sein, wenn ein braves Volk, anhänglich, treu, gutmüthig, patriotisch bis zu diesem furchtbaren inneren Zwiespalte des Gefühles gelangt, daß es den eigenen Söhnen im Heere nicht Siege wünschen kann, ohne für die Rechte, die es im innern Staatsleben fordert, neue Niederlagen zu fürchten!

Die Katastrophe kam. Das Heer war halbverhungert zur Schlachtbank geführt, wo es dennoch wie Löwen focht, aber von einem Feinde geschlagen wurde, in dessen Heer der Geist die Stellen einnimmt, die ihm gebühren. Nicht des Heeres Muth und Kraft unterlag auf diesen Schlachtfeldern, sondern ein System wurde geschlagen, das dem Geiste nicht seine Rechte gibt. Bald folgen die furchtbaren Enthüllungen, die in einen dämonischen Abgrund der Corruption weisen.

Das Schickſal hatte den Weg eingeſchlagen, auf welchem wir ihm in der Geſchichte ſo oft begegnen: es hatte dem unwürdigſten Werkzeug erlaubt, an das Gebäude einer verkommnen Politik zu klopfen, und ſiehe, es klang hohl und morſch. Freut euch nicht darüber, ihr in Deutſchland, die ihr es wolltet und herbeiführtet, daß man mit der Hülfe zögerte, bis es zu ſpät war! Was das Schickſal erlaubte, durftet ihr nicht erlauben; trägt die Frucht eures liebloſen Wollens heilſame Wahrheit und beſſere Zukunft für den verlaſſenen Bruderſtamm in ihrem Schooß, euer Verdienſt iſt es nicht, denn ihr ſeid nicht die Vorſehung.

Die Erfahrung fand alſo ein Volk vor, das im Verborgnen mündig geworden war, und öffnete ihm vollends die Augen. Hier erſt ergänzt ſich, was ich oben von den Wiener Zuſtänden geſagt habe. Der Wiener geht noch dem Vergnügen nach, aber er iſt nicht mehr vergnügt. Vor Augen floß mir noch der Strom, der nach Genuß eilt, darunter rollte tief und ſtark ein anderer, der laut und hörbar genug dahinbrauste. Es war zur Zeit meines Aufenthalts in Wien noch nichts geſchehen, was auf ein Umlenken im Syſteme ſchließen ließ, man hatte vergeblich gehofft; der Eindruck, den die Entdeckung der großen Betrügereien machte, war neu. Hier ſchien Alles eine nah bevorſtehende Kriſis anzuzeigen; denn ſo, ja ſo wie damals in Wien, ſieht es in einem Staat aus, deſſen Grundgebälke kracht; ſo durchdringt Verdacht und Argwohn alle Röhren der Geſellſchaft, ſolche gallenbittere Witze laufen um, ſo offen auf Weg und Steg öffnet gründliche Enttäuſchung, herzliche Verwünſchung Jahrhundertelanger Uebel den Mund. Wo war dieß alte Oeſtreich

geblieben, in welchem man nur scheu im Verborgenen ein Wort über Politik flüsterte? Die Spione waren noch da, aber wollte man mit Verhaften beginnen, so hätte man alle Welt einsperren müssen. Den eingefleischtesten Anhängern Altöstreichs war der letzte Faden ihrer patriarchalischen Begriffe ausgegangen, die treue Armee war in den Tod verbittert; man meine nicht, ich habe meine Beobachtungen etwa von einigen unzufriedenen Journalisten, die wegen eines Nichts, wegen einer harmlosen Notiz die Treppen der Polizei auf- und abgehetzt, bis auf's Blut chikanirt werden, durch alle Stände, durch alle Bildungsstufen gieng dieser Geist der gründlichen Enttäuschung, der drohenden Ungeduld, der Verzweiflung und des sehnenden Hinblicks nach Deutschland.

Und wie steht es jetzt, während ich diese Zeilen schreibe? Unzweifelhaft erfreulich und tröstlich ist Eines: die Versöhnung mit Preußen. Sie hat Deutschland über die äußere Politik seiner Großmächte beruhigt; wir werden zusammenhalten. Was auch nur Ein Zeichen deutscher Einigkeit vermag, das ersieht jeder Unbefangene aus den unmittelbaren Folgen der Zusammenkunft in Teplitz: Napoleon fürchtet uns, schreibt den Hemdärmelbrief nach England, die englische Presse aber begrüßt mit Freuden den aufgehenden Stern Deutschlands, wir erkennen alsbald, daß wir nur wollen dürfen, um die erste Macht in Europa zu sein. Eine Versöhnung gleich erfreulich für Preußen, wie für Oestreich. Dieses vergißt seinen Groll, jenes verbessert seine unselige Zögerung, die Folge des älteren Grolls gegen dieses, und zeigt sich erhaben über die Thorheit, die unnatürliche Verdrehung des Verstands und Gefühls bei einem leider nicht kleinen Theil seiner Bewohner

und der Partei, die ihm die Oberherrschaft zuwenden will. Als wir im Sommer 1859 von Preußen vorwärts zum entschlossenen Schlagen geführt sein wollten, ruhte unser Wille, daß man für Oestreich eintrete, auf Erwägungen, die gar manches „Obwohl" und „Trotzdem" einschloßen. Ich will sie nicht mehr wiederholen, diese damals so oft und so klärlich aufgezählten „Obwohl" und „Trotzdem;" ich will statt dessen nur erzählen, was damals ein schwäbischer Bauer im Zwilchkittel zu mir sagte: wenn ein Räuber ihm den Bruder anfalle, sei es nicht Zeit, des Zwistes im Hause zu gedenken; möge der Bruder auch das ganze Hauswesen stören, den Räuber dürfe man nicht aufkommen lassen, denn sei er mit dem Bruder fertig, so gehe er an des Bruders Bruder; und als ich bemerkte, Preußen sei eigentlich nicht verpflichtet zum Handeln, denn Italien sei nicht Bundesland, so erwiederte er, verpflichtet zum Löschen sei man auch nicht, wenn es im Nachbarhaus brenne. Das ist nun bereits Reflexion in schlichtem Volksgewand; hätte es aber auch einer ungleich längeren Reihe von Schlüssen bedurft, als sie in den bildlichen paar Worten meines Bauern eingehüllt liegen, es gibt etwas, das in solchen Lagen alle Kunst der Reflexion ersetzt, eine Naturkraft des Gemüths, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es durfte nur unter dem Brustlatze richtig bestellt sein. Das Gefühl des nationalen Bandes, wo es lebt, ist absolut; wird ein Staat angegriffen, dessen herrschenden Kern ein Bruderstamm bildet, so wird dieß Gefühl, mag der Angriff auch einem Besitze gelten, der uns direct nichts angeht, ja uns Schaden bringt, mag der Angegriffene noch so viel gegen

uns verschuldet haben, es wird mit der Gewalt des Unbedingten, des Heiligen sprechen. Was anders ist es, als das erhöhte, erweiterte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfalle nah ist, läßt keines ihrer Glieder beschimpfen, berauben; was diese Glieder unter sich abzukarten haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie uneins im Innern, Eins gegen außen! Dieß Gefühl fragt nach keinen Gründen und ersetzt alle Gründe; es läßt sich nicht andemonstriren; wer es nicht hat, der gehört nicht zur Familie, wer es hat, der hält es ganz rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen suchen. Die Existenzfrage ist nicht protestantisch und nicht katholisch, nicht liberal und nicht reaktionär, so wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Rind, mein Hund, meine Katze protestantisch oder katholisch, liberal oder reaktionär ist. Ich mag mit den Italienern sympathisiren, immerhin, das gehört nur ganz und gar nicht zur Sache, wenn Oestreich gegen die Franzosen kämpft; ich mag Pfaffen, Absolutismus, Adelsvorrecht hassen, immerhin, das hat nur mit der Frage ganz und gar nichts zu thun, ob Länderraub, Verträgebruch, der einen verbündeten Staat anfällt und bald seine Hand an mein eigen Gut legen wird, in der Welt herrschen soll oder nicht. Aber „den Teufel merkt das Völkchen nicht und wenn er es auch schon am Kragen hätte." Es ist wahr, wir hatten es nicht Schwarz auf Weiß, daß es uns, nachdem wir Oestreich gerettet, gelingen werde, seine innere Politik zu verändern; gewiß war nur, daß ein im Krieg erstarktes Deutschland nicht zu befürchten hatte, es werde wie früher dem Einfluß dieser Politik erliegen; doch wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich war

das Erstere. Gibt es eine Gewalt, die auf Oestreich bestimmenden Einfluß üben kann, daß es von seinem System ablasse, so ist es Deutschland, das ihm beigestanden ist und ihm dadurch gezeigt hat, wie sehr es seiner bedürfe. Nicht die halbe Großmacht Preußen, nicht die andern schwachen Staaten Deutschlands können mit Oestreich ein starkes Wort sprechen, aber vereinigt durch einen Krieg, der die wahren gemeinsamen Interessen Oestreichs und Deutschlands verficht, gewachsen an Macht und Geltung durch diesen Krieg, so können sie Oestreich bestimmen, sich in seiner innern Politik ihnen anzubilden und in ein organisches Verhältniß zu ihnen zu treten. Das war nur wahrscheinlich, auch Siege waren nur wahrscheinlich, da die feindliche Armee getheilt war. Etwas Anderes aber, das hatte man Schwarz auf Weiß: die eigene Unmacht, Schande, Nullität. Sie lag vorher auf uns, sie liegt von da an noch schwerer, noch brennender auf uns und wird auf uns liegen so lange, bis wir den Uebermuth, die Frechheit Frankreichs gezüchtigt haben. Man fragt mich vielleicht mit Vorwurf, warum ich alte Wunden wieder aufreiße? Die Antwort enthält der Anfang dieser Blätter; ich habe schon dort beklagt, daß die Vorfälle dieses Sommers, so erfreulich im Uebrigen, der deutschen Bewegung ihre volle Kraft genommen haben, während der Krieg doch nur aufgeschoben ist. Eben jetzt aber rückt er näher und näher; nicht direct gegen Deutschland, sondern gegen Oestreich. Die Dinge in Italien sind bis zum Aeußersten geschwellt, in Kurzem muß es zum Bruche kommen und wir stehen abermals vor der Frage, ob der Angriff auf ein außerdeutsches, zum Bunde nicht gehöriges Land Oestreichs

für Deutschland ein Kriegsfall sein soll oder nicht. Darum war es wahrlich nicht zu spät, jene Betrachtungen anzustellen, die sich an die Ereignisse des Sommers 1859 knüpfen. Die öffentliche Meinung ist am gewissesten dann eine Macht, wenn Völker Gut und Blut im Krieg opfern sollen. Es ist wohl der Mühe werth, ein Wort mit ihr zu reden, wenn in einem solchen Augenblick das halbe Deutschland für Garibaldi schwärmt, dem Niemand den Ruhm eines tapferen, entschlossenen und uneigennützigen Mannes abstreitet, der aber zu uns in feindlicher Beziehung steht, weil er über Neapel auf Venetien, über Venetien auf Ungarn blickt und wenn Oestreich auf beiden Punkten gefährdet und beschäftigt ist, Frankreich freie Hand verschafft haben wird, auf Deutschland sich zu werfen. Doch diese italienischen Dinge müssen auf den weiteren Wegen meiner Reise zur Sprache kommen.

Erst habe ich noch ein anderes Wort vom Anfang dieser Blätter aufzunehmen. Wahrlich mit kaum geringerer Sorge, als zur Zeit meiner Reise, muß ein wahrer Freund Oestreichs auf seinen innern Zustand noch heute blicken. Vor der Zusammenkunft in Teplitz war der Reichsrath eingesetzt, von oben gewählt, bei verschlossenen Thüren verhandelnd. Wollte sich eine Hoffnung an ihn knüpfen, daß sich wahres Verfassungsleben aus ihm entwickeln werde, so wurde sie zum Schweigen gebracht. Die Presse blieb gefesselt wie vorher. Halbe Zugeständnisse wurden tropfenweise, widerstrebend gereicht und wie man sie als Keime von Weiterem, Besseren betrachten wollte, so wurde gebremst und gehalten. Der Tag in Teplitz erregte neue Hoffnungen, und es ist nichts geschehen.

Das letzte, was vorliegt, ist, daß protestantische Soldaten nicht neben ihren katholischen Brüdern im Grabe liegen sollen. Die Geschichte predigt, wohin der Absolutismus führt, der sich mit dem Ultramontanismus verbündet. Zweimal außerdem hat die Welt diesen Bund gesehen: in Spanien, und es verlor darüber seine besten Provinzen und strich den eigenen Staat aus der Geschichte; bei den Bourbonen, und sie verloren darüber die Kronen Frankreichs und Neapels. Der extemporisirte, rationelle Despotismus Napoleons I. und III. hat sich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vorübergehend mit der klerikalen Macht verbündet, denn er kennt seine Interessen. — Niemand kann jetzt sagen, ob man in Oestreich die Warnungsstimmen der Geschichte vernimmt. Wenn man sie nicht vernimmt, so ist nach menschlichem Ermessen die innere Krisis gewiß. Als man das Schillerfest in Wien feierte, dachte man da wohl an die Worte des Dichters: vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittre nicht? Und an die Tage der Ermordung Latours?

Ich bin der Letzte, der da meint, es sei ein Kinderspiel, die richtige Form einer Verfassung für so ungleiche Theile zu finden, wie Oestreich sich vereinigt. Der Einheitsstaat hat sich als unhaltbar erwiesen, das föderative Band ist zu locker. Aber Niemand wird behaupten, daß man ein Projekt der Organisation in der Tasche haben müsse, um zu der Forderung berechtigt zu sein, daß Oestreich endlich seinen Völkern gebe, was sie nicht länger entbehren wollen und können, Landesvertretungen — und zwar natürlich nicht die mittelalterlichen Stände — für die Kronländer und einen Reichstag für das Ganze, Oeffentlichkeit, wirkliche Gleichberechtigung der

Religionen, freie Presse. Mag es Jahre kosten, bis der Bau vollendet ist, Ein großer, aufrichtiger Schritt genügt, den Aufruhr der Gemüther, die Ungeduld, die zu lange mit Flickwerk, mit halben Einräumungen und Widerrufungen selbst des Halben hingehalten ist, in Freude und Zufriedenheit zu verwandeln. Man gebe heute nur das Eine: Freiheit der Presse und man hat erklärt, daß man entschlossen ist, hart am Abgrund umzulenken, Oestreich dem modernen Staatsleben zu öffnen, man hat die Bürgschaft, das Pfand für jede weitere Form vernünftiger Freiheit gegeben, man hat gebrochen mit dem alten tödtlichen Haß des Geistes und — was Eins und dasselbe ist — der Oeffentlichkeit.

Und wenn Oestreich nicht umlenkt? Wenn die Krisis kommt? Eine deutsche Bewegung, die einen innern Zweck hat, die eine freie Verfassung fordert, fällt dann mit einer Bewegung der fremden Nationalitäten, die nach außen, nach Losreißung vom Ganzen strebt, in Eine Zeit zusammen. Wird Oestreich noch einmal sich selbst retten können? Nein! Und wenn es nicht kann, wo ist die hülfreiche Macht, die jenen Dränger befriedigt und diesen am Reiche festhält? Wo ist der Retter, der das Geheimniß findet, jene zu befreien und diese neu mit ihnen zu einigen?

Mit dieser schwülen Frage auf dem Herzen wandelte ich vor vier Monaten durch die Straßen Wiens; die Lüfte, die Erde, die stummen Steine selbst schienen mir zu rufen: Deutschland, nur Deutschland kann dieser Retter sein! Und Deutschland? — will zusehen wie sich Oestreich auflöst; nein, nicht Deutschland, aber ein Theil Deutschlands, und nicht der kleinste.

Ich erinnere mich einer Stunde in der Paulskirche zu Frankfurt. Die Revolution in Wien und Ungarn war ausgebrochen, das östreichische Heer in Italien beschäftigt. Was konnte klarer sein, als daß hier Deutschland, das damals immer noch fähig war, vereinigt durch ein Reichsheer zu handeln, mit einer imponirenden Heeresmacht einschreiten, Befriedigung gerechter Wünsche durchsetzen und mit dieser Gewährung in der Hand den Aufruhr niederschlagen mußte! Es bewies dann Oestreich, daß es seiner bedürfe, es kam seiner Rettung durch fremde Hülfe zuvor, die es dem Ausland verpflichtet und gegen Deutschland noch spröder, noch undurchdringlicher machte, es band dieß Ungarn, das nur ein Wahnsinniger wird hingeben wollen, mit einem neuen, besseren Band an Oestreich, an Deutschland. Damals stellte sich Herr von Vincke auf die Rednerbühne und bewies, daß diese Dinge uns nichts angehen; es sei ja keine Behörde, keine Stelle vorhanden, deren Ressort dieß wäre. Er redete der Mehrzahl aus der Seele, es geschah nichts, Oestreich suchte Hülfe bei Rußland und — wir kennen die Früchte; nicht nur Oestreich, nein, Preußen selbst hat sie siebenfach geerntet; in Olmütz erfuhr es, was es heißt, wenn Oestreich aus Noth und Gefahr durch andere, als deutsche, Hülfe sich rettet. Und derselbe Herr von Vincke ist jetzt Führer einer umfangreichen Partei in Preußen und die öffentliche Meinung des Landes, wenn sie das Register ihrer Vorwürfe gegen Oestreich zieht, nennt mit hochwichtigem Gesicht als Oestreichs schwärzeste Sünde — den Undank gegen Rußland!

Niemand kann mehr wünschen, Unrecht zu haben, als ich, wenn ich fürchte, daß Oestreich abermals vor einer Krisis

und zwar vor einer ungleich schwereren steht. Sollte sie dennoch eintreten: dann gebe der Himmel, daß der nicht allein stehe, dessen Meinung sich in das Losungswort zusammenfaßt: nur das Deutschland, das vereinigt für Oestreich handelt, gewinnt durch dieß Handeln die Kraft gegen Oestreich, die ihm abringt, daß es seinen Völkern das unveräußerliche Gut der gesetzlichen Freiheit gebe und daß es sich zu Deutschland in das Verhältniß setze, das der innere Aufbau unserer Einheit fordert. Oestreich im Stich lassen heißt immer: es erstarken lassen ohne uns und nachher gegen uns. Nicht vorher markten um Zugeständnisse, um preußische Hegemonie, nein handeln! es darauf wagen! Nur ein Deutschland, das siegreich vom Schlachtfelde kommt, auf welchem es für Oestreich eingestanden ist, findet das richtige Band zwischen Deutschland und Oestreich! Und der Krieg, ja: der außerdeutsche Länderbesitz Oestreichs wird uns in ihn verwickeln. Es ist Zeit, daß wir von der Bedeutung desselben ausdrücklich reden. Die Nationalitätsfrage muß hier erst bestimmter zur Sprache kommen, die neben dem preußischen Selbstgefühl in den verkehrten Ansichten über die Stellung Deutschlands zu Oestreich eine so große Rolle spielt.

Von den übrigen nichtdeutschen Besitzungen Oestreichs ist natürlich Ungarn die wichtigste. Ich wollte nicht zum drittenmal in Wien sein, ohne wenigstens ein Stück des merkwürdigen Landes zu sehen; besser wenig und kurz, wie die eng gemessne Zeit befahl, als gar nichts. Wir wollen also die Erörterung unterbrechen und uns mit Schauen erlaben; ich kann freilich dem, der Ungarn kennt, fast nichts bieten: zwei Tage in Pesth, nichts weiter. Er mag diese Blätter

überschlagen; den Leser aber, dem auch das kleine Stück, das ich gesehen, neu ist, lade ich ein, das Donaudampfboot mit mir zu besteigen, das im dichten Morgennebel früh morgens die Fahrt nach Pesth antritt. Wir haben nach stürmischen Regentagen, die nur zu gut mit den düsteren Gedanken in Wien stimmten, glücklicher Weise einen guten Tag gefunden. Von Wien führt ein kleineres Dampfschiff aus dem Kanal zum großen Boote, das die Donaufahrt macht; der Strom zeigt uns bald den weit verästeten, zwischen grünen, waldigen Inseln in's Unbestimmte ergossenen Charakter, den er weiterhin noch stärker entwickelt, um nur stellenweise sich wieder zu verengen. Dort die Insel, dem Dampfboot gegenüber, das wir nun erreicht haben, ist Lobau. Unsre Phantasie löscht das Tageslicht aus, die Nacht erglänzt von unzähligen Wachtfeuern, die ein unendliches Getümmel von Kriegern, Pferden, Kanonen und reisigem Zeug jeder Art beleuchten, und auf dem Feldstuhl sehen wir den kleinen Mann eingeschlummert, der das mächtige Oestreich zu vernichten gedenkt. Landeinwärts liegt Aspern; dort hat er zum erstenmal recht erfahren, was deutsche Helden sind; er hat sie gesehen, wie sie bewegungslos, eine Mauer, Gewehr im Arm stehen, bis seine Reiterschaaren, unter deren furchtbarem Andrang die Erde zittert, so nahe sind, daß man ihnen das Weiß im Auge sieht, um sie dann mit ihrer Kugelsaat zu empfangen, er hat sie anstürmen sehen unwiderstehlich, den großen Erzherzog voran mit der Fahne in der Hand; er ist besiegt. Da rettet ihn bei Wagram der überlegne Geist; die alten Uebel, Säumniß und Hängen an verkommenen Regeln der Kriegsführung, haben das klare Auge seines vielerfahrnen Gegners getrübt und der Lorbeer, den

das herrliche Heer schon so gut als in Händen hat, fällt dem Feinde zu: vor fünfzig Jahren die ganz ähnliche Ironie, wie wir sie jetzt erlebt haben: ein Heer, das mit überlegener Tapferkeit kämpft, wird siegend geschlagen. Und Deutschland? Damals haben deutsche Heere an Feindes Seite gefochten, fünfzig Jahre später — hat nur eine deutsche Macht sie zurückgehalten, beim Freunde zu stehen.

Bei Hainburg sammelt sich der vielgetheilte Strom, malerisch krönt die alte Stadt mit Thürmen und Schloßruine die Höhen des rechten Ufers. Bald folgt links mit seiner alten Felsenfeste Theben, jetzt sind wir im eigentlichen Ungarn und dort zeigt sich ja schon die alte Krönungsstadt Preßburg; nah am Ufer der kleine Hügel ist der Königsberg, auf welchen einst der neugekrönte König umgeben vom glänzenden Staate der Großen ritt, das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwang und schwor, das Reich gegen jeden Feind zu schirmen. Von hier ab fließt der Strom wieder vielgespalten zwischen flachen Inseln hin, wir haben links die große, rechts die kleine Schütt. Zum Melancholischen der Fläche, des grauen, kreidigen Tons der Weiden und sandigen Ufer bringt der Charakter des ungefaßten, unbezwungnen, unberechenbaren Elements etwas Wildes, Unheimliches; an den Ufern sah man da und dort Menschen beschäftigt, den Donausand durch Siebe zu worfeln; plötzlich überfluthen die starken Wellen des Dampfschiffs ihre gesichteten Sandhäufen und verschwemmen ihr mühsames Werk, Gelächter der Zuschauer folgt ihrem vergeblichen Zappeln und Eilen; es sind arme Goldwäscher, denen die seltenen Körnchen kümmerlich die heiße Arbeit belohnen. Komorn mit seiner oft belagerten, nie

erstürmten Festung unterbricht endlich das Eintönige des Bildes; flach am Ufer hingestreckt verbirgt sie dem ersten Blick durchaus ihre Widerstandskraft, sie gleicht einem geduckten, im Sumpf verkrochenen, farblosen, unscheinbaren, doppelt gefährlichen Lindwurm. Unter Komorn nimmt sich der Fluß wieder zusammen, die Ufer erheben sich in wechselnden, anmuthigen Bergzügen. Unerwartet war mir die plastische Schönheit, durch welche die Linien dieser Berge an Italien, Spanien, Griechenland erinnern; ich hatte ihn lange nicht mehr genossen, diesen Reiz von Erdbildungen, die durch ihre bloße Form das Auge beglücken, an deren Umrissen es nicht müde wird hin und herzulaufen; es ist, als hätte eine unsichtbare Künstlerhand einst die noch weichen Massen zu schwungvollen Vertiefungen und Erhöhungen modellirt oder wäre der bauende Proceß der Erde glücklicher, ergiebiger von Statten gegangen, als im kälteren Klima, wo es bald aussieht, als wäre der Teig sitzen geblieben, bald als wäre er zu grob, gewaltsam, ungeschlacht in die Höhe gefahren.

Der Dom von Gran, der nun sichtbar wird, hält in der Nähe nicht, was er von Weitem versprochen; er gibt dem landschaftlichen Bilde eine eigenthümlich phantasiereiche Wirkung, wie er mit seiner Kuppel über die Stadt emporsteigt; man sagt sich nun, daß man sich dem ungarischen kleinen Rom nähert, wirklich will die Kuppel auch eine Art Nachahmung der S. Peterskuppel vorstellen; in der Nähe aber ist das Bauwerk gar trocken und dürftig. Statt uns jedoch mit architektonischer Kritik zu befassen, unterhalten wir uns mit dem, was wir unmittelbar um uns haben. Ungewohnte Gestalten haben sich nach und nach auf dem Schiff eingefunden;

an ungarischen Kostümen hat es zwar von der Abfahrt an nicht gefehlt, wir haben sie auch in Wien schon häufig genug gesehen, denn bekanntlich hat man zur politischen Demonstration die Nationaltracht wieder hervorgezogen; jetzt aber tritt sie in ihrer Ursprünglichkeit auf, freilich nicht die Herrentracht, sondern die gröbere und nicht so säuberliche Volkstracht; dafür aber auch nicht künstlich aufgewärmt, sondern naturwüchsig, Kleid und Mann recht Ein Stück zusammen. Dort der alte Bauer mit dem zottigen Mantel von Schaffell, der schwarzen, kegelförmigen Pelzmütze, dem sonneverbrannten, wilden, schnurrbärtigen Gesicht und langgewachsenem, gescheitelten Haar ist schon eine gründlich andere Figur, als unsere rasirten Bauern mit Dreispitz und mit dem Städterrock des vorigen Jahrhunderts; man spürt schon recht, daß man aus unserer Civilisation, aber auch unserem Philisterthum entrückt ist. Wer kennt nicht das eigenthümliche Gefühl des Wildfremden mit seiner Mischung von Schauer und Reiz bei solchen Reiseübergängen? Und hier geht es dem Oriente zu; das wunderbare Bild fängt an, in der erregten Einbildungskraft aufzuquellen, in welcher schon längst eine Welt uralter, bunter Erinnerungen von Türken- und Ungarnkämpfen durch die vorüberfliegenden Städte und Burgen geweckt ist. Der Alte unterhält sich mit ein paar stämmigen Männern in der sogenannten ungarischen Schwabentracht: breiter Hut, blaue Jacke und Hosen, mit wenig Verschnürung, steife Stiefel; wir belauschen uns jetzt aufmerksamer den Klang der Sprache. Er hat etwas pathetisch Gestoßenes, Wildes, Metallisches, Sporenklirrendes, Ritterliches; doch zu Pesth im Theater werden wir ihn reiner vernehmen. Wo man vom

Schiff in das Innere eines Dorfs blicken kann, zeigt sich nun freilich die liebe Natur in ihrer ganzen Blüthe; selten haben die Strohhütten einen Kamin, die Straßen befinden sich in reinem Urzustand, ein Paradies zum Bummeln und Wühlen für ihre Hauptstaffage, die Schweine. Doch kehren wir auf unser Verdeck zurück. Am Boden liegt eine Gruppe Soldaten, die zum Regiment einrücken, der begleitende deutsche Unteroffizier dabei. Sie sind etwas angetrunken und stellen sich recht besonders lustig, wie es unsere Leute in solchem Fall auch halten, sie singen, spielen. Einer springt auf und versucht auf dem engen Raum einige Schritte und Wendungen eines Nationaltanzes. Da gab es eine Scene, die, obwohl nur ganz im Kleinen, leidig an die verkehrte Behandlung erinnerte, wodurch östreichische Härte das tüchtige Volk seit alten Zeiten abgestoßen und erbittert hat, um es freilich ein andermal wieder zu verwöhnen. Es war ein Schirrmeister vom Train auf dem Schiff, der mit diesem Transport nichts zu schaffen hatte, ein großer Lümmel, ein Deutscher, der jedoch geläufig ungarisch sprach. Er fuhr einen am Boden liegenden Soldaten barsch an, ich weiß nicht warum, sichtbar ohne Grund. Dieser entgegnete, der Deutsche brach nun grob los und drohte, wie mir nachher jener Geleitsmann dolmetschte, mit Prügeln. Nach kurzer Pause des Schweigens machte nun der roh beleidigte Soldat, immer noch am Boden kauernd, den Gegner mit feurigen Blicken anschauend, dem empörten Herzen in einer pathetischen, fließenden, klangreichen Zornrede Luft, die mir, obwohl ich kein Wort verstand, noch heute nach Klang und Ton als voller Gegensatz gegen das wortarme, schwerfällige Wesen unserer Bauernsöhne lebendig

in der Erinnerung ist. Der Schirrmeister wußte nichts mehr zu sagen, als zum geleitenden Unteroffizier die deutschen Worte: wenn er den Kerl am Land hätte, würde er ihm was Anderes sagen; er stieg an der nächsten Station aus; den Soldaten aber sah ich aufstehen, an's Schiffgeländer treten und helle Thränen standen in seinen Augen.

Enger treten nun die Ufer zusammen und nehmen die Form von Steingebirgen an, man gedenkt des Rheines, wie er sich zwischen seltsamen Felsbildungen und malerischen Ruinen durchwindet; dieser Reiz fehlt auch hier nicht: dort auf hohem Gipfel winken die sagenreichen Trümmer von Wissegrad, dem alten Schloß der ungarischen Könige, einem Lieblingsaufenthalt des Matthias Corvinus, in seinen Ruinen einer der Zeugen türkischer Verwüstung. Die letzte Stadt, an der wir vorübergleiten, ist Waitzen, der Strom fließt wieder getheilt durch die Fläche, schon zeigt sich von weitem der Blocksberg, der Ofen überragt; Vorstädte, Schiffswerfte von Pesth, die Margaretheninsel mit ihren Gärten verkünden die Nähe der Stadt und endlich steht ihr prachtvolles Bild vor uns. Andere Städte mögen farbenreicher, bunter, vielgestaltiger uns entgegentreten, altergraue Giebel, mancherlei Formen von Gipfeln und Thurmspitzen, dazwischen frisches Grün von Bäumen und Gärten mögen in gedrängten Rahmen das Auge auf und nieder führen und durch reiche Contraste ergötzen; hier sind es vor Allem die großen Bahnen, die sich dem Blicke bieten, es ist das stattlich Hingestreckte, das Ergiebige, nicht Gesparte im Raum, was einen Eindruck ich weiß nicht welcher ernsten Vornehmheit, welches großartigen, ruhigen Adels macht. Dabei wirkt freilich sogleich die Architektur mit: am Uferkai

von Pesth steigt Palast an Palast, es sind zum Theil Gasthöfe, aber von bedeutenden Formen, die Schauseite in Pilaster und Säulen gegliedert. Ein einfacher, großer Gegensatz theilt das umfassende Gemälde: rechts legt sich Ofen am Ufer hin und steigt am Berg hinan seine Feste mit dem offen und glänzend vortretenden königlichen Schlosse, weiter unten springt in reinen, schön und ruhig fließenden Umrissen das Bild abschließend der Blocksberg vor, links dehnt sich das glänzende Pesth flach und weit am Ufer hin, in's Land hinein. Der gewaltige Strom trennt die beiden Städte, aber die herrliche Kettenbrücke vereinigt sie. Ich kann mich keines besonderen Sinns für Werke der Mechanik rühmen, hier aber ist die Leistung, welche die erstaunliche Last, bestimmt, noch größere Lasten zu tragen, schwebend an die mächtigen Ketten gehängt hat, so wunderbar und durch die zwei herrlichen Pfeiler, zu denen die Kette vom Ufer aufsteigt und zwischen denen sie in weitem Bogen läuft, in so großartigen Kunstformen ausgesprochen, daß man an die kolossalen Römerwerke erinnert ist. Die Kraft der Profilirung aller Glieder und Ornamente hat wirklich nur an römischen Triumphbögen und Amphitheatern ihr Aehnliches; dieß bewirkt mit den wohlgewogenen Verhältnissen dieser zwei gewaltigen Massen den vollen Eindruck des Monumentalen; hier spricht Alles: ich überrage und überdaure Generationen, sieh, wie klein der Mensch neben meinen Sockeln wandelt, — er, dessen Geist doch diese Formen geschaffen hat! Der Farbenton, wie er dem unvergleichlichen Ganzen dieses Städtebildes seinen Charakter gibt, ist weißlich, trocken, kreidig; die Donau stimmt dazu mit ihrem schwarzbräunlichen Wasser; das Grün des Blocksbergs hatte noch die

Frische des Frühlings, aber man sah ihm an, daß es bald von der Gluth des östlichen Tages verbrannt sein werde; die vielen Weiden der ferneren Ufer und Inseln dämpfen auch die farbigere Vegetation in's Grauliche; in sämmtlichem Bauwerk herrscht das Weißgelbe des dortigen Sandsteins: Alles geeignet, durch keinen bestimmteren Farbenreiz die ernste und hohe Ruhe der Formfreude zu zerstreuen. Die Brückenköpfe auf beiden Ufern werden von zwei steinernen ruhenden Löwen bewacht; schwarze Fahnen ragten von ihren Mähnen: sie galten der Todtenfeier Széchényis, des Mannes, der um Ungarn so hoch verdient war, dem die Stadt Pesth den Bau dieses unsterblichen, von dem Engländer Clarke ausgeführten Werkes verdankt und der kurz vorher im Irrenhause sich den Tod gegeben hatte.

Wir benützen nun schnell den Abend zu einem Gang durch die Straßen und wollen, ehe wir weiter des Ernstes der Zeit gedenken, einfach uns dem Schauen hingeben. Wir verfügen uns auf den Corso von Pesth, die Waitznergasse, wo die Abendstunde eben jetzt die schöne Welt versammelt hat. Wir sehen billig zuerst nach den Frauen und nach wenigem Auf- und Niedergehen können wir uns schon sagen: es ist doch ein ander Ding, durch ein Volk zu wandeln, wo die Schönheit nicht kärglich, sondern reichlich, mit voller Hand ausgetheilt ist. Seien wir ja nicht ungerecht gegen die deutschen Frauen, ihre stilleren, sanfteren Reize und die geistige Anmuth, die im längeren, gehaltvolleren Austausch bescheiden den inneren Werth aufschließt; aber auch ihr bester Freund kann nicht läugnen, daß man ihrer hundert, ja viele hundert sehen muß, bis man Einer begegnet, die jene glücklich und

rein entwickelten Formen schmücken, welche wir racemäßig nennen; hier ist es umgekehrt, ähnlich wie in Italien: wer dort gewesen ist, wer sich entwöhnt hat, nur nach blühender Farbe zu sehen, wer weiß, was wohlgezeichnetes Profil, große Feueraugen und schwungvolle Brauen, gefüllter Nacken und kräftig gewölbter fester Bau der Brust heißt, der wird mich nicht mißverstehen. Ich möchte wissen, ob unser Schlag immer die eingesunkene, beinige Büste gehabt oder ob nur das jahrhundertlange Stubensitzen, Nähen und Stricken die Formen so vertrocknet, eingesenkt, zerdrückt und zerstaucht hat. Man kann sich vorstellen, wie wohl den schönen Gestalten die Mente, der pelzverbrämte, reich verschnürte, mit dicken, runden Silberknöpfen und auf der Brust zwei großen runden Silberbuckeln besetzte Oberrock ansteht, nur übergeworfen wie ein Dolman oder angezogen und die schlanke Taille zeichnend; so ein husarenmäßiges Trachtstück stimmt gar gut zu dem entschlossnen Wurfe, der diesen Erscheinungen eigen ist. Einzelne hatten sogar das Ungeheure gewagt, den Hut abzulegen, und trugen die Diadem-artig über der Stirn steigende und umlaufende Parta mit dem langen Schleier; fragt man nach einer stylvollen Kopfbedeckung für Frauen: es gibt keine bessere. Die Männertracht gibt sich durch die engen, in die bespornten Stiefel laufenden Hosen sogleich als Reitertracht zu erkennen und sehr häufig weist auch der Bau der Beine mit den etwas auswärts gebogenen Knien auf die Gewöhnung eines Reitervolks; die Jacken mit den vielen kleinen Silberknöpfchen stehen wohl zu den schlanken Taillen und aus dem Kalpak, der Pelzmütze mit Reiherfeder oder anderem Aufputz, blicken Gesichter, denen die Kultur noch nicht das markig Ausgeladene,

Volle, Feurige, selbst Wilde der Natur abgeleckt hat. Dazu gehören nun neben den reichverschnürten, pelzbesetzten Ueberwürfen, Bunda's, eigentlich volle Farben; jetzt ging fast Alles schwarz, Zeichen der Trauer um Széchényi und den bei dem bekannten Auflauf kurz vorher gefallenen Studenten. Mir wird man es in Anbetracht meines Handwerks nicht verübeln, wenn ich mir die Freude an einer Nationaltracht, die mich auf einige Stunden das elende Philisterthum unserer modernen Fetzen vergessen läßt, dadurch nicht verderben lasse, daß sie zum Zwecke der Demonstration künstlich wieder hervorgesucht ist.

Es ist ein eigener Eindruck, unter einer Bevölkerung zu wandeln, die auf einer Höhe der Aufregung steht, welche vermuthen läßt, daß der Aufruhr nahe liege. Etwas Unheimliches, Drohendes blickt aus allen Augen, flüstert aus den Stimmen, erräth sich aus dem Köpfezusammenstecken, ja aus einer Summe von unbewußten Wahrnehmungen erwächst eine Stimmung, daß man meint, es gehe ein seltsamer, dunkel anschwellender Ton durch die Lüfte. Ich kenne diesen Zustand recht wohl aus einem Besuche Mailands im Herbst 1857. Mehr, um das Mitspiel des Publikums, als um das eigentliche Spiel zu sehen, gieng ich in's Theater. Die Blutzeugen von Szigeth-War (a Szigetvári vértanuk) von Jókai Mórtól wurden aufgeführt; ich hoffte, da der Inhalt, die Geschichte Zrinys, auch von Theodor Körner behandelt und dadurch uns geläufig ist, dem Gange der Handlung auch ohne Kenntniß der Sprache so weit folgen zu können, daß ich jedenfalls das Verhalten der Zuschauer verstand. Aber das Spiel interessirte mich auch für sich. Man kann die magyarische Art der Darstellung gegenüber der deutschen, so viel ich nach

dem Wenigen urtheilen darf, mit der italienischen zusammenstellen; der deutsche Schauspieler ist stärker im Innigen, Tiefgedachten und in der Individualität, der italienische in der Leidenschaft, er ist vor Allem pathetisch und neigt vermöge seiner Natur und Tradition zum hohen, classischen Styl. Das Wilde und Feierliche im orientalischen Charakter führt den Ungarn auf dieselbe Bahn; eigenthümlich aber ist ihm in den Momenten des Durchbruchs der Leidenschaft und kühnen Entschlusses eine gewisse höchst energisch gestoßene Art der Bewegung und des Vortrags, etwas kriegerisch Straffes, Durchhauendes, das von dem kräftigen Trompetenklang der Sprache harmonisch getragen wird. Es fehlt aber dieser Sprache auch das rührend Weiche nicht und höchst anmuthig klingt sie aus gebildetem weiblichem Mund. Die Kostüme gaben ein prächtiges Bild, so daß das Stück schon als eine Reihe von Gemälden fesselte, wäre auch nicht das Interesse, die Haltung des Publikums zu beobachten, noch dazu gekommen. Bei jeder patriotischen Stelle — der Inhalt ließ sich leicht erschließen — wurde denn nicht nur stürmisch geklatscht, sondern erschollen laute: Elljen! Elljen! und in einem Zwischenakte wurde der Dichter herausgerufen. Eine besonders leidenschaftlich begrüßte Stelle sagte, wie mir gedolmetscht wurde, Ungarn sei die Vormauer Deutschlands gegen den Orient und das Volk verlange für seine Opfer und das reichlich vergossene Blut seine Rechte, seine Ehre und Geltung.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Landes mit seinen Völkerfluthen, seinen unendlichen Kämpfen ließe sich prächtig an den Schätzen des Nationalmuseums verfolgen, das ich am nächsten Tage besuchte. Aus diesen Inschriften, Gefäßen,

Waffen, Geräthen, Geschmeiden springt dem innern Auge eine Welt entgegen, die Gestalten leben auf, schwingen die krummen Säbel, die Streitäxte und Kolben, besteigen die glänzenden Sättel, legen den funkelnden Schmuck an, füllen die kunstvollen Pokale und Schüsseln; bis zurück zu den Römern führt dich die Phantasie am Bande der merkwürdigen Ausgrabungen, dann in die grauen Zeiten des dunkeln Gewimmels der Völkerwanderung; die Kreuzzüge, das ungarische Heldenalter: Stephan Bathori, Johann Hunyadi, Matthias Corvinus, ihre Türkenkämpfe, die deutschen Kaiser, endlich die neue Zeit, Alles geht in sprechenden, greiflichen Zeugnissen an dir vorüber. Ueberall wirken solche culturgeschichtliche Sammlungen mächtig auf die Einbildungskraft: hier aber tritt ein besonderer Reiz hinzu durch die ungewohnten, fremdartigen Formen, die überall auf das bunte Fluthen und die Zusammenstöße verschiedenartiger Völker, auf weite, unbekannte Fernen, phantastisches Wesen des Orients, seine Wunder und Zauber und seine blutige, erobernde Wildheit hinausweisen; woneben der rein künstlerische Standpunkt an so manchen Prachtwerken uralter Goldschmiede und Juweliere sich entzücken mag.

Ich werde den Leser nicht bemühen, mir Schritt für Schritt zu folgen; vom Blocksberg, den ich am andern Nachmittag bestieg, mag er mit mir nach dem Schwabenberg hinüberblicken und der Zeit gedenken, wo das deutsche Heer nach dem Entsatze Wiens und den blutigen Kämpfen mit dem türkischen Heer, die ihr folgten, 1685 hier Lager schlug; er mag hinunterschauen nach Hentzi's Denkmal in der Festung Ofen und mag sich dann sagen, was das neue Festungswerk auf der Höhe bedeutet, auf welcher er steht. — Wir steigen

herab und befinden uns Abends in der Restauration zum Hopfgarten, um Zigeunermusik zu hören; die Räume sind voll schnurrbärtiger Magyaren im glänzenden Nationalkleid, auch reichgeschmückte Damen fehlen nicht. Ich setzte mich mit einem Deutschen an einen Tisch neben einige ungarische Herrn; mißtrauische Blicke fielen anfangs auf uns und wir konnten uns denken, was sie ungarisch unter sich flüsterten. Da wir uns aber durchaus unbefangen erzeigten, wurde man offener, sprach deutsch mit uns, gestand sogar, man wisse honette Menschen von „Spionencanaillen" wohl zu unterscheiden; Einer fragte mich, wie mir die jungen Leute in Pesth gefallen; ich verstand, zog aber vor, die dumme Antwort zu geben: die Tracht stehe ihnen recht wohl, worauf mir mit bedeutendem, feurigem Blicke bemerkt wurde: da sei keiner darunter, der nicht entschlossen wäre, für das Vaterland sein Leben einzusetzen. Man wurde, da man uns wohlwollend fand, wärmer und lud uns ein, auf Ungarns Wohl mitanzustoßen. Ich sah nun ein, daß hier ein aufrichtiges Wort nöthig sei, und sagte: man möge mir nicht übel nehmen, ich könne als Deutscher nicht unbedingt folgen, ich wolle aber meinestheils mit dem Spruch anstoßen: es lebe Ungarn eng verbunden mit einem vernünftig geeinigten Deutschland. Das wurde nun mit lebhafter Zustimmung angenommen und man befand sich jetzt so gemüthlich zusammen, daß ich gern geblieben wäre, hätte ich die Zigeunermusik ausgehalten. Das rasende Gewirbel, worin jeder Melodieansatz nur auftaucht, um alsbald wieder zu verschwinden, dieß wilde Chaos drohte mich zu berauschen, toll zu machen; das Bedürfniß der Vernunftruhe ist in einem Deutschen doch zu stark, als daß er einen solchen Sturm des

Außersichseins in die Länge aushielte, und so trollte ich mich denn fort. Wie ich so in der stillen Nacht nach Hause gieng, mußte ich lächeln über meinen Trinkspruch, nämlich theils wegen des gar zu blühenden Hoffnungstraums, den er überhaupt enthielt, theils wegen der Unklarheit des Begriffes, den er aufstellte und womit er doch so ordentlich Glück gemacht hatte. Aber auch alles Schwere und Trübe, was in diesen verworrenen Aufgaben liegt, fiel mit erneuter Gewalt auf mich und während meiner nächtlichen Eisenbahnfahrt nach Wien zurück hatte ich reichlich Zeit, die dunkeln Fragen, die jetzt mit verdoppelter Gewalt auf ein Gemüth sich wälzen, das sein Vaterland liebt, im tief bekümmerten Geiste zu bewegen.

Das große Donauland, dieß Ungarn ist es, das jene Trefflichen zuallererst im Auge haben und im Munde führen, die Deutschlands Heil von Oestreichs Auflösung erwarten. Es spukt hier nicht nur in geschworen demokratischen, sondern auch in manchen gemäßigt liberalen Köpfen ein gutes Stück alter, den unreifen Gefühlszuständen von 1848 angehöriger Sentimentalität für fremde Nationalitäten, die für Jedermann sorgen möchte, nur nicht für das eigene Haus. Ich bin weit entfernt, die Nationalitätsfrage frivol behandeln zu wollen; in ihrem vollen Gewichte liegt sie vor in Italien, wo eine wirkliche, ganze, einer alten, eigenen Cultur sich bewußte Nation ihre Einigung sucht und daher ein Theil derselben, der in der Macht eines fremden Staates ist, mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dieser Verbindung hinweg und dem eigenen Centrum zustrebt; nur daß auch hier noch bestimmte concrete Verhältnisse den Fall verwickeln und die Entscheidung gar nicht so leicht und einfach machen, als es

dem Enthusiasten scheint. Die Betrachtung dieser Verhältnisse wird sich von selbst aufdrängen, wenn uns die Reise nach Oberitalien führt. Ungarn aber ist, wie man weiß, ein Ganzes, worin mancherlei Nationalitäten bunt zusammengewürfelt sind, Slawen, sächsische Deutsche, Rumänen, Magyaren, die Zigeuner und Juden nicht zu rechnen. Dieß Land hat nicht wie Italien ein nationales Centrum außerhalb der Grenzen, in welchen Oestreich es beherrscht; kann man doch ein solches nennen, so ist es Rußland, der einzige Staat, worin die slawische Nationalität zu starker Einheit zusammengewachsen ist. Die Slawen bilden den zahlreichsten Theil der Bevölkerung Ungarns, man weiß, daß ihrer acht Millionen, der Magyaren nicht ganz fünf Millionen sind. Die ungarischen Slawen neigen Rußland zu und hier knüpft sich an die ungarische Frage sogleich von selbst die nach den übrigen außerdeutschen Ländern Oestreichs; es sind ja außer Venetien lauter Slawenländer und die panslawistische Idee spukt in allen. Rußland pflegt und benützt sie, man weiß, wie es unter diesen Völkern gewühlt hat und wühlt, man weiß, wie dieß in den Grenzländern gegen die Türkei mit seinen orientalischen Planen zusammenhängt, und man wird nicht vergessen haben, wie der russische Feldherr das bezwungene Ungarn „zu den Füßen des Czaaren gelegt hat.“ Meinen denn jene weisen Prediger der Zertrümmerung Oestreichs, daß seine Theile, wenn es je sich auflöste, in Nichts, daß sie als Gase, als Blasen in die Luft zerstäuben werden? Haben sie auch einen Augenblick darüber nachgedacht, ob diese Theile, wenn sie nicht mehr zu Oestreich gehören, je sich selbst angehören? Ob sie nicht die Macht des consequentesten aller Feinde Deutsch-

lands, des gefährlichsten, weil er nicht aggressiv auftritt, sondern unter der uns tief erniedrigenden Maske des Vormundes sich verbirgt, die Macht Rußlands damit verstärken? Für jetzt steht Rußland zunächst im Hintergrund, im Vordergrund Frankreich; während es Oestreich in Italien bekämpfte, wiegelte es Ungarn mit dem Trugbild künftiger Selbstständigkeit auf und machte seine Regimenter wankend. Wir wissen nicht, wann es Oestreich auf's Neue anfallen wird; wirft es sich auf Deutschland, dann sicher faßt es gleichzeitig Oestreich durch eine Empörung Ungarns, während Sardinien Venedig packt. Jetzt aber schürt Garibaldi die Flamme und in blinder Verkennung des Unterschieds stellt sich der Ungar dem alten Culturvolke Italiens gleich, das nach Einigung und Bildung eines eigenen Staates ringt. Die rechte Grube ist dieß Land, worin Alles wühlt, was zu wühlen beliebt. Laßt es heute von Oestreich sich ablösen: zuerst wird es eine Art freien Vorlandes von Italien bilden wollen, mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß stiften, inzwischen werden seine vielerlei Völker es innerlich veruneinigen und lockern, wenn dann seine ganze Schwäche zu Tage gekommen, wird Rußland die Hand darauf decken und endlich nach unendlichen Leiden wird es zu spät erkennen, daß seine wahre Bestimmung der organische Verband mit Oestreich und Deutschland war. Nicht vergessen wollen wir dabei die anderthalb Millionen des herrlichen deutschen Kernstamms, der dort, umgeben von Slawen, Wallachen, Magyaren, an unsere Ostgrenze vorgeschoben ist und im Revolutionskriege so schwer mitgelitten hat, die Siebenbürgen.

Allein es braucht das Alles nicht, die ganze Erörterung

fällt von selbst weg und das sentimentale Mitleid mit den armen Nationalitäten wird überflüssig, wenn man die Denkenden in Ungarn selbst fragt. Nur eine extreme, fanatische Partei hat in der Revolution ein selbstständiges Ungarn geträumt und gewollt; wer irgend etwas von Geschichte, von realen politischen Bedingungen, von Bildungszielen und von national-ökonomischen Interessen weiß oder wer all dieß auch nur in dunklem, aber gesundem Instinct ahnt in Ungarn, der will keine Losreißung von Oestreich, von Deutschland. Wir wollen diese zwei zunächst so unbestimmt nebeneinanderstellen; freilich ist leider von Oestreich so Vieles geschehen, was die mit ihm verbundenen Völker gewöhnt hat, beide Begriffe einander entgegenzusetzen; davon muß ja die Rede werden, zunächst aber können wir diese Seite so im Unbestimmten liegen lassen. Was je in der Welt ein Volk an ein anderes knüpfen kann, knüpft Ungarn an Deutschland. Von hier hat es seine Bildung; der Humanismus ist ihm von da gekommen, die Reformation — eines der wesentlichsten Bande — von da eingedrungen; seine Söhne holen von Alters her ihre wissenschaftliche Bildung auf unsern Hochschulen und die Stipendien, die an mehreren derselben für sie gegründet sind, sprechen thatsächlich diese Jahrhunderte alte geistige Verbindung mit dem fernen Volke aus. Die deutsche Sprache ist in Ungarn die Bildungssprache; sie schreitet fort, muß fortschreiten und weiter dringen ganz von selbst, der Natur der Sache gemäß; nur jedes Zwangsmittel ist verkehrt und gerade recht geeignet, den Germanisirungsproceß aufzuhalten, zu stören. Ich habe wohl hinlänglich gezeigt, daß ich dem magyarischen Wesen in Sprache und übriger Erscheinung gern seine

Schönheit, Feuer und Reiz anerkenne; allein das können wir nicht verändern, daß die moderne Bildung dieß naturvolle Wesen Schritt für Schritt in ihre knappen, kurzen, unscheinbaren, aber bewußten, freien, geistigen Formen umsetzt; wird sich die Sprache neben der deutschen auch in ferner Zukunft erhalten? Kenner verneinen es, sie erklären sie für zu arm, um als Organ der Wissenschaft und Literatur sich auszubilden, die deutsche wird ohne Jemands Zuthun die herrschende bleiben und noch mehr werden, als sie es ist. Die Ungarn wissen sich aber auch durch die Geschichte an Deutschland geknüpft; in grauer Vorzeit und freilich auch nachher oft im Kampfe mit uns, aber noch viel öfter für und mit uns kämpfend, sind sie uns durch das eigene, tapfer vergossene Blut angeschweißt, wissen sich als die Vorkämpfer deutscher Bildung gegen den Orient, haben mit uns Napoleons Weltmacht zertrümmert, theilen ihre Erinnerungen mit den deutschen Heeren und ahnen wohl, daß sie noch manche Schlacht mit uns schlagen werden. Und nun die Interessen! Meint man denn, die Ungarn wissen nicht, wo sie den Hauptmarkt für ihre reichen Produkte zu suchen haben, wohin Handel und Austausch sie weist, doppelt weisen wird, wenn erst die moderne Industrie entwickelt, die vollen Quellen geöffnet, die schlummernden Schätze gehoben sein werden?

Das Alles und noch viel mehr, was hundertmal gesagt ist, kann man von den Ungarn selbst hören. Und Deutschland? Dort unten an der Donau ist uns eine Art deutschen Morgenlands gegeben, um mit milder Hand unsere Bildung dahin zu pflanzen, seine reichen Produkte gegen die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes einzutauschen, den Strom der

Auswanderung hinzuleiten, um die öden Flächen zu bevölkern und anzubauen, dort ist unsere Ostmark, unsere Vorhut gegen den Orient und russisches Gelüste nach ihm, von dort auf feurigen Rossen eilen uns die geflügelten, ritterlichen Husaren, das gewandte, starke Fußvolk zu, altgewohnte köstliche Waffengefährten — und das sollen wir lassen? Stubenhocker sind es, die das meinen, Leute, die nicht über ihre vier Wände, nicht über ihre Ofenbank hinaussehen! Ein Staat, den eine große Nation bildet, kann sich nicht mit der innern Politik begnügen, auch nicht mit der allgemeinen, eines bleibenden Objects entbehrenden äußern Politik; er bedarf einen bestimmten Wirkungskreis, der eine Art von Mitte zwischen dem innern und äußern politischen Leben bildet; Platz muß er haben, um sich zu regen, Raum für seine Lunge, Röhren, wohin er seine vollen Säfte leitet, sonst erstickt, verkommt, versauert und versumpft er. Andere Staaten haben ihre Colonien, ihre fernen Stapelplätze, Inseln und Häfen, dem Deutschen, da er das nicht hat, ist für jetzt als Ersatz dieß Donaureich gegeben. Es ist auch eine alte Wahrheit, daß in der neueren Geschichte die Völker thatkräftiger leben, deren Naturell einen Gegensatz von Elementen in sich verarbeitet hat; den Deutschen fehlt das Feuer, das aus einem solchen Proceß sich entzündet: dort aber liegen die Elemente, die unserm kältern Wesen durch engere Verwachsung einen belebenden Einschlag des Fremden, Neuen, Fernen zuführen sollen.

Leider nun, ja leider ist es wahr, daß uns Oestreich bis jetzt nicht der rechte Vermittler für diese unsere Weltbestimmung gewesen ist. Es gibt nur Ein Mittel, fremde Völker an sich zu fesseln: wir müssen es ihnen so gut machen,

daß sie gerne bei uns sind; Oestreich hat gemeint, die Gewalt könne fesseln, was nur die Liebe fesselt. Nicht so schlimm hat es gewaltet, wie seine Verleumder sagen, nach manchen Seiten ist Wohlsein und Ordnung von ihm mit gutem Willen und Einsicht gepflegt worden, aber was half das, wenn man im Großen und Ganzen fehlte? Die Forderung der Völker Oestreichs, ihre Angelegenheiten selbst zu berathen, unterdrückt man vergebens, die Aufklärung, den freien Geist und sein Wort hemmt nur, wer sich selbst Wunden schlagen will. Metternich hat das Geheimniß erfunden und systematisirt, je eines derselben durch das andere zu bewachen und zu knebeln: der stumpfe, mechanische Begriff wollte leisten und erzwingen, was nur die organische Idee leisten kann, und es hat seine Früchte getragen. Ungarn hat man abwechselnd wieder vorgezogen, seine Aristokratie begünstigt, dadurch seine Völker und Deutschöstreich um so tiefer verletzt; die Empörung brach aus und nachdem sie bezwungen war, hielt man Blutgerichte, die neuen, tödtlicheren Haß säten. Die Wechselbewachung Aller kostete ungeheure Summen, verschlang den größern Theil der Staatseinkünfte: „die theuerste Regierung ist die über Unzufriedene;“ der alte, wahre Satz ist jüngst auch im Reichsrath ausgesprochen worden. Der Begriff des Staats löste sich in den Begriff der Polizei auf und ein System, das ursprünglich aus der romantischen Vorstellung kindlich patriarchalischen Gehorsams floß, endete mit der absoluten Belaurung und Schaarwache. Es wäre Napoleon nicht gelungen, die Grundempfindungen der deutschen Nation zu verwirren, in einem großen Theil derselben das heilige Gefühl des Zusammengehörens mit einem räuberisch angefallenen Bruderstaat zu

unterbinden, wäre nicht seit alter Zeit der östreichische Staat für alle Welt noch etwas Anderes, als ein Staat unter Staaten gewesen: ein Symbol für Alles, was heißt Unterdrückung, Zwang, Verdunklung, ein fremdes Wesen, ein Gespenst. Und immer das Empörendste war der Geisterzwang. Eine Verachtung, eine Art von Hohn und doch eine tiefe Furcht vor dem freien Gedanken sprach aus allen den Maaßregeln, die ihn bannen sollten. An Deutschland ist in der langen Zeit der Reaction seit den Befreiungskriegen in allen Bundesstaaten wahrlich genug gesündigt und in Preußen vor Allem dürfte man sich die Parabel vom Balken und Splitter wohl zu Herzen nehmen, die furchtbare Reaction seit 1819 fand in ihm kein widerstrebendes, sondern ein williges Werkzeug und nichts ist verkehrter, als wenn man alles deutsche Unheil Oestreich in die Schuhe schieben will, aber wahr bleibt, daß nirgends so eiserne Consequenz, nirgends Alles, was dem strebenden Geist entgegenwirkt, so beisammen war, wie in Oestreich.

Die Frage über Oestreichs außerdeutsche Länder hat uns auf diese Betrachtungen geführt und wir faßten vor Allem Ungarn in's Auge, wobei die Slawenländer mit zur Sprache kommen mußten. Ich weiß nicht recht, ob die Schwärmer für Selbstconstituirung der Nationalitäten, die Freunde der Zertrümmerung Oestreichs auch das deutsche Bundesland Böhmen, da ja doch auch die Tschechen Anwandlungen von Losreißungsgelüsten haben, hergeben möchten, ob sie Galizien zurufen wollen, es möge sich doch an der Grenze Rußlands als eigener Staat aufstellen; wir gehen weiter von der Bukowina herunter nach der Militärgrenze und geben die

Rumänen hinüber an die Moldau und Wallachei, um da mit ihren Brüdern ein ostromanisches Reich zu bilden, das zwischen der Türkei und Rußland, unberührt von der orientalischen Weltfrage, in Heiterkeit blüht; wir wandern an der Sawe fort durch Slawonien, Croatien, Illyrien und haben hier wiederum Slawen, die wir am passendsten an Serbien und Bosnien ablassen, weil doch Oestreich und Deutschland, wenn einmal die Türkei in Stücke geht und diese ihre slawischen Länder und Nebenländer in Frage kommen, dort ja nichts zu suchen haben, sondern ruhig zusehen sollen, was Andere einstecken; und nun bleibt Triest, Istrien, die dalmatische Küstenstrecke: das adriatische Meer geht uns nichts an, die Leute dort sind ja eigentlich lauter halb slawische, halb romanische Bevölkerung; daß Triest mit Illyrien zum deutschen Bunde gehört, verändert wiederum nichts und man hat Recht gethan, 1859 zuzusehen, wie es blokirt wurde; das Alles dort führt in die weite Welt, da gibt es Schiffe und Handel, mit welchen wir nichts zu thun haben.

Es ist schwer, ohne Bitterkeit von dieser Verrenkung des Denkens, dieser Enge des Bewußtseins zu reden, schwer, nicht an unserer Zukunft irre zu werden, wenn man bedenkt, wie groß und verbreitet die Partei ist, welche diesen weiten, herrlichen Boden, dieß in die Welt hineingestreckte, dem Orient zuführende, fast noch ungenutzte Ackerland für den Pflug deutscher Civilisation und Nationalökonomie, den Händen des Zufalls, vielmehr der Ländersucht fremder Großmächte als Beute überlassen will. Dem Vorwurf wird, ich weiß es wohl, mit der Einwendung begegnet, Deutschland müsse sich vorher einigen, ehe es diese weiten Aufgaben in

die Hand nehmen könne. Aber richtet sich denn die Geschichte nach unserer Logik? Warten denn diese Völker, an deren Verbindung mit Oestreich von allen Seiten gelockert und gezerrt wird, bis wir unser Haus eingerichtet haben? Können wir es verändern, daß diese Verhältnisse den Krieg bringen werden, worin wir unsre und ihre Angelegenheit gleichzeitig in die Hand nehmen müssen? Läßt sich die deutsche Frage abschälen von dem Material, das zum Stande der deutschen Staaten gehört? Müssen wir nicht einen klaren, festen Begriff darüber schon bereit haben, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt?

Diese dunkeln Fragen und trüben Aussichten im Innern bewegend, fuhr ich schlaflos durch die dunkle Nacht nach Wien zurück. Ehe wir es verlassen, gönnen wir uns nun wieder eine Ruhestunde. Nicht in die Kunstsammlungen will ich den Leser führen; Belvedere und Privatgalerien sind so reich, daß ich, wollte ich es auch nur versuchen, ihn vor den Perlen der Malerei zu fesseln, weit über die Grenzen schreiten würde, die ich mir dießmal gesteckt habe. Es ist das alte blühende, glänzende Wien, das sich hier in diesen Sälen, diesen Reihen von Sälen, an deren Wänden die Werke aller Malerschulen, so manche berühmte Meisterbilder strahlen, in seinem besten, edelsten Schmucke aufthut. War Luxus und Genuß die Losung, so ist dieß ächter und reiner Luxus und Genuß. Dem Kunstsinne des Kaiserhauses folgte der altberühmte reiche Adel des Landes, mit welchen Mitteln, das zeigt z. B. ein Gang durch die fünfundzwanzig Säle des Palastes Lichtenstein; aber wir dürften die Sammlung Esterhazy, durch ihre spanischen Bilder namentlich ausgezeichnet, Harrach, Czernin nicht

vergessen. Und wollten wir erst die Schätze der Kupferstiche und Handzeichnungen uns öffnen lassen, so wäre schwer ein Ende zu finden. Allein es ist dießmal nicht meine Absicht, den Leser in den stillen Geisterkreis vergangener Kunst einzuführen; ich selbst bin wohl in diesen Räumen fleißig umhergewandelt, aber ich gestehe, es war im Grunde mehr Studium, als innige, freudige Vertiefung; für diese fehlte dem peinlich aufgeregten Innern die Sammlung, die Stille. Als kleiner einzelner Zug mag hier noch eingefügt werden, daß mir einen schönen Vormittag der streng gemessenen Zeit, die ich der Kunst widmen konnte, die Polizei wegnahm. Ich wurde dahin citirt, obwohl es nicht mehr wie sonst Regel ist, daß Fremde sich selbst dort einfinden müssen; ein schweizerischer Paß, der nach Wien, dann nach Venedig und von da nach Mailand lautete, dazu die Wohnung in einem Gasthof, wo meist Ungarn einkehrten, mochte das Gemüth eines Polizeicommissarius beunruhigt haben; er sah mich mit Augen an, als wollte er Herz und Nieren prüfen, und fragte mit sehr verständlichem Tone, wie lange ich denn in Wien eigentlich bleiben wolle? Es war mir komisch und ich sagte ihm mit Heiterkeit, er möchte es mir doch nicht bergen, wenn er Bedenken über meine Person hege, ich habe Mittel, sie zu beseitigen; als ich mit diesen Worten meinen Paß in die Brieftasche steckte, kamen ein paar solide Adressen zum Vorschein und die gestrengen Züge klärten sich auf. Das Local kannte ich noch von der alten Zeit her, wo sich jeder Fremde stellen mußte, und ich erinnerte mich, daß früher auf einem Schrank eine Schillerbüste stand; solcher Humor, der durch Contraste zu wirken sucht, scheint jetzt dort nicht mehr zu walten, ich fand die Büste

nicht wieder. Das lief denn ganz friedlich ab, allein der schöne Vormittag war zersplittert. Wir lassen uns nicht stören und da ich ohnedieß den Leser nicht mit Forschungen alter Kunst anstrengen, ihn aber doch einladen will, sich mit mir im Reiche des Schönen zu erholen, was können wir Besseres thun, als uns nach der neuen, der gegenwärtigen Kunst umschauen? Wir wollen uns denn für heute in das Atelier eines Malers begeben, dessen Name dem Leser wohlbekannt ist: zu Carl Rahl, den ich vor zwanzig Jahren in Rom kennen gelernt, mit dem ich manchen Abend in meiner Wohnung dort in der Via Sistina am Kaminfeuer gesessen bin, plaudernd und lachend mit der dicken Hausfrau und den muntern Töchtern Margherita und Antonia; damals noch ein Lernender, ist er jetzt ein berühmter Künstler geworden. Dießmal nun hat er ein vortreffliches Mittel für uns, um aus dem Wirbel und heißen Drang der Gegenwart uns in reinere, idealere Regionen zu entführen: in attischen Lüften dürfen wir Athem schöpfen. Es ist ihm eine Aufgabe geworden, wie sie schöner und willkommener einem Historienmaler nicht zufallen kann, dessen Geist so entschieden dem Monumentalen, Großen, Stylvollen, der Darstelluug vollkommener Naturen zugewandt ist: die Aula des neuen Hochschulgebäudes in Athen soll nach dem Auftrage des um sein Vaterland, um Athen insbesondere so hoch verdienten Baron Sina mit Fresken geschmückt werden, wie sie nach dem Plane des Baumeisters, Christian Hansen, für ihren Porticus von Anfang bestimmt waren, und wo liegt für solche ein herrlicher Inhalt näher, als im griechischen Land, in Attika? Wo ist es natürlicher, in reinen classischen Formen zu sprechen,

als da, wo sie gewachsen sind und wo die göttlichen Gestalten in ihrer natürlichen Heimath heute noch dem innern Auge lebendig begegnen? Sie haben den Künstler, Fremdling aus dem Norden, vertraut begrüßt und er hat sie wohl verstanden; sie sind ihm keine bleiche, gelehrte Erinnerung, sondern ein Leben, denn Kraft und Fülle des Lebensgefühls ist sein eigenes Wesen. Die Geschichte der Sittigung, der geistigen Bildung Griechenlands war in kurzen, großen Zügen darzustellen; ein fortlaufendes Band von Fresken sollte durch ein selbständiges Mittelbild: die Gründung der Universität durch König Otto, in zwei Hälften getheilt werden. Rahl breitet nun seine Cartone vor uns aus und wir verweilen zuerst hier, bei dem mittleren Felde. Wie oft sind die Facultäten in allegorischen Figuren personificirt worden! Hier unter griechischem Himmel und durch den feurigen Nerv unseres Künstlers sind die kalten Begriffszeichen zu lebenswarmen Wesen geworden; wie nahe lag ein todtes Ceremonienbild und durch wie einfache Mittel hat der Künstler eine Handlung daraus gemacht! Die Philosophie — sie hebt sich vor allen begünstigt hervor — ein mächtiges, herrliches Weib, tritt vor den thronenden König, weist mit entschlossener Bewegung des Arms hinauf, hinaus in's Weite, als spräche sie: laßt sie forschen frisch und kühn, die auf sich selbst stehende, von keiner Satzung gebundene, göttliche Vernunft! Der König, dessen Züge in der Stylisirung, welche die antik imperatorische Gewandfigur fordert, doch recht wohl kenntlich sind, heißt sie mit der Rechten willkommen, hält aber mit der Linken die ernste Gerechtigkeit am Arme fest, als wollte er sagen, daß diese der feste Grund ist, auf den er Alles bauen will. Die übrigen Frauengestalten,

ſtehend, wandelnd, ſinnend oder einander im Geſpräche zugewandt, an den Attributen leicht kenntlich, gleichen lauter Weſen, die hier nur eben ganz natürlich, dem Rufe des neuen Herrſchers gerne folgend, aus ihrem Olymp herbeigekommen ſind; ſie haben alle Fleiſch und Blut und die ſtattliche Gewandung zeigt wie die Körperformen, daß ſie kein Draperie-Profeſſor, ſondern ein Mann geſchaffen hat, dem die Antike lebt. Das fortlaufende Band zu den Seiten dieſes Mittelbildes wird von zwei kleineren Darſtellungen, die für Seitenwände beſtimmt ſind, vorbereitet und abgeſchloſſen. Die erſte derſelben, wenn wir nun links beginnend der Bilderreihe folgen, ſpricht durch einen Prometheus, der den erſtaunten Menſchen das Feuer vom Himmel bringt, den Grundgedanken des Ganzen aus. Im erſten größeren Bilde dann, wo der Künſtler zeigen wollte, wie der Grund zur Menſchenbildung durch ſtrenges Recht gelegt wird, das die Wildheit der Urzeit bricht, erkennen wir ſogleich das Talent dramatiſcher Belebung: Minos läßt einen Verbrecher greifen und zur Strafe abführen, den ein ſchutzflehendes Weib angeklagt hat; der nächſte Schritt führt uns in die Heroenzeit: Homer ſingt ſein göttliches Lied; der Stoff iſt oft behandelt, neu und geiſtreich iſt hier das Motiv, daß neben Heldenjünglingen, die ſich zu Achilles-Thaten begeiſtern, auch tiefſinnende Künſtler zuhorchen: wir ſollen nicht vergeſſen, welche Nahrung die Kunſt aus dem ewigen Liede ſchöpft, das den Griechen ihre Götter gegeben hat. Wie ungeſucht Rahl die einzelnen Bilder zu verknüpfen weiß, beweist hier die Geſtalt eines Weibs mit einem Kinde, das ebenſo zu der vorhergehenden Gruppe gehört: ſie ſchien gekommen zu ſein, die Verurtheilung eines

Mörders mitanzusehen, lauscht aber hinüber auf Homers Gesang. Nun kann sich schon die junge Wissenschaft entwickeln: der königliche Pythagoras schreitet mit dem sinnenden Thales und weist ihn nach oben zur Harmonie des Alls, aber auch hier sollte Handlung nicht fehlen: die Anfänge der Heilkunde entwickeln sich zu einem rührenden Familienbilde, da Hippokrates zu einem kranken Greise sich niederbeugt, welchen besorgt und den Arzt um Hülfe beschwörend die Seinigen umgeben. Hierauf sind die ersten Grundlagen der demokratischen Gesetzgebung nicht etwa durch das ermüdend oft dagewesene Motiv des Schreibens auf Gesetztafeln u. dgl., sondern durch den scheidenden Solon veranschaulicht, und unter den Männern, die ihm schwören, sehen wir schon die Marathon- und Salamishelden, die Vorkämpfer gegen die Barbarei des Orients, die großen Staatsmänner Miltiades, Themistokles, Aristides: die Heroen der That durften hier nicht die Hauptrolle spielen, aber es galt dennoch, sie in eine künstlerische Erzählung der griechischen Geistesgeschichte hereinzuziehen. Hier unterbricht das Mittelbild die Reihe; wir folgen ihr wieder zu der Rechten desselben und befinden uns bei der ersten Blüthe der Geschichtschreibung, dem Kinde der reifenden erfahrungsreicheren Bildung: Herodot liest sein Werk vor, eine Nike krönt den Sieger im Wettkampfe von Olympia, eine Alte flüstert ihm Schicksalsworte zu, der junge Thycydides lauscht ihm, der gewappnete Xenophon ruft ihm Worte begeisterten Grußes zu und damit wir wissen, wo wir sind, sehen wir zwei gekrönte Wettkämpfer, den einen als Diagoras benannt, ihm zujubeln. Jetzt folgt der schönste, reichste Moment des griechischen Lebens: um Perikles und

Aſpaſia verſammelt ſich Philoſophie, Dichtung und Kunſt auf ihrer Sonnenhöhe. Wie ächt antik gefühlt, majeſtätiſch und doch ſo ganz unbefangen ſind dieſe zwei ſitzenden Hauptgeſtalten, wie ſie dem Plato, der vor ihnen, mehr zur Seite, ſteht und dem Anaxagoras, der ihnen gegenüber an einer Weltkugel lehrt, mit zwangloſer Aufmerkſamkeit zuhören! Zu den trefflichſten Figuren des Ganzen gehört Sokrates, der links neben Perikles ſitzt, mit dem Kartoffelgeſicht, das doch ſo claſſiſch iſt, mit dem naiven Hinüberhorchen und der gediegenen immer gleichen Ruhe und Ironie in ſeinem ganzen Weſen. Wie ſchön Rahl componirt, mag man an dieſem Bilde namentlich ſehen; ein ungeſuchtes Gegenüber, eine Wechſelwirkung milder Contraſte, trennt und vereint das Ganze, keine Linie, kein Theil bleibt unaufgelöst und mit Befriedigung geht das Auge von Sokrates in die Höhe, wo hinter Perikles Stuhl Phidias und Sophokles ſtehen, gleitet herunter zu Perikles und Aſpaſia, verweilt dann auf der herrſchenden Mitte des Bildes, der götterähnlichen, von erhabenem Leben durchſtrömten und gehobenen Geſtalt Plato's mit Antiſthenes, lauſcht hinüber zu Anaxagoras, an deſſen Stuhl ſich Alcibiades lehnt und neben welchem, tiefer im Bilde, wie drüben der Bildhauer, Dichter, ſo hier der Architekt Iktinus, der Erbauer des Parthenon, und der Maler Polygnot ſtehen; des Letzteren Züge ſind dem Leben entnommen und wir dürfen nicht weit ſuchen, um das Original zu finden; am Boden rechts iſt Archimedes mit ſeinen Kreiſen beſchäftigt und ſtellt ſo die Symmetrie mit dem ſitzenden Sokrates auf der linken Seite her. Es war nicht leicht, das Zeitalter Alexanders mit der realiſtiſchen Philoſophie des Ariſtoteles

darzustellen; Rahl weiß Rath und läßt den Lehrer des großen Eroberers, der denn auch unter seinen Zuhörern vor Allen hervorsticht, den Bau eines zergliederten Vogels demonstriren; aber rechts wendet in trübem Sinnen Demosthenes von dieser Gruppe sich ab: er betrauert Griechenlands Untergang. Die nacharistotelische Philosophie, Stoiker und Epicuräer, überspringt der Künstler, wie er die Sophisten umgangen hat: das Bild der Auflösung des gediegenen griechischen Geistes, die Dialektik, die Zurückziehung des Geistes ins Innere und die Philosophie der Lust ließ sich nicht wohl aufnehmen, ohne an das Moderne zu streifen oder in das Komische zu gerathen, das unter diesem ernsten Kreise keine Stelle finden konnte; nur den Meister des Komischen selbst, Aristophanes, hätten wir gern unter diesen letzten Größen in der Epoche der wachsenden Zersetzung gesehen. Rahl beschließt seine Wanderung mit einer sparsamen Gruppe, welche die alexandrinische Epoche andeutet: Ptolemäus Philadelphus, durch den die Bibliothek zu Alexandria zu ihrer Bedeutung erwuchs, empfängt aus den Händen des Aristarchos eine Rolle; Theokrit als Vertreter der letzten Blüthe der Poesie, Eratosthenes als Typus der alexandrinischen Gelehrsamkeit sind zur Ergänzung in die Gruppe mitaufgenommen. Den Schluß bildet nun in getrenntem Felde die zweite jener kleineren Darstellungen: die Predigt des Paulus im Areopag, das Gegenbild zu Prometheus, das Licht des neuen Geistes gegenüber der Lebensflamme, die Prometheus der vorchristlichen Menschheit vom Olymp gebracht. Ueberschauen wir noch einmal die ganze feierliche Reihe von Gestalten: hier ist nirgends ein falscher Zug des Modernen, nirgends etwas Theatralisches, Bewußtes, Gespreiztes, auf-

Wirkung Hingespitztes eingedrungen: überall Einfalt, schöne Gelassenheit, hohe Stille des antiken Lebens; nur in der heroischen Körperbildung will es mir da und dort scheinen, als habe den Künstler die Stärke seines Lebensgefühls in michel-angeleske Ueberkraft des Muskels und Breite der Formen geführt, und gesticulirende Hände kommen mir in der Fingerstellung nicht überall schön behandelt vor; nicht, als fehlte unserem Künstler die Zartheit: das beweist allein schon die schlanke, reine Knabengestalt des jungen Thucydides, das beweist der Rhythmus im Ganzen, der Adel der Gestaltung, Bewegung, Faltengebung, besonders aber Gewandfiguren wie jener Sokrates zeigen das reinste Stylgefühl.

Ich traf bei Rahl noch Jemand, der mich an die Tage in Athen erinnerte: Christian Hansen, den Architekten, der mit Roß und Schaubert das berühmte Werk über die Akropolis von Athen herausgegeben hat; jetzt wird er uns nicht die Propyläen hinaufführen zum reizenden schlanken Niketempel, zum Erechtheon, zum Parthenon, wir werden nicht ausschauen nach dem Pentelikon, Lykabettus, Hymettus, auf den Oelwald, auf Küsten und Meer, wie sie im purpurnen Abendroth schimmern, nicht seine eigenen Werke an der classischen Stätte, nicht die Räume kann er uns zeigen, wofür eben jene Fresken bestimmt sind, aber etwas Anderes, recht Prächtiges dürfen wir sehen: wir wandern mit ihm zum neuen Arsenal, dieser großen, umfangreichen Waffenburg, treten durch das Thor in den gewölbten Durchgang des Umfassungsgebäudes mit seiner reichen romanischen Façade, von van der Nüll und Sicardsburg erbaut, in den Hof und stehen vor dem Werke Hansens, dem Bau, der zur Aufbewahrung der

neuen und in seinem reichsten Theile zur Schaustellung alter Waffen bestimmt ist; dieser letztere tritt uns in dem gewaltigen länglichen Viereck, das an jeder Ecke zwei Thürme zieren und schützen, als Kuppelbau mit glänzender Schauseite entgegen. Ein Bau, dessen Masse Backstein, dessen Zweck das herbe nordische Waffenwerk ist, hatte mit den rein griechischen Erinnerungen nichts zu thun; aber Griechenland, der Orient und auch das alte Rom bot noch eine andere Formenwelt, aus der sich hier Neues, Geistvolles entwickeln ließ: Hansen hat den byzantinischen Styl auf dem Punkte, wo er stehen geblieben ist, fortgebildet und da etwas Aehnliches, nur nicht so organisch, die maurische Phantasie vollzog, so erinnert er uns auch an ihre schmuckvolle, krystallische Formenwelt; die gemusterte, an Teppichweberei erinnernde Wand, die überhöhten kleinen Bögen über den Säulchen, welche die Rundbogenfenster gliedern, die wie aus Stäben eckig gefügte Füllung der drei Rosetten über denselben, die gespaltenen Zinnen über dem kräftigen Rundbogenfries, das Alles erscheint als Anklang an den arabischen Styl; die organische Fortbildung des Byzantinischen aber liegt in der Entwicklung der Bogenglieder, der Gurten und Rippen des Gewölbes aus dem Kapitäl. Wir treten in das prächtige Vestibul ein, steigen die Prachttreppe hinauf, erfreuen uns unterwegs an der schön gedachten Belebung der Fläche des Mauerkörpers zur Linken durch eine rundbogige Nischenreihe mit Statuen, und nun thut sich der Hauptraum, die herrliche Halle mit der Kuppel, dem östreichischen Waffenruhme geweiht, vor uns auf. Auf zwei Seiten derselben steigt eine Colonnade mit Rundbögen, die eine Galerie trägt; hier, wie im Vestibul und überall, wo

Säulen, Bögen und Wölbung auftreten, finden wir nun jenes neue Motiv angewandt. Der byzantinische und der frühromanische Styl blieb in der Verbindung des Gewölbes mit seiner Stütze bei schwerfälligen Versuchen stehen, er wich dem gothischen, der die Gewölbeglieder durchaus schon am Fuße des Pfeilers beginnen ließ und das Capitäl nur als leichten Anflug behandelte, über welche jene fortwachsen und in die Wölbung ausstrahlen; Hansen dagegen legt in das Capitäl den Keim, aus welchem diese Formen hervorsprossen, durch die Ueberhöhung des Bogens gewinnt er die Freiheit, jenem Körper die reichgegliederte Gestalt zu geben, daß die Gewölbmotive in ihm sich entwickeln, und der Abakus ist in eine Art von Band umgestaltet, das sie zusammenhält. Dabei ist die Profilirung durchaus kräftig, markig und die Ornirung im Einzelnen zeigt eine reiche Phantasie, welche aus lebendigen, aber edel stylisirten Pflanzen eine wechselnde mannigfaltige Welt neuer Formen erschaffen hat. Diese Fülle des Einzelnen drückt jedoch nicht auf die Wirkung des Ganzen, die uns beim ersten Eintritt schon mit dem Charakter des Offenen, Freien, Klaren entgegentritt. Nun handelt es sich aber um die gegebene Bestimmung: in der Kuppel sollen Fresken die östreichische Kriegsgeschichte verherrlichen, unten sollen Rüstungen, Trophäen, Reliquien ausgezeichneter Generale aufgestellt werden. Angemessener und wohlthuender konnte der Künstler den letzteren Zweck nicht mit dem ersteren vereinigen, als indem er auf zwei Seiten über die Bogenstellung eine Galerie setzte, welche nicht nur dazu dienen wird, die Fresken bequem zu sehen, sondern in ihren getheilten Räumen zugleich diese Reliquien aufnehmen soll, wie wir denn in

einem derselben bereits Waffen, Uniform und Ehrendiplome Radetzky's sahen: mit welchen Betrachtungen, das bedarf der Worte nicht. Auf den Galerien eröffnet sich durch Glasthüren zugleich der Blick in die großen Säle der Flügel des 124 Klafter langen Gebäudes, wo auf zweckmäßigen Eisengestellen von Hansens Erfindung die neuen Waffen für die Ausrüstung der Armee aufgestellt sind. Die berühmten Waffen der Ambraser Sammlung und des alten kaiserlichen Zeughauses werden Vestibul, Treppen und Prachthalle zieren, theils in Trophäenaufstellung, theils als Anzüge plastischer Figuren und der Künstler hat auch hier nichts Unorganisches, Zufälliges dulden wollen, sondern für bestimmten, einleuchtenden Zusammenhang mit der Architektur gesorgt: diese Rittergestalten werden sich um die Pfeiler, an die Treppen, vor Säulen und Zwischenwände, an Erker und Fenster als Wächter stellen, Postamente am rechten Ort werden den ausgezeichnetsten die Bedeutung von Monumentalstatuen geben.

Auch Rahl hat uns in diese herrlichen Räume begleitet und ist so freundlich, uns den Freskencyclus auseinander zu setzen, mit dem er die Kuppel der Haupthalle und die zwei anstoßenden Säle schmücken sollte. Ich bin sonst nicht unter denen, die für den Scharfsinn in der Gedankenverbindung zwischen einer Anzahl von Bildern mehr schwärmen, als sie sich an der Schönheit und inneren Einheit des einzelnen Bildes selbst erfreuen, ja ich gestehe, daß meine Fassung und Gedächtniß für ein solches Netz von Beziehungen im Herüber und Hinüber, Oben, Unten und Neben besonders unglücklich organisirt ist; hier aber war Alles in der quellenden Ergiebigkeit der Erfindung so klar und überzeugend gedacht, daß es

auch meinem harten Kopfe leicht und lustig einging. Namentlich gefiel mir die Idee, oben in der Kuppel, also im herrschenden Mittelpunkte nicht Allegorien (diese sind in vier tiefer angeordnete Medaillons verwiesen), sondern heroische Typen aus der geläufigen alttestamentlichen und christlichen Welt als Vertreter der großen Hauptsphären aufzustellen, deren Inhalt in den größeren Flächenbildern an den Seiten unter der Kuppel als historische Handlung entwickelt werden sollte; in höherer Bedeutung sind diese typischen Gestalten zugleich als mächtige Grundpfeiler der moralischen Ordnung des öffentlichen Lebens gedacht und daher colossal behandelt. Gideon versinnlicht leibhaft die Befreiung von fremdem Joch: unter ihm sollte an der großen Wandfläche der Sieg Carls des Großen über die Avaren glänzen und Oestreichs bleibende Bestimmung, den Schutz der Ostmark gegen Barbaren, in's Bewußtsein rufen. David und Goliath: unter dieser Gruppe sollte Friedrich der Streitbare erscheinen, der die Mongolen schlägt und so das durch Carls Sieg deutsch gewordene Land vor neuer Ueberfluthung wilder Völkerhorden schirmt. Josua besiegt die heidnischen Kananiter und erobert das gelobte Land, er ist der Kämpfer für die Religion: unter ihm sollte Leopold der Tugendhafte, der Kreuzfahrer, Ptolemais erstürmen. Der Erzengel Michael als Drachentödter: unter ihm die Schlacht im Marchfelde, worin Rudolf von Habsburg den Böhmenkönig Ottokar schlägt, Oestreichs Selbständigkeit, die Macht des Hauses Habsburg begründet, aber, würdig des reinen Vorbildes in der Kuppel, voll Menschlichkeit den gefallenen Gegner mit seinem Purpurmantel bedeckt. Um das Rund der Wölbung, welches jene vier colossalen Typen schmücken sollten,

zieht sich nun noch ein Fries, den Rahl für Darstellungen aus der Urgeschichte Oestreichs bestimmt hatte, und diese treten denn als Zwischenglied wieder in natürliche Beziehung nach beiden Seiten: Kampf der Urvölker mit wilden Thieren entspricht nach oben dem Bilde Gideons, nach unten der Schlacht Carls des Großen gegen die Avaren; Markomannenkrieg dem Bilde Davids und der Mongolenschlacht; geordneter, gebildeter Rechtszustand nach eingesetzter Römerherrschaft unter Marc Aurel entspricht dem Bilde Michaels und des Siegs über Ottokar durch Rudolf von Habsburg, Einführung des Christenthums durch S. Severin dem Bilde des Josua und der Erstürmung von Ptolemais, aber dann folgen die wilden Fluthen der Völkerwanderung, durch deren Aufnahme der Fries dann in wirklichem, geschichtlichem Zusammenhang des Inhalts auf die großen Flächenbilder hinausweist. Wir gehen nicht weiter in das Einzelne der Compositionen ein, welche für die zwei Nebensäle bestimmt waren: der linke sollte Kriegssaal heißen und alle Schrecken des Krieges versinnlichen, der rechte als Friedenssaal mit diesen Schrecken versöhnen und den Zweck des Kriegs, die Wohlthaten des Friedens, Handel, Wissenschaft, Ackerbau, Kunst vor Augen stellen. Um die einförmige Wiederholung von Schlachtgetümmel zu vermeiden, waren im ersteren Saale für die Flächengemälde Porträtzusammenstellungen der Fürsten und großen Feldherrn der neuern östreichischen Geschichte in ruhigen Situations- und Ceremonienbildern beabsichtigt, Lagerscenen u. dergl. Im Friedenssaale ließ sich immer noch Abwechslung genug erreichen, da er in der Geschichte Oestreichs weiter vorwärts ging, Maria Theresia, Joseph, Erzherzog Carl, den die Bürger Wiens beim Sieges-

heimzuge begrüßen, und endlich die Legung des Grundsteins zum Arsenal durch den gegenwärtigen Kaiser, umgeben von Radetzky und andern Feldherrn der neueren Zeit, vorzuführen bestimmt war.

Rahl ist seiner Richtung nach Stylist, Idealist; allein die Stärke seines Lebenssinns bewahrt ihn vor Einseitigkeit: Zeugniß ist sein berühmtes Colorit, seine Wärme und Kraft im Porträt. Mag er noch so lebhaft für Götter, Heroen und eine von keiner Prosa der Culturformen beengte Menschheit das Wort nehmen, er wird doch, wo Energie des Daseins und Handelns darzustellen ist, durch die „kalbsledernen Hosen" sich nicht von der wirklichen Geschichte zurückschrecken lassen. Wer seine Cartons für diese Fresken gesehen hat, wird sich überzeugen, daß es auch eine Verbindung von Realismus und großem Styl gibt und daß Rahl auch in diesem Gebiete sein Talent zu bewähren der Mann ist.

So hätten wir nun eine Weile ausgeruht im Gebiete der Kunst. Ich hätte noch von diesem und jenem zu erzählen, was ich von Werken neuerer Künstler gesehen, allein es würde ein zerstreutes Bild entstehen, denn dießmal erlaubte mir die Zeit nicht, mir einen Ueberblick über Zustände und Richtungen der östreichischen Kunst zu verschaffen; ich kann, was die Malerei betrifft, nichts zu dem Einblick hinzubringen, den die große Münchner Kunstausstellung im Jahre 1858 gab; zum Zeitmangel kamen Zufälle, wie z. B., daß der treffliche Albert Zimmermann eben nichts Größeres auf der Staffelei hatte. Auch auf die Architektur und ihre bekannte kräftige Pflege im neueren Wien kann ich dießmal nicht weiter eingehen. Mein Schweigen drückt keinerlei Urtheil, mein

Nennen keine Parteilichkeit aus; ich lasse mich nicht in den Streit der Richtungen und Personen ein; ich frage nicht, wie es kam, daß Rahls Entwürfe nicht zur Ausführung gelangten, und darf nur Eines nicht unerwähnt lassen: daß ich in dem Grafen Franz Thun, dem Director der Kunstanstalten des Reiches, eine Persönlichkeit kennen lernte, die mir unvergeßlich bleiben wird und deren Güte und edler Geist auch da, wo man jetzt von deutschen Verbindungen nicht athmen darf, in Oberitalien noch von dankbaren Herzen in treuem Andenken bewahrt wird. Wie Vieles mußte ich mir für ein andermal vorbehalten! Diese Reise war nicht in einer Stimmung unternommen, die mich berechtigte, sie eine Reise auf Kunststudien zu nennen. Ich hatte keine Ruhe, war keiner fähig, wollte keine haben, und wer sich entschließt, mich zu begleiten, soll auch keine haben. Legt er diese Blätter in jedem Nerv aufgeregt aus der Hand: das ist es eben, was ich wollte, denn Deutschland braucht jetzt keine contemplative, sondern sehr bekümmerte Gemüther.

Wir brechen also auf und gehen zur Südbahn. Unter kaltem Regen fahren wir früh morgens ab, haben nicht Zeit noch Sonnenlicht, uns Baden anzusehen, klimmen vom keuchenden Drachen gezogen hinter Gloggnitz den Sömmering hinauf, erblicken von kühnen Steigungen, Durchbrüchen durch Berg und Gestein, weitgeschweiften Windungen, Tannenwäldern und Felsen und lieblichen Thälern links in der Tiefe so viel, als die wirbelnden Schneeflocken erlauben, erreichen den höchsten Punkt und sausen durch den langen Tunnel nach Mürzzuschlag, wo Zeit gegönnt ist, sich zu erfrischen. Hier saß im Hofe der Restauration eine ganze Truppe von

Burſchen und Männern an einem gedeckten Tiſch, deren Ausſehen auf Arbeiter oder beurlaubte Soldaten ſchließen ließ; auf meine Frage erhielt ich die Auskunft: ſie reiſen nach Rom, ſind für den Papſt geworben. Auch noch! — Weiter: wir ſind jetzt in Steiermark, fahren bald in maleriſchem Thale dem Laufe der Mürz, dann hinter Stadt Bruck der Mur entlang und erreichen Abends die freundliche Univerſitätsſtadt Gratz, von der Mur durchfloſſen, im weiten fruchtbaren Thale um ſeinen Schloßberg gedehnt. Ich kann den Leſer nicht einladen, mit mir durch die belebten Straßen zu ſchlendern, er hat unter meinem Schirm im ſtrömenden Regen nicht Platz, und ein Beſteigen des Schloßbergs wäre bei ſolchem Wetter rein zwecklos. Wenn er aber am Abend im Gaſthof mit mir den Geſprächen einiger Einwohner zuhören will, ſo erfährt er, daß auch Gratz nicht mehr das alte gemüthliche Gratz iſt. Einen der Superklugen aus Deutſchland wünſchte ich hieher, die da meinen, man habe in Oeſtreich kein Bewußtſein, kein Urtheil über die Zuſtände, die Oeſtreicher ſeien Concordatsleute, Kinder des Stillſtands, keine Deutſche. Nun aber war mir zudem etwas vorgekommen, was die neueſten ſchweren Erinnerungen furchtbar in mir aufregte: ich hatte auf den Straßen von Gratz die erſten Invaliden vom Kriege des letzten Sommers geſehen (in Wien war mir keiner zu Geſichte gekommen): zwei prächtige, blühende Burſche, an Krücken hinkend; das war wenig, nur eine ſchwache Spur, aber als mir erzählt wurde, wie es in den Lazarethen ausſah und als Augenzeugen das Aechzen, Stöhnen und Schmerzgebrüll der Verwundeten ſchilderten, da — — doch nein; das an ſich wäre es nicht, ein Mann muß das hören können; Schlachten

bringen Wunden und Tod, das ist ja nicht anders; aber nun die mancherlei neuen Beiträge zum Verlauf des Krieges, die Bilder des Hungers und Durſts auf dem Schlachtfeld, die einzelnen Belege für die unglaublichen Fehler der Führung, die Nachweiſe, wie ohne ſie der Sieg gewiß war, und dazu endlich noch in friſchem Andenken das halbmitleidige, halbironiſche Achſelzucken jener Deutſchen, die ihre Brüder verbluten ließen: denn auf der Eiſenbahn hatte ich deſſelben Tags aus dem Mund eines tiefen Denkers wieder dieſen Ton vernommen: „ach nun ja, die armen Soldaten mußte man freilich bedauern“ und „immerhin“ und „allein genauer betrachtet“ u. ſ. w. — Das Alles muß der Leſer zuſammennehmen, um zu begreifen, in welcher Stimmung ich die halbe Nacht im Bett durchwachte und am frühen Morgen weiter fuhr. Es war mir Alles wie neu, was in jenen Tagen der neueſten ſchweren Erfahrung unſeres Vaterlands jedes Gemüth beſtürzen mußte, das unbeirrt ihm angehört. Ich habe ſchon zu Anfang dieſer Blätter berührt, wie ſich das Alles für den verſchärft, der im Auslande wohnt. In der Heimath fühlt man die Schmach nur halb ſo tief; Freund klagt dem Freunde, Einer leidet mit dem Andern und verwünſchen und verſpotten wir unter uns die Uneinigkeit, Säumniß, Unentſchloſſenheit der Deutſchen, das geſchieht auf dem Grunde des Einverſtändniſſes über die Eigenſchaften der Nation, die ihr eine beſſere Zukunft verbürgen, das fließt aus der Liebe, aus der Hoffnung, daß Selbſterkenntniß zum Beſſern führe. Alle Lauen, alle Gleichgültigen ſollte man in's Ausland ſetzen, damit ſie ſpüren, wie es thut, wenn der Angriff von Fremden kommt, wenn bei dem Namen Deutſchland die Mund-

winkel in die Höhe gehen, wenn man sich sagen muß: und möcht' ich sie zusammenschmeißen, ich kann sie doch nicht Lügner heißen. Der Einsichtigen, die Deutschlands Bestimmung verstehen und nur wohlwollend von seinen Blößen sprechen, sind überall Wenige; die Mehrzahl urtheilt, verurtheilt nach dem Anschein. Was nützt Abwehr dieser Beleidigungen im einzelnen Fall? Die Wunde schließt sich nicht und wird immer neu aufgerissen. Dieß Alles schmerzte und brannte nun frisch, wie von gestern, da ich dem Schauplatze näher und näher rückte, wo der deutschen Kraft und Ehre die letzte blutige Scharte geschlagen ist. Man vergesse nicht, daß Niemand die neue tröstlichere Wendung der Dinge ahnen konnte. Es sah rathlos, hoffnungslos aus. Jeder hat seine unglaubigen Stunden, wo er mathematischen Beweis für die bessere Zukunft haben möchte; es ist ja doch auch möglich, daß eine Nation voll Geist und sittlicher Kräfte ihre politischen Ziele nicht mehr erreicht; vom inneren Werthe führt kein sicherer Schluß auf das Politische; die Deutschen könnten ja auch ein bloßes Culturvolk bleiben. Das fatale Xenion fiel mir ein: „Zur Nation euch zu bilden" u. s. w. Man ist ungeduldig, man möchte eben etwas wenigstens, einen Anfang, einen ersten Schritt, der Bürgschaft für die folgenden enthielte, erleben. Die Unmöglichkeit, eine Form für die Einigung Deutschlands zu finden, die Unhaltbarkeit aller Programme, die der Reihe nach aufgestellt sind, stand lebhafter als je mir vor dem Geist; diese dunkle Welt von Qualen und Zweifeln arbeitete, schnitt und nagte in mir, als ich Triest zufuhr, während draußen der Regen prasselte, Marburg, Cilli, Laibach vorüberflog; mir schien Alles so schwarz, so trostlos, wie

der Himmel über mir, und Nichtsein wünschenswerther, als leben ohne Aussicht auf — da öffnete der Dalmatiner das Fenster und sprach:

Il mare — quanto è grato e dolce!

Und so sind wir bei unserem Anfang angekommen. Der Zug hielt kurze Zeit an, denn Rutschungen infolge der Regengüsse hatten genöthigt, auf telegraphische Nachricht über den Zustand der weiteren Bahnstrecke zu warten. So ruhen wir denn aus in dem großen, stillen Bilde des Unendlichen.

Doch weiter wie das Leben rollt der Zug und wir sind in Triest. Am andern Morgen klärt sich der Himmel auf und wir genießen einen der ganz wenigen schönen Tage dieser Reise; denn von Anfang an bis jetzt war immer Wechsel von Scirocco mit Regen und Sturm gewesen. Der Mittag wird zu einer Spazierfahrt auf die Höhen hinter der Stadt benützt, wozu mich eine Familie von Triest einlädt; es geht in einer langen Allee sachte bergauf, unser Ziel ist eine der Villen, die dem steinigen Gebirge, das weithin die Stadt umgibt, abgewonnen sind. In grünen Matten, umgeben von Springbrunnen, Bosketten, neben einem Gewächshaus voll duftender Blumenpracht steht im Styl eines Schweizerhauses gebaut der liebliche Landsitz. Weit hinaus auf Küsten der Adria und die blitzende See mit der grenzenlosen Linie am Horizonte, hier von einem Dampfer, dort von Segelbooten der Fischer belebt, schweift der entzückte Blick. Aber wir sollen auch hier nicht die Qual des Menschenlebens vergessen; herauf in diese freien Lüfte, unter diesen blauen Himmel, auf diese weite, offene Höhe ist uns das Gespenst eines düsteren Geheimnisses gefolgt, das auf die tiefe Zerrüttung eines großen Staates

weist. Warum ſchleichen alle Diener des heiteren Luſthauſes und Gartens gebückt mit ſchwer bekümmerten Mienen umher? Wir ſind in der Villa Rivoltella; vorgeſtern iſt der Beſitzer mit Mandolfo und Brambilla plötzlich verhaftet worden; die Familie, mit der wir die Luſtfahrt gemacht, ihm befreundet, an Schuld nicht glaubend, voll Theilnahme und düſterer Ungewißheit wechſelt Worte des Kummers mit der Dienerſchaft: ein Flüſtern und wieder ein dumpfes Schweigen wie in einem Trauerhauſe hier in den prachtvollen Räumen, im luſtigen Grün, um duftende Blumen, plaudernde Fontainen. Im Rückwege gab der Beſuch der Villa Potaccini noch ein Bild dieſer reichen ſüdlichen Landſitze zwiſchen Lorbeer, Myrthe, Limone, geſchmückt mit wohlgewählten Werken des Pinſels und Meißels, aber der finſtere Geiſt ſchlich mir auf den Ferſen nach und war nicht abzuſchütteln, da überall von dem trüben Ereigniß und dem, was ſich unberechenbar daran knüpfte, die Rede war. Es dämmerte bereits, als ich in der Stadt nach der Höhe von S. Giuſto ſtieg; die merkwürdige Baſilika, mit einem Baptiſterium und einer byzantiniſchen Kirche in Kuppelform zu Einem verbunden, vielleicht aus dem ſechsten Jahrhundert, mit Moſaiken des byzantiniſchen Styls geſchmückt, ſtehend auf der Stätte eines Jupitertempels, von welchem Säulenſtücke dem chriſtlichen Bau einverleibt ſind, iſt der einzige Reſt uralter Zeit, der fremd und ſeltſam auf die moderne, paläſtereiche, mit breiten Quadern gepflaſterte Kaufmannsſtadt mit dem lärmenden, Schiffe-wimmelnden Hafen herunterblickt. Allein ſchon iſt es zu dunkel, um irgend etwas in der Kirche deutlich zu erkennen, und wir treten heraus, wir dürfen die Zeit nicht verlieren, denn uns winkt ganz

nahe ein Ruheplätzchen von besonderer Art, recht gemacht, zu vergessen, was abermals die dumpfe Gegenwart uns heute des Schweren und Bangen gebracht hat; das letzte Licht des Abends soll uns auf diesem Schritte leuchten. Es ist ein alter kleiner Kirchhof neben der Kathedrale, jetzt eigentlich der Ort für Aufbewahrung der Trümmerstücke des Jupitertempels, antiker Sarkophage und anderer Zeugen der alten Tergeste; da steht nun zwischen Cypressen eine Nische, in ihr ein Marmorsarkophag, dessen Inschrift und Relief uns sagt, daß Winkelmann hier schlummert. Drunten am Hafen in der Locanda grande zeigt man noch das Zimmer, wo der Arglose vom Mörder überfallen wurde und aus vielen Wunden blutend mit ihm am Boden sich wälzte; der Mörder entflieht und der Arme schleppt sich noch Hülfe suchend bis an die Treppe, die erschrockene Magd eilt zum Geistlichen, endlich kommt ein Arzt und bemerkt lange nicht die Schlinge aus dünner Schnur, die ihm der Mörder, ehe er zustieß, um den Hals geworfen und fest, so daß sie tief einschnitt, zugezogen hatte. Jetzt ruhet er still und friedlich da oben; ein traulicheres, ein heimlicheres Plätzchen konnte er nicht finden; um ihn die dunkeln Cypressen und Tempeltrümmer, da kann er von seinem Rom, von seiner Villa Albani träumen, wohin ja von Wien die Sehnsucht ihn auf der Reise zurückzog und in die Mörderhand führte, und hinaus von dem kleinen Cypressenhain schaut er auf's weite Meer und hört fernher sein heiliges Rauschen.

Hier in dieser Dämmerung gieng es an meinem Geiste vorbei, was dieser Winkelmann uns gewesen, wo wir wären, wenn er uns nicht aus Barbarei und Ungeschmack vor die reine Formenwelt und unschuldvolle, hohe Einfalt der Griechen

geführt, uns die Augen geöffnet hätte, sie zu schauen; wo selbst unsere classische Literatur, wo Lessing, wo Goethe, wo auch Schiller geblieben wäre, hätte er sie nicht gelehrt, durch die Antike die Dichter des Alterthums verstehen. Winkelmann ist das lebendige Band zwischen dem Norden und Süden, der modernen Kunst und Bildung und dem Alterthum; er, der Eine, ist die zweite Völkerwanderung, die geistige; die erste erobert mit der Faust die Welt der classischen Bildung nnd die wilden Eroberer verschwinden im romanischen Volksthum, er, die persongewordene tiefere Sehnsucht des Nordens nach dem Lande, wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht, fällt unter dem Stahle des Mörders, aber er ist uns Allen vorangereist, für uns gereist, hat uns Italien und seine Griechenschätze herübergetragen mit Geisterhand, zu uns verpflanzt, in der Heimath zu eigen und zur Pflege gegeben, ein stiller, milder, sanfter Genius, ein Eroberer ohne Schwert, ein blutarmer deutscher Schulmeister und gewaltiger als Alarich, Theodorich, Gothen und Vandalen.

Aber die Zeit mahnt, um Mitternacht fährt das Dampfschiff nach Venedig ab, es sind noch Besuche bei freundlichen alten und neuen Bekannten zu machen, vor der Abfahrt wird noch das Local des Schillervereins im Gebäude des Lloyd besucht, einer der erfreulichen Sammelpunkte der Deutschen im Ausland, die dem Schillerfest ihre Gründung verdanken; dann zu Schiff! Wie ich mit andern Passagieren auf dem Verdeck wandle, tritt ein Reisender, der eben erst eilig das Schiff betreten hat, unter uns mit der Nachricht, daß der Minister Bruck gestorben sei, er spricht von einem Blutsturz.

Sechs Tage vorher war er in Fülle der Lebenskraft, wohl sichtbar nachdenklich und ernst gestimmt, vor mir gestanden; eine Adresse, höher gehend, als ich sie gesucht, hatte mich zu ihm geführt. So war die Nachricht wohl geeignet, mir Gedanken zu machen über Menschenloos und Menschenleben, während ich in der Kajüte vergebens den Schlummer suchte, doch nahm ich für jetzt die Nachricht arglos, wie sie lautete.

Der grauende Morgen rief mich wieder auf's Verdeck, die Sonne gieng blutroth über dem Meer auf, endlich wurden von ferne die Thürme Venedigs sichtbar, zuerst der Campanile von S. Marcus, dann die Kuppel von S. Maria della Salute, wir steuern näher und näher und machen Halt vor der Riva dei Schiavoni, der Piazetta gegenüber. Ein Barke trägt mich in die Nähe des stillen, kleinen deutschen Gasthofs nahe am Canal und Marcusplatz, der „Stadt München," wo ich gar gemüthliche, freundliche Herberge fand. Zuerst eine kurze Ruhe nach der nächtlichen Fahrt, dann zum Frühstück in das Kaffeehaus ai Quadri auf dem Marcusplatz. Einundzwanzig Jahre sind es, daß ich zum erstenmal unter dem Bogen dort unter dem neuesten Flügel der Procurazien hervortrat und den Platz und die Marcuskirche gegenüber sah. Einer gründlichen Unwissenheit — ich hatte noch keine Abbildung dieses wunderbaren Raumes gesehen — dankte ich es, daß mich der Anblick wie ein wunderbarer Traum überkam, wie ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht: so hat schon Mancher gesagt und so wird noch Mancher sagen, wenn er mit weit aufgerissenen Augen auf dieser einzigen Stelle der Welt steht.

Die Deutschen, je mehr sie jetzt von der venetianischen Gesellschaft getrennt sind, halten um so mehr zusammen, man

redet und knüpft leichter an, macht ſchnell Bekanntſchaft. Im Kaffeehaus, kaum eingetreten, wurde ich gefragt, ob ich von Wien komme? Was ich von Brucks Tod wiſſe? Der hat ſich gewiß umgebracht! wurde laut gerufen. Ich erwähne es als ein Zeichen des Alles durchfreſſenden Verdachts, der in den Gemüthern umging, denn es war noch keinerlei beſtimmte Kunde von der Todesart des Mannes angelangt. Wie dieſe Stimmung anſteckt, fühlte ich an mir ſelbſt, denn kaum war es geſagt, ſo glaubte ich es auch und Abends wurde es beſtätigt.

Wie öde iſt der Marcusplatz! Wenn die Militärmuſik (la banda) ſpielt, wie anders als ſonſt, wo die ſchönen Venetianerinnen mit den ſtolzen, vollen Nacken, Deutſche und Italiener und alle Nationen der Welt durcheinander wie in einem Ballſaal ſo dicht auf und ab ſpazierten, daß man ſich auf die Ferſen trat, wo auf den Hunderten von Stühlen bei Kaffee oder Sorbetto oder bei nichts eine plaudernde geputzte Welt unter und außer den Arkaden herumſaß, während die unzähligen Gaslampen den unvergleichlichen Raum in einen Feenpalaſt verwandelten! Die ſchöne Welt Venedigs hatte ſich nach Beginn des Kriegs zuerſt einen andern Corſo auserſehen, auf der Giudecca; die öſtreichiſchen Officiere machten ſich den Spaß, ſich ebendahin zu begeben und mitzuſchlendern; ſeitdem bleibt jene, ſoweit ſie nicht mitausgewandert iſt, zu Hauſe. So iſt denn Venedig jetzt freilich um ein Gutes leerer, als ſonſt, aber ſo arg ſieht es doch nicht aus, als man meint: das Volk iſt munter, wie immer, hämmert, rudert, marktet, feilſcht, plaudert, lacht, prellt und brüllt. Schreien, Schreien iſt oberſtes Hauptvergnügen des italieniſchen Volks. Wie man es auch von früheren Reiſen her kennen mag, dieß furchtbare

Geschrei ist dem, der Italien betritt, immer neu, erschreckt für den Anfang und gibt dann herzlich zu lachen. Man meint durchaus alle Augenblicke, es brenne oder es gebe Mord und Todtschlag, — man hört hin: was ist es? Pfirsiche, Feigen, Orangen, Fische, Krabben, Würste, Zündhölzchen, Fleckenseife, irgend ein Bafel von Waarenausschuß wird mit einem Gebrüll und furchtbaren Auslaut der gequetschten, unverständlichen Worte feilgeboten, als gälte es die Pforten der Hölle aufzureißen. Auch der Straßenverkäufer bleibt nicht gern bei der Abstraction der bloßen Nennung des Begriffs, er entwickelt Prädicate, die Prädicate zu Sätzen, die Sätze zu gefühlten Monologen, wie ich denn eines solchen Dramatikers in Neapel mich erinnere, der über die Bratwürste, die er auf der Straße gebraten, mit einem Ausdruck von Entzücken sich beugte, die Hände andachtvoll zusammendrückte und ausrief: ma che salgigie! quanto son belle, buone, delicate! u. s. w. Dieß Redenhalten und Schreien ist nun zunächst zwar wohl Mittel zum Zweck, wird aber mit so sichtbarem Behagen getrieben, daß es sich zur Höhe des reinen, uninteressirten ästhetischen Genusses erhebt. Ich habe unter den Arcaden des Marcusplatzes einst einen alten Mann gute drei Stunden lang, tief in die Nacht hinein umlatschen gesehen, der mit einem Geschrei, als brüllte Ajax die Schaaren zum Streit oder wollte das Haus der Atriden, Labdakiden untergehen, alte Operntexte feilbot, Maculatur, die er irgendwo erwischt haben mochte; ich zweifle, ob er nur einen Centesimo löste, aber ich zweifle nicht, daß er nach dieser Leistung wüthigen Brüllens zufrieden wie ein Schröder, wenn er den König Lear gespielt, und durch die zuträgliche Motion in

seiner Gesundheit sehr gefördert sich zu Bette legte. Ein deutscher Kutscher fragt halblaut: befehlen Sie keinen Wagen? oder: foa'ma, Gnoden? an den Gondelplätzen Venedigs erschreckt den Ungewohnten ein aufgeregtes, pathetisches, gestoßenes: gondola! gondola! Wer sich Neapel nähert, hört von Weitem schon den Lärm der Hauptstraße Toledo, so laut, so wild, daß er glaubt, es sei eine Revolution los. Einmal ging ich durch eines jener engsten Gäßchen Venedigs, wo zweie sich schwer ausweichen, ich hörte vom Ende desselben das ungeheure Gebrüll eines Verkäufers, gleich darauf kam der Schreikünstler mir entgegen mit einem Korbe voll Krabben, ich sah ihn, indem ich geduckt seinem Korb ausweichen mußte, lächelnd an mit einem Blick, der ihm sagte: nicht wahr, das Schreien ist halt ein Vergnügen, wir verstehen uns? er sah mich ebenso lächelnd, zunickend, mit innigem Ausdruck des Verstehens meines Verstehens an, ging weiter und am Ende des Gäßchens hörte ich ihn schon wieder brüllen, daß der Erebos in seinen Tiefen erdröhnte. Spielen sie nun erst Morra, dann hört Alles auf, man glaubt, der Teufel sei ganz und gar los, stürzt hinzu und findet ein paar Kerle, die ihre Finger auswerfen und errathen, wie viele jeder gestreckt hat.

Einem richtigen Deutschen, der zum erstenmal nach Italien kommt und dieß aufgeregte Wesen, dazu die schwarzen, blitzenden Augen, dunkeln Gesichter sieht, wird es im Anfang immer unheimlich zu Muth, er meint unter Räubern zu sein, dazu die ungemüthlich weitläuftigen Wohnungen, leer, der freundlich einengenden Fülle unseres Hausraths und Ausschmucks entbehrend, der Schmutz und die Prellerei auf Weg

und Steg: Alles zusammen wirkt, wie wenn man zum erstenmal im Jahr in ein kaltes Bad steigt; Mancher hat schon den Fuß zurückgezogen und ist umgekehrt. Ueberwindet man aber den ersten Schauder, so wird man bald heimisch in dem fremden Element und hat auf Schritt und Tritt reichlichen Spaß. Selbst die Prellerei verderbt schließlich den Humor nicht, denn die Preller haben dieses Fluidums selbst eine hinreichende Quantität, um mitzulachen, wenn man ihnen zeigt, daß man sie kennt und zu behandeln weiß. Es ist ein antikes Erbstück der Italiener; die List gilt für eine Tugend wie im Alterthum, wo Athene selbst den Odysseus lobt und Söhnchen nennt, wenn er sie grün und blau angelogen hat. Es ist eben keine rühmliche Eigenschaft, aber doch nicht so schlimm, wie wenn man gleich wenig Ehrlichkeit bei Völkern fände, die nicht ebenso bis über die Ohren noch im lieben Heidenthum stecken. Die Venetianer insbesondere sind mit all ihren bösen Kindereigenschaften im Grund ein gutes Völkchen, weit verschieden von den schneidigen, herberen Mailändern, harmlos, cordial, geschworene Plauderer und Lacher und doch stolz auf ihre alte, vornehme, Meere beherrschende, palastreiche, wunderbare Lagunenstadt, und doch im vollen Besitz jenes natürlich nobeln Anstands, der auch dem gemeinen Italiener das stylvolle Wesen gibt, das uns scheinlose Nordländer so seltsam anmuthet. Dieser Zug ist oft geschildert, mir fällt zu seinem Beleg noch eine venetianische Erinnerung von 1857 ein. In der Gallerie der Akademia fand ich damals täglich eine englische Familie; Mutter und Tochter hatten Staffeleien aufgestellt und copirten. Die Mutter war halblahm, unfähig zu gehen. Jeden Mittag um ein Uhr wurden sie von den

Ihrigen abgeholt, unten wartete die Gondel und der Gondolier kam mit herauf, um die Frau hinabzutragen. Gewöhnlich hatte er noch etwas zu warten und sah sich nun Bilder an, machte auch Bemerkungen darüber. Hemdärmelich, die sonnenverbrannte Brust ganz offen, die rothe Schiffermütze in der Hand stand er unter der vornehmen Welt, sein Benehmen war bescheiden ohne Schüchternheit, über die Bilder sprach er naiv ohne Beschränktheit, der Familie, der er wohl seit Wochen diente, zeigte er sich anhänglich wie ein Familienmitglied ohne Aufdringlichkeit und wenn es fortging, faßte er die Frau energisch ohne Plumpheit um den Leib und trug sie hinweg. Man begreift oft, warum unser Volk den Italienern als „razza inferiore“ erscheint. Doch sah ich vor Jahren einmal unter den Arkaden einen deutschen Fuhrmann sitzen, blaues Wamms, rothe Weste mit Silberknöpfen, Lederhosen und hohe, weiche Stiefel bis in die Mitte der mächtigen Schenkel; er schien zum erstenmal italienisches Wesen zu sehen, blickte ernst, ruhig, grob, trotzig auf die vorbeigehenden fremden Gestalten und schien zu denken: mit sechsen mindestens von euch schwarzen Spitzbuben nehm' ich's auf. Der breite, große Kerl hatte doch auch Styl; altdeutsch, reckenmäßig, nibelungisch.

Mag nun der Venetianer auch lärmen so gut wie jeder andere Sohn Hesperiens, Venedig ist doch für den, der vom Strudel und Drangsal einer modernen Großstadt kommt, ein Paradies der Stille, ein Zufluchtsort des Friedens, eine Stätte der innern Sammlung und das sollte es auch mir sein. Erwäge, denkender Mensch und Leser, der Nerven besitzt, vor Allem in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung die

Thatsache, daß es hier keine Pferde, folglich keine Droschken und Kutscher gibt, daß der Fiaker Venedigs der Barcarol und Gondolier ist, dessen Wagen gar still und weich und sanft durch die dunkeln Kanäle gleitet, bis an der Ecke sein Ruf „stà la“ den etwa begegnenden Bootsmann vor Anstoß warnt. Und auf den Gassen und Plätzen kannst du gehen, stehen, träumen, plaudern, ohne daß der rohe Knall der Peitsche, das unverschämte Gerassel der Räder, die stete Noth, Acht zu geben, daß du nicht überfahren werdest, dein Gespräch und Selbstgespräch wie mit rohen Fäusten auseinanderhaut. Die Menschen mögen drängen, stoßen, schieben, schreien, sie haben ja keine Hufe und Hufeisen, das ist ja Alles noch zum Aushalten. Doch entfernst du dich von den Hauptadern des Verkehrs, so bist du schnell in der ganzen Stille und Einsamkeit, kannst schauen und in Betrachtung dich verlieren und dir sagen: hier, in diesem Venedig ist jeder Schritt ein Bild. Gar nicht bloß die glänzenden Hauptstellen, Piazza, Piazetta, Riva dei Schiavoni, der große Kanal mit seinen Palästen, die Kirchen, nein, stell' dich auf's nächste beste Brückchen, blicke in einen obscuren, engen Kanal, sieh, wie die alterbraunen Häuser im dunkeln Wasser sich spiegeln, folge den Reflexen, belausche dieß tiefgefärbte Helldunkel und begreife, wie hier die großen Coloristen, die Poeten des Blicks, die feinen Empfinder des zuständlichen Lebens sich bilden mußten. Die sahen nun freilich ein anderes Leben, als jetzt das verkommene Venedig es zeigt; das äußere Bild aber, Wasser und Gebäude, ist durch den Verfall nur malerischer geworden; da wird fast kein Haus neu verputzt, kein Fenster, Gesims, Thüre, Staffel wiederhergestellt, an Scheuern denkt ohnedieß der Italiener

blutwenig; auf Allem liegt der wahrhaft malerische Dreck, Alles ist Vergangenheit, die Phantasie hat völligen Raum und überall Anreiz, zurückzuträumen, kein Anblick drängender Gegenwart weckt sie auf und entführt den Geist in's Gebiet der Zwecke, Alles bleibt Gegenstand, steht uns als Gemälde gegenüber. Das ist freilich eine grausame Abstraction der Aesthetik, die sich um das wirkliche Wohl der Völker nicht kümmert, aber Alles hat seine Zeit; sieht ein Land, eine Stadt so aus, daß sie uns zu einem Bilde der Vergangenheit wird, warum sollen wir nicht ein paar Stunden, Tage lang uns die Gegenwart und ihre Fragen fernhalten, um diese Poesie zu genießen? Ein andermal ist es Zeit, zu fragen, wie dem Staat, dem Handel, den Schulen aufzuhelfen wäre; nicht so ganz wollen wir dieß Interesse zurückstellen wie Goethe in Italien, doch auch Goethe war ja darum, weil er nur als Künstler und Dichter schaute, kein Nero, der Rom verbrannt hätte, um Feuer und nachher poetische Ruinen zu sehen.

Ich werde mich nun wohl hüten, den Leser bei den oft beschriebenen Herrlichkeiten Venedigs als Lohnbedienter herumzuführen. Nicht einmal in die Akademie nöthige ich ihn mich zu begleiten; hätte ich ihn einmal da, so ließe ich ihn so schnell nicht wieder los und er würde so müd, wie ich, wenn ich meine drei, vier Stunden da zuerst geschwelgt, dann studirt und endlich nur noch gearbeitet hatte; denn es so zu halten ist bloß dann thöricht, wenn man Zeit im Ueberfluß hat. Nur auf einigen meiner Gänge mag mit mir gehen, wer Lust hat, ohne alle Methode sich mir zu überlassen, wohin meine Laune ihn führt. Gerade vor den berühmtesten Werken werden wir denn für dießmal nicht verweilen. Jenes

Götterweib, das entzückt, von himmlischen Schauern bis in die zitternden Finger durchzuckt, von Engelschaaren, lieblichen, schönen Knaben, umjauchzt, vom sehnenden Nachruf der Apostel begleitet zum Herrn und seinem Lichtmeer emporschwebt, jene Assunta des Tizian, und alle die andern Perlen des Meisters, wer bewundert sie nicht? Allein es hat Jeder so seine besondern Neigungen, ist in dieß oder das persönlich verliebt. Das hat mir selbst jene heilige Barbara, das Wunderwerk Palma Vecchio's in S. Maria Formosa, nicht angethan; wohl ist sie reizend, das blonde und doch südlich braune, große, volle Weib mit den majestätischen Formen, mit den dunkeln, wie in seltsamen Träumen halbgeschlossenen Augen, reizend und abweisend, stolz, unnahbar und doch berauschend, aber eine geheime Herzensangelegenheit lenkte gleich meinen ersten Gang in ganz anderer Richtung. Das nächste Traghetto genommen, hinüber nach der Kirche ai Frari! Nicht das Denkmal Tizians, nicht Canova's, selbst nicht das wunderliebliche Bild Giovanni Bellini's in der Sakristei, wo der alte, ehrliche Meister schon offener, freier im Ausdruck wird und die Madonna nicht mehr als trutzigliches, fast schmollendes, kurznasiges Weib, sondern als himmlisch zarte, hochbeglückte Mutter behandelt, wo Glieder und alle Formen sich schon ausrunden, das Fleisch weich, blutwarm, organisch wird, die Farbe den tiefen Goldton annimmt, wo am Fuße des Throns die beiden musicirenden Engelknaben so rührend naiv, den einen Fuß auf die erste Stufe gestemmt, vorgebeugt, horchend sich einander zuneigen, um ja richtig im Takte zu bleiben, während das Christuskind freilich noch steif, drollig soldatisch auf dem Knie der Mutter steht, wo auf den Seitenflügeln

die Heiligen mit den ernsten bärtigen Köpfen so würdevoll gruppirt sind, — nicht das Alles war es, was meinen Schritt in die Hallen der altberühmten gothischen Kirche leitete; vielmehr eine alte Liebschaft war es. Freilich ist zu gestehen, daß das Verhältniß an einem erheblichen Mißstand leidet, nämlich ungemeiner Altersdifferenz: das Mädchen ist etwa dreizehn, höchstens vierzehn Jahre alt; dieß würde sich einigermaßen ausgleichen, wenn ich die 350 Jahre in Rechnung bringen könnte, die verflossen sind, seitdem Tizian das gute Kind hieher in diese Kirche gebracht hat, allein das geht wieder nicht, denn der Meister hat sich mit Zauberkräften in Verbindung gesetzt, die es bewirkt haben, daß diese reizende Jugend nimmer altert. Dieser mein Schatz, um es nicht länger zu verschweigen, ist ein kleines Töchterlein des Hauses Pesaro. Zwischen vier Männerköpfen blickt die liebe Kleine nach dem Zuschauer heraus auf dem Bilde, das für einen Sieg über die Türken hier von ihrer Familie gestiftet ist; sie verspricht keine der stolzen, vollen, glühenden Schönheiten Italiens zu werden, die etwas blasse, doch gesund in's Bräunliche gehende Farbe, der Schnitt des Gesichts, der hochgezogene Bogen der Brauen über den lichtvollen, dunkelbraunen Augen, der sinnige Ausdruck in der zarten Zusammenziehung der Lider an den äußern Winkeln, die feingeschnittenen, beredten Lippen zeigen einen andern Typus, der Italien ja auch nicht fremd ist: eine geistigere Natur, mit der ihr entsprechenden zarteren Nervencomplexion, künstlerisch, dichterisch, voll Talent; es ist, ich weiß nicht, welche Vornehmheit einer begabten Mädchenseele, was aus diesen Zügen spricht, und nun doch so herzlich gut, so naiv, so ganz gewiß in keiner Pension

gewesen, so zutraulich und zum Plaudern aufgelegt, so webend und athmend im einfachen Dasein, so nichts denkend und doch voll unendlicher Möglichkeit jeder edeln und schönen Menschenentwicklung, wie sie aus dem Bilde heraus dich anguckt: sie wird sogleich die Lippen öffnen, der feine Mund allerliebst schwatzen und sie wird nicht wissen, wie sinnreich, wie geistvoll, sie schwatzt. Was kann man nicht alles mit ihr reden und was habe ich nicht schon mit ihr geredet! Sie weiß aus Dante und Petrarca auswendig, auch sonst manches schöne Sonett, Terzine, Ritornell, aber sie wird gewißlich kein Blaustrumpf; wie sie zu Tizian in's Atelier kam, ihm zu sitzen, hat sie über seine Bilder so grundgescheidte Sachen gesagt, daß er sie an's Herz drückte und verküßte, dafür hat er sie im weißen seidenen Sonntagskleid auch so prächtig dahineingemalt, daß man sie sogleich findet, und die wackern, ehrenfesten Männerköpfe so um sie herum angeordnet, daß sie durch das Mark ihrer Züge die Zartheit und Liebenswürdigkeit der süßen Kleinen als ihre Folie heben; heute erzählt sie mir, wie vor vierundsechzig Jahren auch ein Forestiere dagewesen sei, sie oft besucht und gar freundlich mit ihr geplaudert habe, ein prächtiger Mann mit einer Stirne wie Jupiter und herrlichen schwarzen Augen, und wie sie zusammen gar gute Freunde geworden seien. Das muß der Zeit und Beschreibung nach Goethe gewesen sein. Und fast glaube ich, daß Tizian aus lauter Freude an dem lieben Kind sich im ganzen Bild so bemüht hat, etwas recht besonders Gutes zu malen, was ihm auch so trefflich gerathen ist, und daß er auch darum sich selbst mit seinem stolzen, schönen Kopf und langen Bart als stattlichen Fahnenträger mit hineingemalt hat, der einen

gefangenen Türken herbringt und ihn dem ehrwürdigen Petrus empfiehlt, daß er ihn bekehre; das Christkind selber will auf dem Schooße der Maria nicht gut thun, sondern zu der Donatorengruppe links heruntersteigen, gewiß um mit der Kleinen zu scherzen, zu kosen, dazwischen auch ernsthafte, hohe Dinge zu reden.

Da ich mir's heut einmal gut machen will, so sei der Mittag, nachdem wir im Cavaletto unser pranzo eingenommen, dann auf dem Marcusplatze bei einer Tasse Kaffee gemüthlich der Musik zugehört haben, abermals einem Lieblinge geweiht. Das ist nun freilich kein zartes Mädchen, sondern ein gestrenger, harter, eckiger Mann, in Eisen von Kopf zu Fuß gepanzert, hoch zu Roß, den Marschallsstab in der Hand. Es ist Colleoni, der venetianische Feldherr, der gar manche Schlacht gegen die Mailänder, dann mit diesen gegen die Franzosen, dann wieder im Dienste der Republik gegen die Türken geschlagen hat und 1475 gestorben ist. Da, auf dem Platze vor S. Giovanni und Paolo, hinter sich die Eingangsseite dieser berühmten gothischen Grabkirche der Dogen, zur Rechten die Façade der Scuola di S. Marco mit ihrer anmuthigen, phantasiereichen Frührenaissance, sitzt hoch zu Roß, von der wohlgegliederten Basis frei und kühn emporgehoben, der eherne Reitersmann; die Beine sind steif gestreckt und die Fußspitzen am Bügel abwärts gebogen, wie man auf allen alten Bildern die Ritter sitzen sieht, die ganze Gestalt herb, aber auch durchaus gewaltig, weil ebenso, wie das breite Pferd unaufhaltsam schreitet, an dem Manne Alles unerbittlich vorwärts drängt: wenn der zum Sturme commandirt, da muß es durch, das ist der rechte Marschall Vorwärts Venedigs. Hier sieht man,

was die noch harte, vom beginnenden Einfluß der Antike noch nicht erweichte, aber in strenger, sachlicher Individualisirung auch unbeirrte Sculptur eines Verocchio vermochte; und noch heute, wo wir die reine Formenwelt der Antike uns zu eigen gemacht haben, mag man an diesem Werke lernen, wie man in der historischen Monumentalstatue einen ganz andern Weg gehen kann, als jene, und doch auf gleicher Höhe der kraftvollen Wirkung anlangen. Den Fehler, daß das Pferd den Gang des Zelters hat, der bei einem Kriegsroß nicht wohl denkbar ist, übersieht man ganz, man verweilt nur bei der Mächtigkeit seiner Form und Gesammtbewegung. Wenn man den Kopf des Mannes genauer anschaut, namentlich wenn man ihn im Gypsabguß näher vor sich hat, den ich in einem Atelier fand, so erinnert er freilich ganz an einen markigen alten Römerkopf, und wie viel Verwandtes hat Venedig in der Zeit seiner Kraft mit Rom! Wer das recht fühlen will, der trete in der Kirche ein, diese „Westmünsterabtei Venedigs." Nicht bei den Gemälden, nicht bei dem herrlich düsteren Mordbilde Tizians — der Tod St. Peters des Märtyrers — verweilen wir heute, sondern aus den Grabmälern lesen wir die Geschichte Venedigs: da liegen unter den reichen Monumenten, deren mehr als eines aus Kriegsbeute erbaut ist, die alten Generale und kriegerischen Dogen, die Orsini, die Mocenigo, Morosini, Loredan, Vendramin, Corner, Venier, Giustiniani, Bragadin und wie sie alle heißen. Willst du wissen, wie sie für's Vaterland gekämpft und gelitten, so lies die Inschrift am Grabmal des Letzteren: nicht er selbst liegt da, nur seine Haut, denn die Türken haben ihn im cyprischen Kriege lebendig geschunden:

M. Antonii Bragadeni, dum pro fide et patria bello Cyprio Salaminae constanter fortiterque curam principem sustineret, longa obsidione victi a perfida hostis manu ipso vivo ac intrepide sufferente detracta

Pellis

anno Sal. CIↃIↃLXXI. XV. Kl. Sept. Antonii fratris opera et impensa Byzantio huc advecta atque hic a Marco Hermolao Antonioque filiis pientissimis ad summam Dei, patriae paternique nominis gloriam sempiternam posita anno Sal. CIↃIↃLXXXXVI. vixit annos XXXXVI. Auf einem Sockel steht die Büste des Märtyrers für's Vaterland; ein edler, schöner, langbärtiger Männerkopf. In diesen Räumen, unter dieser gothischen Wölbung, vor diesen Denkmalen muß man mit Andacht still verweilen, wenn man den Geist des alten Venedig recht in sein Inneres will einziehen lassen.

Es ist inzwischen Abend geworden und da muß man in einer italienischen Stadt spazieren gehen, heute nirgends anders hin, als auf die Riva, denn es ist Festa di S. Marco und es wimmelt da von Schiffern, italienischen, dalmatinischen, griechischen, von dichtem Volk Venedigs und seiner Inseln, von Verkäufern aller Art, Taschenspieler und zwei Pulcinellkästen sind in voller Thätigkeit, der eine mehr Tragödie, bürgerlich rührendes und ritterlich romantisches Drama, der andere Komödie, Aristophanes, große Prügelgeschichten zwischen Hanswurst und Teufel, schreckliche Begebenheit, wie einem die Nase ausgeschraubt und er mit derselben gröblich gestoßen und geschlagen wird, wunderliche Abenteuer mit dem Langkragigen, dem, so oft er eine Ohrfeige bekommen soll,

mit lautem Rasseln der Hals sich über die Theaterdecke hinaus verlängert, so daß der Schlag nicht trifft, obligater Chor von tanzenden und pfeifenden Mohren.

Darüber fällt uns ein, wie es denn mit dem eigentlichen Theater stehe. Italienisches natürlich keins, denn der geschworne Nichtbesuch der Venetianer hat es unmöglich gemacht. Vergebens werden wir heut im Theater Apollo eine so allerliebste tolle Posse suchen, wie ich sie vor anderthalb Jahren sah; ich muß sie doch zum Spaß erzählen. Der Vorhang geht auf, ein Tabuletkrämer erscheint auf der Bühne und bietet den Zuschauern Waaren an. Allein im Orchester, mitten zwischen den Musikern schreit ihm eine kreischende Stimme zu, es sei unschicklich, hier zu hausiren, er solle sich packen: sie kommt von einem griesgrämigen alten Kerl, einem Richter, wie es schien einer geläufigen komischen Pedantenfigur der venetianischen Bühne. Der Krämer erklärt jetzt, die Noth zwinge ihn, er sei ein jüngerer Bruder, von dem älteren so und so um Vermögen und Laufbahn gebracht, der überhaupt ein nichtsnutziger, sittenloser Mensch sei. Jetzt ruft aus einer Loge der Gallerie der Bruder nach der Bühne hinüber, zeiht ihn der Lüge; allein der Erstere rückt nun bestimmter heraus: man wisse unter Anderem wohl, daß er mit der und der Frau einmal durchgegangen sei. Chi parla mal di moglie mia? schreit es jetzt hart neben mir im Parterre, es ist der betreffende Ehemann. Während jetzt Krämer, Richter, Bruder, Ehmann im Kreuzfeuer sich zanken, streckt ein Bajazzo, dann ein zweiter, dritter, endlich ein ganzes Heer aus verschiednen Logen die Köpfe, rufen, was das für ein dummer Zank und Lärm sei, sie wollen lustig sein, es sei Carneval, trommeln

auf Tamburinen, lachen, lärmen und werden endlich eingeladen, als Zeugen auf die Bühne zu kommen, denn es soll ein ordentlicher Proceß eingeleitet werden. Die Bühne erweitert sich zu einem Saale, der alte Kauz kommt aus dem Orchester, setzt sich auf den Richterstuhl, der Krämer, Bruder, Ehmann treten Klage und Vertheidigung an, aber auf einmal wimmeln die Bajazzi herein, lauter verkleidete allerliebste Mädchen, und verwirren den Proceß mit Schabernack aller Art, Zupfen, Hutantreiben, Trommeln, Springen, Singen, Tanzen, bis endlich Alles in lauter Tollheit sich auflöst und die Männer, selbst der alte Griesgram in's Singen und Tanzen mit hinein gerissen worden, wo denn im tollen Strudel Alles endlich abwalzt. Eine Sängerin und sehr beliebte Schauspielerin — ihr Name ist mir entfallen — sang mit ihrer schönen Altstimme gar reizend die muthwilligen Liedchen und unendlichen Jubel erregte der Pedant, als er endlich auch mitsang und durch schauderhaft falsche Töne die Mitsänger zur Verzweiflung brachte, die, so oft ein solcher Mißton kam, mitten im Fortsingen eine Gebärde des Entsetzens machten. Nebenher war mir merkwürdig, daß die Polizei einige sehr gesalzene Anspielungen durchgehen ließ, wie z. B., da bei dem Einbruch der Hanswurste auf die Bühne der Richter fragt: perchè adesso i bajazzi son tanto prepotenti? und der Krämer antwortet: perchè i prepotenti son qualche volta bajazzi. Sonst war das Ganze lauter Schaum, ein Glas Champagner, schnell hinabgestürzt, reine Luft und Narrheit.

Heute nun ist im Theater Apollo nichts der Art, sondern deutsches Schauspiel und die Zuschauer sind nur Deutsche. Die Landsleute waren außerordentlich vergnügt, es einmal

in Venedig zu einem deutschen Theater gebracht zu haben; mancher Deutsche, der in Venedig geboren und aufgewachsen und niemals aus Italien weggereist war, genoß den ganzen Reiz des Neuen. Wahrhaft rührend war es mir, in diesem fernen, fremden Raume nun die Klänge der Muttersprache zu vernehmen, noch rührender, mich mit lauter Deutschen als Zuschauer zusammen zu wissen; man fühlt hier, wie der gemeinsame Gegensatz gegen das umgebende feindselig gestimmte Volk enger die Kinder einer Nation umschließt, man wird zur Familie; das Spiel war ganz löblich, allein ich kümmerte mich mehr um die Zuschauer und gab mich dem Gemüthlichen und Heimlichen dieses Zustandes hin. Auch ein Casino haben die Deutschen in Venedig gegründet; es ging vom Schillerfest aus und die Büste Schillers, von dem Bildhauer Da Ren, zwar wegen Mangels an guten Vorlagen nicht ganz getroffen, aber fein, edel, geistvoll aufgefaßt und behandelt, ziert ihre Räume. Was in dem jungen Manne für ein Talent ist, beweist aber noch mehr eine Statue von halber Lebensgröße, Thonmodell, einen armenischen Gelehrten von S. Lazaro, den Lehrer Lord Byrons darstellend, wie er voll Rührung und inniger Wehmuth das Bildniß des gestorbnen theuren Schülers betrachtet: ein tief und lebendig empfundenes, unmittelbar sich aussprechendes Werk. Sein Meister Ferrari, wohl bekannt durch seine Grazie, hat im Gebiete des weiblich Schönen doch die glatte Süßigkeit Canova's nicht ganz überwunden und noch weniger das unplastisch Grasse und Naturalistische in energischen und affectvollen Stoffen, wie sein Laokoon in der Galerie Tosi zu Brescia beweist: die Haare gesträubt, die Züge von wildem Schauer verzerrt, strebt er noch im vollen

Kampfe mit den Ungeheuern sich ihrer zu erwehren; die Knaben fehlen; ein höchst grelles Werk ohne jede Versöhnung. — Im Uebrigen hängt die moderne Sculptur Italiens noch einseitig im Akademismus und Classicismus; jüngere Kräfte, wie Da Ren, thun gewiß gut, wenn sie den naiven, innigen Geist des fünfzehnten Jahrhunderts wieder auf sich wirken lassen. Die Malerei liegt theils ebenfalls noch in jenen Banden, theils ahmt sie die großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts, theils aber auch die neueren Franzosen nach. Man muß ihr vor Allem wünschen, daß sie mehr, als sie es bis jetzt gethan, an die alten Venetianer sich halte, nicht etwa bloß, um ihnen ihr reizvolles Colorit abzusehen — daran läßt sie es nicht fehlen —, sondern um mit ihnen ohne Brille zu schauen, aus der ewig frischen Quelle des Lebens frei und frisch zu schöpfen. Der neueren Kunst Italiens geht noch immer der ächte Realismus ab; Naturalismus hat sie, neben conventionellem Idealismus, genug. Eine der rühmlichsten Ausnahmen darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Es ist der Maler Zona in Venedig, der meines Wissens keine Schule gehabt hat, als jene alten Meister seiner Vaterstadt und das Buch der Natur. Man sprach mit Bewunderung von einem Bilde, das in Mailand ausgestellt gewesen war und ein badendes Weib vorstellte, ich kenne dasselbe nicht; eine Photographie aber von einem anderen Gemälde, die in meiner Hand ist, hatte mich lebhaft gespannt, mehr von ihm zu sehen: ein Page, der eine Dogenmütze in der Hand hält; Zona las einen armen Knaben von der Straße auf, der ihm durch seine Schönheit in's Auge fiel, ließ ihn hübsch waschen und kämmen und malte ihn in jenem Kostüm: ein Gesicht,

das von Geist, Leben, Naturfrische athmet und sprüht. Dießmal kam ich in sein Atelier, er selbst war leider verreist. Ein zwar unvollendetes größeres Bild stellte Titian dar, dem auf einer Brücke der Riva dei Schiavoni der junge Paolo Veronese begegnet ist und eine Arbeit seiner Hand zeigt: er verheißt ihm, wie er sie betrachtet hat, seine große Zukunft; die Gruppe wird erweitert durch Titians Töchter, einen Knaben und den Dichter P. Aretino. Feine und lebendige Individualisirung, Geschmack in Anordnung und Formen, tiefes, warmes Colorit bewährten den ächten Nachkömmling der alten Venetianer und die Studienköpfe ringsumher ließen erkennen, daß die Bestimmtheit der Charaktergebung und diese Lebenswärme auch bei ihm auf der Grundlage der Porträtmalerei ruht. Und gewiß ist Zona, wenn ihn denn der Geist dieser großen Ahnen führt, auf dem rechten Wege, indem er das höhere, historische, namentlich culturhistorische Sittenbild als ruhiges Situationsbild anbaut; durch ihre ganze Lebensanschauung war die venetianische Schule auf dieses Gebiet gewiesen; sie war weltlich, realistisch und doch festlich und hoch gestimmt, nicht aber im Sinne energischer, erschütternder Handlung, sondern schöner, lebensvoller Existenz, episch, nicht dramatisch, allein das Zeitalter wagte noch nicht, das Weltleben ohne mythische Motivirung für sich als Kunstinhalt hinzustellen, daher jene Gewohnheit des Vorwandes: die Findung Mosis, das Wunder zu Kana u. dergl., wird angegeben, gemeint ist eine vornehme Venetianerin mit ihrem Staat, ein reiches Gastmahl mit Porträtfiguren und prächtiger Architektur; dieß ist, gestehen wir es uns, eine Schiefheit, früher war es naiv geschehen, damals war es nicht mehr naiv, die transcendenten

Motive sind schon Maschinerie, Rokoko und eben dahin gehört gewiß auch bereits die starke Verschwendung flatternder, umpurzelnder Engel. Ein Künstler unserer Zeit, auf den der specifisch venetianische Geist festlich schöner, farbengesättigter Existenz vererbt ist, hat durch die moderne Geltung einer rein weltlichen Malerei freies Feld und in der Geschichte Venedigs, Italiens eine Fülle noch unbenützter Motive; überdieß liegt ja darin, daß die reichen malerischen Culturformen und alle Poesie in den Zuständen, worin die Vorfahren unmittelbar lebten, für uns eine Vergangenheit geworden, mit dem Reiz der Vergangenheit umgeben sind, auch ein unendlicher Vortheil.

Wir sind ganz vom Theater abgekommen und ich wollte doch noch von den Marionetten erzählen, die ich billig nicht versäumen durfte; das sind nämlich nicht die Handpuppen, die auf der Riva spielen, sondern die bekannten mechanischen Figuren auf einer ordentlichen Bühne. Wer gern lacht, wird da nicht vergeblich hingehen, das Pathos ist wo möglich noch komischer, als der Scherz. Dieser concentrirt sich im Facanappa, einer localen komischen Volksfigur Venedigs. Es ist ein lustiger Kerl, der in mancherlei Masken auftritt, im Dialekt und zwar unendlich viel spricht, gutmüthig, schelmisch, voll Witz, kein Held, nicht allzu scrupulös, aber äußerst edelmüthig. Heut Abend tritt er als Gondolier auf, der ein Verbrechen entdeckt und eine verfolgte Frau rettet, die man, während ihr Mann im Krieg abwesend ist, um ihr Erbe betrügt. Er führt sie, da man sie aus ihrer Wohnung stößt, in seine arme Hütte, überläßt ihr sein Bett und muß nun auf seinem harten Strohsack schlafen, den er mit Füßen und Hintern unter dem Ausruf: o paglierose plume! vergebens

weich zu ſtampfen ſucht. Das Kind der Frau iſt verſchwunden, dazu noch eines, das der hartherzigen Verfolgerin angehört. Facanappa entdeckt, daß man in einer Trattorie, die durch gute Küche berühmt iſt, Kinder ſchlachtet und auch jene zwei geſchlachtet hat; die gräßliche Wirthin ſtürzt ſich nach der Entdeckung in einen Brunnen: eh (bekannter Naſenton), rovina l'aqua, ſagt Facanappa, da er ihr tragiſches Ende vernimmt. Dieß erregte großen Jubel, den Jeder begreift, der den Werth des Waſſers in Venedig und den trockenen Humor erwägt, dem bei einer ſchauderhaften Begebenheit zuerſt dieß und nur dieß einfällt. Unglaublich iſt, was der Menſch ſchwatzen kann; nie in meinem Leben habe ich die Worte ſo millionenweis über einander rollen hören; ſo kann's nur ein Italiener, eine deutſche Zunge würde ſich in ſolchem Wortſchwall hundertmal verrennen. Zum Schluſſe des Stücks erſchienen die spiriti der gemordeten Kinder, riſſen den Schlächter, den Koch jener Wirthin, zur Hölle, und verdammten die grauſame Verwandte, die Tugend wurde belohnt und nach ſo viel Schauern und erhabenen moraliſchen Gefühlsanſtrengungen folgte zur Erholung der Gemüther ein Ballet. Das kannte ich vom Calandrinotheater in Rom als die allertrefflichſte Satyre auf unſern modernen Kunſttanz, die ſich erſinnen läßt, wobei das Luſtigſte iſt, daß das glückliche Völkchen der Zuſchauer die Satyre nicht merkt, ſondern einfach hochvergnügt die Herrlichkeit anſchaut. Die Puppen machen nicht nur jede der beliebten Tanzbewegungen, Pirouette u. ſ. w., ſondern es fehlt auch das ganze Syſtem der Koketterie, namentlich die unwiderſtehliche Neigung des Kopfes nicht, wodurch die Ballettänzerin alle Herzen erobert; nun aber ſieht man doch die Schnüre, an denen die

Figur hängt, und was das Hübscheste ist, man hört in den Gelenken immer das Holz klappern; darin liegt eben die ergötzliche Parodie, denn wer hat je im wirklichen Ballet, wo ja doch das mechanische Kunststück als das Höchste gilt, nicht jeden Augenblick gemeint, er müsse die Schnüre sehen und das Holz klappern hören, wenn das Gliederrecken, Renken, Schleudern und Verdrehen anging?

Damit nun aber der Leser nicht meine, es sei mir in Venedig aller Ernst abhanden gekommen, soll er wenigstens einen der stillen Gänge zu strengerer Betrachtung mitmachen. Wir gehen weit hinaus in die Nähe der Fundamenta delle Zattere und besuchen die Kirche S. Sebastian, deren Wände von den berühmten Werken Paolo Veronese's glühen und wo der große Meister auch begraben liegt. Es ist etwas eigenthümlich Zweiseitiges in dem Mann: er hat das venetianische Ideal zur höchsten Fülle, freiesten und reichsten Weite des blühenden Lebens entwickelt und er hat es auch an den Rand des Verfalls gebracht. Der Schnörkel, die Allegorie, die Frivolität, die sich um kein Gewicht des Inhalts kümmert, setzt bereits an, unschöner Naturalismus bricht durch und stört die Würde der Aufgabe; aber auf einmal schwingt sich sein Geist auf und führt uns mit furchtbarem Ernste zum Höchsten. Dieser gepanzerte Sebastian auf dem herrlichsten der Bilder, womit er die Kirche geschmückt hat, ist ein Held, dem heiliger Todesmuth jeden Nerv zu Stahl macht; ringsumher flehen Mutter, Vater, Brüder, Schwestern mit ihren Kindern, Alles arbeitet an diesem Felsenmann, ihn zu erweichen, er aber weist mit unabänderlich erhabenem Entschluß zum Himmel und bestärkt so die Leidensgenossen Marcus und Marcellinus

zu dem gleichen Muth auf ihrem letzten Gange. Ein moderner Maler hätte den zum Tode begeisterten Mann wohl steil aufgerichtet und wäre darüber leicht theatralisch geworden; die Venetianer halten überhaupt ihre Figuren gern geneigt, offenbar der Farbenharmonie zu Liebe, damit keine schroff steigenden Linien sie kreuzen und stören; aber Paolo bedarf auch keines Effects in der Stellung, da der Ausdruck und alle Bewegungen so mächtig die hohe Stimmung aussprechen. Diese Stimmung hat jedoch nicht gleichmäßig das ganze Bild durchdrungen; der greise Vater, die Leidensgenossen sind vom tiefsten, ergreifendsten Ausdruck, die Mutter ist leidenschaftlich aufgeregt, aber unedel, unbegreiflich gemein behandelt, die Schwestern sind zu gleichgültig, nur der Frauenkopf nicht, der zwischen Sebastian und einem der Brüder, von Manchem unbemerkt und doch eine Welt von Schönheit für sich allein schon, hervorschaut. Nun aber, wenn schon in jener Gestalt der Mutter ein störender Naturalismus durchbricht, so hatte Paolo gar noch den unglücklichen Einfall, unter dem erstaunten Heidenvolk, das an den Säulen des Palastes, von dessen Treppen die Märtyrer den Gang zum Richtplatz antreten, umher sich hält und zuschaut, einen Affen anzubringen, der mit der Feßquaste eines Mohren spielt. Den Krüppel mit dem Hunde, der zur Linken lagert, obligate italienische Straßenstaffage, möchten wir uns immerhin noch gefallen lassen, jenes aber ist zu viel; man muß suchen, es zu vergessen. Wir werden jedoch den Künstler nicht minder erhaben und ernst auf einem andern Haltpunkt unserer Reise wiederfinden.

Von Venedig nehmen wir jetzt Abschied; mein Wort, daß ich nicht den Fremdenführer machen wolle, halte ich

treulich. Einen Landsmann aus Schwaben, der mich etwa auf diesen Gängen im Geiste begleitet, will ich auf dem Rückwege von S. Sebastian nur noch bitten, auf dem kleinen Kanalbrückchen bei Palast Corner sich umzudrehen: mit inniger Rührung seines Schwabenherzens wird er hier zwei Schilde nebeneinander bemerken, einen mit der Aufschrift: Consulat royal de Wurtemberg, den andern: Consulat général Ottoman; Württemberg und die Türkei haben wirklich Einen Consul; es erklärt sich daraus der entscheidende Einfluß unseres lieben Schwabenlandes auf die orientalische Frage.

Nicht von jeder Stadt und jedem Lande, auch wenn man gern dagewesen ist und viel Schönes gesehen hat, nimmt man mit Empfindung Abschied; von Venedig aber ist mir die Trennung immer gemüthlich schwer geworden, denn es gehört zu jenen Stellen der Erde, wo das Herz anwächst; das macht nicht nur seine stille Erhabenheit voll ernster Geister, die von vergangenen Tagen erzählen, sondern auch die Läßlichkeit des Lebens bei dem muntern, gern plaudernden Völkchen und das unvergleichliche dolce far niente auf dem wunderbaren Marcusplatz. Wer das kennt, möchte jeden Sommerabend nach des Tages Arbeit dahin fliegen können; er träumt davon, er wird Erinnerung und Sehnsucht nicht los. Noch einmal denn am letzten Abend spät am Dogenpalast hin über die Piazetta; der Mond wirft das Bild des Maaßwerks der Gallerien traumhaft hinein an die Wand, dämmernd liegt er über den breiten Lagunen, neben uns steigen seltsam die beiden Säulen mit dem Löwen des heil. Marcus und dem heil. Theodor nebst seinem Drachen („cocodrillo“); zurück über die Piazza, noch einen letzten Blick auf die Marcus-

kirche und für dießmal — wer weiß, ob nicht für immer — lebwohl!

Am andern Morgen auf der Barke durch den großen Kanal, dann durch stillere Seitenkanäle zum Bahnhof und bald saust der Zug über die lange Brücke dem Lande zu. Der Himmel hat sich nach langem Regen aufgehellt, die Luft erwärmt; ich habe dem Leser nur die guten Stunden in Venedig, nichts von der Kälte und Nässe erzählt; nur um nachträglich eine Vorstellung zu geben, diene ihm zur Nachricht, daß in einem liebenswürdigen Familienkreis, in den ich eintrat, die Damen über Winterbeulen klagten. Wir schauen nun aus unserem Wagenfenster umher. Jedes kleine Inselstück, das aus der Lagune ragt, starrt von neuen Vertheidigungswerken, hier liest das Auge überall: Krieg, und neben mir sitzt ein Offizier des Regiments Sachsen, das sich im blutigen Feldzuge des letzten Sommers vorzüglich bei Solferino ausgezeichnet hat; es stand auf dem rechten Flügel unter Benedek, der gegen die Piemontesen bekanntlich siegreich vordrang. Er erzählt mir, wie die Truppen mit unendlichem Jubel den General empfingen, als er früh morgens bei ihnen eintraf. Was war die lange Rede, die er zur Antwort hielt? Livius hat keine so schöne Feldherrnrede componirt: „Ich dank' euch, Kinder, aber schreit's net so!" Und als im blutigen Kampf seine Regimenter Höhe um Höhe mit dem Bajonet nahmen, rief er in der Freude seines Herzens: „Kinder, ihr seid's ja zum Küssen." Und das Blut floß vergeblich, und der brave General mußte mit Thränen im Auge umkehren!

Man kann sich denken, daß ein Deutscher, der jetzt Venedig besucht, nicht ganz nur vergessen und ruhen kann,

nicht ganz die laſtende Frage über dieſen Reſt italieniſchen Beſitzes in der Hand Oeſtreichs ſich fern halten wird, und hätte ich es auch verſucht: jene drohenden Zeichen, auf die der Blick längs der Bahn in den Lagunen fiel, hätten mich mit Gewalt daran gemahnt. Der Leſer laſſe ſich aber nicht bange werden, als wolle ich mit Kennermiene profonde Erörterungen über das Feſtungsviereck u. ſ. w. ihm aufdrängen; die Frage beantwortet ſich nach meiner Ueberzeugung auf die einfachſte Weiſe von der Welt, die wahrlich keine Fachgelehrſamkeit vorausſetzt. Könnte Oeſtreich auch je geneigt ſein, Venetien, etwa kaufweis, abzulaſſen, um nach dieſer Seite ſich Ruhe zu ſchaffen: in der gegenwärtigen Weltlage wird kein vernünftiger Menſch es ihm rathen wollen, am wenigſten ein Deutſcher. Wir dürfen, wie wir uns immer das Verhältniß in ferner Zukunft vorſtellen mögen, jetzt nichts gutheißen, was Italiens Macht an Deutſchlands Grenzen vermehrt, denn in der tiefen Abhängigkeit von Frankreich, in die es ſich begeben hat, iſt es genöthigt, mittelbar oder unmittelbar dieſem beizuſtehen, wenn es ſich auf Deutſchland wirft; was Sardinien ſtärkt, das ſtärkt für die nächſte Zukunft einen Verbündeten Frankreichs und hiemit einen Feind Deutſchlands. Vor dieſer Rückſicht haben alle Sympathien in der gegenwärtigen Weltlage bei uns zu ſchweigen; doch davon mehr in Mailand!

Mein nächſtes Ziel war Verona. Zur Seite bleibt Padua dießmal unbeſucht, nur in der Phantaſie können wir das anmuthige Kirchlein Madonna dell' Arena betreten mit dem blauen Gewölbe, das von goldenen Sternen flimmert, und mit den Wänden, auf denen der ehrliche alte Giotto mit

seinem scharfen, klaren Blick, seiner naiven Belauschung und seiner festen Hand die Geschichte der heil. Jungfrau und des Erlösers gemalt hat, umrahmt von Bildern der Tugenden und Laster, umrankt von Arabesken, ein ganzes reiches Bild des Menschenlebens; nur im Geiste können wir des Meisters Jacopo d'Avanzi Fresken in der Kapelle S. Felice von S. Antonio und in der Kapelle S. Giorgio grüßen, wahrlich eines Leonardo da Vinci seiner Zeit an Milde, Schönheitssinn, Charakteristik; dann besuchen wir im Geiste gleich daneben die Scuola del Santo, um die Wandbilder des Tizian und Contarini zu bewundern mit ihren herrlichen Gestalten und Köpfen und zu erkennen, was der Geist der Schönheit selbst aus abgeschmackten Legenden machen kann; endlich dürfen wir den herben und doch schon dem hohen Style nahen Mantegna mit seiner bis zur Täuschung überzeugenden Modellirung und Perspective, seinem klaren, festen Raumgefühl nicht vergessen, wie er in der Kirche zu den Eremiten sich verewigt hat. Auch Vicenza müssen wir liegen lassen mit seinen Palladiobauten, denn erst in Verona soll gerastet werden; will man das Schlachtfeld von Solferino besuchen, so ist es billig, vorher in dieser bis an die Zähne in Festungswerke gepanzerten Stadt zu verweilen, um über Manches Auskunft zu suchen, was die Zeitungsberichte undeutlich ließen und was die Geschichte des letzten Krieges von Rüstow nicht genau berichten kann, weil man ihn verkehrt genug von östreichischer Seite nicht mit Material unterstützt hat. Die Stadt an sich, so voll geschichtlichen Charakters ihre Gesichtszüge sind, hätte mich nicht angezogen, nachdem ich ihre Merkwürdigkeiten mehr als einmal gesehen habe. Ist etwas von der Wildheit der

reißenden Etsch auf ihre Bewohner übergegangen? Haben die Gladiatorenspiele dort in der Arena, haben die Zeiten Attila's, Theodorichs, die Longobardenkämpfe, hat der finstere Ezzelino, haben die heißen Zwiste der Welfen und Ghibellinen, wie uns Shakespeare in Romeo und Julie davon ein so wahr geschautes Bild entrollt, oder was sonst hat den Bewohnern dieser Stadt die unerfreuliche Rauhheit zurückgelassen, die in so vollem Gegensatze gegen die Venetianer in den selten schönen Gesichtern, im stoßenden Ton der Rede, im ganzen Gebahren, in der heillosen Thierquälerei auf Weg und Steg sich aufdrängt? Grausamkeit gegen das Thier ist freilich ein leidiger Zug im gesammten italienischen Charakter. Pferd, Maulthier und Esel werden als eine Maschine behandelt, der man mit Schlägen so viel Leistung abnöthigt, als möglich ist, bis sie zusammenbricht. Wenn ich auf der sicilianischen Reise mein Maulthier bestieg, bäumte es sich jedesmal; ich untersuchte es im Stall, da es abgesattelt war, und fand den ganzen Rücken aufgeritten, lauter rohes Fleisch; wenn der Sattel aufgelegt war, klebte er auf der eiternden, großen, tiefen Wunde an, bestieg man dann das Thier, so riß das auf und man kann sich denken, mit welchem Schmerz; als ich dem Maulthiertreiber Vorwürfe machte und Pflege der Wunde gebot, lachte er mich aus und sagte, das sei bei keinem Reit- und Lastthier anders, sprach sogar etwas von herzweichen Deutschen, was nur mit einem harten Faustschlag erwiedert werden konnte. Ich habe in Neapel kraftlose Pferde gesehen, die einspännig an einem Corricolo zogen, auf und an das sich bis achtzehn Menschen gepfropft und gehängt hatten; die ganze Brust, über die der Zugriemen läuft, war Eine offene Wunde und das

Blut floß dicht auf die staubige, in Sonnenhitze glühende Straße, unbarmherzige Hiebe trieben das Thier vorwärts, bis es zusammenfiel. Die Eselstreiber halten sich gern eine offene Stelle im Felle des Thieres, um es da empfindlicher stechen und antreiben zu können. In Verona nun ist die Grausamkeit besonders augenfällig; auf Schritt und Tritt begegnet man überladenen Zugthieren; betrachte sie näher und du siehst, daß ein solches armes Vieh nie gewaschen, gebadet wird, die Insekten haben sich auf seiner Haut so eingefressen, daß sich Beulen gebildet haben, in denen sie nun ihre Stätte zum Wühlen, Nagen, Stechen aufschlagen. Es wird in Verona mehr als sonst in Italien geritten, meist auf abgeschundenen Mähren, aber galoppirt muß sein, die letzte Kraft des Thiers wird mit Peitsche und Stecken aufgeboten, gefahren wird stets im scharfen Trab, nur immer Hetzen, Hetzen! Nicht besser geht es in Italien der kleineren Thierwelt. Die Gassenbuben in Rom machen sich einen Capitalspaß daraus, einem Hunde zuerst ein Bein lahm zu werfen, dann ihn zu steinigen, nageln Katzen an den Füßen auf ein Brett und werfen sie in's Wasser. In Mailand hielt man früher auf dem Vogelmarkt am Dome zu den Nachtigallen den glühenden Draht bereit, um sie, wenn eine gekauft wurde, gleich zu blenden, weil man meint, sie singen dann schöner. Ich habe mit gebildeten Leuten darüber gesprochen und bin mit Blicken angestarrt worden, die mir zu sagen schienen: sind Sie denn aber auch ganz abgeschmackt? Ueberall werden die schönsten Singvögel zur Lust und freilich auch zum Essen weggefangen; wie man dadurch die Unmasse lästiger und schädlicher Insekten pflegt und mehrt, bedenkt Niemand; die Möven, nicht eßbar, werden

zur Kurzweil geſchoſſen, Kinder läßt man mit Vögeln ſpielen, denen ein Fuß an einem Faden befeſtigt iſt, ſo daß ſie wegflatternd ſtets zurückgeriſſen werden können, und den armen Käfern macht man es ohnedieß nicht beſſer. Allerdings haben die Italiener auch Humor für die Thiere, für ſolche nämlich, mit denen ſich ſpielen läßt; wie allerliebſt und gemüthlich ſagt Bocaccio bei der Rückkehr eines Hausherrn von einer Reiſe: e venne il suo cagnolino e gli fece festa! Allein dieſer Zug iſt von keinerlei Conſequenz und macht, ehe man ſich umſieht, der Grauſamkeit Platz. Wenn ich an dieſen ſchwarzen Schatten im italieniſchen Charakter denke, vergeht mir alle Freude an ſo manchem Schönen und Liebenswürdigen, das ich nie an ihm verkannt habe. Die Nation hebt ſich jetzt aus langer Geſunkenheit, ich glaube es gern, ich will trotz jenem und Anderem, was man ihr längſt vorwirft, nicht an ihr irre werden, aber daß ſie ſich wirklich aufgerichtet hat, davon werde ich mich früher nicht überzeugen, als bis eine große Dampfprügelmaſchine erfunden und im Gang ſein wird, unter welche die ſämmtlichen Thierquäler der Reihe nach gelegt, abgedroſchen und ſo bis zu dem Grade durchgeweicht werden, daß die Menſchlichkeit in ihnen gepflanzt werden kann. Das Thier mißhandeln iſt thieriſch. Die Natur iſt erbarmungslos, das edlere, ſtärkere Thier quält das ſchwächere und ſpielt mit ſeinen Qualen, der Adler mit dem zappelnden Haſen, die Katze mit der Maus u. ſ. w. Man muß erſt aus dem Thiere heraus ſein, man muß ſich ihm gegenüber wiſſen, um ſich in es hinüberzuverſetzen; Mitgefühl mit den Leiden des Thiers ruht auf dem Denken, das den innern Zuſtand eines fremden Weſens ſich vergegenwärtigt. Völker

und Einzelne, die es dahin nicht gebracht haben, stehen noch im Animalischen, sind nur edlere Thiere. Alle romanischen Völker zeichnen sich vor dem deutschen in dem Gebiete derjenigen Formen und Geisteskräfte aus, die nach dem Animalischen hin liegen; sie sind racemäßiger an Gestalt und Bewegung, gewandter, lernen Schick, Griff, Takt schneller, sind feuriger, entschlossener; hier aber ist eine, nur eine der dunkeln Kehrseiten dieser Vorzüge. Auch der Franzose hat kein Gemüth für das Thier, der Reiter z. B. liebt sein Pferd nicht. Wo das rein und wahrhaft Menschliche beginnt, da beginnt der Vorzug des Deutschen. Man kann freilich fragen, warum Oestreich in der Lombardei nicht mehr gethan hat, das wahrhaft Menschliche zu pflegen und unter Anderem denn dieser wilden, hündischen, auf offener Straße nackt umgehenden Rohheit der Thierquälerei zu steuern durch Schule, Geistlichkeit und Polizei. Ich will diesen Vorwurf nicht durch den andern vermehren oder erklären, daß man in Wiens eigenen Straßen einem empörenden Abhetzen geschundener armer Pferde begegnet, denn dieß ist eine Sache für sich, ein Uebelstand aller großen Städte, dem schwerer entgegenzuwirken ist, kein Ausdruck eines verbreiteten nationalen Charakterzugs.

Doch genug von der Creatur. Wir kommen Sonntag Mittags in Verona an und da eben Tagtheater in der Arena ist, gehen wir über die Piazza del Brà nach diesem Raume, dem finstern, gewaltigen Zeugen alter Römerzeit. Man gab ein Drama Colombo: — das Schicksal des Columbus — und ich betrachtete mir, auf den Stufen des Amphitheaters stehend, mehr die Zuschauer, als das Stück. Neben mir stand ein Oberfeuerwerker mit mehreren Ehrenzeichen auf der

Bruſt; ich ſprach ihn an und fragte ihn, ob wohl der Offizier der Artillerie noch lebe, der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ſo lebendig beſchrieben habe, wie er ſich bei Montebello im dichten Feuer mit ſeiner Batterie bis zum letzten Augenblicke des Möglichen hielt. Er antwortete, das ſei ſeine Batterie, deren ganze Mannſchaft für jene That die Medaille erhalten habe, der Officier heiße Prokoſch und ſei am Leben. Ich war nun ſchon ſeit Wochen in öfterem Verkehr mit Perſonen des Heers, die den letzten Feldzug mitgemacht haben, aber jenes eigenthümliche Gefühl, das uns ergreift, wenn uns körperlich nahe tritt, was wir bis dahin nur wie ein Bild aus der Ferne kannten, knüpft ſich gern an das ganz Einzelne, Zufällige, Ueberraſchende, und ſo wurde mir jetzt erſt recht gegenwärtig, daß ich mitten unter den Menſchen war, die jenes Furchtbare ſelbſt mitgelebt, womit ſich ſo lange meine Phantaſie beſchäftigt hatte. Und wie mitgelebt! Mit welcher Hingebung, welcher Tapferkeit! Die Geſchichte dieſes letzten Krieges wimmelt von ritterlichen Thaten des öſtreichiſchen Heers. Wenn man das an Ort und Stelle ſo erzählen hört, was uns die Zeitungen nur kärglich berichteten, ſo lacht man über den Wahn von Unwiderſtehlichkeit des franzöſiſchen Soldaten, über dieſen Lärm von den unnachahmlichen Bajonetangriffen der Zuaven u. dgl.; o nein, man lacht nicht, man möchte weinen über das nutzloſe, verkannte Opfer herrlicher Kräfte. Recht tollkühn im überſprudelnden Lebensmuth haben dieſe Männer die Gefahr noch aufgeſucht; da reißt ein Huſar, dem das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen iſt, einen franzöſiſchen Jäger von dem ſeinigen, beſteigt es und kämpft fort, bis er fällt, dort durchſchwimmt ein Offizier die Seſia bei hohem Waſſerſtande,

verjagt eine feindliche Patrouille und nimmt einen Mann gefangen, den er herüberbringt, dort schleicht sich ein Jäger mitten unter die feindlichen Plänkler, kommt mit Dreien in's Handgemenge, tödtet einen, verwundet den zweiten, verjagt den dritten und schlägt sich, umrungen, mit dem Bajonette durch, dort vertheidigt sich ein anderer gegen fünf Reiter und erbeutet noch ein Pferd, stürzt sich ein Uhlane mitten in einen Klumpen Feinde, verliert sein Pferd, springt auf ein anderes, hier schlägt ein Officier an der Front seiner Mannschaft einen feindlichen Commandanten mit dem Säbel nieder, in der letzten blutigen Schlacht hauen sich kleine Husarenabtheilungen tief in die unendlich überlegene Masse des Feindes ein, die sich bereits siegreich Cavriana zuwälzt, — kein Ende fände man, wenn man diese einzelnen Heldenthaten erzählen wollte, aber größer noch als alle ist das Standhalten im stets erneuten Unglück, im Hunger und Durst gegen einen Feind, der überall im Vortheil der besseren Oberführung und Pflege ist. Dabei kennt man das schlichte Wesen dieses Heeres; wenn ich fragte, warum so wenig geschehen sei, den Braven die Genugthuung zu geben, daß ihre Thaten auch reichlich der Welt bekannt wurden, so war die Antwort: schauens, wir mögen das nicht, wir mögen nicht so viel Aufhebens machen; doch war es rührend, zu sehen, wie diesen unglücklichen Standhaften die Augen leuchteten, wenn ich ihnen erzählte, wie man bei uns recht wohl wisse, was sie geleistet und welches ganz andere Schicksal sie verdient hätten, denn im Allgemeinen zwar ist man sich dieser Anerkennung wohl bewußt, aber das lebendige Wort des Fremden, der von draußen herkommt, ist doch etwas anderes.

Die östreichische Armee hat wahrhaft glänzend die deutsche Waffenehre gewahrt. Man lasse den französischen Soldaten hungern und dürsten, immer aufs Neue geschlagen sein und gebe umgekehrt dem östreichischen seine Pflege und Führung, so ist keinen Augenblick zu zweifeln, wo der Sieg gewesen wäre. Ja trotz der verkehrten Oberführung — wie war es denn bei Magenta? „Hätte man uns nur fortraufen lassen, wir hättens verzwungen.“ Ein Wahnbild ist durch den gespenstischen Widerspruch zwischen Verdienst und Erfolg, diesen dämonischen Doppelsinn der Thatsache über Europa verbreitet, ein gemaltes Medusenhaupt der Unbesiegbarkeit ist den französischen Waffen vorgesteckt, aber freilich diese Larve ist so gut als eine Wirklichkeit, denn ein Phantasiebild des Schreckens, eine fixe Idee des Unwiderstehlichen, die dem Feinde voranschreitet, droht zu lähmen, wie der Degen des Mephistopheles den Arm des braven Valentin.

Ich habe des andern Tages mit Jemand, der den genauesten Bescheid wußte, einen Ausflug nach S. Lucia gemacht, ich habe den Kirchhof gesehen, den in jener Reihe ruhmwürdiger Kämpfe des Jahres 1848, am 6. Mai, das zehnte Jägerbataillon so heldenmüthig vertheidigte; überall sind noch die improvisirten Schießscharten in der Mauer, durch welche das untere Glied schoß, an der hinteren Seite die Oeffnung, durch welche ein Rückzug versucht werden mußte, da Umringung durch weit überlegenen Feind bevorstand, hier sanken sie in Schaaren hin und der Kirchhof, den sie so tapfer vertheidigt, ist nun auch ihr Grab; ein einfacher Grabstein, mit Jägerwaffen als Ornament, trägt die Inschrift: „Seinen am 6. Mai 1848 bei der Vertheidigung des Kirchhofs von

S. Lucia gefallenen Waffenbrüdern des zehnten Jägerbataillons deren Hauptmann Ludwig Brand.“ Die Piemonteſen genoßen ihren Sieg nicht; denn wie ſie am Abkochen waren, überfiel ſie Clam und jagte ſie in die Flucht. In der Ferne ſieht man Somma-Campagna, Cuſtozza, alle berühmten Punkte jener Schlachtentage, und nennt ſtill den Namen Radetzky.

Dieſe Erinnerungen wird ſich ſelbſt der nicht trüben wollen, der den Verluſt der Lombardei als ein Glück für Deutſchland anſieht. Ich meines Theils habe hierüber mein Urtheil nicht abgeſchloſſen, aber ich würde mich vor mir ſelber ſchämen, wenn mein Herz nicht bei deutſchen Soldaten wäre, die gegen äußern Feind fechten, welches Ziel es immer gelten mag. Der Kern der öſtreichiſchen Armee aber iſt und bleibt deutſch.

In der ernſten Dämmerung der alten Kirchen Verona's, in der Kathedrale, in S. Anaſtaſia, am liebſten und längſten in den ehrwürdigen Räumen von S. Zeno vergaß ich in ſtillen Stunden die Spannung der Gegenwart; ich werde auch hier den Leſer nicht mit Studien der Kunſtgeſchichte, mit Unterſuchungen über den ſogenannten lombardiſchen Architekturſtyl, über italieniſche Gothik, über Fresken der Schule Giotto's und noch ältere byzantiniſche, die man darunter entdeckt hat, über die weitere Geſchichte der Malerei in Verona beſchweren; wer tiefer eindringen will, als der gewöhnliche Reiſende, kennt ſeine Literatur, wo er das Nöthige findet, und mag vor Allem Burkhards gediegenen „Cicerone“ zur Hand nehmen. Die Denkmale der Scaliger, die ſo ſeltſam, traumhaft in der engen Umgitterung an S. Maria antica aufſteigen, der maleriſche Marktplatz mit ſeinen altersbraunen Häuſern, die

Römerreste der Porta de' Borsari, die merkwürdige Backsteindecoration der Paläste der venetianischen Zeit, das Castell vecchio mit der kühnen Etschbrücke, jenseits welcher jetzt das schöne neue Arsenal aufsteigt, das Alles sei nur rasch genannt, um dem, der schon in diesen Straßen gewandelt, ihr Bild mit dem eigenthümlichen, charaktervollen historischen Gepräge aufzufrischen; nur auf Einem Gang möge mich der Leser begleiten: über Ponte pietra an's linke Ufer der Etsch; der Fluß, die vielen Kirchen, die Kuppeln geben der malerischen Stadt etwas, was an Rom erinnert; wir sind drüben und wenden uns links, nicht ohne rechts auf die Höhen zu blicken, wo einst, auf der Stelle des jetzigen Castell S. Pietro, Theodorichs Königsburg gestanden, und am unteren Abhang nach den Terrassen des Gartens Giusti mit seinen hohen Cypressen, deren manche ein Alter von vier bis fünfhundert Jahre zählen; unser Ziel ist S. Giorgio Maggiore, die wohlgegliederte Kuppelkirche, und in ihr das Hochaltarblatt von Paolo Veronese. Da ist der Meister, in dessen Hand fast jeder Stoff, damit ja die Farbe ungestört wirke, zum bloßen Sitten- und Situationsbilde wird, einmal wieder schwungvoll und erhaben wie in seinem S. Sebastian zu Venedig. Dieser h. Georg, zum Märtyrertod bereit, von einem Henker gehalten, knieend, mit ausgebreiteten Armen zum Himmel schauend, ist wieder eine Gestalt voll hohen Ernstes und im furchtbaren Entschluß voll wunderbarer Freude, die in heiligem Schauer ihn durchdringt. Und welch ein schöner Mann! Einer der herrlichen bärtigen Männerköpfe, an denen die venetianischen Bilder so reich sind, mit denen schon Giov. Bellini, im Uebrigen die Kindlichkeit und Heiterkeit selbst, in S. Salvator und

S. Giov. Chrysostomo zu Venedig so kraftvoll und würdig vorausging. Auch der heidnische Priester, der den heil. Georg auf die Bildsäule des Apollo hinweist, bezeugt diesen besondern Sinn für edle männliche Köpfe. Ein Anführer der Krieger vollendet nebst untergeordneten Figuren die wohlgeordnete Composition; bewußt, daß er auf diesem Bilde sich selbst zu verewigen berechtigt sei, hat der Meister ihm seine eigenen Züge geliehen. Was diesem schönen Ganzen seine Vollendung gibt, jene wunderbar leuchtende und doch gedämpfte, zu reiner Wechselwirkung zusammengestimmte Farbe, entzieht sich dem schildernden Worte, wie die Wirkungen der Musik. Freilich ist auch dieß Werk nicht frei von einer Zuthat, die uns erinnert, wie nah jene Zeit schon dem Barockstyle stand: Maria, die drei christlichen Tugenden, schwebende Engel, der obligate himmlische Hofstaat, bevölkern den obern Raum des Hochbildes und theilen es in zwei Stücke, deren eines auf das andere drückt; das ist einmal nicht anders, darf doch auch auf dem düstern, tragischen Wald- und Mordbilde Tizians in S. Giov. und Paolo zu Venedig der hinsinkende heil. Petrus der Märtyrer nicht einfach zum Himmel, sondern muß nach ein paar Engelkindern aufschauen, die wie Waldspechte zwischen den Baumwipfeln herflattern. Es ist nicht mehr die Naivetät der alten Meister, nicht mehr der platonische Geist Raphaels, der diesen Olymp fordert, sondern die kirchliche und malerische Etikette und die sprudelnde Sinnlichkeit. S. Giorgio maggiore enthält aber noch andere Perlen; man weiß im Ausland wenig, wie rund, voll und weich und wieder wie männlich charaktervoll der anfangs harte Veronese Girolamo dai Libri in den Werken seiner

reifen Zeit ist und wie ganz ähnlich Caroto, ebenfalls aus Verona, von trockener Strenge in stylvolle Formen aufstrebt: wer diese Kirche betritt, übersehe ja nicht die Bilder beider Meister, erfreue sich auch hier namentlich der herrlichen Männerköpfe und erkenne, wie ungemein reich dieß Italien an edlen künstlerischen Kräften war, da es außer der erlesenen Schaar der berühmten Hauptmeister noch eine solche verborgene Welt von Schönheit in den ungekannteren aufzuweisen hat.

Wir verlassen jetzt Verona, nicht ohne eine gewisse unheimliche Empfindung, denn heute noch treten wir in Feindesland. Warum ich es so nenne, wird sich zeigen. Wir durchfliegen das Schlachtengebiet von 1848, halten kurz in Peschiera an, werfen einen Blick auf die trotzige Feste des Gardasee's, die sich in jenem Jahr so tapfer gehalten hat bis zum letzten unvermeidlichen Augenblick und steigen aus in Desenzano, um von hier aus morgen das Schlachtfeld von Solferino zu besuchen. Wir sind nun auf piemontesischem Boden. Die Visitation fällt wider Erwarten gnädig aus; kurz vorher hatte man einen östreichischen Kurier am Leibe visitiren wollen und es war, da er sich widersetzte, zu einem gewaltsamen Auftritt gekommen. Der Bahnhof liegt herrlich; ich trete hinaus und frei liegt nun der Gardasee vor mir, nach meinem Gefühl die Perle der drei berühmten oberitalienischen Seen. Kann es ein feineres, frischeres Grünblau geben, als das seiner Wellen? Und verbinden die andern Seen so schön das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden? Unten, wo der See sich in der Fläche ausbreitet, die Landzunge Sermione mit den Trümmern der Villa Catulls, der hier wohl seine weichen Lieder singen mochte, höher dort am

linken Ufer von unserem Standort die Rocca della Manerba in so reinen plastischen Linien vorspringend, daß sie mich an den reizenden Fall der Umrisse des schönsten aller Berge, des Monte Pelegrino bei Palermo erinnerte; weiter hinauf die lieblichen Inseln Biagio und Lecchi, an den Ufern überall die Süßigkeit des Südens in den Limonengärten, Oel- und Feigenbäumen und Reben, die freundlichen Villen und Dörfer dazwischen; dann, wo der See sich verengt, beginnt die wilde Steinwelt, ohne doch die Früchte Hesperiens, die sich an den Fuß der Felsgebirge schmiegen, verdrängen zu können; aber nicht nur durch diese Verbindung paaren sich hier die vollen Gegensätze, sondern das kahle Gebirge selbst fügt sich mit seinen harten Massen jener unbekannten, räthselhaften, Formen bauenden Künstlerhand, die im Süden Europas gewaltet hat und die wir auch in Ungarn wiedergefunden haben. Auch in den kahlen Höhezügen des Monte Baldo oben am See ist sie über die Rücken, die Ecken, die Rinnen und Gräte des Gesteins gegleitet und hat ihrem Umriß jenen unnennbaren rhythmischen Schwung der Linie gegeben. Und ein eigenthümlicher, wunderbarer Reiz gesellt sich für den deutschen Gast hinzu: in diesen Gebirgen spielt ein Theil der Dietrichsage; hier tummelt sich der Gothenkönig mit seinem Waffenmeister Hildebrand in der Jagd auf Ur und Wisand, hier (ausdrücklich bei „Garden") findet er den Zaubergarten des Zwergs Laurin, überwältigt ihn mit Hülfe seiner Mannen, schont ihn aber um Dietliebs willen, dessen Schwester Simild er entführt hat, steigt mit ihm in sein unterirdisches Wunderland, folgt ihm dann auf der Oberwelt in seine Wohnung, einen Felsensaal, der von einem Karfunkel mit glühendem Roth beleuchtet ist,

befreit in wildem Kampfe mit Zwergen und Riesen, die der falsche Elfenkönig herbeigerufen, das entführte Mädchen und nimmt den Besiegten als seinen gezwungenen Gaukler mit nach Steyermark. Einen ergreifenden heimischen Klang bringen diese Erinnerungen aus dunkler Sagenzeit in das fremde, südliche Bild. Von einzelnen malerischen Punkten muß ich die Lage von Tremosine nennen, das am westlichen Ufer so seltsam traumhaft von steiler Höhe niederschaut und von dem ein Pfad, der für Gemsen, nicht für Menschen gangbar scheint, verwegen zur Station herabführt, am östlichen Ufer Malcesine, aus Goethes Briefen bekannt, der dort verhaftet wurde, weil er die venetianischen Festungswerke zeichnete, und mit Behagen erzählt, wie seine Beredsamkeit ihn befreite. Endlich schließt das Städtchen Riva am nördlichen Ende das reiche Bild ab, doch in's Land hinein darüber hinweg schweift der Blick zwischen dem steilen Fels, auf dem das Schloß Arco liegt und den Bergmassen gegenüber in die fruchtbaren Oel- und Obstpflanzungen, auf denen die Sonne des Südens brütet.

Das sind Erinnerungen von früheren Fahrten; noch weiß ich deutlich, wie einst vor zwanzig Jahren, als ich hier zum erstenmal Italien betrat, dem ungewöhnten Sinn die Reize dieser Natur verschlossen blieben: das Auge suchte noch das lustige Grün, die saftigen Wiesen, die kleineren, spielenderen Formen der Heimath; Italien war mir noch eine stolze, abweisende Schöne; Alles so fremd, so vornehm und, wie ich in der Blödheit des Neulings hinzufügte, so kalt. Hier in Desenzano, nahe dem Gasthof, wo wir jetzt einkehren, stand ich damals nach der Landung auf dem Platz, das Gepäck lag

vor mir, ich suchte eine Gelegenheit nach Verona und konnte nicht italienisch; aus meiner Rathlosigkeit retteten mich endlich zwei Studenten von Padua, mit denen lateinisch verkehrt wurde, aber was für ein Latein! Drei Jahre später war ich wieder da und nahm nun Herberge in Albergo Meier; da saß ich Abends mit dem Wirth, einem Tiroler, und einem dicken geistlichen Herrn beim Glase; draußen glühte der See in den warmen Lichtern der Abendsonne; der Prete kam auf die Reformation zu reden: Luther, ja der habe es sich und Andern freilich leicht gemacht („à allargata la strada"), da heiße es nicht entsagen und das Fleisch kreuzigen, wie bei ihnen u. s. w.; dabei führte er mit gründlichem Behagen den dunkelrothen Wein zu Munde und schmatzte, den Wohlgeschmack verlängernd, mit der Zunge; Stirn und Wangen und Nase glänzten vom Fette der Brianza, denn dort in den segensreichen Geländen nahe dem Comersee war seine Pfarre. Wie manches Vergnügen genießt in solchen Gesprächen, wer in Italien den Humor nicht verliert für die Fülle, für das reine Glück der naivsten Unwissenheit, die man da entdeckt! Es wird wohl tüchtig gegen die Ketzer losgezogen, aber die Ausfälle sind nicht giftig, wie da, wo die katholische Kirche auf Einem Boden mit der protestantischen kämpft; selten ist mir verbissener Fanatismus begegnet. — Jetzt ist der alte Meier todt, der Gasthof heißt Albergo reale, aber wiederum sollte es mir gut werden, denn ich gerieth Abends in die Familienstube statt in's Gastzimmer und saß nun freundlich eingeladen mit dem Wirth, seiner hübschen, heiteren und gebildeten Frau und zwei Hausfreunden zusammen; bei süßem Wein von Asti wurden die Abendstunden ganz munter verplaudert; die

Politik war nicht ganz abzuhalten, man merkte, daß man einen Deutschen vor sich habe, der die Dinge von seinem Standpunkt ansah, da man aber wohl erkannte, daß er den Italienern, abgesehen von der jetzigen Verwicklung, herzlich wohlwolle, so blieb die Stimmung ungestört; man lenkte ab und wir verstiegen uns am Ende zu keiner geringeren Höhe, als zu „Aristotile“ und Platone, bis der Schlaf sein Recht forderte, und man sich felice notte sagte. Mein Schlafzimmer ging nach dem See, sein mächtiges Brausen sang mir das Schlummerlied, ich schlief ein unter Gedanken an Virgil, dessen Vers auf das meerartige Rauschen des alten Benacus: fluctibus et fremitu assurgens, Benace, marino mir der wackre Bädecker in Erinnerung gebracht hatte.

Als ich Morgens aus dem Fenster sah, fiel der Regen in Strömen; ich ließ dennoch einspannen zu großer Verwunderung des Wirths, Kellners und des Kaffeesieders, der das Ungeheure dieser That sich nicht anders zu erklären wußte, als daß er mich für einen Offizier hielt; nach der Rückkehr Abends begrüßte er mich als solchen und machte auf meine Ablehnung des Titels ein pfiffiges Gesicht, das mir andeutete, daß er begreife. Der Regen hatte nicht nachgelassen, als ich nach etwa zwei Stunden über Madonna della Scoperta, wo bereits Gräber und Kreuze am Weg mir sagten, daß ich mich auf dem Boden befand, wo der rechte Flügel der Oestreicher gegen die Piemontesen focht, im Dorf Solferino anlangte. Ich gedachte Jener, die hier in der sengenden Gluth der Sonne, im tödtlichen Hunger und Durst blutig gerungen haben, und schämte mich meines Verdrusses über die kleine Beschwerde, die mir der Regen auflegte. Das Dorf Solferino

zieht sich, fast nur aus Einer Straße bestehend, in der Richtung von Nord nach Süd an einer Höhe hin, die steil an seiner westlichen Seite aufsteigt. Der Hauptpunkt dieser Höhe ist ein Felshügel, daher Rocca genannt, auf dessen Spitze der alte Thurm steht, der wegen der weiten Aussicht, die er gewährt, Spia d'Italia heißt. Ich erstieg nun die Rocca und hatte die Punkte vor mir, um die sich der heiße Kampf gedreht hat, in welchem die Oestreicher vier Hauptangriffe zurückschlugen, bis sie erlagen. Wir blicken nach dem Westen, von welchem das feindliche Heer anrückte. Vor uns liegt nun der Rücken einer Höhe, die zu beiden Seiten durch einen fortlaufenden Rand begrenzt ist, der nur an einigen Stellen nach außen steil abfällt. In der Mitte ist sie muldenförmig vertieft und hier steht eine Häusergruppe, die zwar zur Gemeinde Solferino gehört, aber vom Dorfe, das hinter uns in der Tiefe liegt, wohl zu unterscheiden ist; sie heißt Pozzo Catena (Kettenbrunnen, — die Häuser um den Ziehbrunnen); ihre Verwechslung mit dem Dorfe hat viel Unklarheit in die Schlachtberichte gebracht. Nach vornen läuft die ganze Höhe unbestimmt aus, ein hügelichtes Erdreich führt zu den nächsten westlichen Höhen. Ganz nahe unter uns auf der Höhe liegt rechts ein altes Castell, weiter vorwärts auf der rechten Kante der Kirchhof, cimetero. Auf der linken Kante steht in geringer Entfernung eine Reihe von Cypressen. Wir beschränken uns nun auf das Bild des Kampfes, der sich um die Hauptpunkte dieser Höhe gedreht hat; das Dorf Solferino hinter uns in der Tiefe muß dabei im Verlauf allerdings auch zur Sprache kommen. Die Oestreicher hatten ursprünglich die ganze Höhe besetzt; zwei Angriffe machen die Franzosen zuerst auf

der Straße, die südwestlich in mäßiger Steigung nach Pozzo Catena heraufführt; sie wurden in furchtbarem Kampf abgeschlagen, aber während dessen lichtete die Artillerie des Feindes, die auf den nächsten westlichen, schon früher genommenen Höhen aufgefahren war, so ihre Reihen, daß sie sich auf das Castell und den Kirchhof beschränken mußten. Eine Bedrohung von Nordost, wo Ladmirault auf dem linken französischen Flügel von S. Martino her (nicht zu verwechseln mit dem Orte gleichen Namens, den wir auf dem Rückwege besuchen) mit Artillerie vorrückte, erwähne ich nur nebenher; das östreichische Feuer vom Castell und vom Kirchhof wies ihn ab; der entscheidende Angriff kam von anderer Seite. Das Dorf Solferino hinter uns und die steilen Höhen, die zu unserem Standort von da heraufsteigen, waren natürlich wohl besetzt und vertheidigt und die, welche um Pozzo Catena stritten, glaubten sich von dieser Seite (ihnen östlich gelegen) völlig gesichert. Inzwischen wird das Schicksal der Kämpfer, die hier oben fochten, auf einem andern Punkt entschieden. Wir müssen uns nach dem Dorf Cassiano versetzen, das in südlicher Richtung etwa eine halbe Stunde entfernt liegt. Hier kann die ermattete Kraft der Oestreicher dem entscheidenden Hauptangriff nicht widerstehen; hiedurch werden die Stellungen auf den Höhen zwischen Cassiano und Solferino überflügelt, der Feind dringt in Solferino ein, es wird genommen und nun geht es von Solferino aus gegen die Höhe der Rocca. Hier, an dem östlichen Abhang unserer Anhöhe wird noch verzweifelter Widerstand geleistet, aber endlich, nachdem zwei Stürme abgeschlagen sind, ersteigen Gardevoltigeure, Jäger, Zuaven die Rocca, auch die Spia, und dieß entscheidet. Von

hier trifft jeder Schuß in die dichten Massen, die im Castell zusammengedrängt sind; das Gewirre und die Plötzlichkeit des Ueberfalls macht einen Sturm von hier auf diesen Gipfelpunkt unmöglich und nun ist die ganze Anhöhe, Castell, Kirchhof nicht mehr zu halten. Ein Theil schlägt sich mitten durch die Feinde nach den östlichen Abhängen durch, ein Theil springt über die Mauern des Castells auf der nördlichen Seite hinab und Mancher blieb betäubt durch den Sprung liegen, ein wirrer Knäuel entsteht, worin viele Gefangene gemacht werden, der größere Theil aber gelangt auf weiter rückwärts gelegene Hügel und setzt dort mit frischem Muthe den Kampf fort. Die südliche Kante, wo die Cypressen stehen, wurde von den Franzosen erst später erstiegen.

Soviel zur Beleuchtung des Kampfes um die Höhe von Solferino. Weit entfernt, den Kenner spielen zu wollen, glaubte ich hievon doch ein Bild geben zu müssen, weil man nach den Zeitungsberichten gewöhnlich die falsche Vorstellung hat, jener Angriff auf die Rocca, der hier den Ausschlag gab, sei gegen die östreichische Front gerichtet gewesen; er traf, wie ich gezeigt habe, vielmehr die Rückseite der Aufstellung auf der Höhe, diese war durch ihn umgangen, und wohl zu unterscheiden davon sind die früheren, abgeschlagenen Angriffe gegen die wirkliche Front auf der vom Westen her nach Pozzo Catena führenden Straße und das Artilleriefeuer von den nächsten westlichen Höhen, das so furchtbar unter den Truppen im Kirchhof wüthete. Sieben Stunden haben die Wackeren ihre Stellung gehalten und angegriffen wurden sie, wie man sieht von vier Seiten: denn zu dem Sturm vom Westen und dem vom Osten (Rocca) kommt jenes eben genannte Artillerie-

feuer und das andere von nordöstlicher Seite. — Hätte ich keine besseren Quellen gehabt, mein Führer freilich war nicht der Mann, mir von diesen Hergängen ein Bild zu geben; sein Dialekt war kaum zu verstehen, namentlich begriff ich lange nicht, was er immer von Fischen (pesci) sprach, bis ich merkte, daß er pezzi (Stücke d. h. Kanonen) meinte, und zu guter Letzt erfuhr ich, daß er während der Schlacht im Keller versteckt gewesen. Ich umging nun die Kanten dieser Anhöhe. Nahe dem Kirchhof, der so verzweifelt vertheidigt wurde, stand ein hohes, mit verwelkten Blumen umwundenes Kreuz, auf dessen Spitze eine französische Dienstmütze aufgehängt war, denn hier thürmten sich in wilden Knäueln die französischen Leichen. Grab ist an Grab, nicht für Einzelne nämlich, sondern Gruben für Hunderte, damals noch leicht an dem darüber geworfnen Kalk zu erkennen. Die Mauer des Kirchhofs rings durchlöchert von den französischen Geschossen, halbzerrissen hing noch das Gitterthor schief in den Angeln herunter, überall auch drüben bei den Cypressen lag es noch voll von Patronenhülsen. Im Kirchhof sind einzelnen Gefallenen Kreuze errichtet und italienische Inschriften fordern zum Gebet für ihre Seelen auf; darunter das Grab einer armen Frau, die zufällig erschossen wurde. Schritt für Schritt heller und furchtbarer entwickelte sich für das innere Auge an diesen Spuren das entsetzliche Bild. Ein Augenzeuge, der in der Schlacht sich auf der Höhe von Cavriana befand, hatte mir in Verona den Moment geschildert, wo das Gewitter aufstieg. Die dunkeln Wolkenmassen breiteten sich zu einer rabenschwarzen Wand aus, die den ganzen Horizont einnahm; auf diesem Hintergrunde zeichneten sich die unzähligen Hohlgeschosse

im Flug als weißliche Streifen ab; ein fahles, schwefelfarbiges Licht aber, das durch das Gewölke noch zu schleichen vermochte, das Feuer der Geschosse und die Blitze des Himmels beleuchteten das allgemeine weitverbreitete Würgen und Morden und setzten es als fürchterlich deutliches Gemälde gegen den schwarzen Himmel ab; das Geschrei der Wuth, der Ruf der Führer, der Donner der Geschütze, das Stöhnen und Jammern der Sterbenden überbrüllte das Heulen des Sturms und Rollen des Donners. Aber eine andere Erinnerung desselben Augenzeugen muß ich hier erzählen, die zu dem Entsetzlichen tiefergreifend das Rührende bringt. Es hat wohl Mancher, wie man eben so seine sonderbaren Einfälle hat, schon gedacht, was wohl die Vögel für Schrecken befallen mag in der Stunde einer Schlacht; von solchen Einfällen läßt man natürlich nichts verlauten; nun aber wurde mir ohne mein Fragen eine Beobachtung eigenthümlich ergreifender Art mitgetheilt. In der Lomellina, in der Lombardei nisten unzählige Nachtigallen; während der Schlachten von Montebello, Magenta, Solferino hörte man sie, je wilder der Kampf tobte, um so heller, lauter, inniger schlagen.

Immer noch strömte der Regen fort, während ich im Dorfe Solferino mich erfrischte und mir von Bauersleuten einige Reliquien der Schlacht erhandelte; Flintenkugeln, Hohlgeschosse der französischen gezogenen Kanonen, Bajonette, Säbel, Schwerter, Aufputz von Kopfbedeckungen, Dienstbüchlein französischer Soldaten wurden in Menge feilgeboten. Nach Mittag endlich ließ der Regen nach, ich eilte noch einmal auf die Rocca, jetzt war die Aussicht offen und nun erst konnte ich das ganze große Schlachtfeld übersehen. Solferino liegt in dem großen

Hügelterrain, deſſen Grenzlinie vom Gardaſee, von Deſenzano, Lonato in einem Bogen herunter und hinüber nach Volta und dem Mincio läuft, es fällt etwa in die Mitte dieſer Linie, nahe der Ebene, die jenſeits derſelben weithin ſich ausdehnt. Ein großer, weſentlicher Theil der Schlacht verlief ſich nicht hier im Hügellande, ſondern in dieſer Ebene, die nun offen uns vor Augen liegt. Ich habe nur einen Act im Drama und nicht, wie man gewöhnlich meint, den entſcheidenden erzählt. Wir ſtehen im Centrum der Oeſtreicher; in gerader ſüdlicher Linie von unſrer Linken drüben in der Ebene war um Guidizzolo der linke Flügel concentrirt, rechts, ſüdlich im Hügellande gegen den Gardaſee, drang der rechte Flügel vor. Ueber die linke Schulter öſtlich zeigt ſich die Höhe von Cavriana, durch eine hügelige Tiefe von etwa halbſtündiger Ausdehnung von der Höhe Solferino's getrennt, der zweite Hauptpunkt des öſtreichiſchen Centrums. Nicht unmittelbar hat das Gelingen des letzten Sturmes auf die Höhe von Solferino entſchieden, der hier zurückgedrängte Theil des Centrums konnte ſich auf rückwärts liegenden Höhen wieder ſammeln, was er denn auch bereits verſuchte; aber zwiſchen dieſen und Cavriana ſchwankte eine unzuverläſſige Brigade, meiſt aus Rumänen beſtehend, dieß machte dem Feinde möglich, ſich hier in die Mitte des Centrums als Keil einzutreiben, und, was wichtiger iſt, Wimpffen, der den linken Flügel commandirte, erklärte wiederholt, ſich nicht länger halten zu können: dieſe zwei Momente, und ſchließlich der zweite, entſchieden den Rückzug der Armee, deren rechter Flügel unter Benedek mitten im ſiegreichen Vordingen gegen die Piemonteſen nun auch innehalten und umkehren mußte. Nicht auf

den Höhen, nicht bei San Cassiano, nicht bei Solferino, sondern bei Guidizzolo ist die Katastrophe zu suchen. Der unbegreifliche Abmarsch von sechs östreichischen Reiterregimentern [1] gleich zu Anfang der Schlacht, der hier den linken Flügel schwächte, ist bekannt. Alle weitere Tapferkeit auf diesem Punkte war vergeblich. Hier ein Sieg hätte die Feinde in Flanke und Rücken gefaßt, so daß sie die auf den Höhen so schwer errungenen Vortheile wieder aufgeben und einen Rückzug hätten antreten müssen, der mit ihrer Aufreibung geendigt hätte.

Zurück fuhr ich auf einem Umweg über S. Martino, die Stelle, wo der Kampf auf dem rechten Flügel am blutigsten war. Die Kirche von San Martino liegt auf einer Anhöhe von Cypressen umgeben. Einmal gelang es der Brigade Cuneo unter Mollard, den Oestreichern diese Höhe abzuringen, sie werden wieder herabgeworfen, dann wird der erneute Angriff der Division Cucchiari abgeschlagen und erst zuletzt gelingt es den Piemontesen, gegen eine Armee, die nur noch den befohlenen Rückzug unter dem Schutz ihrer Kanonen in Ordnung vollziehen will, bis zu einem Theil des Abhanges dieser Höhe vorzudringen. Rings umher, hier und auf den nächsten Hügeln verkünden die großen kalkbedeckten Leichengruben den blutigen Ernst des Kampfes; die Cypressenstämme tragen rings die gewaltsamen Furchen der Kartätschenkugeln, doch sind die Bäume trotzdem auffallend gut erhalten; ebenso jene Cypressenreihe auf der Höhe von Solferino. Der stille, dunkle Baum, der Schmuck der Gräber, stand schon bereit,

[1] Nach neuern Angaben sollen es nur zehn Schwadronen gewesen sein: immer noch ein höchst empfindlicher Abgang.

da noch glühend von Lebenskraft die Männer hier kämpften, sie durften nur fallen und sie lagen in seinem Schatten. Sei ihnen die Erde leicht!

Wie im wachen Traum setzte ich den Rückweg fort; der Aufruhr der Phantasie, der Sturm der Empfindung ob den wilden, blutigen Bildern, die aus einem noch so frischen Schlachtfeld aufsteigen und wie die Geister in jener Hunnen- und Römerschlacht den grausen Kampf erneuern, hatte im Anblick dieser stillen Kirche mit den Cypressen sich beruhigt: nun ist es doch vorbei, so flüsterte es mir aus diesen Baumschatten zu, nun dürfen sie doch schlummern, das Stöhnen, das Röcheln ist vorüber, sanfte Winde wehen kühl um das Todtenbett, das auch der Sarg war. Auch die neu erwachte Empörung, daß wir Andern sie da kämpfen ließen und den Bruderarm nicht für sie hoben, schlummerte nun ein in der stilleren Wehmuth, mit der wir auf eine abgeschlossene Vergangenheit zurückblicken, an der all unser Klagen und Sorgen und Zürnern nichts verändert.

Bald rief das unaufhaltsame Leben mich wieder in die Gegenwart; schon in Pozzolengo, durch das der Weg führte, sah ich die Straßen von Bersaglieri wimmeln, die unter dem Busch von Hahnenfedern trotzig nach dem Fremden aufschauten, in dem sie den Deutschen leicht erkennen mochten; in Desenzano wieder angekommen, ging ich nach kurzer Rast zur Eisenbahn und fuhr Mailand zu. Soldaten in den Wägen, Soldaten an den Bahnhöfen: wohin du blickst, das Bild des nahen neuen Kriegs. Von Lonato bis Rezzato war ich jedoch allein mit einem piemontesischen Offizier in meiner Wagenabtheilung. Der Mann gewann mich schnell durch den natürlichen edeln Anstand, womit er sich — nach deutschen

Begriffen sehr überflüssig — bei mir mit seiner Müdigkeit entschuldigte, daß er sich nachlässig auf seinem Sitz ausstreckte. Meine Freundlichkeit machte ihn zutraulich und er sagte mir nun, er sei eigentlich Parmese, er habe der Herzogin treu gedient, so lang immer möglich, dann sei er der Nothwendigkeit gewichen, aber diese Frau habe ihm Wohlthaten erwiesen, deren er immer mit Rührung gedenken werde. Er sprach das mit einem weichen Tone des Herzens, der mich ergriff; ich sagte ihm, daß ich seinen Schritt nicht mißkenne, aber um so mehr sein Gefühl ehre; eben hielt der Zug, im Aussteigen sprach er noch die abgebrochenen Worte: Sie wissen, empfangene Wohlthaten — damit verschwand er aus meinen Augen. Jetzt in sardinischem Dienste, hätte er wohl so etwas mit einem Andern, als einem Fremden, nicht sprechen dürfen; es mochte verschwiegen ihm schon lang auf dem Herzen liegen. Ich erzähle den kleinen Zwischenfall, versteht sich, ohne jede politische Beziehung. Das kurze Gespräch mit einem Mann, dessen Namen ich nicht weiß und den ich nie wieder sehen werde, wird mir, ein Zug des rein Menschlichen, wie es durch die unerbittlichen Gegensätze des Lebens bricht, immer im Gedächtniß leben.

Rechts muß nun Brescia gelassen werden, so gern ich auch nur wenigstens die herrliche Victoria rein griechischen Styls im alten Herkulestempel des Vespasian wiedersehen möchte; das nahe Ende des Urlaubs gebietet Eile. Gar wohl sind mir die finstern Blicke der trotzigen Brescianer in Erinnerung von meinem Besuche 1857, stumm las man noch den Namen Haynau auf allen Lippen. Die letzten Tage der Reise waren für Mailand bestimmt, wo ich Abends anlangte.

Es waren Tage der gründlichen Verstimmung. Hier erst fühlte ich mich recht und eigentlich in Feindesland; in Desenzano, unter den Landleuten von Solferino hatte ich nicht verborgen, welches Landes Kind und wie gesinnt ich sei, ich fand die Menschen ganz läßlich und tractabel. In Mailand wurde ich von Landsleuten sogleich gewarnt, im Kaffeehaus kein deutsches Wort zu reden, wenn ich mich nicht sehr unangenehmen Weisungen aussetzen wolle, und eine Verwandte legte erschrocken den Finger auf den Mund, als ich sie in ihrem Hausflur deutsch anredete. Ich weiß wohl, daß der Haß den Oestreichern gilt und daß die Denkenden dort Oestreich und Deutschland immerhin unterscheiden, allein es tröstete mich nicht, daß die Unterscheidung nothwendig ist, im Fall einer Streitigkeit wäre ich viel zu stolz gewesen, sie selbst zu machen, und übrigens thut Verabscheuung unserer Muttersprache und unseres Namens immer weh, empört immer, was auch für Clauseln dabei sein mögen. Nun aber hatte ja diese Lombardei für die Oestreicher die Franzosen eingetauscht, freilich nicht als geständige Herrn des Landes, wohl aber als Bundesgenossen, welche die Herren spielten und welche es eben damals bleibend am Schopf, an Savoyen, gefaßt hatten. Ueberall wimmelte es von französischen Soldaten, die meisten waren decorirt und wer konnte vergessen, daß es Ehrenzeichen waren für vergossenes deutsches Blut! Der Stolz des frischen Sieges saß in deutlicher Schrift auf ihren Gesichtern, und seit diesem Feldzuge ist ja überhaupt dem geringsten Franzosen der Uebermuth der „großen“ und „ersten Nation“ auf der Nasenspitze zu lesen. Bei meinem ersten Ausgang am Morgen nach meiner Ankunft sah ich einen Theil der Mailänder

Bürgerwehr am Dom aufgestellt, denn es war ein Festtag; zwei französische Offiziere, die dabei standen, spotteten merklich genug und doch sahen die Leute nicht nur ganz schmuck aus, sondern schienen mir auch gut soldatisch in Haltung und Bewegung. Dem Italiener drückt Arbeit und Stand nicht den einseitigen, harten, kümmerlichen oder komischen Stempel auf, wie dem Deutschen, eine guardia civica gibt nicht den reichen Stoff zu Carricaturen, wie unsere weiland Bürgerwehr. In Mailand war es aber auch wirklicher Ernst mit ihrer kriegerischen Ausbildung: jeden Morgen und jeden Abend zwei Stunden Exerciren, das ist kein Spaß.

Als ich so in den Straßen ging und mir das gänzlich veränderte Bild dieser Stadt ansah, erinnerte ich mich recht deutlich der Gedanken, die mir schon früher, ja bei meinem ersten Aufenthalt in Mailand 1839, durch den Kopf gegangen waren. Deutlicher als irgendwo sah man ja hier seit langen Jahren dem Italiener den Haß und Grimm gegen die fremden Besitzer des Landes über den Augen an und manch halblautes „cane tedesco“ drüben und manch hörbares „wälscher Hund“ hüben gab über die italienische Frage gar viel zu denken. Ich meinestheils bin, wie ich schon öfters versichert habe, dem italienischen Volke herzlich zugethan; selbst seine übelsten Charakterzüge, Betrug, Lüge, Falschheit, die man wohl in jedem Volke findet, die aber hier zu Nationallastern dadurch gestempelt sind, daß das öffentliche Urtheil sie nicht kräftig verdammt, ja sogar jene heillose Grausamkeit gegen die Creatur haben mich niemals in die Länge abgestoßen; was man immer an ihm lieben muß, ist die unverwüstliche antike Naivetät, ist ein natürlicher Pathos ohne Affectation, ein

angebornes adeliges Wesen in den Formen, Talent, Humor, Schönheit. Kein Volk gibt uns noch so entschieden ein Bild von der Einheit der Natur und Cultur im classischen Alterthum, seine Sprache ist mit weniger Verschneidung und Verstümmelung aus dem Alterthum herübergelangt, als irgend eine romanische; die französische daneben nimmt sich aus wie das Bild einer hübschen modernen Kokette neben einer antiken Statue. Das Alles könnte immer noch auf den Begriff einer merkwürdigen Ruine hinauslaufen, allein ich bleibe bei meiner Ueberzeugung, daß diese Nation sichtbar sich hebt und läutert; wer ihre neuere Geschichte bis etwa in die dreißiger Jahre verfolgt, der wird es zugeben, wofern er nicht auf das Einzelne, statt auf das Allgemeine sieht. Die Frage der italienischen Zukunft hängt natürlich auch mit der andern zusammen, ob eine Reinigung der Religion in dieser Heimath des Papismus zu erwarten ist. Auch hier spricht innere Wahrscheinlichkeit und eine Reihe bedeutender geistiger Erscheinungen nach meinem Dafürhalten für das Ja. Der Italiener ist im Grund eine ganz rationelle Natur und neigt nicht zum phantastisch Fanatischen, wie der Spanier; ein formenreicher Gottesdienst, dessen sein südlicher Sinn allerdings bedarf, schließt nicht nothwendig den magischen Wahn ein, zu welchem das Mittelalter die Religion verkehrt hat. Wenn ich nun schon vor Jahren diesen Betrachtungen nachging und am Schluß nothwendig zu der Vorstellung eines Befreiungskampfes gegen Oestreich gelangte, so entstand mir der tiefste, schneidendste Conflict des Gefühls. Vor mir selbst und vor jedem ehrlichen Menschen hätte ich mich geschämt, hätte ich je östreichischen Waffen Niederlagen gewünscht oder gegönnt, und doch wollte ich das

Recht einer Nation auf Unabhängigkeit nicht bestreiten. Zwar so schlechthin mich für die Nationalitäts-Idee zu begeistern, kam mir nicht in den Sinn. Jenes Recht ist nicht ein fertiger Besitz, nicht ein ausgestelltes Diplom und Siegel. Nationalität mit dem Recht und Beruf, einen selbständigen Staat zu bilden, ist, wie die Tugend, nicht ein fertiges Ding, sondern ein Thun, ein thätiges Beweisen. Eine Nation muß zeigen, daß sie eine Nation ist, sie muß sich selbst helfen. Das ist der Grund, warum für Losreißung von Theilen einer Nation, die dem Staate einer andern Nation einverleibt sind, derjenige nie empfindsam schwärmen wird, der es über Phrasen hinausgebracht hat, vollends nicht, wenn dieser Staat das eigene oder doch ein Glied des eigenen Vaterlands ist; er wird vielmehr ganz nüchtern denken, es werde eben jener Nation die wirkliche Kraft der Nationalität gefehlt haben oder abhanden gekommen sein. Wenn nun aber dieselbe mit wachsendem Muth aus der Theilung zur Einheit strebt, wenn der Begriff der Nationalität anfängt, eine Kraft zu werden, wie dann? Wir reden hier von einer Nation, welche die Bedingungen in sich vereinigt, einen Staat zu bilden, der wirklich selbständig ist, nicht von Völkern, wie die Ungarn, wie die slawischen Stämme, die, von Oestreich abgerissen, einen bestehenden despotischen Slawenstaat, unsern chronischen Feind, wie Frankreich unser acuter Feind ist, furchtbar verstärken würden. Nun — der Staat, dem ein Theil jener Nation einverleibt ist, wird auch dann sein historisches Recht nicht fahren lassen, denn sollen, gedrängt von dem Begriffe der Nationalität, die Staaten hingeben, was sie von Völkern anderer Zunge vereinigen, so müßte das wechselseitig sein und gleich-

zeitig geschehen; es wird nicht Eine Macht in der süßen Hoffnung, daß die anderen Mächte es nachher ebenso machen, das Ihrige hervorziehen und auf den Tisch legen. Will also ein Volkstheil, der zu dem Staat eines anderen Volks gehört, sich trennen und dem Centrum seiner Nationalität verbinden, dieser Staat muß es darauf ankommen lassen, daß er ihm seine Unabhängigkeit abzwinge; geschenkt wird sie nicht, hier gibt es keine Großmuth. Anders der Zuschauer, der ferner, ja nur bis auf den Grad ferner steht, wie ein nicht östreichischer Deutscher, der ohne jede Gehässigkeit gegen Oestreich doch die italienische Frage anders ansehen konnte, als die ungarische und slawische; es war in diesem Fall natürlich, daß er mit sich selbst uneins wurde, indem er Italien Einigung seiner Theile gönnte und doch nimmermehr Oestreich Niederlagen und Verluste wünschen konnte. Ich habe nicht verhehlt, daß ich in diesem Falle war. Allein vor Jahren schon, ja längst vor 1848, fragte ich mich auch: wenn Oberitalien je von Oestreich sich losreißt, wird es auch wirklich dann einem unabhängigen Italien angehören? Wird dieß Italien, dem Namen nach unabhängig, nicht vielmehr in Abhängigkeit von Frankreich fallen? Und wie, wenn es sich gar mit französischer Hülfe losreißt? Wie, wenn du dann eines Tages statt der Weißröcke die rothen Hosen in Mailand fändest? Und jetzt fand ich sie; ein Phantasiegebilde, das schon vor so viel Jahren problematisch und doch ganz deutlich mir vorschwebte, war auf einmal zu einer Wahrheit, einer Anschauung geworden. Nun gut: und damit hat jeder innere Widerstreit der Empfindung sein Ende; kein wahrer Deutscher wird bei solcher Lage auch nur einen Augenblick noch zweifeln,

wie er sich zu entscheiden hat. Nicht die Italiener haben Oestreich besiegt, nicht die Italiener haben sich frei gemacht, Frankreich hat gesiegt, Frankreich die Italiener — scheinbar — sich selbst zurückgegeben und Frankreichs Angriff auf Oestreich war ein unzweifelhafter perfider Bruch des Völkerrechts, der jeden andern weiteren Bruch in sich trägt, sein Sieg eine dauernde Drohung für Europa und vor Allem für Deutschland. Also meine guten, mir sonst trotz alledem und alledem so lieben Italiener, für jetzt sind wir Feinde, sind es um so gewisser, da eure Rüstungen, von denen es auf allen Straßen blinkt und rasselt, dießmal nicht mehr bloß Oestreich als Oestreich gelten, sondern mittelbar Deutschland, indem ihr Oestreich zu dem Zwecke bedroht und angreifen werdet, daß euer Protector freie Hand habe, wenn er gleichzeitig uns angreift; ich wollte euch wohl, aber ihr habt einen Bund mit dem Teufel gemacht, und so sind wir für jetzt fertig miteinander; vorerst habt ihr ihm dafür nur Savoyen, eures neuen Fürsten Wiege geben müssen, aber es ist Peter Schlemihls Schatten, ihr werdet es noch spüren; am Kopf hat euch der Arge, am Fuß, in Neapel, wird er euch auch packen und dann seid ihr Ruck und Eck in französisch Schweinsleder gebunden. Nehmt euch in Acht, ihr könntet eines schönen Morgens doch einmal wieder die Weißröcke bei euch haben, denn die Geschenke des Teufels pflegen sich in Luft zu verwandeln, und wenn es so kommt, wolle nur der Himmel, daß es dann ein anderes Oestreich ist, das euch seine Weißröcke wieder sendet!

So wanderte ich denn nicht mit zweifelndem Gemüthe wie sonst, sondern mit herzlichem Unwillen in diesen wohlbekannten Straßen umher. Alles war fremd, unheimlich,

widerwärtig, feindlich und doch interessant genug, um fleißig zu schlendern und zu schauen. Die Auslagen der Kunstläden waren voll von Bildern des Krieges, die natürlich überall piemontesische Heldenthaten verherrlichten; Victor Emanuel in unzähligen Formen, namentlich auch als Zuave, gemalt und groß in Thon modellirt: eine Schmeichelei, für die ich mich höflichst bedanken würde. Anschläge an allen Ecken, hier eine Anzeige von Brucks Selbstmord, mit Anmerkungen, die man sich vorstellen kann, dort ein Blatt mit der Aufschrift: Congresso di 2,50 a Verona: fingirtes Gespräch versammelter östreichischer Spione, deren Spottname 2,50 ist, denn man fand nach dem Abzug der Oestreicher Rechnungen, woraus hervorging, daß zwei Zwanziger und fünfzig Centesimi ihr gewöhnlicher Taglohn waren; reichlich prangten an den Ecken besonders Caricaturen aus dem Pungolo, einem neu erstandenen Witzblatte; da ist Oestreich zwischen den zwei Armen einer Scheere zu sehen, der eine Arm Ungarn, der andere Italien, drunter geschrieben: tu non uscirai; eine Sardinia oder Italia hält als Frau Potiphar mit V. Emanuels Zügen den keuschen Joseph — es ist Preußen (merkwürdiger Versuch, eine Pickelhaube zu zeichnen) — am Rock fest, Preußen flieht mit den Worten: tu mi sei troppo brutta, und Aehnliches — ein Witzblatt von wenig Witz.

Ich war begierig gewesen, zum erstenmal seit Louis Philipps Zeiten wieder französisches Militär in natura zu sehen; trotz allem guten Willen, den gerühmten Glanz dieser Truppen anzustaunen, verwunderte ich mich nun doch über die Geschmacklosigkeit der Uniformen; diese unsinnig weiten Hosen geben ja ein ganz und gar thörichtes Aussehen, wozu

bei den Offizieren noch die absurde Länge und faltige Weite der Rockschöße kommt; zu bauschigem Unterkleid gehört auch bauschiges Oberkleid wie bei den Landsknechten; oben knapp, von den Hüften an weit und breit, das gleicht einem Weibe von widerlich fettem Schooß und Oberbein; vom alten Zopf sind gar noch die lächerlichen, zweckwidrigen, brustverengenden Achselklopfer, Schulterzwicker, die dicken Epauletten beibehalten. Der gemeine Infanterist sieht in der Regel unsauber, ungewaschen aus; sei mir Zeuge die Bregenzer Wäldlerin, die sich nach italienischer Ansprache unvermuthet aus meinem Zimmermädchen entpuppte und auf meine Frage, wie ihr denn die Franzosen gefallen, erklärte: „o so en schmierige Kerle möcht i jo net miteme Steckele anrege, do sind die Oestreicher andere Leut gwese.“ Die Körperbildung hatte ich mir feiner, hübscher vorgestellt, man sieht ebenso viele plumpe Bursche wie im deutschen Militär, doch ist leicht zu bemerken, daß ein lebhafterer Nerv auch die schwerfällige Maschine bewegt. Dagegen findet man unter ebenso vielen deutschen Soldaten gewiß nicht ebenso viele eigentlich gemeine Gesichter und dieß soll vollends bei den Zuaven der Fall sein, die damals schon abgezogen waren. In der Gemeinheit tritt freilich ein Ausdruck hervor, der etwas Unheimliches hat, etwas Blutiges: man erkennt eine Soldateska, wie ein erobernder Staat sie heranzieht, dem bürgerlichen Leben und menschlichen Banden ganz entfremdet, schlechthin und rücksichtslos auf das blutige Handwerk gestellt. Der deutsche Soldat wird nicht ebenso leicht, nicht ebenso ohne innern Kampf gegen die Gefühle der Menschlichkeit morden und sich morden lassen; der unbedingte Blutsinn gibt seinem Feinde den Vortheil des Eindrucks einer dämonisch wild vorbrechenden

Naturgewalt. Allein der ernste Wille des Muthes, der dem menschlicher fühlenden Herzen abgerungen ist, bleibt doch das Höhere und verbürgt eine Ausdauer, die auch in langen und schweren Entbehrungen, Niederlagen, Unglück aller Art Stand hält. Die größere Gewandtheit, Schick und Griff des Franzosen wird auch durch eine künftige bessere Schule bei uns freilich nicht ganz ersetzt werden, dafür ist aber die physische Kraft des Einzelnen im Durchschnitt größer und die Reiterei zudem in Ritt und Bewegung überlegen. Sieht das französische Fußvolk durchschnittlich unsauber aus, so sind dagegen die Reiter theatralisch aufgeputzt; es ist ein Spaß, diese mädchenhaft koketten Puppen im Sattel humpeln zu sehen und damit einen wirklichen Husaren oder festen deutschen Reiter zu vergleichen, die Elsäßer ausgenommen, die ja leider Frankreich seine beste Cavallerie liefern. Die Franzosen haben nur durch Eines gesiegt: durch Gleichheit des Rechts in der Armee, vermöge welcher nicht Geburt und Protection, sondern Talent und Verdienst das Vorrücken und jede Belohnung begründet. Diese Nachwirkung der Revolution ist das einzige Geheimniß ihres Erfolges im Kriege, durch sie ist der einzelne Mann geweckt, jeder weiß, daß ihm wird, was er verdient; der Sporn der Ehre wirkt ungehindert. Und was geschieht bei uns, das Ehrgefühl des einzelnen Manns zu wecken? Oder vielmehr wie wird es erdrückt! Man besuche nur unsere Exercierplätze, sehe das niederträchtige Schimpfen und Stoßen an! In Oestreich wird meines Wissens noch heute geprügelt, in der preußischen Armee herrscht in voller Blüthe das Junkerthum. Bedenkt man diese Zustände, so muß man mit tiefer Sorge in die Zukunft blicken. Welche Erfahrungen, welche Leiden

werden vorausgehen müſſen, bis das Talent ſich ſeine Stelle erringt, bis der einzelne Krieger ein wirklich lebendiges Glied des Ganzen wird! Die Nation mache ſich gefaßt, den Mangel des Syſtems durch die Kraft ihrer Ausdauer zuerſt zu erſetzen und dann zu tilgen, und ſie wappne ſich gegen den Feind mit jener Leidenſchaft, die in einem Heinrich von Kleiſt geflammt hat. Es gibt nur zwei Völker in Europa, die wahrhaft Nebenbuhler ſind um die Ehre, das erſte Volk zu ſein, Deutſche und Franzoſen. Unter allen Gegenſätzen der heutigen Wirklichkeit iſt dieß der Grundgegenſatz. Es könnte ein unblutiger Wettkampf ſein; wir ſind gerecht genug, nur zu gerecht, mit Freuden anzuerkennen, was an den Franzoſen geiſtreich und liebenswürdig iſt; es ſind zwei Nationen, die ſich friedlich ergänzen ſollen. Nicht wir, ſie ſind es, die aus dieſem friedlichen Wettſtreit die wilde Reibung der Feindſchaft machen, nicht durch ihre Eroberungskriege allein, ſondern durch den Uebermuth, den Hohn, den ehrloſen Vertragsbruch und die cyniſche Lüge, womit ſie geſucht und beſchönigt werden. Oder wenn die Nation für dieſe Politik nicht verantwortlich ſein will, warum leiht ſie ihrem Deſpoten die Hunderttauſende williger Sklaven, um ihn durch ihre Mordſchlachten auf dem wankenden Thron zu erhalten? Sie thut es der gloire wegen; Deutſchland wird nie nach einem Kriegsruhm auf dem Boden des Unrechts trachten; gegen den frechen Eingriff, der uns droht, gilt es die ganze Kraft des Nationalhaſſes. Ein andermal, wenn hohes Gras über den Leichenhügeln gewachſen iſt, Anerkennung, Lob, Zuneigung, heute iſt die Loſung: im letzten Bauern unſeres Volkes einen Grimm ſchüren, daß ſie, wenn ſie kommen, wie Hunde todtgeſchlagen werden.

Welche Gedanken, welche Empfindungen verglichen mit dem stillen Entzücken, mit welchem ich einst hier zum erstenmal vor den Werken der Mailänder Schule stand, womit ich in der Brera, dort im Anfang der Gallerie, an den zwei Madonnen Bernardino Luinis, an seinem himmlisch sanften Christus in S. Ambrogio, seinen rührend reizvollen Fresken in Monastero Maggiore, an den milden, lieblich trauernden Gestalten des Borgognone in der Ambrosiana, in S. Maria della Passione aufblickte! Ich hatte immer gemeint, den Italienern gehöre der Ruhm der reineren Formschönheit, den Deutschen der Ruhm des innigeren Ausdrucks. Man kann auch wirklich sagen, die Innigkeit unserer alten Meister sei tiefer, weil sie individuellere Züge durchdringt, aber doch welche Herzlichkeit und offene Seelengüte ist dem holden Liebreiz verschmolzen, welches bezaubernde Lächeln spielt zwischen Sehnsucht und Wehmuth in diesen noch halbschüchternen Formen, da die Knospe der Kunstvollendung eben am Aufbrechen war! Noch inniger ergriff mich damals nur das erste bedeutendere Werk der besten Zeit des Pietro Perugino in der Pinakothek zu Bologna; hier ist es der träumerische umbrische Augenschnitt und Blick, wie auserlesen zu dieser mystischen Liebeswelt voll tiefen Weinens und himmlischer Freude, und die wärmere Kraft der Farbe, was den romantischen Zauber vollendet. In Mailand hat Leonardo da Vinci die florentinische Bestimmtheit, die Energie der Formgebung, den männlichen Sinn der starken Wirklichkeit und den tiefen Gedanken mit dieser weiblichen Welt der zarten Anmuth vermählt und so durch höhere Vereinigung des Entgegengesetzten das classische Ideal geschaffen. Wer seinen Christus und Johannes auf dem Abend-

mahlsbilde ſehen könnte, wie ſie waren, ehe die Reihe von Verwüſtungen über dieſes Grund- und Hauptwerk italieniſcher und aller neueren Kunſtblüthe erging! Die Studie zum Chriſtuskopf, die in der Brera hängt, gibt eine Ahnung davon, wie derſelbe einſt im Gemälde ausgeſehen und wie ſeine wunderbare Anmuth, Sanftmuth, Wehmuth im kraftvollen Contraſt mit den ſcharf charakteriſirten, mächtig bewegten Männergeſtalten in dem Kreiſe gewirkt haben mag, den das Wort Chriſti: Einer von euch wird mich heute verrathen! wie ein elektriſcher Schlag durchzuckt. Wie dieſer Leonardo aber das Leben beobachtet, mit welchem Auge er die Eigenheit des Charakters erfaßt hat, das muß man auch auf ſeinen Handzeichnungen in der Ambroſiana ſehen. Hält man dieſe mit den wenigen vollendeten Werken des Meiſters zuſammen, ſo verſteht man, was wahrer Realismus iſt: die harte Wahrheit der empiriſchen Individualität und ihres Ausdrucks im Affect iſt Vorſtudie und im wirklichen Kunſtwerk kommt der große Styl darüber, der ſie unnachahmlich zugleich erhält und zugleich in die Weihe des Allgemeinen und Normalen aufhebt. Es iſt in Leonardo etwas Deutſches, es liegt in jenem Zuge der Innigkeit, Milde, jenes Liebreizes, der Seelenſchönheit iſt, es liegt in dieſer Schärfe der Charakteriſtik, es liegt in ſeiner Nachdenklichkeit, in der Verbindung von Kunſt und Wiſſenſchaft der Kunſt, allein in ſeinem Formgefühl, dem Schwunge ſeines Styls iſt er ganz Italiener; dem damaligen Deutſchland ging noch die Ahnung des reinen gattungsmäßigen Durchſchnitts der Geſtalt ab, es fehlte unſern Künſtlern der äſthetiſche Compaß, der innere Maaßſtab für die Linie der Schönheit; der einzige Holbein der Jüngſte

macht eine Ausnahme, doch wissen wir nicht, wie sein edlerer Formsinn, obwohl frühe sichtbar, ohne den Einfluß der Italiener sich entwickelt hätte.

Mancher geht nach dem berühmten Speisesaal im Kloster von S. Maria delle Grazie, um Leonardo's Meisterwerk zu sehen, beschaut sich auch die gothische Kirche mit Bramante's anmuthiger Vollendung der Queerarme und Kuppel im Style der frühen, poesievollen Renaissance, im malerisch warmen Materiale des Backsteins, übersieht aber in der Kirche jene Kapelle mit den herrlichen Fresken des Gaudenzio Ferrari, von dessen Werth ihm das allbekannte geleckte Oelbild in der Brera, die Marter der h. Katharina, noch lange keine Vorstellung gibt, denn hier erst, in dieser großen Composition der Kreuzigung Christi und ihr gegenüber der Geiselung und Ausstellung (Ecce homo), feiert er den Moment, wo er sich (leider nicht bleibend, denn er wurde später manirirt) zur Höhe des classischen Styls erhebt. Es bricht zwar an einer Stelle ein Naturalismus, richtiger eine beabsichtigte Häßlichkeit durch, welche ein Leonardo sich nie erlaubt hätte: es ist der rohe Kerl mit zwei Kröpfen, der Christo den Essigschwamm reicht, aber im Uebrigen welcher Ausdruck und welche energische Formengebung, welche Männergestalten und Männerköpfe! Dieses wehmuthvolle, müde Lächeln des sterbenden Erlösers, dieses Hinschwinden der ohnmächtigen Mutter; dieser Aufblick der Magdalena mit dem glänzenden Auge und dem verweinten Antlitz, dessen Züge doch so bestimmt individuell, so entfernt sind von flacher Allgemeinheit! Und dann die weinenden Engel über dem Kreuze! Den stattlichen Männern gibt Gaudenzio gern rothen, wallenden Bart, so wie die ganze

Mailändische Schule wohl nicht bloß aus malerischen Rücksichten die röthlich blonde Haarfarbe liebt; man sieht in der Lombardei sehr viel blonde und rothe Haare, ein Beweis, daß der Einschlag deutschen Bluts durch die Longobarden kein kleiner war; auch kann man heute noch in Oberitalien hier und da eine wunderbare Vereinigung südlicher und nordisch deutscher Bildung sehen: man begegnet Frauen von blondem, rothem Haar, mit dem duftigen Schmelze schneeweißer Haut und dabei der vollkommnen Büste, dem gefüllten Nacken der Italienerin; die alten Maler Venedigs wußten ja recht wohl, wie schön das ist; aber auch bei Männern kommt diese Verschmelzung von freierem Formenschwung mit germanischer Farbe vor. Man sehe auf dem Kreuzigungsbilde Gaudenzio Ferrari's den Hauptmann, und an der andern Wand oben den Mann neben dem Ecce homo und überzeuge sich, wie schön hier mit den kraftvollen Zügen dieses matte Roth der Bärte stimmt und warum ich so oft von den herrlichen Männerköpfen der italienischen Maler spreche. Auch in der Kirche S. Celso muß man den Gaudenzio Ferrari sehen, in Körperformen ist er hier auf seiner Taufe Christi nicht so sicher wie dort in S. Maria delle Grazie, aber wiederum welche majestätische Schönheit in dem Kopfe Gottes des Vaters! Der sonst so genaue Bädeker hat diesen Bau, das heiter prachtvolle Werk Bramante's, vergessen; unter den Gemälden, die ihn schmücken, nenne ich noch Borgognone's liebes, sanftes Bild der Madonna, die, umgeben von Johannes dem Täufer, dem heil. Rochus und den Stiftern vor dem Kinde kniet.

Ich widerstehe jedoch auch hier der Versuchung, den Leser durch Kirchen und Gallerien weiter an den reichen Kunstschätzen

Mailands umherzuführen. Wir wandeln nur noch einmal in die Brera, über den Hof vorüber an der Statue Napoleons I. von Canova, der hier den Kaiser nackt als römischen Imperator sehr geistvoll behandelt hat, eines seiner besten Werke, das erst jetzt aus seiner Verborgenheit wieder hervorgezogen und aufgestellt ist, wie man denn auch bereits beschäftigt sein soll, am Arco della Pace, dem ich dießmal den Besuch schuldig blieb, die Reliefs, östreichische Siegesbilder, zu entfernen. Der Gang in die Brera gilt einem Werke, das eine Welt für sich ist und, wohlgemerkt, neuerdings meisterhaft restaurirt durch den Maler Molteni. Das ist jene Perle der Malerei, worin der jugendliche Raphael noch einmal und zum Schluß Alles zusammenfaßt, was dem Style, der noch nicht reif, aber auch noch ganz keusch ist, von Innigkeit und holdseliger, frommer Süßigkeit inwohnt: sein Sposalizio. Der jungfräuliche Sinn scheut noch die Energie des Affects selbst wo sie gefordert wäre: der zierliche Jüngling da rechts, der im Zorn seinen Stab zerbricht, ist nicht zornig, Ein Hauch der stillen Feier in anmuthigen Naturen, deren Seele keine Risse und Klüfte kennt, weht durch das Ganze. Es ist das absolute Bild einer Trauung; was in diesem Acte Rührendes, Festliches, Bedeutungsvolles und auch Schalkhaftes liegt, Schüchternheit der Braut, tiefe Sammlung des Bräutigams, Ernst des Priesters, das Achtgeben auf die Form, daß kein Unschick geschehe, Alles mit frommem Abstand ablaufe, liebliches, heiteres Träumen der Brautjungfern, Andacht und Freude der Bräutigamsführer, — Raphael selbst und sein Meister P. Perugino schauen unter ihnen heraus — ist so getreulich und herzlich gesagt in der noch alterthümlich symmetrischen, kindlich klaren

Composition, die Farbe, zwar ohne alles Uebergewicht über die Zeichnung und doch von tiefer umbrischer Leuchtkraft, läßt das Alles so warm herausstrahlen: nein, vor diesem Bilde darf ich mir sagen, ich habe nicht grundlos gegen den Nazarenismus gekämpft, denn wie könnten wir je das wieder erreichen, wie kann es uns einfallen, das also Erschöpfte noch einmal erschöpfen zu wollen in unserer Zeit der Eisenbahnen und der Kritik! In der Ambrosiana haben wir den ganz reifen, ganz freien Raphael im Karton seiner Schule von Athen. Da sucht ihn auf, wenn ihr ihm folgen wollt, hier studirt den sichern Meisterzug der Hand, entbunden und entwickelt wie der freie Geist in den ernsten Denkern, die er in der prachtvollen hohen Halle versammelt! Noch ein anderes rührend schönes Bild des frommen noch alterthümlichen Styls kurz vor der Blüthezeit enthält die Brera: es ist die Verkündigung der Maria von Franc. Francia. In Deutschland kennt man den Meister aus dem lieblichen großen Bild in der Pinakothek zu München; dort aber steht er noch höher, ein wunderbarer klarer Friede ist einzig über die stille Scene ausgebreitet. Doch genug, wenn ich nicht meinen Vorsatz vergessen soll.

Es versteht sich, daß ein Schwabe mit besonderer Andacht den berühmten Dom, diese Prachtwelt aus Marmor mit den unendlichen Spitzen und 4500 Bildsäulen beschaut und betritt, denn jener „Enrico Gamodia," von dem der Entwurf herrührt, war ja eigentlich Heinrich Arler aus Gmünd. Bekanntlich ist aber in der Ausführung der gothische Gedanke vom südlichen, ein für allemal diesem Style fremden Sinn mißverstanden, entstellt worden; ein Unmaaß von Ornament umwuchert einen im Grunde schweren, nicht wahrhaft gegliederten

Bau, nachher dringt der Zopf und endlich, selbst in der Façade, moderner Classicismus ein. Dieß Alles kann den wunderbaren Eindruck von Reichthum und edler Pracht nicht aufheben und höchst interessant ist, im Einzelnen, namentlich dem Maaßwerke der Treppengeländer zu sehen, wie der Rokoko und neuere Classicismus die decorative Pflanzenform in seinem Style behandelt und doch auf Distanz das Bild gothischer Dreipässe, Vierpässe, Dreiblätter, Vierblätter, Fischblasen erzielt. Wie bescheiden ernst ist gegen die stolze, geschmückte Schönheit des Doms die Basilika S. Ambrogio mit ihrem uralten Vorhof! Tritt hinein, wenn die Abendsonne auf seine Pfeiler, in seine Hallen fällt und der Backstein in ihren Strahlen warmroth erglüht, sieh zu, wie malerisch die uralte, von der Zeit benagte Architektur vom tiefblauen Himmel sich abhebt, träume dich um ein Jahrtausend zurück in die Tage Ludwigs des Frommen, durchwandle dann die Basilika selbst, von deren Restauration der tüchtige Architekt Schmidt durch das Jahr 1859 weggerissen worden ist; byzantinische Mosaiken des neunten Jahrhunderts schmücken den Chor, ein altchristlicher Sarkophag der ersten Jahrhunderte trägt die Kanzel mit dem seltsam steifen bronzenen Adler und Johannes dem Evangelisten; vor diesem Altar wurden einst die lombardischen Könige und deutschen Kaiser mit der eisernen Krone gekrönt, bis Barbarossa sie nach Monza brachte; schau den rührenden Heiland Luinis an der Altarseite an, den ich schon erwähnt, und dann in der Kapelle rechts die schönen Fresken von Bernardino Lanini. — Doch ich wollte bloß von Architektur noch Weniges sagen und schließlich den herrlichen Backsteinbau des Hospitals mit seinem weiten, königlichen, Hallen-umgebnen Höfe

nicht unerwähnt lassen; dießmal freilich genoß ich den schönen Anblick nicht so rein wie sonst, denn wie ließ sich die Erinnerung unterdrücken, daß dieß die Räume sind, welche die Tausende von Verwundeten aus den letzten blutigen Schlachten aufgenommen haben!

Was Abends beginnen? Die Scala geschlossen, in der Canobbiana hatte ich eine komische Oper von Petrella gehört, Drama war um diese Zeit nur im Tagtheater La Commenda. Da wird angekündigt: Milano nell' anno 1848 e Milano nell' anno 1859. Das müssen wir doch sehen! Wir verfügen uns also nach der Contrada di Porta Romana und treten ein; Zuschauer bürgerlich, Aufwärter in Blusen schreien mit sonst schon bemeldeten guten Kehlen cigarri, limonata und birra gazosa aus: ein Getränke, dessen bloßer Anblick einem richtigen Bierkenner belegte Zunge macht; — wer jedoch wahre Todesverachtung entwickeln will, der muß in Sommerhitze in einem italienischen Biergarten, wie solche doch mehr und mehr aufkommen, dieß Getränke mit dem unentbehrlichen Eis gemischt in sich aufnehmen. Der Vorhang geht auf: Straßenscene, Aufregung, ein mailändischer Beamter erscheint und liest die Zugeständnisse der östreichischen Regierung von 1848 vor, das „troppo tardi" wird ihm zugerufen, man stößt ihn hinaus, zerreißt sein Blatt; der Kampf beginnt, Bürger und östreichische Soldaten jagen sich über die Bühne, Frauen kämpfen mit, bedeutendes Schießen. Unter den Frauen stritt voran die Gattin eines Lamberto, der tödtlich verwundet in sein Haus gebracht wird, während jene noch draußen kämpft. Die Erscheinung des bleichen, sterbenden Menschen mit dem blutigen Tuch um den Kopf war erschütternd, allein nun starb

er zu lang und einmal, da er heftig sich losreißen wollte, um an der Seite seiner kämpfenden Frau zu sterben, ließen ihn seine Freunde schnappen, so daß er (ganz nicht nach Willen des Stücks und Spiels) zu Boden fiel. Allgemeines lautes und fröhliches Gelächter; es sind eben Kinder; Deutsche verlangen mehr Zusammenhang der Empfindungen und hätten wohl den Lachreiz unterdrückt. Schlußscene: Straßenkampf, die Frauen voran, Lamberto wird noch zu seiner Gattin gebracht und stirbt an ihrer Seite im Augenblicke des Siegs, d. h. der Nachricht, daß die Oestreicher abziehen. Dann nach der Pause folgt Milano nell' anno 1859. Die Witwe des Lamberto, im ersten Stück jugendliche Amazone, sehen wir wieder, gealtert im Gram um das abermals gefesselte Vaterland, verarmt durch die Confiscation ihres Vermögens, verfolgt vom Verdachte der Polizei; ihr Sohn ist Mitglied einer Verschwörung, sie entdeckt es, fleht ihn an, daß er ihr sich erhalte, er kämpft mit sich, reißt sich aber doch von ihr los und folgt den Verschwornen, sie fällt in Ohnmacht, rafft sich aber auf und beschließt, sich nicht von ihm zu trennen. Geheime Zusammenkunft der Verschwornen, die Polizei pocht, sie entfliehen durch eine Kellerthüre, die Sbirren finden das Nest leer. Nun wieder Straße, ein östreichischer General tritt auf, schilt über die drohende Haltung der Mailänder, während Giulay in Sardinien unthätig liegt; ein Adjutant bringt ihm die Nachricht von Garibaldi's Märschen und Siegen, dem Rückzuge des Heeres, er wüthet und flucht, was das Zeug hält, und zwischen die „corpo di Baccho!" die „tutti diavoli" hinein schreit er auf einmal deutsch: „der Teufel!" Es klang so komisch, daß ich selbst laut mit den Andern auflachen mußte. Ein

Graf tritt auf, Repräsentant des patriotischen Adels, und wirft dem General alle Sünden der östreichischen Regierung vor. Der stärkste aller Vorwürfe waren die Stockprügel und leider freilich hat die östreichische Polizei nicht unterlassen, selbst durch Anwendung dieses rohen Mittels das italienische Volk in der Tiefe des Herzens zu empören. Im Jahr 1848 wurden bei einem Straßenauflauf sogar Weiber geprügelt; es waren zwar nur Ballettänzerinnen, die mit anderem Volk eine Cigarrenhändlerin genöthigt hatten, statt der östreichischen die italienische Fahne auszuhängen, aber solche Maßregeln waren immer der sicherste Weg, einer Nation, in welcher uralte Cultur den Begriff der Menschenwürde befestigt hat, das östreichische Regiment als barbarisch verhaßt zu machen. Hätte man die Stockprügel für die Thierquäler aufgespart! Barbarie austriaca war denn das dritte Wort in dieser Strafrede, zu welcher der Redner durch umlaufende Gerüchte von einer großen verlornen Schlacht ermuthigt war. Der General eilt fort, seine Truppen zu sammeln, ein Chor junger Leute erscheint und singt ein Nationallied; das Lied schien beliebt und der näselnde Vortrag der leierartigen Melodie, die bekannte Art des eigentlichen italienischen Volksgesangs gefiel so, daß da capo gerufen wurde. Nun wieder Straßenkampf; es darf nicht verschwiegen werden, daß nach einem gefallenen feindlichen Soldaten noch gestochen und geschlagen wurde: also selbst auf der Bühne dargestellt die Mißhandlung von Verwundeten, die leider in diesem Kriege häufig vorgekommen sein soll. Endlich rückt das siegreiche Heer von Magenta an; Franzosen einzuführen erließ sich natürlich das italienische Selbstgefühl, es kamen nur Bersaglieri; Siegesgesang und

Schluß mit einer Rede jenes Grafen, deren letzte Worte waren: „sie sind fort und hoffentlich dießmal für immer!“ Außer den Stockprügeln waren es namentlich die Contributionen und Confiscationen, deren Erinnerung sichtbar stark auf die Zuhörer wirkte. Nehmen wir dazu das Spionenwesen und nach Entdeckung der Verschwörungen, nach Bezwingung der Revolution die Blutgerichte, so haben wir Alles beisammen, wodurch Oestreich den tödtlichen Haß auf sich gehäuft und die Wirkung der vielen Wohlthaten erstickt hat, die dieß Land unläugbar seiner Herrschaft verdankt; man weiß, daß seine Regierung die geordnetste, seine Justiz die beste in Italien war, es hob die Landescultur und die Colonen befanden sich gut unter ihm, Stadt- und Landgemeinde hatte ihre geregelte Selbstverwaltung, das Gesetz stand in Ansehen, die Kunst wurde gepflegt; die Schule war nicht, was sie sein soll, denn sie war nicht frei von der Kirche, aber doch ungleich besser, als selbst in Sardinien.

Ich blieb nur vier Tage in Mailand; ganz vergessen hatte ich das Schweizer Kaffeehaus, wo deutsche Zeitungen sind und auch jetzt deutsch gesprochen werden konnte, ohne daß man sich Unannehmlichkeiten aussetzte. Ich ging am letzten Abend noch hin und wie ich eintrat, waren das Erste, was ich vernahm, die Worte eines Deutschen: „wie hätten wir Oestreich beistehen sollen, das in Italien nichts als Uebel angestiftet hat!“ Was Frankreich damals dort anstiftete, mag man unter Anderem daraus entnehmen, daß gerade in diesem Kaffeehaus statt der östreichischen nun französische Spione saßen, Elsäßer Juden, die zugleich als Propagandisten des Napoleonismus und speciell des Rheingrenzengelüstes sich dort

liebenswürdig zu machen pflegten. Davon erzählte mir ein Bekannter, den ich fand und der nach seiner Wohnung in entfernterem Stadttheil nicht wagen konnte zu Fuß heimzukehren, weil nächtliche Raubanfälle in den Straßen damals wenigstens nicht selten waren. Das erinnert allerdings noch an ein weiteres Verdienst Oestreichs. Wohl empörte die Polizei durch das Spionenwesen, aber sie schützte auch wirklich; der Patriot hatte Ursache, sie zu hassen, aber der Spitzbube noch mehr.

Ich hatte des Unerfreulichen, aber auch Belehrenden in der gänzlich veränderten Stadt vollkommen genug geschluckt, fuhr am fünften Tag ab und fand den Comersee, der meine letzte Freude sein sollte, in völlig reizlosem Gewande: trüber Himmel, tiefhängende Wolken, Alles war grau, unerquicklich. Wie anders habe ich ihn sonst gesehen, in wie freierer Stimmung seine reizenden Ufer beschaut und betreten! Vorüber an Villa Carlotta, einst Sommariva, Thorwaldsens Alexanderzug bleibt dießmal ungesehen, vorüber am Vorgebirg Bellaggio, auf dessen Höhe Villa Serbelloni die herrliche Aussicht bietet, die wir heute vergeblich suchen würden, an Villa Melzi mit dem berühmten Bilde Napoleons I. von Appiani's Hand. Dieß Bildniß steht mir deutlich vor das innere Auge geschrieben; er ist als Präsident der italienischen Republik gemalt mit grünem goldgesticktem Kleide, noch dürres Gesicht, hohes Halstuch und die Locken über die Stirn nach der bekannten Mode der französischen Catone und Brutusse von damals; ein höchst genialer Kopf, dämonisch, unheimlich; geheimnißvolle Geister fliegen über diese feinen, gefährlichen Züge, im Blitze dieses Auges und in den lächelnden Lippen lauert hinter der

durchdringenden Gescheutheit und ironischen Freundlichkeit eine unendliche Perfidie und wollüstige Grausamkeit, eine Katze, ein Tiger; das Bild übt im Abstoßen einen geisterhaften Reiz aus, man trennt sich schwer von ihm; schade, daß nicht ein Porträt des Neffen, des Nachahmers, des Reutlinger Nachdrucks vom Onkel, daneben hängt zum Vergleichen.

In Colico steigt aus, wer über den Splügen reisen will, und geht in Chiavenna aus dem italienischen Postwagen in den schweizerischen über. Um Mitternacht ging es fort und hinauf. Von den Wasserfällen an der Steige auf italienischer Seite war im Dunkel nichts zu sehen, aber wie es höher und höher ging, erschienen deutlich am Wege die ungeheuern Granitblöcke, die Zeugen der schrecklichen Kämpfe zwischen Fels und Wasser in dunkler Vorzeit. Wer nie eine dieser wilden Gebirgsstraßen gesehen hat, dem fehlt ein großes Bild. Ich war eben dem Einschlafen nah, als einer dieser Riesen um den andern im nächtlichen Helldunkel auftauchte, es war nicht schwer, seltsame Menschengesichter in ihren Profilen zu finden, und wie eben einer sichtbar wurde mit ungeheurer Nase, darauf eine mächtige Warze mit Haar bewachsen, so war ich im Halbtraum schon völlig reif, ein Gespräch zu vernehmen, das er mit seinem Gegenüber, einem nicht minder groben Ungeheuer, führte. Die Kerle sprachen von alten besseren Zeiten, da es hier noch lebhaft hergegangen sei, da noch Ichthyosauren und Dinotherien und andere artige Thierchen ähnlichen Schlags ihre Gespielen waren, sie erzählten sich, wie sie damals hofften, einen Damm aufzuwerfen, den der kleine Mensch nie übersteigen könne, um dort oben ganz unter sich zu sein; sie schimpften mit trägem, mürrischem Gähnen über

das naseweiße Geschlecht, das über diese Höhen klettere, und über den Philisterstand, in den sie durch die traurige Polizeiordnung der jetzigen Planetengestalt versetzt seien; nichts ist uns, so grunzte der Linke, übrig geblieben, als den frechen Zwergen hin und wieder einen Schabernack mit Steinerumpeln, Schnee und Wasser anzuthun: „da kommen auch wieder so einige Knirpse herangekeucht, was meinst du drüben, alter Kamerad mit der ruppigen Nasenwarze und den dichten Binsen darauf?" Ich konnte die Antwort nicht mehr hören, der Schlaf war über mich gekommen und der Traum führte mich zurück nach dem Garten der Lombardei, nach dem blauen Gardasee, nach den Wundern Venedigs, zu meinem Liebling in der Kirche ai Frari. Ich unterhielt mich mit der Kleinen über den Wohllaut der italienischen Sprache; il solo parlare, sagt sie, è melodia, è quasi canto e nessuno dei nostri è tanto rozzo, che questa lingua senza qualche grazia e dolcezza sonasse dalle sue labre. — „Gähscht nüt füre, Kueh alte," mit diesem rauhen Laute wurde ich geweckt; das war unzweifelhaft deutsch; es kam von den Lippen eines Postillons, der eben umspannte, und war an seinen Handgaul gerichtet. Horch und mit dem Donnerworte ward sie aufgethan, die Thüre des Postwagens: „meine Herrn, Sie müssen aussteigen!" das war der Conducteur, er kommandirte uns in die bereit stehenden Schlitten. Ich hatte rein nicht daran gedacht, daß mir auf dem Splügen natürlich noch eine Schneefahrt bevorstand; also aus dem warmen Schlaf unvorbereitet, leicht gekleidet, heraus in den offenen Schlitten, in dichten, kalten Regen, Hagel, eisigen Sturm. Nun, man muß Alles einmal durchmachen. Der Schnee war an vielen Stellen so

hoch, daß wir gute zehn Schuh über der Spitze der Straßenpfähle fuhren: gerade auf der Straße durch den Anhalt, den er hier zur Sammlung fand, hatte er einen so hohen Damm gebildet. Ein Scheuen des Pferds, ein starker Stoß und Ruck des Schlittens, so war der Sturz in die Abgründe gewiß und wir brauchten keinen Doctor mehr. Eine gute Strecke ging es vom Wege ab, nun über dachgähen Abhang, wo das Pferd zwischen Gang und Rutschen auf den Hinterbacken abwechselte. Der Postillon verlor den Humor so wenig wie wir und sprach seinem starken, runden Gaul abwechselnd mit dem obigen „Kueh," mit: „alter Pfannenflicker, alte Liesel" oder mit dem noch zärtlicheren Liebeswort „alte Sau" zu. Nach zwei Stunden, gründlich durchnäßt und erkältet, hatten wir noch ein Stück Wegs, wo der Schlitten auf steinigem Boden nicht mehr vorwärts konnte, zu Fuße zu stampfen, bis wir den wartenden Wagen erreichten, der von drüben gekommen war; nach kurzer Erquickung im Dorfe Splügen ging die Fahrt durch die wilde Herrlichkeit der Via mala nach Thusis, in Chur nahm mich die Eisenbahn auf, bald sauste der Zug am felsumstarrten, von Wasserfällen umrauschten Wallensee, dann am lieblichen Züricher See vorüber, rasch und jäh, recht ein Symbol der ganzen Reise, wechselte Schroffes und Sanftes, Furchtbares und Friedliches und Abends war ich zu Hause, in Zürich.

Indem ich zurückblicke auf diese wilde Jagd von Reise, auf das bunte Stück Leben, das an mir vorbeiflog und Bild um Bild im Sturm dem heftig bewegten Innern eindrückte, verweilt meine Erinnerung mit besonderer Liebe bei dem Augenblick, mit dessen Schilderung ich diese Blätter begonnen habe. Damals, als mitten im schnöden Unwetter vor dem

erstaunten Auge plötzlich in erhabener Ruhe die weite, offene See lag, sagte ich mir, daß man nicht verzagen soll. Das ist wohl ein altes Gebot, aber es gibt Momente, die uns durch die Kraft der Anschauung neu und innig einprägen, was wir immer wußten und leicht vergessen. Der Tag wird kommen für unser Vaterland. Alle die ungezählten Kräfte, die jetzt noch vereinzelt streben und ringen, ohne das Ziel abzusehen, werden endlich vereinigt die Hindernisse durchbrechen, die getrennten Stämme der Nation werden sich finden, wie Bach und Strom sich finden im unendlichen Meer —

il mare, quanto è grato e dolce!

Kritiſche Gänge.

Neue Folge.

Von

Dr. **Friedr. Theod. Viſcher,**
Profeſſor der Aeſthetik und deutſchen Literatur in Zürich.

Zweites Heft.

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1861.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Die mancherlei Mängel des ersten der zwei Aufsätze dieses Hefts muß ich selbst hervorheben, damit sie mir nicht vorgerückt werden, als seien sie mir unbewußt. Auf den ersten Blick wird man ihm die Zeit seiner Entstehung ansehen. Wir befanden uns im Stadium einer noch unvergohrnen Wendung zur Politik. Ich würde jetzt dem rein Menschlichen in der Poesie mehr Ehre geben, als damals, wenn ich über dasselbe Thema schriebe, nicht so unbevorwortet würde ich die politischen Stoffe vorziehen, würde genauer untersuchen, wodurch denn das Politische eigentlich erst poetisch wird. Die pathetische Einmischung der Politik in alle Dinge hinderte uns aber nicht, gleichzeitig noch zu philosophisch zu sein; das lief ganz arglos nebeneinander her. Daß man dieß Wort ja nicht mißverstehe, nicht meine, ich habe mich zu den Verächtern der Philosophie geschlagen: es soll heißen, wir trieben nach Art der alten Hegelschen Schule gern allgemeine Philosophie, wo angewandte hingehört. Ich suchte mich zwar nach Kräften von jenem Substanzialismus frei zu halten, welcher die Werke der Kunst bloß auf den Inhalt ansah, da doch der ästhetische Werth in der Einheit von Inhalt und Form liegt; ich gehe ja S. 22 ff. mit Kant auf die principielle Frage zurück, in welchem Sinne das ästhetische Wohlgefallen (und Hervorbringen) interesselos

sein müsse, stelle S. 26 die Antinomie auf, daß der Werth des Inhalts an sich den Werth des Kunstwerkes nicht bedingt und daß er ihn, vollendete Form vorausgesetzt, doch bedingt; ich behandle das sogar weitläuftiger, als ich es jetzt thun würde, diese Fragen waren überall noch weniger durchgesprochen in der Literatur, als gegenwärtig, und auf meine Aesthetik konnte ich nicht verweisen, denn sie war noch nicht geschrieben; freilich S. 27 fehlt dann doch eine gründlichere Untersuchung: hier und im Folgenden ist die Sache dargestellt, als ob, wenn nur der Dichter von einem Stoff aus der Vergangenheit warm erfüllt sei, das Gedicht sich wie ein Naturprodukt von selbst machte, da doch auf den Proceß der Hervorbringung nun ernstlich eingegangen und gezeigt sein sollte, wie sich Interesse und Interesselosigkeit, Enthusiasmus und Ironie darin mischen und ausgleichen, wie der Künstler das glühende Metall seiner inhaltsvollen Erregung eben im Momente vor dem Erkalten auffängt und in die Form hinüberströmen läßt. Ich habe nicht für erlaubt gehalten, diese Lücke jetzt auszufüllen, nur S. 26 einige Sätze beigefügt, um deutlicher zu sagen, was dort bereits, aber etwas unklar gesagt ist. Wirklich nur zu streng war ich in der Anwendung des rein ästhetischen Maaßstabs: ich sprach der Tendenzpoesie auch den relativen Werth ab, der ihr doch gewißlich zukommt, und ich verkannte, daß auch ein ächtes, tendenzloses Kunstwerk immer von lebendigen Beziehungen auf die Gegenwart durchwoben sein wird, wie denn gerade Shakspeare mit Sprüchen tiefer praktischer Weisheit für seine Zeitgenossen und alle Zukunft

seine Dramen so reich ausgestattet hat; endlich übersah ich, daß es sich mit der Lyrik anders verhält, als mit Epos und Drama: sie kann der Wirklichkeit ein Sollen entgegenhalten und doch ganz poetisch sein, wenn nur Gedanke, Urtheil, Verwerfung, Forderung zur vollen subjektiven Wirklichkeit geworden, d. h. ganz in Stimmung, in Sehnsucht, Schmerz, Zorn, Hoffnung übergegangen ist.

Allein trotz dieser so weit getriebenen Abstraktion des ästhetischen Standpunkts bekenne ich nicht zu viel, wenn ich mir vorwerfe, daß ich im entgegengesetzten Fehler der Alt-Hegel'schen Schule, jenem rein philosophischen Lossteuern auf den Inhalt an sich, gleichzeitig noch befangen war: ich reihe ja die Dramen Shakspeare's ganz nach der innern Ordnung der behandelten Gegenstände auf und führe die Frage des künstlerischen Werthes nur nebenher. Nun sollte dieß zwar keine endgültige Betrachtung sein, ich war mir wohl bewußt, es sei vielmehr nur eben auch ein Gesichtspunkt unter andern, und ich waffnete mich gegen Mißverständniß mit dem etwas burschikosen: „ich verbitte mir" S. 31, allein jetzt wieder so zu schreiben, wäre mir doch unmöglich. Es fällt mir zwar nicht ein, zum reinen Formalismus in der Aesthetik mich zu bekennen, wie ihn neuerdings die Herbartische Schule zu systematisiren sucht, die schönste Form ist mir auch jetzt nichts Anderes, als die reinste Verkörperung des Inhalts, allein der Aesthetiker hat das ungetrennte Ganze von beiden doch immer von der Seite der Form zu fassen; die Aufführung einer Dramenreihe ohne Rücksicht auf die Zeit ihrer Dichtung,

also auf die Grade der künstlerischen Reife des Dichters bleibt daher immer ein sehr in Frage zu stellendes Unternehmen. Entwicklung des Gedankens heißt für den Aesthetiker Composition, Charakterzeichnung, Einführung von Contrasten, Styl u. s. w. Wie viel ist bis heute über Shakspeare geschrieben und wie wenig hierin noch geschehen! Wie sehr nur beiläufig hat man daran gedacht, ihm in die Geheimnisse seiner Formgebung, in die feinen Verästungen seines Erfindens, in seine symmetrischen Gegenüberstellungen von Verschiedenem und Widerstreitendem, in die Rhythmen seines Ganges durch Exposition zur Verwicklung, von da zur Katastrophe und zur Lösung zu folgen, seine ganze Art des Zeichnens, Vergleichens, Sprechens überhaupt genauer zu analysiren und mit der klassischen, dann mit der klassisch gebildeten unserer modernen Dichter zu vergleichen! Ich darf sagen, daß ich das in meinen Vorlesungen nicht versäume, in §. 500 der Aesthetik glaube ich durch Aufzeigung der Composition des Lear einen Beweis gegeben zu haben, daß mir diese Studien nicht fremd sind, auch über Shakspeare's Styl, seine Charaktergebung habe ich in diesem Werk und sonst in kleineren Arbeiten mancherlei Aufhellungen niedergelegt; man kann ja von dem großen Gegensatze der Stylprincipien, der durch die ganze Geschichte der Kunst geht, gar nicht reden, ohne auf Shakspeare zu kommen und seine Kunstweise zu beleuchten; der hier wiederabgedruckte Aufsatz selbst geht S. 45 mit einigen Sätzen auf den Styl des Dichters ein, nennt ihn individualisirend und vergleicht ihn, freilich in zu naher Zusammenstellung, mit

der niederländischen Malerei; der Ausdruck realistisch war, als ich schrieb, noch nicht im Gebrauch, sonst hätte ich ihn angewandt, zugleich aber zeigen müssen, wie Shakspeare im Realistischen doch die monumentale Großheit des Idealismus hat. Allein das sind alles nur vereinzelte Lichter und dabei ist die Literatur über Shakspeare bis heute stehen geblieben; es fehlt uns noch immer eine selbstständige, umfassende Arbeit, deren Inhalt wäre: Shakspeare als Künstler. Das Werk von Gervinus soll wahrlich nicht verkleinert werden, wenn ich sage, es herrsche darin die ethisirende Betrachtung über die ästhetische vor; es hat ein anderes Gesicht, wenn ein Historiker mit dem ihm eigenen concreten Blick, mit dem Charakter des Gefüllten, Gediegenen, Körnigen, den sein Element ihm gibt, den ganzen Shakspeare nach seinem Gehalte, seiner tiefen Lebensweisheit durchforscht, als wenn die Grundideen seiner Dramen mit raschen philosophischen Schritten durchmessen werden, wie ich hier gethan; den großen Dichter ethisch zu betrachten ist eine Aufgabe für sich, die ihr gutes, großes Recht hat; wo aber Gervinus auf die ästhetische Frage wirklich eintritt — und er thut es ja doch nicht wenig —, da ist seine Betrachtung fühlbar mangelhaft; auf mehreren Blättern z. B. zeigt er, wie viel Abscheu Falstaff verdient, und die Frage, warum er dennoch so ganz komisch ist, kommt darüber doch gar zu kurz weg. — Uebrigens bitte ich, nicht zu übersehen, daß mein Aufsatz 1844 geschrieben ist, wo das Werk von Gervinus noch nicht da war; ich hätte sonst natürlich meine Klagen über die noch so häufige Verschrobenheit in der

Auffassung Shakspeare's nicht ausgesprochen, ohne mich mit diesem schlagenden Beweis unversehrter Gesundheit des Urtheils zu betrösten. Man weiß kaum mehr, wie tief damals die Auslegung noch in der Romantik befangen, wie sehr die Kritik noch auf den Kampf gegen ihr phantastisches Treiben angewiesen war.

Eine weitere Folge der Einschränkung meines Blicks auf den Inhalt ist die, daß ich in den historisch-politischen Stücken Shakspeare's lauter Principiendramen sehe, d. h. nach der neueren Bezeichnungsweise Dramen, worin die Charaktere nur die Organe sind, durch welche ein Gegensatz von gleichzeitig berechtigten und unberechtigten Lebensmächten mit Nothwendigkeit in Verwicklung, Schuld und Leiden führt. Auch dieß ist ein Beweis, daß ich mir die Hegel'schen Begriffe noch nicht selbstständig fortentwickelt hatte, denn Hegel kennt bekanntlich keine andere Form des Tragischen, als die einer solchen principiellen Collision, die er so geistvoll an der Antigone des Sophokles aufweist. Daher habe ich den tiefen Unterschied nicht bemerkt, der zwischen dem Julius Cäsar und den zwei andern römischen Stücken Shakspeare's besteht; jener allerdings kann ein Principiendrama heißen, die Charaktere sind sichtlich die Persongewordene Republik und Monarchie und demgemäß in einer bei Shakspeare ungewohnten Einfachheit gehalten; Coriolan, Antonius und Cleopatra dagegen sind Charakterdramen und daher die Individuen viel tiefer, realistischer gefärbt, dort Freske, hier Oelbild. Natürlich ist der Unterschied der zwei Grundformen, von dem es sich hier handelt, kein absoluter: der Kampf der Principien vollzieht

sich nicht ohne den leidenschaftlichen Willen der Menschen und umgekehrt, wo die ganze Collision aus den Persönlichkeiten zu kommen scheint, müssen doch objektive, allgemein wahre, relativ berechtigte Principien ihrem heftigen Streben und Gegenstemmen zu Grunde liegen. Die englisch historischen Stücke Shakspeare's nun bewegen sich in einer Mitte zwischen diesen zwei Formen, denn wie sehr hier Eigenwille und Schuld der Charaktere im Vordergrund liegt, so ist doch sehr durchsichtig das Wesen des Feudalstaats an sich mit seinen innern Gegensätzen und dem Keime der Auflösung, der darin liegt, der zur großen Endkatastrophe mit Nothwendigkeit treibende Hintergrund. Ich habe auch hier dennoch zu einseitig meinen Blick auf die letztere Seite gerichtet, aber wenigstens bei Richard III. nicht versäumt, auf den Charakter einzugehen.

Ein anderer wesentlicher Mangel des Aufsatzes ist, daß ich unsere großen deutschen Dichter neben Shakspeare so wenig zu ihrem Rechte kommen lasse. Vergleicht man sie einmal mit ihm, so darf man nicht ungesagt lassen, daß es eine Region gibt, worin sie nicht mit ihm zu vergleichen sind, daß ihnen etwas specifisch Eigenes bleibt; das Vergleichen ist recht, aber es hat seine Grenzen. Wir können gar nicht wissen, wie weit Shakspeare es vermocht hätte, unsere moderne Ideenwelt und die erneute klassische Bildung in den geschlossenen Organismus seines Genie zu verarbeiten, denn beide Potenzen waren ihm ja fremd. Die Vergleichung mit Schiller liegt näher, weil dieser im Grunde durch und durch dramatisch ist, wie Shakspeare, und in den gewaltigsten Zügen seiner Werke dem großen Britten

tief verwandt; im Uebrigen steht er an objektiver Gestaltungskraft zwar unter ihm, aber in die Lücken des Dichters tritt der gedankentiefe, feurige moderne Rhetor, das ist der eigentliche Grund von Schillers Popularität und eine ihm eigene Größe, die von der Vergleichung mit Shakspeare ganz getrennt für sich gewürdigt werden muß. Goethe's wahre Kraft liegt im Lyrischen und Epischen; der Dichter der innig naturvollen Empfindung und des plastischen, klaren, ruhigen Schauens kann mit dem Dichter der thatkräftigen Leidenschaft nicht ohne gründlichen Vorbehalt verglichen werden. Und dazu kommt nun eben das zuerst Bemerkte: daß beide, Goethe und Schiller, die klassische Formbildung und die moderne Ideenwelt, die tief verwickelten, reflektirten Kämpfe des modernen Lebens zu bewältigen hatten. Auch einen so harten Seitenblick, wie ich ihn S. 35 auf Goethe's Alter werfe, würde ich mir jetzt nicht mehr beigehen lassen; über den zweiten Theil des Faust denke ich noch wie damals, aber so unvermittelt wie S. 33 würde ich mein Urtheil nicht mehr hinstellen. Es ist eben Alles noch in den Jahren geschrieben, wo man gern direkt zufährt und absolut spricht; so wird auch S. 29 von den modernen Kulturformen zu unbedingt behauptet, sie seien künstlerisch unbrauchbar; die Möglichkeit, daß unsere reflektirte und unzufriedene Zeit große Dichter hervorbringe, wird apriorisch verneint, während doch die zeugende Natur nicht nach unseren Schlüssen fragt, und von einem Zeitalter, wo die höchste Bildung zur Natur zurückkehrt, wird zu rosenfarb geträumt. Man war um sechzehn Jahre jünger.

Ich habe nicht für erlaubt gehalten, diese größeren und kleineren Mängel zu verbessern. Ohne den Inhalt zu verändern, habe ich da und dort etwas gestrichen oder eingeschaltet, bloß um dem Sinne, wie er einmal vorlag, ein wenig aufzuhelfen, eine Undeutlichkeit zu entfernen, einen Lichtpunkt aufzusetzen. Nur Eine bedeutendere Aenderung habe ich vorgenommen: was gegen M. Rapps Auffassung der Desdemona gesagt war, mußte von Rechtswegen gemäßigt werden. Dieser Gelehrte, der mir nachher ein geehrter und befreundeter Kollege geworden ist, hatte mir mit seiner freilich wunderlichen Deutung dieses Frauencharakters in's Herz gelangt, ich schrieb im Zorn wie ein Verliebter, dem man die Geliebte angegriffen, und wurde über die Maaßen grob. Des pathologischen Verhältnisses zu Desdemona schäme ich mich heute noch nicht sonderlich, aber das gehört natürlich nicht in die Kritik, nicht in die Wissenschaft. Ich hätte die ganze Polemik gestrichen, wenn nicht der Zusammenhang an jener Stelle ein Beispiel für gewisse moderne Fehlgriffe in der Auslegung Shakspeare's gefordert hätte und wenn ich es nicht immer noch für Pflicht hielte, eine der schönsten Charakterschöpfungen vor Mißverständniß zu schützen. Daher habe ich denn hier auch einige Sätze zur Erhöhung des positiven Ausdrucks meiner Ansicht hinzugefügt. Dagegen wurde ein Satz über Mißdeutung des Charakters der Ophelia S. 14 entfernt, weil dieser nun in der hinzugegebenen Studie über den Hamlet besprochen wird.

Warum ich nun trotz so manchen Mängeln diese ältere Arbeit dennoch des Wiederabdrucks für werth halte, das zu

sagen geziemt mir nicht. Es genügt, daß ich die Fehler gebeichtet habe, so weit ich sie erkenne, über das Gute mögen nun Andere sprechen, wenn sie solches darin finden.

Bei dem Anblick des Aufsatzes über den Hamlet wird wohl Mancher mit Goethe ausrufen: Shakspeare und kein Ende! Besonders aber Hamlet und kein Ende! Und ich sage: freilich kein Ende, am wenigsten mit Hamlet, denn Shakspeare ist unerschöpflich und am unerschöflichsten sein Hamlet. Und was ich hier bringe, will recht besonders nicht weiter sein, als ein Beitrag, ein Fragment. Wenn ich oben in diesem Vorwort ein gründliches Eingehen auf die künstlerische Formfrage in unserer Shakspeareliteratur vermisse, so erwartet man vielleicht, dieser neu hinzugegebene Aufsatz werde vor Allem in diese Lücke treten. Allein nur mittelbar kann er einer Untersuchung über Composition, Styl und andere rein künstlerische Momente Material liefern, denn wirklich hat er es, obwohl er überall auch auf die Form hinüberblickt, wesentlich mit dem Inhalte zu thun, und zwar hier in dem Sinne, daß er untersucht, was denn eigentlich Shakspeare's Meinung war. Es handelt sich nicht um rein ästhetische Kritik, sondern um Erklärung, natürlich nicht des Einzelnen, sondern des geistigen Mittelpunktes. Und dieß ist kein Rückfall in frühere Einseitigkeit, sondern eine absichtliche Beschränkung, denn wenn man überzeugt ist, wie ich es bin, daß wir über die materielle Vorfrage, was Shakspeare eigentlich darstellen wollte, noch immer nicht im Reinen sind, so ist es Pflicht, sie von der ausdrücklich ästhetischen Untersuchung getrennt für sich vorzu-

nehmen. Dieß führt mich sogleich zu einer Stelle S. 67 dieses Aufsatzes, woran ich am besten anknüpfe, um zu zeigen, warum ich einen solchen Beitrag zur Auslegung des Hamlet für kein überflüssiges Werk halte. Vorher ist gesagt, es bedürfe sehr verwickelter Gedankenreihen, um den ersten, unmittelbaren Eindruck dieser Tragödie in die Sprache des Begriffs umzusetzen, allein diese Gedankensumme habe der Dichter ächt poetisch ganz in den Körper der Handlung niedergelegt, in die Form versenkt, und ich behaupte nun Seite 67: man komme, so viel man auch über dieses Drama reflektirt haben möge, doch immer wieder bei der Ueberzeugung an, daß man sich nur entwickelt habe, was bestimmt und sicher im ersten Eindruck eingewickelt lag. Daß hier versäumt ist, eine nahe liegende Einwendung zu berücksichtigen und zu beantworten, fühlte ich erst, als keine Correctur mehr möglich war. Ich setze da voraus, daß der erste Eindruck in jedem Gemüthe der richtige sei und daß ihn die nachfolgende Reflexion richtig wiedergebe. So wäre es freilich ein Wunder, wie nur irgend abweichende Erklärungen entstehen mögen! Zunächst nun wird es allerdings seine Richtigkeit haben mit dem Satze, daß alle ächte Deutung auf Gesundheit der ersten Aufnahme in Anschauung und Gefühl beruht. Wenn irgendwo, so gilt hier: quod non fuerit in sensu, non est in intellectu. Mit dem Beweisen ist es, gestehen wir nur, auf diesem Gebiete nicht weit her, am wenigsten bei Charakteren, die fast ganz passiv in die Handlung verflochten sind wie Ophelia; nur annähernd kann eine Art von Beweis für die richtige Auf-

fassung aus den innern Bedingungen der ganzen Handlung, der Wechselwirkung der Charaktere, der Interpretation einzelner Reden gezogen werden; das ist blutwenig, hält Einer das gute Mädchen für leer und sinnlich, mit Demonstriren wird dagegen fast so viel wie nichts auszurichten sein. Wo stehen wir nun? Auf sein erstes Gefühl kann sich Jeder berufen und wenn Gründe nichts oder gar wenig gelten, weil sie doch selbst wieder auf dem der unmittelbaren poetischen Wirkung fußen, so scheint es, daß da keine Auskunft aus dem Wirrwarr subjektiver Meinungen, keine Instanz sei, die entscheidet. Doch es bleibt eine: die Majorität. Wir müssen voraussetzen, wir dürfen voraussetzen, daß die Mehrheit der Gemüther gesund ist und daß diejenige Auslegung, die den wahren Eindruck unverfälscht in Begriffen wiedergibt, im allgemeinen Urtheil durchdringen wird. Die Ursache, welche im ersten Anschauen das Gefühl beirrt, so daß es nicht richtig spricht, wird entweder Mangel der ästhetischen Anlage sein, vielleicht nicht Mangel überhaupt, sondern nur in Beziehung auf eine bestimmte Art von Kunstwerken, oder, bei wohlbeschaffener Anlage, trübender Einfluß durch irgend welche Schiefheit der Bildung, Verkünstlung, abstrakte Anwendung der Philosophie, auch Eitelkeit, etwas Neues, Besonderes zu entdecken, Sucht der Paradoxie u. s. w. Die erste Auffassung kann aber auch ganz gesund sein und erst im darauf folgenden Versuche, sie in Begriffen wiederzugeben, durch falsche Reflexion abgefangen, unterbunden werden: der Gefühlseindruck war der rechte, aber das Denken irrt ab, holt ihn nicht mehr ein. Wir müssen

jedoch, wenn wir nicht aller Kunstwissenschaft das Todesurtheil sprechen wollen, das Vertrauen bewahren, daß auch das Verhältniß von Gefühl und Denken bei der Majorität richtig bestellt sei, daß auch die Reflexion trotz manchen Schwankungen, die freilich ganzen Perioden eigen sein können, in die rechte Einrenkung zurückkehre. So wird es sich bei den Gebildeten verhalten, an die sich der Kritiker wendet, und so kämpfen wir denn alle mit einer Mischung von Gründen und Berufungen auf das Gefühl in Hoffnung, daß wir die Majorität gewinnen und deren Zustimmung den wahren letzten Beweisgrund liefere. Von der größeren Volksmasse, die keine Uebung des Denkens hat, wird auf diesem Boden natürlich abgesehen; Gesundheit des ersten Eindrucks müssen wir gewiß auch ihr zutrauen; selbst ein so tiefsinniges Drama wie Hamlet, wird sie in ihrer Mehrheit nicht falsch auffassen; keinem Handwerker, Knecht, Bauern, keiner Magd auf der dritten Galerie wird ein Polonius als würdiger Staatsmann erscheinen, wie dem so hochgebildeten Tieck, bei dem aber hier schon das erste, ursprüngliche Gefühl nicht richtig sprach, weil seine Bildung auch Verbildung war; aber natürlich kein Handwerker, Knecht u. s. w. wüßte sich zu helfen, wenn Tieck mit den Scheinbeweisen für seine Meinung gegen ihn anrückte.

Meine Hauptaufgabe war, den Gang des Schicksals im Hamlet gründlicher zu beleuchten, als bisher geschehen ist, und ich mußte zu diesem Zwecke den Charakter des Helden einer neuen Zergliederung unterwerfen. Dieß geschieht auf dem Wege, daß die Ansichten der Kritik, wie sie seit Goethe's

berühmter Erörterung sich entwickelt und gewendet haben, durchgangen werden. Ich gestehe, daß ich, nachdem meine Arbeit hinter mir liegt, dieß Verfahren etwas schleppend finde; allein ich wüßte doch keinen Rath, es zu verändern; folgte ich in geregelten Schritten der Handlung im Drama, so verzettelte ich die Beurtheilung fremder Deutungen, die ich doch beabsichtigte, dahin und dorthin und wurde noch unbequemer, als wenn ich, wie ich gethan habe, zuerst meine Ansicht aus der Widerlegung anderer herausbilde und dabei einzelner Stellen aus dem Drama herausgreife, hierauf aber die Handlung noch rasch im Zusammenhang überblicke. Mein Verfahren hat mich, wie ich hoffe, jedenfalls zum Ziele geführt und ich habe dem Helden die Ehrenrettung verschafft, die ihm gebührt: denn seitdem man in ihm den tragischen Helden der Reflexion richtig erkannt hat, geht man nun doch viel zu schonungslos mit ihm um, spricht zu hart und einseitig von seiner Schuld. Diese liegt in jenem Zwielichte, in welches jeder ächt tragische Dichter die Schuld seines Helden stellt. Wir sollen Hamlet zürnen, wir sollen ihn aber auch bemitleiden und wir sollen nicht wissen, welches von beiden wir mehr thun sollen, wir sollen in jenen dunkeln Grund blicken, wo verantwortliche Freiheit und unüberwindliche Naturschranke des Charakters geheimnißvoll sich ineinander schlingen.

Meine Arbeit war schon vollendet (— sie lag schon seit anderthalb Jahren in meinem Pulte —), als mir eine seltsame Broschüre zu Gesichte kam: Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet von D. B. Storffrich. Der Verfasser

führt Hamlets Unterlassungsschuld auf eine Gewohnheit zurück, sein inneres Leben unter conventionellen Formen zu verbergen: „Gewohnheit des sich Fügens in concrete Verhältnisse hat die Herrschaft über ihn gewonnen, die Willensäußerungen seines Ichs erstickt," es ist ein „Ueberwuchernlassen der nachgebenden Manieren, ein Schauspielern nach außen, worunter die innern Impulse nicht zur That gelangen, der psychisch-physische Bann, den die Umgebung ihm auferlegt, in dem die Persönlichkeit Anderer ihn gefangen hält," u. dergl. Es fehlte noch, daß uns ein Hamlet beschеert wurde, der eigentlich nicht so frei ist, den König todtzuschlagen, wie man in einer Visite nicht so frei ist, nach Kuchen zu greifen; es fehlte noch, daß unser Held den Menschen gleichgestellt wurde, die er als lügnerische, sklavische Scheinmenschen so grimmig verachtet, daß Hamlet zu einem Polonius, Osrik, Rosenkranz, Güldenstern II. gemacht wurde. Es ist ungefähr, wie wenn man sagte, Goethe's Egmont sei Repräsentant der spanischen Tyrannei, Schillers Wallenstein der engherzigen Legalität, nur jener ein feinerer, als Alba, dieser, als Questenberg, Octavio, der Kaiser. Wie die einzelnen Stellen nun gegen ihren klaren Wortsinn gedeutet werden, davon ist gar nicht anzufangen. Hat man sich an Ophelien längst genug versündigt, so macht H. Storffrich das Maaß voll. Lüsternheit ist das dritte Wort, über den rührend schönen Monolog Akt 3, Sc. 1 heißt es: „von heiligem weiblichem Erbarmen sehen wir nichts, sich selbst bedauert sie" und schließlich gar edel: „nichts Jungfräuliches ist an ihr, als — ihr unverehelichter Stand." Auch

Ophelia soll überdieß unwahr sein: „hohler Schein der Ehrbarkeit, bloß dem äußeren Schein Leben“ u. s. w. Wäre mir auch nur das gelungen, dieses süße, reine, wehrlos schöne Bild gegen die immer neue Verunglimpfung gerettet zu haben, so ist meine Arbeit nicht verloren. Laertes, der bis jetzt unbestritten als ein cavaliersmäßig gebildeter, aber von wahrer Pietät erfüllter, feuriger und entschlossener, freilich aber nicht sittlich fester Charakter allgemein aufgefaßt worden ist, muß nun auch, und gerade in dem Punkte, worin er Hamlet in vollem Contraste gegenübersteht, querköpfig mißverstanden werden: er ist ein „Wortheld, sein Wesen Schauspielerei, von Thatkraft, von Selbstbestimmung keine Spur.“

Fragt man, woher in aller Welt solche Schnaken nur kommen können, so findet sich auch hier der Grund in der Abstraktion logischer Consequenzmacherei. Man müsse zuerst die psychologische Einheit jedes Drama's aufsuchen, man werde dann finden, daß alle Charaktere desselben in verschiedenen Formen und Schattirungen als Ausstrahlung dieser Einheit sich um sie gruppiren. Nun ist das Element, welches den Hamlet umgibt, leerer Schein, Unechtheit, Zurückhaltung und Ueberkleidung des innern Menschen mit Convenienz und formellen Manieren: diese Entdeckung muß nun zum „einheitlichen Mittelpunkt“ erhoben werden und der Schluß ist fertig: Hamlet der oberste, obwohl tiefste unter den Gleißnern und Scheinmenschen; man schloß von den Andern auf Hamlet und umgekehrt sind diese nun natürlich nur der projicirte, auseinandergezogene Hamlet. Wir unphilosophischen Menschen

haben bisher gemeint, recht ein Grundzug in Hamlets Wesen sei die Verachtung und Züchtigung der rings herrschenden Schminke, und gerade weil er wahrhaft sei gegen sich, wie gegen Andere, sei er so unglücklich, daß er nicht dazu gelange, das Haupt dieses Lügengezüchtes abzuschlagen. Den siegreichen Beweis für seine profunde Enthüllung findet H. Storffrich in der längeren Bemerkung, die Hamlet so hinspinnt, während er auf die Erscheinung des Geists auf der Terrasse wartet. Er tadelt streng das rohe Trinken der Dänen, spricht dann von der Unsitte, die ganze Völker befleckt, und geht von da auf die Mäkel über, die den Werth einzelner Menschen entstellen, seien sie angeboren oder bestehen sie in einer Angewöhnung, die too much o'erleavens the form of plausive manners, und dieß nennt er dann ein Bedientenkleid, livery der Natur. Storffrich übersetzt o'erleavens mit: überschwellen läßt; die Formen gefälligen äußern Benehmens sind demnach das Ueberschwellende und nun scheint zu folgen, daß Hamlet sich selbst der Gewohnheit bezüchtige, das Innere durch die Maske der Convenienz zu überkleiden. Bisher haben alle Uebersetzer o'erleavens nicht für: überschwellen läßt, sondern für: überschwillt genommen. Dafür spricht entschieden der Zusammenhang, denn Hamlet geht aus von roher Sitte, gefällige Manieren werden also das Ueberschwellte sein, er müßte, wenn er jetzt auf einmal das Gegentheil, die Ueberschwellung wahrer Kraft durch falsche Form einführen wollte, nothwendig ein „umgekehrt" einschieben: „umgekehrt" kann auch die Angewöhnung künstlicher Convenienz den Werth des Menschen

entstellen. Allein auch angenommen, Storffrich hätte hier exegetisch Recht:[1] wer wird den Mittelpunkt, von welchem aus eine Tragödie zu erklären ist, in einer Stelle suchen, wo der Held, immer sich umschauend, ob der Geist nicht komme, in sichtbarer Zerstreuung nur spricht, um etwas zu sprechen, und sich daher in einem schleppenden Satze (nach der feinen Absicht des Dichters) verwirrt, wo der Zuschauer, ebenso gespannt, kaum Zeit hat, auf die Worte zu achten, und wer wird von da aus sich bestimmen lassen, das Auge zu verschließen gegen alle die klaren, schlagenden Stellen, wo der Dichter uns so unzweifelhaft sagt, daß Wahrhaftigkeit recht eine Grundtugend seines Helden ist? Merkwürdig ist übrigens, wie diese in der Hauptsache so verdrehte Schrift in einzelnen Stellen, wo die Augenbinde dem Verfasser sich lockert, ganz gute Gedanken enthält, mit denen man gerne zusammentrifft. Gar seltsamlich hat sich aber die Verdrehtheit in der Sprache niedergeschlagen; es heißt z. B.: „Shakspeare bietet Alles auf, um Anna's Unterliegen diesem Menschen (Richard III.) als etwas Undenkbares hinzustellen" und vieles Aehnliche.

Einige Bemerkungen habe ich über Kreyßigks Auffassung nachzuholen. Was Hamlets Zaudern betrifft, stimmen wir überein: er erklärt es aus demselben Ueberschuß reiner Reflexion wie ich und wie schon Ed. Gans; ich meines Theils

[1] Leaven heißt Sauerteig, dieser *macht* allerdings anschwellen, allein offenbar versteht Shakspeare das Bild entweder so, daß er sich den Sauerteig *sammt* der Masse, die er auftreibt, auf der einen, die gefälligen Sitten als Grund des Gefässes auf der andern Seite denkt, oder er premirt die Säure und dann ist zu übersetzen: übersäuert.

hielt es nur für nöthig, diesen Punkt einläßlicher zu beleuchten, als bisher geschehen ist. Im Verlauf aber bestärkt auch Kreyßigks Analyse mich recht in meiner Ueberzeugung, daß ich gut gethan, mich des vielgeschmähten Helden anzunehmen und zu zeigen, wie das Schicksal, indem es ihn richtet, ihn auf der andern Seite rechtfertigt, denn wie wird nun der arme Zaudernde so schlecht gemacht, wie gar als sophistischer, gewissenloser, hofmännisch, prinzlich frivoler, blasirter Aristokrat des Geistes hingestellt! Nein, das ist nicht Hamlet! Der wahre Hamlet bleibt in allem Banne seiner Zerrissenheit groß, ächt, edel, er brennt von einer tiefen, wahren Gluth, er ist in seinem Unglück einer der Geschlagenen und Gezeichneten des Herrn, an denen wir lernen sollen, uns nicht zu überheben, die viel zu gut und viel zu unglücklich sind, um an ihnen den Wohlweisen zu machen. Und der guten, innig blinden Ophelia geht es auch hier wieder schlecht; so heißt es unter Anderem: „in der Art, wie sie die Warnung des praktischen, welterfahrenen Bruders hinnimmt und neckend erwiedert, läßt sich von vorneherein der Einfluß der üppigen Atmosphäre dieses Hofs und dieser Gesellschaft gar nicht verkennen," wiewohl übrigens an mehr als ein herzliches Wohlgefallen, gemischt mit „ein klein wenig" sinnlicher Erregung „schwerlich" zu denken sein soll. Wenn ein Bruder, der wohl selbst gerade kein Muster der Keuschheit ist und eben nach Paris geht, seine Schwester vor den Versuchungen der Liebe warnt, warum und abermals warum soll denn diese, wenn sie ihm sagt, er solle die Warnung auch auf sich selber

kehren, schlechterdings eine innere Unreinheit verrathen? Wo auf der weiten Welt soll denn der Grund liegen, darin etwas Anderes zu sehen, als herzliche Sorge für des Bruders eigenes Sittenwohl? Ich fordere die denkenden Freunde Shakspeare's, die bisher geschwiegen haben, auf, einmal hervorzutreten und zu sagen, ob ich denn ganz allein stehe mit meiner Liebe zu der im süßen Nebel reiner, unschuldvoller Innigkeit schwimmenden Seele dieses armen Kindes; ist kein Ritter für Ophelien da?

Zum Schluß mache ich auf einen sehr beachtenswerthen Aufsatz in Nr. 46 und 47 im heurigen Jahrgang des Morgenblatts aufmerksam: Shakspeare's Hamlet; Quellen der Tragödie, Beziehungen in derselben auf Zeitgenossen Shakspeare's und auf gleichzeitige Ereignisse, Zeit der Abfassung des Hamlet. Von Karl Silberschlag. Es freut mich, ganz ohne Vorwissen mit dem Verfasser zusammenzutreffen, indem ich bei dem belauschten Gespräche zwischen Hamlet und Ophelia zum richtigen Verständniß auf die entsprechende Erzählung in der Amlethsage verweise, indem ich ferner, um begreiflich zu machen, wie die Königin sich an Hamlets Oheim wegwerfen konnte, an den Rausch der Leidenschaft erinnere, der Maria Stuart zu Bothwell zog, und indem ich endlich, um Hamlets Bedürfniß öffentlicher Rechtfertigung zu erhärten, die Rede erwähne, die Amleth zu diesem Zweck an das Volk hält. Hier möchte ich noch auf einen sehr interessanten Punkt hindeuten. In der Sage erscheint Amleth als ein zweiter Brutus, der sich blödsinnig stellt. Mitten in dieser Rolle verräth er aber seine Geisteskraft durch beziehungsvolle, bedeutsame Reden,

dunkle, tiefsinnige Räthselbilder; zugleich zeigt er auch einen ganz seltsamen physischen Scharfsinn, indem er dem Brod auf des englischen Königs Tisch anwittert, daß es nach dem Blut eines dem Kornfelde nahen Ackers schmeckt, den Fleischspeisen, daß die Schweine sich von einem Leichnam gemästet haben, dem Bier, daß das zu seiner Bereitung verwendete Wasser über verrostete Schwerter geflossen ist; geistiger, doch auch noch instinktiv, ist der Scharfblick, womit er dem König ansieht, daß er von einem Sklaven gezeugt ist, und der Sitte der Königin, daß ihre Mutter zur Zeit ihrer Geburt in Gefangenschaft lebte. Dieß sind Züge von tief alterthümlichem Charakter (man vergl. die geistvollen Bemerkungen Simrocks über die Amlethsage und ihre Aehnlichkeit mit der Brutussage in den „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen herausgegeben von Echtermeyer, Henschel und Simrock" Band 3). Nun erscheint es sehr zweckwidrig, daß Amleth, während er sich blödsinnig stellt, um gesichert die Rache gegen den Mörder seines Vaters vorzubereiten, doch seinen Tiefsinn nicht besser verbirgt, und nur große Verblendung seiner Feinde macht es in der Sage möglich, daß er seinen Plan dennoch ausführt, oder richtiger: die alte Sage ist hier sorglos gegen die Wahrscheinlichkeit; sie will verborgenen Tiefsinn charakterisiren und denkt nicht daran, daß sie ihren Helden zweckwidrig handeln läßt, indem er ihn verräth. Shakspeare hat nun ohne Zweifel dieß bemerkt und ist hiedurch auf den Gedanken gekommen, die Zweckwidrigkeit mit künstlerischer Absicht zu einem wesentlichen Zuge in seinem Drama zu erheben; er wird sich gesagt haben:

ich will einen Helden aufstellen, der durch eine Verkettung von Tiefsinn und Phantasie mit Unentschlossenheit wirklich an Wahnsinn streift, der nun ganz offenbar zweckwidriger Weise sich wahnsinnig stellt, um unter dieser Maske einen Racheplan zu entwerfen, den er doch nicht entwirft, der nicht zum Handeln gelangt, der vielmehr durch den Gebrauch, den er von seiner Maske macht, sich so auffallend verräth, daß er den König und den Sohn einer durch ihn zertrümmerten Familie zum Handeln gegen ihn selbst herausfordert. So sieht man, wie aus dem dunkeln Sagenkeim ihm das Charakterbild, übrigens natürlich vorher schon schlummernd in seinem Innern, her vorgewachsen ist, ein Bild, das er dann mit seinem wunderbaren Geiste vollends zu einem individuellen Typus des Menschen ausgearbeitet hat, dem die Reflexion die zum Handeln nöthige Naturkraft der Seele hinwegzehrt. Man kann noch eine Vermuthung hinzufügen: war nicht die Meinung der ursprünglichen Sage eine andere, als wie sie in der Hand des Saxo Grammatikus durch die Nachahmung des Livius und seiner Darstellung der Brutussage geworden ist? Erinnert nicht dieser Amleth mit seinem seltsamen, wunderlich albernen, geheimnißvollen Wesen, mit seinen scharfen Sinnen an wirklich halb Blödsinnige, wie es ja deren gibt, in denen unter der Kruste der äußersten Schwerfälligkeit, lallender, täppischer Naivetät eine dunkle, in einzelnen Blitzen hervorspringende Geistestiefe arbeitet? Was nach dieser Vermuthung über den Sinn der ursprünglichen Sage ein Ansatz, Anflug von wirklichem Blödsinn ist, wäre dann unter Shakspeare's Hand zu

dem Bilde der Gebanntheit, der Kneblung durch jenen innern Knoten der Reflexion bei übrigens völliger Helle und freiem Gebrauch aller Kräfte geworden. Es verändert jedoch nichts Wesentliches an diesem interessanten Einblick, ob man diese weitere Art der Anknüpfung hinzunimmt oder nicht. Klar aber ist, daß ein Hamlet, in welchem die Zweckwidrigkeit nun als ein vom Dichter gewolltes Motiv die Hauptrolle spielte, tragisch endigen mußte.

Silberschlag macht ferner sehr wahrscheinlich, daß dem Dichter bei der Charakterzeichnung des Hamlet auch gewisse Züge Jakobs I., seine Unentschlossenheit, Schwäche, sein barockes Wesen vorschwebten; wobei ich gelegentlich bemerke, daß er wohl mit Unrecht auch das „kurz und fett von Athem" (Akt 5, Auftritt 2) auf diesen deutet; meines Wissens hat doch Collier nachgewiesen, daß dieß ein eingeschobener Scherz war, den Schauspieler Burbadge mitten im Spiele zu necken, welcher dann durch Versehen in den Text kam. Dem Laertes liegt, wie Silberschlag weiter zeigt, eine Beziehung auf Alexander Ruthven, Laird von Gowrie in Schottland, zu Grunde, als gewandter Cavalier in allen ritterlichen Uebungen, vorzüglich in der Fechtkunst auch in Paris bekannt, wo er sich längere Zeit aufhielt, der mit seinem Bruder John Ruthven einen Mordanschlag auf König Jakob machte, um den Tod seines wegen Verschwörung hingerichteten Vaters zu rächen; dabei kam es zu einem Ringkampf, worin John Ruthven den König an der Kehle packte, aber beide wurden zuletzt von der herbeigeeilten Begleitung des Königs niedergestoßen. Alexanders Braut war eine Anna Margaretha Douglas; man glaubte, sie

sei vom Könige geliebt; sie starb in Wahnsinn aus Schmerz über den Tod des Bräutigams und ihrer mag Shakspeare nach Silberschlags Vermuthung gedacht haben, als er Ophelien und ihr Schicksal dichtete.

Das Aufzeigen solcher historischen Beziehungen ist, wie der Verfasser selbst ausdrücklich anerkennt, ein Geschäft anderer Art, als die rein ästhetische Kritik; ein Gedicht soll Aufhellungen dieser Art nicht bedürfen, um in seinem Sinne verstanden zu werden; allein sie dienen ihr doch als eine höchst erwünschte Ergänzung, ein Kunstwerk lebt uns doch ganz anders, wenn wir neben der Hauptwurzel, die es in die Tiefe der Idee senkt, die Seitenwurzeln erkennen, mit denen es in die Zeit verflochten ist, in der es entstand.

Ich kann mich nicht enthalten, die Gelegenheit dieses Vorworts zu benützen, um zwei Druckfehler im ersten Hefte anzuzeigen, die von jener ganz traurigen Art sind, daß sie als schreiende Schnitzer des Verfassers erscheinen können: nämlich S. 138: „der trete in **der** Kirche ein" und S. 178 „ein übernatürliche**r** Pathos". Ich bitte jedes christliche Gemüth, das noch Mitgefühl mit den Leiden eines Schriftstellers hat, sie nicht uncorrigirt zu lassen. Ein Verzeichniß am Ende des dritten Hefts wird die ganze, übrigens bis jetzt sehr bescheidene, Zahl der Druckfehler aufführen, aber ein Vorwort wird doch eher gelesen.

Zürich, den 19. December 1860.

Fr. Vischer.

Inhalt.

Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen. Seite 1.

Shakspeare's Hamlet. Seite 63.

Shakspeare

in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie,

insbesondere zur politischen.

Aus dem literarhistorischen Taschenbuch, herausgegeben von R. E. Prutz.

1844.

Der erste Jahrgang des literarhistorischen Taschenbuchs enthielt einen lehrreichen Aufsatz über die Einführung Shakspeare's in Deutschland von A. Stahr. Wenn man im Hinblick auf diese Darstellung der großen Wirkungen Shakspeare's in unserer Literatur den Deutschen einräumen muß, daß sie die Engländer in der Würdigung ihres eigenen Dichters beschämt und der kahlen Verstandeskritik, die er nach seiner Auferstehung von den Todten seit Garrik bei ihnen erfahren hat, ein Ende gemacht haben, so trifft sie dagegen der Vorwurf, daß sie von Anfang an eine üble Neigung zeigten, auf das andere Extrem herüberzugehen, daß sie, statt aufzuzeigen, wie der große Dichter mit demselben Organe, mit welchem er schuf, der Phantasie, anzufassen sei, aus gewaltsamer Opposition an die Stelle der Phantasie das Phantastische setzten, ihn phantastisch nahmen, wo er es nicht ist, und das wirklich Phantastische in ihm einseitig auf sich wirken ließen in Urtheil und Nachbildung. Was bis jetzt noch nicht anerkannt ist und gewirkt hat, wie es sollte, ist Shakspeare's reine und volle Gesundheit. Der Grund liegt darin, daß er, dessen Poesie (wie alle ächte Dichtung) auf ihrem einheimischen Boden positiv und organisch entsprang, auf uns einzuwirken begann, da eben eine negative Krisis, eine

Revolution gegen eine falsche Poesie im Entstehen war, daß er zum Losungsworte einer Opposition wurde. Das Schiefe war schon dieß, daß man bis dahin gekommen, sich an einem fremden Dichter aufrichten zu müssen. Die Poesie, die gegen eine breit gewordene Prosa durch eine Umwälzung sich zu behaupten hat, ist mit Absichtlichkeit und Ueberspannung behaftet. Gegen die falsche Bildung hielt man sich an Shakspeare's Rohheiten, gegen die bloß conventionelle Form an seine Formlosigkeiten, gegen die Phantasielosigkeit an seine Grillen und Märchen. Der Gewinn blieb immer noch unendlich, wahrhaft große und positive Kräfte arbeiteten sich aus dem Trüben der ersten polemischen Gährung heraus, und Goethe's und Schillers Entwicklung ist ohne Shakspeare gar nicht zu erklären. Aber auch auf diese beiden hat er nicht von der Seite gewirkt, auf welcher gerade sein Kern liegt. Goethe gewann durch ihn die Freiheit der Form, aber was er in diese goß, war ein von Shakspeare himmelweit entfernter Geist: nicht Thaten und Schmerzen der Männer im harten Dienste der Geschichte, sondern Seelenkämpfe und ihre Heilung, weibliche Sühnung weiblicher Leiden. Die ungeheure Spontaneität, die bei Shakspeare aus jeder Zeile braust, wurde dem reinlich zurechtlegenden, Seelenkrankheit heilenden, weichen, ordnenden Geiste mit der Zeit sogar schrecklich und unheimlich. Goethe steht auf dem Standpunkte des Seins, er ist Spinozist; die Freiheit, die als revolutionäre Kraft eine Reihe gegebener Zustände abreißt und aus sich heraus eine neue schafft, fand keine Stelle in dieser Spinozischen Anschauung. Der Uebergang Goethe's von der Poesie zur Naturwissenschaft war hiermit gegeben, aber schon in seiner Poesie ist der Geist

Naturgeist, Seele. Wo ein größeres Handeln und Geschick der Staaten auftritt, gelingt ihm herrlich der Geist, wie er als dunkler Instinkt in Volksmassen wirkt, schlecht, wie er als reiner Wille im Helden hervorblitzen sollte; seine höchste Leistung aber ist das weibliche Ideal, denn das Weib ist der Geist als Empfindung und unbewußtes Tasten, Geist in Naturform. Der empfindende Geist ist auch ein kämpfender, mit Reflexionen vielfach durchflochten, des tiefsten Zerfalles mit der Wirklichkeit fähig, in die er sich hineinbilden soll, ja der furchtbarste Widerspruch mit sich selbst ist ihm nicht fremd, sondern beginnt eben da, wo das Bewußtsein der innern Unendlichkeit in der Form des Gefühls, d. h. als Sentimentalität eingetreten ist. Die Lösung seiner Kämpfe nimmt aber immer die Form eines naturnothwendigen Werdens, eines dem Chemischen verwandten Processes an und immer bleibt ihm der harte Wetterschlag und die gesunde Grobheit der Handlung fremd. Goethe ist ganz eigentlich der Dichter der Bildung und ihrer Leiden, das Subjekt soll mit der verständigen Wirklichkeit zusammenwachsen und hat auf diesem Wege die tiefsten Entzweiungen des Herzens mit der Welt zu überwinden; die Bildung schleift ab, die Humanität gleicht aus und ebnet, daher ist auch der ganze Boden, auf welchem das Schauspiel vor sich geht, zu zart, als daß der rauhe Körper der That darauf wandeln könnte. Die ganze Aufgabe und Stimmung endlich ist nicht dramatisch, sondern episch.

Schillers Geist war ein männlicher und er hat ungleich mehr von Shakspeare gelernt, wie jedes Blatt seiner Dramen beweist. Schicksale der Staaten, Thaten der Männer, der heroische Wille als quellender Mittelpunkt des Lebens: das

ist die Heimath dieses durch und durch dramatischen Geistes. Ich möchte hier ein biographisches Moment anführen, das zwar oft, aber in dieser besonderen Anwendung meines Wissens noch nicht benutzt ist: daß Schiller unter soldatischen Formen in der Carlsschule aufwuchs und dann als Militärarzt dem Gerassel der Muskete und des Säbels vertraut wurde. Der „Pulvergeruch" im Wallenstein, das herrliche Reiterlied, die Pappenheimer und Terzky'schen Jäger, die Marketenderin, diese ganze wilde Soldateska des dreißigjährigen Krieges, die wie das wüthende Heer vorüberbraust, diese harte und rohe Realität, worin Schiller mehr als irgendwo seinen ungeschichtlichen Idealismus hinter sich läßt: dieß Alles wird mir erst ganz begreiflich, wenn ich nicht nur erwäge, wie Schiller in diesen strengen Verhältnissen überhaupt eine harte und stählende Schule des Lebens durchmachte, sondern wie er aus unmittelbarer Anschauung das Schauspiel rauher Männlichkeit, das Soldatenleben kennen lernte. Nirgends ist ihm aber auch gelungen, seiner Dichtung einen solchen Geist der Realität einzuhauchen, wie hier, wo ihm die Erfahrung, die Atmosphäre, die er selbst eingesogen, unmittelbar zu Statten kam.

Schiller ist der Dichter des Willens. Allein es kommt darauf an, welches Verhältniß des Willens theils zu der Sinnlichkeit, mit welcher er selbst behaftet ist, theils zur objektiven Wirklichkeit zu Grunde liege, und hier stoßen wir auf Schillers Schwäche. Denn dieß Verhältniß ist in seiner Weltanschauung ein negatives; sein Wille ist abstrakt, sein Standpunkt der des Sollens. Nicht deßwegen, weil dieser Wille mit der Wirklichkeit kämpft: auch der revolutionäre

Wille ist in Wahrheit selbst ein realer, geschichtlich bedingter, durch tausend umgebende Stoffe und durch die eigene mitentzündete Sinnlichkeit conkret gefärbter Wille, auch das Sollen kommt aus einem Sein und wird ein Sein; es muß eine absolute Einheit geben, in welchem die Extreme der realen Nothwendigkeit, der Natur, des Instinktlebens, der Sinnlichkeit und der idealen Freiheit des Geistes, der reinen Selbstbestimmung, der kämpfenden That nicht mehr zwei, sondern lebendig sich ineinander- und zusammenbewegend die Eine Weltgeschichte sind; Schiller aber ist Dualist.

Also: Goethe hat das Sein, aber der Wille als reine Selbstbestimmung fehlt. Diesen also beschränkten Gehalt hat er aber in vollkommen adäquater Form gestaltet und so ist er auf seinem begrenzten Gebiete ganz Dichter. Schiller hat den Willen, aber er kann ihn nicht mit dem Sein zusammenbringen, sondern es bleibt bei dem Sollen; er hat einen großartigeren Gehalt als Goethe, aber er faßt ihn vorneherein so, daß er ihn weder in seiner inneren Weltanschauung, noch in der poetischen Form zu Einem runden Weltbilde gestalten kann. Er ist also trotz dem größeren Inhalt ein unvollkommnerer Dichter. Insbesondere konnte ihm kein Frauencharakter gelingen, weil seine ganze Geistesweise dem weiblichen Elemente, der Naivetät, direkt entgegengesetzt ist.

Shakspeare aber vereinigt, was Goethe hat, mit dem, was Schiller hat, und füllt aus, was dem Letzteren fehlt. Man muß Goethe und Schiller nicht bloß mit einander vergleichen, sondern beide mit Shakspeare, wenn man sie richtig messen will. Shakspeare kennt nicht bloß die weiblich empfindende, durch die tiefsten Kämpfe zum Einklang sich läuternde Seele,

er ist ebenso vertraut mit dem unerbittlichen Willen; wenn Goethe im weiblichen, Schiller im männlichen Ideal größer ist, so ist er in beiden gleich groß; aber der männliche Wille bleibt hier nicht abstrakt, wie bei Schiller, sondern hat durchaus die konkrete Haltung, welcher die Wahrheit zu Grunde liegt, daß auch die feindlichste Bekämpfung der Wirklichkeit selbst Wirklichkeit, daß auch der Streit gegen die Geschichte Geschichte ist, daß also schließlich auch die schroffste Entgegensetzung des Seins und Sollens aus der ursprünglichen Einheit beider und in sie zurückfließt. In dieser vollen Mitte ist Shakspeare zu Hause und läßt sich keinen Schritt aus ihr vertreiben; er weiß nicht anders, er hat sie nicht gesucht und kann sie nicht verlassen, und diese Weltanschauung bildet er als vollkommener Dichter ohne irgend einen philosophischen Bruch schlechtweg in die Form heraus. Wir haben Goethe den Vorzug der reinen Einheit von Gehalt und Form vor Schiller eingeräumt, aber nicht immer hält er die feine Linie ein; nicht bloß Schiller, auch Goethe ist noch viel zu philosophisch, wenn man ihn mit Shakspeare vergleicht. Am meisten stört das viel zu sichtbare Durchscheinen eines beabsichtigten Gedankens in seinen Dramen aus der reiferen Zeit, wo überall zu viel Rede und zu wenig Handlung ist; es ist aber fast nicht möglich, daß ein Dichter unserer Zeit diesen Sauerteig ganz los werde. Shakspeare aber hat davon gar keine Ahnung, daß man in der Poesie irgend eine Wahrheit anders als durch Charaktere und Handlung geben könne; es fällt ihm gar nicht ein, daß man die Grundidee eines poetischen Ganzen auch geradeheraus beichten könne, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er selbst diese Idee gesondert von der

Handlung, worin sie sich verwirklicht, und anders als im poetischen Instinkte gar nicht hat und weiß.

Als Goethe alterte und trotz allen Gegenwirkungen der klassischen Epoche noch immer die Nicolaische Aufklärung, die Ifflandische bürgerliche Noth, die Kotzebuische weinerliche Schurkerei sich breit machte, erfolgte eine zweite Reaktion gegen die Prosa, die romantische. Wie diese wieder an Shakspeare anknüpfte und mit welchen Mißgriffen, hat uns die genannte Darstellung ebenfalls erzählt; wie phantastisch man ihn wieder anfaßte, wie man Alles lieber in ihm fand, als Gesundheit, hätte noch weit stärker hervorgehoben werden können. Tieck hat seinen Kern niemals ergriffen, sonst hätte er nicht im Dichterleben einen solchen gefühleplätschernden, empfindseligen Jungen aus ihm machen können, aus ihm, der wie kein anderer Dichter ganz Mann ist. Die Novelle hat viel Treffliches; darzustellen, wie Shakspeare, während Marlow an Wildheit, R. Green an Willenlosigkeit zu Grunde geht, aus der Verstrickung einer verführerischen Liebe sich herauswickelt, ist ein schöner Gedanke, und er wird stellenweise auf's Schönste durchgeführt: aber immer ist der Held zu weich, nirgends ist der spritzende Most seines derbgesättigten Wesens, sein cynischer Humor, seine Energie und Furchtbarkeit zu erkennen. Hier fehlte es im Dichter selbst; Tiecks eigener Poesie fehlt der Charakter, der Mann, in allem Andern ist sie reich und herrlich ausgestattet. Nur in Bruchstücken tritt jener bewegende Mittelpunkt des Lebens, der männliche Wille, vorübergehend hervor. Ich erinnere an Vittoria Accorombona, die ich im Widerspruche mit Vielen geradezu als eine der ausgezeichnetsten Leistungen Tiecks ansehe. Der politische

Hintergrund, der Gräuel des Bürgerkriegs ist mit einer bei Tieck ungewohnten Kraft entworfen; selbst das Gräßliche, was in reichem Maße beigemischt ist, rechtfertigt sich genau ebenso durch die allgemeine sittliche Verwilderung in solchen Zeiten trüber Gährung, wie das Gräßliche in Heinrich VI., Richard III. und Lear. Aber freilich lag ein solcher Zustand der Gesellschaft Tiecks Griffel näher, als andere; wo ein allgemeiner Wahnsinn die Menschheit in Massen ergreift, da ist er mit seinem eigensten Talente bei der Hand. Das Familienleben im Hause der Vittoria, die Formen der Sitte überhaupt sind mit einer wunderbaren Anschauung der italienischen Landesart gezeichnet: es ist ganz jener Nachklang der plastischen Würde und gemessenen Feinheit, worin man in Italien noch immer die Falten der antiken Toga rauschen zu hören glaubt. Einzelne Partieen erheben sich in den Mittelpunkt der ächtesten Poesie, wo sich im Adel der Form die rein menschlichen, ewigen, tragischen Grundgefühle des Lebens enthüllen; so ist die Stelle, wo der todesmatte, einst so stolze Ottavio sich nach Tivoli schleppt, sich zum letztenmale mit einem Glase Wasser labt und bei dem Grabe seiner Mutter stirbt, schlechthin klassisch und entlockt die Thräne, welche nur da fließt, wo die Dichtung den einfachen Grund jeder menschlichen Brust bewegt. Aber nicht nur das Rührende, auch das Starke tritt auf einzelnen Punkten mit vollkommener Wirkung hervor. Einzelne Männercharaktere sind mit meisterhafter Schärfe und Kraft gezeichnet, so der feine, gefährliche Farnese, der greise Montalto, der als Papst die lang verhehlte Energie so mächtig herauskehrt. Aber nun die Hauptpersonen? Vittoria haßt die Ehe, nicht mit der blasirten Opposition des jungen Deutsch-

lands, wie eine Kritik in den deutschen Jahrbüchern behauptet hat: sondern sie haßt die Ehe, wie sie gewöhnlich ist, aus Sehnsucht nach der wahren. Alles Kecke und Ueberspringende an ihr soll versöhnt, sie soll erst ganz zum Weibe werden, wenn sie den wahren Mann findet. Sie findet ihn in Bracciano. Dieser ist der Held, hier ist der Mittelpunkt, von hier aus müßte Alles Einheit und Rechtfertigung finden. Aber was für ein Held! Was thut er denn, um sich als den Mann zu erweisen, der des großen Weibes würdig ist? Frühere Kriegsthaten, die er verrichtet hat, verschwinden in blasser Ferne; er ermordet sein erstes Weib: es ist ein Verbrechen, aber ein Verbrechen der kräftigen Art, und die Schilderung ist im Schauderhaften herrlich; er ermordet Peretti: diesen Elenden bedauert Niemand. Aber was weiter? Jetzt, wo er sich in wahrer Größe aufrichten soll, steht er neben dem gewaltigen Papste in jenem großen, dramatisch absolut schlagenden Momente, da dieser von einem Fenster des Vatikans nach den Hinrichtungen auf dem Petersplatze drohend hinabdeutet, als ein zusammensinkender, zitternder Schurke; und endlich wird er gar ein abergläubischer Kindskopf, ein Hexenmeister und Zauberkoch: das ist ein Lump, kein Mann. Hier kommt der ganze Kram aus der ersten Periode Tiecks, diese Hexenküche, diese Vorliebe der Romantik für das albern Phantastische, für den Wahnsinn, am Schlusse seiner Dichterlaufbahn noch einmal zum Vorschein und es kehrt diese Poesie, nachdem sie in ihrer letzten Phase den Boden gesunder Wirklichkeit zu gewinnen suchte, zu ihren Anfängen, zur Magie, Mystik, zum Märchen zurück.

Auch Shakspeare bewegt sich in der Sphäre des Wunder-

baren und Märchenhaften; es ist noch der Glaube seiner Zeit, er steht halb im Helldunkel des Mittelalters. Aber wie ganz anders stellt er sich zu dieser Form des Bewußtseins! Betrachten wir z. B. den Macbeth. Ein märchenhaftes Motiv ist der Ausgangspunkt, aber kaum hat es gewirkt, so hebt es sich auf: denn man erkennt alsbald, wie der entzündbare, sogleich das letzte Ziel sich vorspiegelnde Ehrgeiz des Helden, noch angefeuert von seinem sich entweibenden Weibe, Motivs genug ist, um die ganze Handlung zu erklären, und die Hexen werden zu dem, was nach Schleiermachers scharfsinniger Kritik die Vorstellung vom Teufel ist: sie sind die Grenze der Selbstkenntniß, es ist in ihnen das plötzliche Auftauchen des bösen Gedankens symbolisirt, dessen Ursprung dem Bewußtsein ins Dunkel gehüllt ist und der daher von außen eingegeben scheint. Zu solchen Gedanken darf nur noch die Gunst der Gelegenheit treten, so sagen wir noch heute: „es ist doch gerade, als hätte es der Teufel eingeflüstert und die Ausführung gleichsam auf dem Teller präsentirt.“ Macbeth nimmt sein Verbrechen rein auf sich: keinen Augenblick, selbst vor der That nicht, fällt es ihm ein, die Schuld aus sich hinauszuschieben, die ganze Handlung entwickelt sich rein menschlich und wird zu einer erschütternden Enthüllung der unerbittlichen Gesetze des sittlichen Bewußtseins. Die Geistererscheinungen, die weiterhin auftreten, sind, obwohl natürlich vom Dichter ebenfalls geglaubt und als wirklich hingestellt, nur die Gesichte dieses Bewußtseins. So geht Shakspeare von Märchen aus und verbessert diesen Anfang im Fortgang; er hebt sie auf, indem er in sie die gesunde, einfache, ewige Wahrheit, die großen Grundempfindungen aller menschlichen

Herzen, das Mark des sittlichen Lebens hineinlegt; die romantische Schule dagegen verflüchtigt die sittliche Wirklichkeit in Märchen.

Dieß lag schon in jener oppositionellen, negativen Entstehung der Schule. Goethe und Schiller hatten, wie gesagt, den alten Feind, die Verstandespoesie, noch nicht getödtet; ein neuer Sturm war nothwendig, neue Hilfsmittel, die Schätze der Volksdichtung und des Mittelalters, in größerem Umfange gehoben, wurden in die Schlacht geführt. Wie viel Herrliches das deutsche Gemüth in diesem Kampfe zu Tage brachte, wissen wir, und der Ruhm wird bleiben in alle Zeit. Die romantische Schule ist das leuchtende, glühende Abendroth der modernen deutschen Poesie in ihrer ersten Entwicklungsgestalt. Auch den Meister Tieck soll man nicht verkleinern; es gilt, seine Schwächen aufzuweisen, aber nicht, den reichen Kranz, der ihm noch bleibt, mit roher Hand zu zerpflücken. Doch es nagte freilich ein Wurm schon an der ersten Blüthe dieser Schule: dieser Wurm war die Polemik, und zwar dießmal nicht die Polemik aus der ersten, sondern schon aus der zweiten Hand, die zweite und ebendarum nicht mehr die einfache, sondern schon künstlich gewürzte und gewärmte Auflage der Polemik, die schon der jugendliche Goethe eröffnet, aber dann mit der Produktion vertauscht hatte. Damit der Verstand ja recht merken sollte, daß die Phantasie ein anderes Ding sei, als er, erhob man diejenige ihrer Formen, die nur ein Moment in ihr, nur ihr dunkler Schoos ist, zum Princip: das Traumhafte, das Wunderbare wurde als Medusenhaupt für die Philister aufgestellt, die Wirklichkeit phantastisch ironisirt, der vertrauten Menschengestalt die

Dichtheit und Schwere, ebendamit aber auch der feste und klare Boden ihrer Gegenwart weggezogen. Während eine gesunde Poesie von der Prosa und dem Philisterthum nicht weiß und harmlos in ihrer erhöhten Welt als einer Wirklichkeit lebt, an der Niemand zweifelt, schielte man immer nach den Philistern hin, pikirte sich darauf, sie zu mystificiren, und wurde so überhaupt pikirt, absichtlich, capriciös; und daraus erklären sich auch Tiecks berühmte „Schrullen" in der Auslegung Shakspeare's. Es sind Verdrehungen des klaren Sinns einzelner Stellen, Mißdeutungen, geschraubte, unnatürliche Auffassungen ganzer Charaktere; ich führe nur die Verkennung der armen Ophelia an, worin freilich leider Goethe selbst vorausgegangen war. Wir sind über diese Absonderlichkeiten noch nicht hinaus, ich gebe ein neueres Beispiel. Das erste Bändchen der neuen Uebersetzung Shakspeare's von A. Keller und M. Rapp bringt von letzterem eine Einleitung zum Othello, worin er über Desdemona sagt: „Dem unbedingt sich hingebenden maaßlosen Charakter des Othello steht Desdemona gegenüber, keineswegs als die idealische Unschuld, als das schuldlos geschlachtete Opfer, sondern als das Weib und die weibliche Natur in ihrer Gewöhnlichkeit. Nicht daß sie Othello nicht liebt, ist ihre Sünde, sondern daß sie ihn nicht versteht und sich dennoch verführen läßt, ihm zu folgen. Sie kennt das gar nicht, was Othello seine Leidenschaft nennt, läßt sich aber durch seine überwiegende Persönlichkeit hinreißen, und so sehen wir sie im ersten Akte mit entschlossener Seele sich vom Vater und den Verhältnissen ihrer Jugend losreißen. Daß aber der Irrthum der Wahl ganz und gar auf Seiten Othello's war, das erkennen wir erst im zweiten

und dritten Akt, wo Desdemona mit der gewöhnlichen Flatterhaftigkeit und Bewußtlosigkeit der weiblichen Natur sich gegen alle Männer und zunächst gegen Cassio mit einem Leichtsinn benimmt, der in diesem Verhältniß nie zu entschuldigen ist. Der Dichter läßt uns ganz genau erkennen, daß Jago's Ausspruch, sie liebt den Cassio, vollkommen Wahrheit ist. Sie liebt freilich in ihrem Leichtsinn, ohne etwas Arges zu ahnen; wir sehen aber deutlich, daß es nicht etwa Charakter ist, was sie von Fehltritten zurückhält, sondern äußerliche Gewohnheit, Erziehung und Trägheit des Temperaments. Das ist gewiß der tiefste Sinn des Gedichts und eben der Punkt, in dem der Dichter seinen Helden zu Grunde gehen läßt, nämlich an der Verzweiflung, daß das Weib die tiefe und ideelle Gewalt der Liebe von sich abstößt und darum dem Verlangen des Mannes nichts Entsprechendes entgegenzustellen hat. In den beiden letzten Akten endlich, wo durch ihren Leichtsinn das Uebel sein Aergstes gethan hat, wird sie durch die thätlichen Mißhandlungen Othello's erst auf den Begriff ihrer That zurückgeführt, und das von Emilien ausgesprochene Wort des Lasters läßt sie recht den Abgrund sehen, an dem sie hingeht. Nun erschrickt sie vor dem Wort, das das bezeichnet, welchem sie vorher tändelnd entgegenging, und wo es zu spät ist, zeigt sie sich als eine Wortheldin und Mundheilige, um den gewöhnlichen Zuschauer freilich durch ihre grobe faktische Unschuld zum Mitleid zu bewegen u. s. w. Desdemona ist das ausschweifend leichtsinnige Weib, wie Othello der ausschweifend leidenschaftliche Mann ist u. s. w." Man fragt nun billig, was denn Jago noch im Stücke zu thun habe, wenn er nicht mehr nöthig

hat, Desdemona zu verläumden? Antwort: „Die Tragödie ist mit diesem immanenten Widerspruch schon vollständig gegeben und Alles, was im Stück als äußere Handlung erscheint, ist somit nur Schein, nur Offenbarung des nothwendigen, von Anfang an entschiedenen Unglücks. Nach dieser Ansicht erscheint uns Jago, den man als den Anstifter und den eigentlichen dramatischen Motor zu betrachten pflegt, vielmehr als die bloß leidende Reflexion über das Geschehende, als der Chorus der bösen Welt in der Maske des Mephistopheles, der über das Unheil der menschlichen Leidenschaften ein triumphirendes Hohngelächter anstimmt u. s. w. Er ist der berechnende, abstrakte, bloß dienende Verstand, der die Sachen nicht macht, sondern nur controlirt u. s. w. Wenn nach der gewöhnlichen Ansicht Jago der Bösewicht ist, der nur für seine Absichten den ganzen Knoten des Stücks schnürt und alle Personen seinem Interesse opfert, so mußte er ja, da er alle Ereignisse des Stückes voraus kommen sieht, nothwendig die ganze Katastrophe des Stücks voraussehen; er arbeitet also rein seinem eigenen Untergange entgegen, denn es ist doch wahnsinnig, zu sagen, er richtet seinen Oberst zu Grunde, um seines Obersts Leutnant zu werden.“ Bisher meinten wir in unserer Einfalt, Jago *räche* sich an seinem Oberst, weil er ihn nicht zu seinem Leutnant gemacht *hat*, und hoffe übrigens im Trüben zu fischen, wenn er ihn zu Grunde richtet. Was soll man aber zu dieser Auffassung der Desdemona sagen? Die paar unbedeutenden, nach Shakspeare's Voraussetzung durch die Sitte schlechtweg erlaubten Zeichen der Huld, welche sie dem Cassio nach der Ankunft in Cypern gewährt, die Nachsicht, womit sie Jago's rohe

Scherze anhört, welcher gelegentlich den Clown macht, — eine Freiheit, welche Shakspeare bekanntlich den edelsten Frauen zugesteht —, dann ihre Verwendung für Cassio, welche selbst der niederträchtige Jago, edler sprechend als er weiß und will, so schön aus ihrer unendlichen Güte erklärt: [1] diese paar Beweise (sie sind aber nicht einmal ausgeführt) müssen hier hinreichen, ein Frauenbild zu trüben, das in aller Poesie als ein Diamant vom reinsten Wasser leuchtet. Gerade die Scenen, wo die innere Schönheit am reinsten aus dieser Seele hervorstrahlt, werden gegen ihren handgreiflichen, sonnenklaren Sinn gedeutet. In der Scene des Bettgehens, beispiellos und unnachahmlich, fragt Desdemona, nachdem sie ihr wehmuthsvolles Lied gesungen, Emilien, ob sie denn wirklich glaube, daß es Weiber gebe, die ihren Männern untreu seien, sie selbst kann es nicht glauben, sie hält es nicht für möglich und legt sich, nachdem Emilie ihre gemeine Gesinnung ausgesprochen hat, unter dem Gebete zur Ruhe, daß sie der Herr in fremden Sünden niemals Entschuldigung eigener finden lassen möge. Das niedrige Wort, womit Othello sie beschimpft hatte, konnte sie nicht über die Lippen bringen, da sie Jago ihr Elend klagte. Die letzten Worte der gräßlich Ermordeten, die noch leben muß, um zu hören, durch welchen Irrthum sie ermordet ist, sind, da Emilie sie fragt, wer die That vollbracht habe:

[1] Er sagt: She's fram'd as fruitful, as the free elements. Rapp übersetzt: „denn ihre Seele ist von jedem Arg so frei als Luft und Wasser." Dieß ist unrichtig, es wird durch fruitful nicht bloß das negative Prädicat der Arglosigkeit ausgesprochen. Ich übersetze: „neidlos spendend den offnen Elementen gleich ist sie."

Niemand — ich selbst — leb' wohl!
Empfiehl mich meinem güt'gen Herrn, leb' wohl!

Wenn diese Liebe, die den grausamen Mörder noch als ihren güt'gen Herrn zum Abschiede grüßt, nicht die reine, die unendliche ist, so gibt es keine mehr. Wie ist es möglich, diesen Himmel nicht zu sehen? Was konnte einem geistreichen Mann, dem uns nicht einfallen kann sein Mißverständniß ins Gewissen zu schieben, das Auge so verdunkeln? Nichts anders, als die Grille von der „tieferen psychologischen" Deutung, zu der man sich nach dem Verfasser von der „scheinbaren populären" erheben müsse. Vermittelst derselben bringt er heraus, das ganze Drama löse sich in den psychologischen Satz auf, daß die Grundkräfte der Seele, die Leidenschaft (Othello), die willenlos tändelnde Phantasie (Desdemona), der berechnende, abstrakte, bloß dienende Verstand (Jago) sich zerstören müssen, sobald sie ihr harmonisches Verhältniß aufgeben. Der Zwang dieser Kategorie, dieses parallelisirenden Schema ist es, dem Desdemona geopfert werden mußte. Vielleicht hat dazu auch die falsche Anwendung des Postulats beigetragen, daß tragische Charaktere nicht unschuldig leiden dürfen. Die Hauptperson gewiß nicht, aber je nach den Bedingungen der ganzen Handlung muß die Schuld der Hauptpersonen gerade darin ihre Exposition finden, daß Unschuldige oder im geringsten Maß Schuldige durch sie leiden. Die letzteren werden dadurch zu tragischen Mitteln; da sie aber als Personen niemals bloße Mittel sein dürfen, so bedürfen wir als Gegengewicht gegen den peinlichen Anblick ihrer Mißhandlung einer besonderen Erhebung, und diese liegt im

Othello darin, daß das Leiden dem Geiste zum Motiv wird, seine innere Herrlichkeit zu eröffnen; Desdemona's Liebe bewährt sich als wahre und ganze Liebe eben nur dadurch, daß sie, unglaublich mißhandelt, doppelt ermordet, ihren Quäler doch lieben und nur lieben kann und muß. Desdemona ist ein wahres Heiligenbild der unerschöpflichen Liebe. Schritt für Schritt meint man, der Reichthum dieser Liebe sei nun ausgegeben, aber siehe! ihr bester Schatz ist noch übrig; eine herrliche Perle um die andere wird dieser wunderbaren Muschel entschüttelt, endlich wird sie mit roher Art zerschlagen und siehe! die schönste Perle, die Verzeihung des Letzten und Aeußersten, ruht noch auf ihrem Grunde. Ein schlechtweg fleckenloser Charakter ist aber freilich eine leere Abstraktion, die Shakspeare nicht kennt; die ungeschickte Geschäftigkeit, womit Desdemona ihrem Gemahle immer zur Unzeit in Cassios Angelegenheit beschwerlich wird (ein Eifer, dessen Offenheit übrigens gerade ein Beweis von ihrem guten Gewissen ist), die kleine Lüge über den Verlust des Tuches — dieß sind solche Züge weiblicher Schwäche, welche einer leeren Idealität hinreichend entgegenwirken, dieß ist jenes geringste Maß von Schuld, das wir für solche Charaktere fordern. Darin aber, daß Desdemona ihren Vater verließ, um dem Mohren zu folgen, liegt gar keine Schuld; der thörichte, zornige Mann verdiente es nicht anders, die Tochterliebe und die Gattenliebe ließ sich in diesem Falle nicht vereinigen, und man meine ja nicht, daß Shakspeare durch Brabantio's Abschiedsworte:

Bewach' sie, Mohr! Hab' Acht, gedenk' an mich!
Den Vater täuschte sie, sie täuscht auch dich!

eine künftige Nemesis für ein wirkliches Vergehen andeuten wolle; es ist nur ein Wink, den Jago nachher in seiner Bosheit benützen kann.

Noch eine andere der edlen Frauengestalten Shakspeare's mußte unter so grillenhafter Deutung leiden: Cordelia. Die beiden andern Töchter Lear's sind „die gemeine, eigennützige menschliche Natur, Cordelia ist der nicht so gemeine, aber doch nicht seltene Stolz und Verstocktheit u. s. w. Der schwache Vater hat das volle Recht, von dem zärtlichen Kinde einige Schmeichelworte zu verlangen, weil er deren bedarf. Sie bedient ihn dagegen mit dem, was er eben nicht vertragen kann, mit der Wahrheit. Ein Weib, dessen Natur Liebe ist und das sich auf Wahrheit steift, ist ein zwiefach verkehrtes Wesen. Wahrheit und Liebe sind völlig antipod: denn was ist die Liebe zu einem Individuum anders, als daß man in einem Endlichen ein Unendliches anschaut und als solches verehrt; Liebe ist also ihrem Wesen nach eine Lüge, nicht eine Wahrheit, und Cordelia vergeht sich wie ihre Schwestern, nur nach einer andern Richtung, in Egoismus und Liebloſigkeit." Es ist wahr, daß Cordelia in ihrem ersten Auftreten etwas Herbes hat, wie Antigone; nur wird kein unbefangen urtheilender Mensch deßwegen die Reinheit ihres Pathos, der Kindesliebe, bezweifeln. An sich wäre es allerdings wohl denkbar, daß die wahre Liebe auch einige Beredtsamkeit aufzubieten habe, um einem alten, verwöhnten Vater etwas Angenehmes zu sagen. Allein die Anlage dieser Tragödie brachte es mit sich, daß hier Beredtsamkeit und Liebe nicht zusammenfallen konnten; jene fällt dem falschen Scheine der Liebe zu, die wahre Liebe muß als ein schamhaftes, feine

eigene innere Schönheit keusch verhüllendes und daher wortarmes Urgefühl erscheinen. Der Verfasser erklärt selbst nachher die Scene des Wiedersehens zwischen Lear und Cordelia für eine solche, die außer Shakspeare keine sterbliche Hand zu zeichnen vermochte. Wenn er die Schönheit dieser Scene fühlte, warum fühlte er nicht auch, wie die engelgleiche Güte, womit Cordelia dem knieenden, um Verzeihung flehenden Vater sagt, daß sie ihm nichts, gar nichts zu verzeihen habe, seine Deutung der ersten Scene widerlegt? Auch Cordelia leidet, wie Desdemona, unschuldig; sie leidet, damit wir die Schuld des Vaters erkennen, dann, um im Tode, in den sie die Kindesliebe führt, die Unendlichkeit des Geistes zu besiegeln.

Ich meine nun Beweises genug für die Behauptung gegeben zu haben, daß die moderne romantische Hyperphilosophie in Deutschland sich an Shakspeare nicht weniger vergreift, als die tiefe Geistlosigkeit der früheren englischen Kritik. Es ist hier aber nicht bloß vom Urtheil die Rede, sondern auch vom Hervorbringen. Ueberschauen wir nun die Wirkungen noch einmal, welche Shakspeare auf unsere eigene Dichtung ausgeübt hat, so drängt sich vor Allem auf, daß wir uns an seiner Hand zwar von der Diktatur einer falschen Form befreit, aber keineswegs von ihm gelernt haben, wie die Poesie erst in's Große geht, wenn sie den geschichtlichen Gehalt des öffentlichen Lebens und insbesondere die Geschichte des eigenen Volks sich zum Stoffe nimmt. Schiller allein, ein geborener politischer Geist, ist diesem erhabenen Zuge des Dichters gefolgt, aber mit diesem großen Streben so gut als einsam geblieben. In der neuesten Zeit erst haben wir begonnen, in Masse einzusehen, daß die Poesie eine höhere Aufgabe hat, als

die untergeordneten Reize des Privatlebens, Bildungs- und Charakterkämpfe des subjektiven Menschen zu besingen. Doch nicht so ganz; wir streiten noch viel darüber, was der bedeutendste Stoff der Poesie sei, und das scheint mir eben kein günstiges Zeichen für ihre nächste Zukunft. Daß man überhaupt so fragen kann, ist ein Beweis von einer Herrschaft der Reflexion, aus welcher nimmermehr ein großer Aufschwung der Kunst hervorgehen kann. Wo Kraft und Drang der Schöpfung ist, da geschieht das Rechte ungefragt. Es verhält sich ebenso mit der bildenden Kunst; die gegenwärtige Unsicherheit der Maler in der Wahl der Gegenstände, der Streit darüber, ob religiöse oder geschichtliche oder genreartige Stoffe an der Zeit seien, ist eben ein Zeichen, daß wir in der kritischen und zersetzenden, nicht in der bildenden und anschauenden Stimmung leben.

Aber es ist hier noch eine wichtigere, die Sache unmittelbar betreffende Untersuchung vorzunehmen, die geradezu auf das Grundgesetz aller Aesthetik zurückführt. Ich beginne von der gegenständlichen Betrachtung der Sache und setze als zugegeben voraus, daß zu allem Schönen wesentlich gefordert wird ein Körper, welcher einen idealen Gehalt, der ihn harmonisch durchdringt und dadurch zur vollendeten Form erhebt, zur Erscheinung bringe. Der Künstler nimmt nicht etwa zuerst jenen Gehalt in abstrakter Geistigkeit in sich auf, um den Körper dazu erst in der Vorrathskammer seiner Phantasie zu suchen, sondern er findet ihn mit und in seinem Körper als einen bereits gegebenen vor und läutert nun diese ganze Erscheinung in Einem untrennbaren Akte durch das Feuer der Phantasie zum Ideale. Deßwegen konnten ja

z. B. die Versuche nicht gelingen, den nordischen Göttern plastische Gestalt zu geben, weil sie schon in ihrem Ursprung, wie sie in der Vorstellung des Volks empfangen und gegeben waren, düster und unschön sind. So muß denn auch die politische Idee ihren Körper dem Dichter schon entgegenbringen, d. h. sie muß schon zur That geworden, schon Geschichte sein, sonst wird sie unter seinen Händen nie etwas Anderes werden, als eine rhetorische, mithin nicht wahrhaft poetische Anmahnung an das Volk, sie erst zur That zu erheben; es wird in Form eines abstrakten Enthusiasmus der Gedanke ausgesprochen mit der Erwartung, daß die Zukunft den fehlenden Körper hinzubringe. Wahre politische Poesie hatte immer eine große politische Vergangenheit zum Stoffe, und diejenige, welche die Gegenwart beklagte und die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft an diese Klage knüpfte, war immer paränetische, tendenziöse, also nicht reine Poesie. Das entschwundene Heroenleben ist der Inhalt des griechischen Epos, der griechischen Tragödie; die Hymnen eines Pindar preisen gewonnene Siege; die Komödie geißelt zwar den politischen Zerfall der Gegenwart, aber sie wurde unter den Händen eines Aristophanes etwas weit Höheres, als bloße Satire mit unmittelbar didaktischer Absicht. Die altdeutsche Poesie hat nichts Größeres aufzuweisen, als die Nibelungen; auch ihr Inhalt ist ein verschwundenes Heldenleben. Mit den Klagen über die Gegenwart sinkt die mittelhochdeutsche Poesie, das Didaktische wächst über. Wenn wir den politischen Sprüchen Walters von der Vogelweide einen poetischen Werth zuschreiben, so geschieht es, weil uns seine warme Theilnahme bewegt; gewiß stehen sie weit seinen Minneliedern nach. Eine ganze Masse moderner

lyrischer Dichtung hat Beifall gefunden nicht weil sie ächte Poesie war, sondern weil sie unsern kranken Fleck traf, weil sie pathologisch ergriff.

Inzwischen genügt dieser ganze Beweis noch nicht. Der Freund der politischen Poesie wird erwiedern, so besinge man denn vergangene Thaten, um zu künftigen zu begeistern, und wir haben ihm erst zu beweisen, daß überhaupt jede Absicht, durch das Schöne etwas Anderes, als das Schöne hervorzurufen, daß jedes Interesse die poetische Stimmung aufhebt. Es ist dieß bekanntlich ein alter Satz, den schon Kant aufgestellt hat, indem er mit gewohnter Schärfe nachweist, wie das ästhetische Wohlgefallen jedes Interesse, d. h. jedes Wohlgefallen, das wir mit der Existenz des Gegenstandes verbinden, ausschließt. Er selbst konnte den Grund dieses Gesetzes nicht hinreichend nachweisen, da es ihm ganz an einer objektiven Bestimmung des Schönen fehlte, und er sucht ihn nur darin, daß man, wenn die Frage entstehe, ob etwas schön sei, nicht wissen wolle, ob uns oder irgend Jemand an der Existenz der Sache etwas gelegen sei, sondern, wie wir sie ohne alle Beziehung auf unser Begehrungsvermögen in der bloßen Betrachtung beurtheilen, nämlich in jenem freien Spiele zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande, die mit der unbestimmten Vorstellung eine Zweckmäßigkeit spielen, worin Kant das Eigenthümliche des ästhetischen Eindrucks sucht. Der wahre Grund aber ist der, daß im Schönen aller Stoff zur reinen Form, zum reinen idealen Scheine umgewandelt, daß der Gegenstand aus der Reihe empirischer Existenzen heraus und in eine Sphäre emporgehoben wird, wo Wunsch und Abneigung schweigt, in die Sphäre der Idee, kurz, daß er

verewigt wird. Uebrigens hat Kant sehr richtig aufgezeigt, daß durch jenes Gesetz sowohl das moralische, als das sinnliche Interesse vom Schönen ausgeschlossen werde, weil nämlich in beiden nicht bloß der Gegenstand, sondern auch die Existenz desselben gefalle, weil daher beide eine unmittelbare Beziehung auf das Begehrungsvermögen haben, obwohl mit dem Unterschiede, daß das sinnliche Interesse pathologisch bedingt ist (durch Anreize, stimulos wirkt), hier aber ein rein praktisches Wohlgefallen stattfindet. Aus diesem Gesetze ergibt sich nun aber von selbst, daß auch der Künstler frei von Interesse sein muß, sonst wird er die reine Schönheit, die ohne Interesse gefällt, nicht schaffen können. Die Hand, welche selbst vom Fieber zittert, kann das Fieber nicht beschreiben, sagt Hippel. Der Verliebte kann die Liebe nicht schildern, wie er denn auch über die Schönheit der Geliebten kein richtiges Urtheil hat, und der Patriot, in welchem jeder Nerv nach einer Freiheit verlangt, welche ihm die Wirklichkeit versagt, die Freiheit nicht. Der Künstler muß seinen Stoff so aus sich herausarbeiten, daß er getrennt von seinem Subjekte als selbstständiges Kunstwerk dasteht; soll dieß möglich sein, so muß der Proceß der Ablösung des Gegenstandes von seinem Ich schon zum Voraus, wenn nicht ganz, doch zum größeren Theile vollzogen sein, die erste Verwachsung des Gemüths mit demselben muß aufgehört, dieses seine Freiheit aus dem Gegenstande schon angefangen haben wieder herauszuziehen, um ihn sich frei und klar gegenüberzustellen.

Nun gerathen wir aber in eine schwierige Antinomie. Es wird ein ganz fruchtloses Bemühen sein, dieses Grundgesetz alles Schönen umstoßen zu wollen. Aber ebenso wahr

ist der andere Satz, daß der Inhalt des Schönen nicht gleichgültig, daß nur der Künstler und Dichter ein ächter ist, der von den innern sittlichen Mächten des Lebens selbst erfüllt jede Brust ergreift und erschüttert. Wir haben mit Kant das Interesse abgewiesen und in gewissem Sinne müssen wir doch Interesse fordern. Daraus folgt aber auch, daß unter den Sphären des Inhalts ein Werthunterschied sei, und wir behaupten, politischer Inhalt stehe höher, als der, welcher dem Privatleben entnommen ist, eine Dichtung jenes Inhalts sei, die vollendete Form vorausgesetzt, bedeutender, als eine Dichtung, die, obwohl in der Form ebenfalls vollendet, sich nur auf diesem Schauplatze bewegt. Goethe ist ganzer und ächter Poet auf seinem Gebiete, dem rein menschlichen, in der Welt subjektiver Empfindung, persönlicher Bildung, Entwicklung zu harmonischem Leben, allein Schiller wäre doch ein größerer Dichter, als Goethe, wenn er in seinem Elemente, dem Felde des öffentlichen Lebens und der That, ein so vollkommener Meister der Form, so klassisch objektiv wäre, als Goethe auf dem seinigen. Goethe beschwert sich gegen Eckermann, daß man ihm zumuthe, ein politischer Dichter zu sein, er bittet sich Unbefangenheit aus; der Dichter solle nicht den Zweck haben, politisch zu wirken. Dieß ist eine Verwechslung; es war thöricht, ihm zuzumuthen, daß er etwas Anderes sei, als wozu er sich berufen fühlte, allein man konnte wünschen, daß sein Genie auch für politische Stoffe organisirt sei, weil sie die größeren sind, und darum doch weit entfernt von der andern Thorheit sein, ihm politische Tendenz zuzumuthen. Ein politischer Dichter und ein politisch tendenziöser ist zweierlei. Goethe hängt überhaupt

theoretisch noch an dem falschen Satze, daß die Form Alles und der Stoff gleichgültig sei. Uebrigens wollen wir hier vergessen, daß er leider nur zu tendenziös sich auf den politischen Boden begab, als er in den Aufgeregten und im Bürgergeneral eine so ganz unzulängliche und philisterhafte Weisheit gegen die französische Revolution predigte.

Wie haben wir nun aber jenen Widerspruch zu lösen, den Widerspruch zwischen dem Satze, der jedes Interesse, jede Absicht, die Gemüther für irgend eine bestimmte Wahrheit unmittelbar zu gewinnen, von der Kunst ausschließt, und zwischen dem andern, der einen Werthunterschied des Gehaltes behauptet, dem politischen, insbesondere dem vaterländisch-politischen Gehalte den höchsten Rang zuerkennt und die wärmste Theilnahme an diesem Gehalte vom Dichter fordert? Die Antwort ist einfach: der Geist des Dichters soll von dem politischen Gehalte so durchdrungen sein, daß der poetische Trieb — der natürlich vorausgesetzt ist — von selbst, ohne jede Absicht auf eine unmittelbare specifisch-politische Wirkung, sich auf diesen Gehalt wirft und ihn unbefangen, nur um Schönes zu schaffen, zur poetischen Gestalt ausbildet. Wie und wo aber ist dieß möglich? Da ist es möglich, wo die politische Idee bereits zur That geworden ist, wo das Volk und sein Dichter bereits im Genusse des glücklich vollendeten politischen Kampfes leben. An dieser Stelle kommt uns zu gute, was wir oben zuerst über die objektiven Bedingungen ächter politischer Poesie aufgestellt haben: dieselbe Bedingung, welche wir stellen müssen, wenn die politische Idee den zur poetischen Gestalt nothwendigen Körper dem Dichter entgegenbringen soll, ist es auch, unter welcher allein

die unerläßliche subjektive Unbefangenheit des poetischen Schaffens möglich ist. Nur wenn dafür schon gesorgt ist, daß das politische Wohl in Kraft bestehe, daß das Gut der Freiheit nicht verscherzt werde, hat das Gemüth des Dichters, der die Freiheit besingt, die nothwendige Ruhe und Objektivität der Betrachtung; den vergangenen Kampf soll er besingen, nicht den künftigen, auch nicht den gegenwärtigen; ist ein solcher dagewesen und großartig dagewesen, so braucht es auch keiner besondern Absicht und Reflexion, ihn zu besingen, sondern er dringt sich von selbst auf, er besingt sich von selbst. Die Poesie geht der Geschichte nicht voran, sondern folgt ihr; das Unmittelbare ist immer zuerst da, die geistige Bewältigung folgt nach, und nicht früher, als bis Alles, was jetzt in unserer Zeit Reflektirtes, Gemachtes, Vermitteltes sich durchkreuzt, erst wieder unmittelbar, Volksgut und Thatsache, Instinkt und Empfindung, Zustand, Sein geworden ist, wird es wieder eine Poesie geben. Wir leben in der Zeit der Unzufriedenheit, es gilt nur, zu handeln; wenn erst gehandelt ist, kann man auch wieder dichten. Auch die Auskunft taugt nichts, die wir oben berührten, daß der Dichter ja einen Stoff aus der älteren Geschichte nehmen und so behandeln könne, daß die Ideen, die er als Hebel der Zukunft wecken will, aus seiner Behandlung hervorgehen; vielmehr der Uebelstand verdoppelt sich, indem ein Stoff, der in der leidenschaftslosen Objektivität der Vergangenheit ruht, durch dieses Hereinziehen in die Leidenschaften der Gegenwart immer mehr oder weniger verfälscht wird. Man könnte als auf einen näher liegenden, die Beziehung auf die Gegenwart von selbst darbietenden Stoff etwa auf die deutschen

Befreiungskriege hinweisen, allein sie liegen gerade zu nahe und geben kein reines poetisches Bild, weil sie die gehofften Früchte für die innere Politik nicht getragen haben, und so ihr Schauspiel einen Stachel des Unmuths zurückläßt. Zudem waren ihre Formen unpoetisch und dieß führt uns auf ein uns wichtiges Moment. Es bedarf keines Beweises, daß unsere modernen Lebensformen, Kleidung, Manieren des Umgangs, Rechtspflege, Verwaltung, Art der Kriegführung durch stehende Heere, kurz jede Form der Handlung, so mechanisirt und abstrakt sind, wie der Künstler und Dichter sie schlechterdings nicht brauchen kann. Man kann keinen tragischen Auftritt weder malen noch dichten, wo die Personen im Frack auftreten. Unsere Zeit fühlt dieß längst und ringt, wie nach neuem sittlich-politischen Leben, so auch nach neuen Formen, während auf der andern Seite die Trennung des Allgemeinen von der sinnlichen Lebendigkeit, die Mechanisirung aller Mittel des Verkehrs und Bedürfnisses, die Vernachlässigung und Zerdrückung des körperlichen Lebens, die Kälte und mißtrauische Barbarei der geselligen Zustände in's Unendliche wächst. Gegen das körperliche Verschrumpfen z. B. gibt es kein durchgreifendes Mittel, als Einführung allgemeiner Wehrverfassung mit einem möglichst kleinen Reste stehender Truppen zur Einübung; der männlichen Persönlichkeit wird so lange aller zur künstlerischen Darstellung schlechtweg nothwendige Ausdruck des Heroischen abgehen, als nicht ein jeder Knabe zum künftigen Vertheidiger des Vaterlands erzogen wird und jener traurige Gegensatz schwindet, durch welchen die Tapferkeit, diese männliche Kardinaltugend, Monopol eines Standes geworden und den andern die Schlaffheit

und die nachtheilige Stellung, die der Civile neben dem Soldaten in der Gesellschaft einnimmt, als der Bodensatz geblieben ist. Wer weiß aber, wann wir das erreichen werden? In dem Befreiungskriege dienten Freiwillige, es fehlten dagegen die äußeren poetischen Formen; sie wurden in den phantasielosen modernen Culturformen geführt, und dazu kommt der genannte tiefere Mißstand. Also auch im Gebiete der Formen leben wir in einem Zustande der Unzufriedenheit. Trügt uns die goldene Hoffnung nicht, so muß in unbekannter Zukunft ein Durchbruch erfolgen, durch den auf beiden Punkten zugleich das Eis bricht. Es ist ja wirklich auf beiden dasselbe Gesetz, auf das wir unsere Hoffnung bauen. Der Bau unseres Staatslebens ist abstrakt verständig und subjektiv, und ebenso sind auch alle unsere Formen. Wir müssen uns aber durch die Periode der Verständigkeit, der Reflexion zur Periode der Idee durcharbeiten, welche die Unmittelbarkeit, die schöne Einheit des Allgemeinen und Individuellen, die Objektivität der Persönlichkeit, auf welcher der antike Naturstand ruhte, in reiferer, vermittelter, garantirterer Form wieder herstellt. Von der Natur durch die Reflexion zu einer zweiten, höheren Natur, die zugleich Bewußtsein ist und der die Früchte der überwundenen Prosa zu gute kommen: dieß ist unser Weg und Ziel. Ist dieß gelungen, so werden die Kämpfe, durch die es gelungen, einen neuen Kreis von großen Stoffen für eine neue Kunst abwerfen; auf die gewaltigen Erschütterungen, worin ein größeres Geschlecht, als wir sind, unsere Ahnungen wahr machen, worin zur Wirklichkeit werden wird, was unsere tiefen Seufzer suchen, werden die Nachkommen dieses Geschlechts

zurückblicken, wie die Griechen auf die trojanischen und persischen Kämpfe, wie alle Völker auf ihre großen Sagenkreise. Ich wage zu prophezeien, daß man dann auf Alles, was jetzt unsere Künstler und Poeten aus sich herauspressen, mit einem gerührten und mitleidigen Lächeln zurücksehen wird. Wir wollen nach ein paar Jahrhunderten einander daran erinnern, ob ich Recht gehabt habe oder nicht.

Fast hätten wir aber unsern Shakspeare vergessen. Ich denke, er soll mir beweisen helfen, was ich behauptete. Es sind insbesondere seine Dramen über eine große Periode der englischen Geschichte, die mir hiebei trefflich zu Statten kommen sollen. Ich möchte aber nicht unmittelbar auf dieselben zugehen, sondern zu einer Wanderung durch alle seine Tragödien einladen. Allerdings beschränkt sich dieser Geist, der so weit ist, daß uns die Grenzen der Individualität auseinanderzugehen drohen und wir schaudernd vor einem Individuum stehen, das aufhört ein Einzelner zu sein und als Geist der Gattung vor uns tritt, dieser wunderbare Mensch, der da spricht, als hätte er von Urzeiten an alle Formen der Menschheit selbst durchlebt, nicht auf die eigentlich politischen Stoffe. Es stellt sich, wenn man diese Tragödien im Ganzen nimmt, eine Reihenfolge dar, worin alle wesentlichen Grundmächte, welche die Menschenbrust und das Menschengeschick bewegen, nacheinander auftreten. Wenn ich diese Reihenfolge nun den Hauptmotiven der einzelnen Tragödien nach stufenförmig ordne, so verbitte ich mir nur, daß man dieß Verfahren mit Hinrichs Manier, der Schillers Gedichte „am Schwanz aufgezäumt hat," zusammenwerfe. Den Dichter führt sein Instinkt ohne Plan bald zu diesem, bald zu jenem

Stoffe; jetzt lockt ihn Plutarch, jetzt seine Novellenbücher, jetzt seine Chroniken; sollen seine Werke auf dem specifisch-ästhetischen Standpunkte beurtheilt werden, so muß die von dem Stoffe zunächst unabhängige Zeitfolge derselben den Eintheilungsgrund und die Forschung nach der Entwicklung des Dichters zur reinen Form die Aufgabe sein; hier aber reden wir von den Stoffen und diese für sich dürfen wir nach einer Ordnung aufführen, die nur unser Werk ist; doch auch diese Ordnung wird ein neues Licht über den Dichter selbst verbreiten, sie wird beweisen, daß der innere bewegende Trieb seines zufällig bald so, bald so bestimmten Wählens nichts Anderes war, als die Universalität, die nicht ruht, bis die Welt, die Menschheit durchwandert ist und Ein großes Drama, das Weltdrama dasteht. In den paar ersten Schritten dieser Eintheilung können wir Ulrici folgen, dessen Werk mit dem Verdienst eines ersten Zusammenfassens alles dessen, was zum historischen Begreifen Shakspeare's nothwendig ist, mit manchem richtigen Blick in die innere Welt unsers Dichters, mit manchem wohlbenutzten Resultate der neueren Philosophie die kindischen Vorstellungen einer kraß anthropomorphischen Ansicht und der verkehrten Moral, die aus ihr fließt, so unnatürlich zu verbinden beliebt hat.

Es stellt sich zuerst eine Gruppe von Dramen dar, welche die großen Grundempfindungen des Privatlebens als bewegende Seele einer tragischen Handlung aufnehmen und durchführen. Die Gluth der Jugendliebe, die im freien Tode über den Haß der argen Welt siegt, flammt in Romeo und Julie (— wer mein Urtheil über Ulrici zu streng findet, der lese seine ganz rohe und barbarische Mißhandlung dieser

Leidenschaft nach, die dem traurigsten Pietisten alle Ehre machen würde; anführen will ich sie nicht, um mir nicht die Stimmung zu verderben); die furchtbare Störung der gereiften, beruhigt festen ehelichen Liebe durch „das grünaugige Scheusal Eifersucht, das zum Narren sich mit dem Fraß hat, der es nährt," dringt ein als schleichendes Gift und schlägt als Wuth aus im Othello; im Lear droht die Zerrüttung des ehrwürdigen Grundpfeilers der menschlichen Gesellschaft, der Familienliebe, wie ein Weltbrand, ein jüngstes Gericht, die Axen des Weltalls zu zerbrechen. Hier darf Rötschers Verdienst, seine gründliche, positiv begreifende Analyse einzelner dramatischer Charaktere nicht unerwähnt bleiben, wobei man nur wünscht, daß er mit dem zweiten Theil des Faust von Goethe sich nicht eingelassen hätte, den man aus Verehrung für den Dichter selbst der Vergessenheit überlassen sollte. Schon in dieser Gruppe, wiewohl sie den engeren Kreis der subjektiven Empfindungswelt beschreibt, blickt überall der politische Dichter heraus. Romeo's und Juliens Schicksale entspringen ganz aus dem politischen Boden, in dessen dunkeln Grund die Rose ihrer Liebe gepflanzt ist; den Othello ein bürgerliches Trauerspiel zu nennen, wie Rapp gethan hat, ist grundfalsch. Der Ausdruck hat sich bei uns einmal für eine Gattung festgesetzt, welcher durchaus der großartige Hintergrund fehlt, den dieses Stück an der Lagunenstadt, der Flotte, dem Türkenkriege, den Seeabenteuern Othello's hat, und dieser Hintergrund bleibt nicht blos Hintergrund, sondern stellt den Helden und die ganze Handlung auf höhere Basis, verleiht ihnen jene Großheit, die wir Styl nennen; hier machen nicht Fähnriche, Sekretärs oder Husarenmajors Spielschulden, jammern nicht

verfolgte Oberförster, plaudern nicht Kaffeebasen, wie herkömmlicher Maßen jener Titel erwarten läßt.

An die Grenze dieser subjektiven Leidenschaften wäre das Pathos der Freundschaft zu setzen, da sie mit jenen noch den Sitz im unmittelbaren Elemente der Neigung theilt, aber zugleich darüber hinaus ist und ihre Gemeinschaft auf den objektiven Boden der Gesinnung gründet. Es lag jedoch nicht in Shakspeare's Zeit und Sinn, dieses Pathos als selbstständigen Inhalt einer Tragödie für sich aufzustellen. Die objektive, politische und philosophische Freundschaft der Alten war dem Mittelalter fremd, die subjektive Idealisirung dieses Verhältnisses, wie sie in der modernen Welt aus der unendlichen Vertiefung der Persönlichkeit hervorging und sich in Schillers Don Carlos, in J. Pauls Werken spiegelt, ebenfalls. Im Hamlet lag es nahe, zwischen dem Helden und Horatio eine ideale Freundschaft aufzustellen, da jener, der einzige Wissende unter Blinden, gedrückt von der beklemmenden Last des Geheimnisses umhergeht und sich sehnen muß, seine schwülen Gedanken in die Brust eines Freundes auszuschütten; allein Shakspeare hat den Anlaß nicht benützt, Horatio kann kaum der Vertraute Hamlets heißen, es bleibt bei der altdeutschen Art der Freundschaft, einem biderben Händeschütteln. Wirklich schloß aber die Idee des Drama selbst eine volle Mittheilung aus, Hamlet soll und muß einsam bleiben. Im Kaufmann von Venedig tritt mehr Großmuth und Liberalität, als eigentliche Freundschaft auf; naive Mädchen- und Jünglingsfreundschaften spielen in mehreren Tagödien und Komödien als Nebenmotiv, Kents Dienertreue hält wieder den altdeutschen Ton und erinnert an den getreuen Eckart. Nur ein

falsches Scheinbild der Freundschaft, die gutmüthige, eitle Freigebigkeit eines verwöhnten Reichen tritt als Grundmotiv einer ganzen Tragödie auf, des seltsamen Timon von Athen, diesem Werke eines grimmig herben, durch die harten Stöße der Welt zu sprödem Stahl gehämmerten Geistes, der die ganze Menschenbrut in den Pfuhl der Verdammniß flucht. Hier fehlt aber auch aller Fluß, alle Versöhnung, der Dichter hat sich in diesen starren Grimm verbissen. Shakspeare wird gegen sein Ende nur immer männlicher, eiserner bis zur Starrheit; Goethe, immer weicher, in einsamer Beschaulichkeit, zog sich vor jedem rauhen Lüftchen zurück.

Nun öffnet sich ein größerer Schauplatz, das Staatsleben. Auf der Schwelle können wir einen Seitenblick nach der tragischen Zwischenhandlung einer Komödie werfen, dem Rechtshandel im Kaufmann von Venedig, wo die abstrakte Grundlage des Staates, das Privatrecht, durch seine Consequenz selbst überspannt, sich komisch auflöst. Zwei Gruppen sondern sich nun auf diesem Schauplatze von einander ab. In drei Tragödien, welche die erste Gruppe bilden, werden Stoffe aus dem antiken Staatsleben, der römischen Geschichte behandelt. Shakspeare tritt in der Toga vor uns und wiewohl er ganz Engländer bleibt, so stehen ihm doch die großen Falten höchst stattlich an. Es geht wirklich durch diese Stücke ein antiker, ein plastischer Geist; man fühlt, wie im Leben des klassischen Alterthums das objektive Moment das subjektive überwiegt; das Volk als Volk, diese große, auf Blutsverwandtschaft gegründete Masse, dieses Naturgewächs in strenger Ausschließung gegen andere Ganze derselben Art, ist das eigentliche Subjekt, die große Idee des Vaterlands

durchdringt Alle und gibt dem Einzelnen, selbst wo er gegen den schon zerfallenden Bau des Ganzen herrschsüchtig auftritt, den großen heroischen Styl, den monumentalen geschichtlichen Charakter, schlagende Kraft, viel Handlung und wenige, aber majestätische Worte. Diesen großen Styl hat sich Shakspeare ohne alle antiquarische Gelehrsamkeit aus seiner innern Intuition und mit seinem Plutarch besser angeeignet, als unsere gelehrten Dichter und Archäologen, er fühlt etwas in sich von jenem Geist. Ich kann wirklich nicht mit Goethe übereinstimmen, welcher in diesen Stücken nicht Römer, sondern eingefleischte Engländer, aber freilich ganze Menschen sieht. Man betrachte nur den unendlichen Unterschied in der Behandlung des individuellen Charakters zwischen den römischen und den im germanischen Norden spielenden Stücken: dort die gediegene, in kurzen Sentenzen große Staatsgedanken aussprechende, für den romantischen Geschmack sogar trockene Einfachheit, hier der ganze nordische Eigensinn mit allen seinen Launen, seiner geistreichen Rohheit. Der besiegte Römer stürzt sich in sein Schwert „nach Römerbrauch;" Macbeth läßt sich lieber wie ein an den Pfahl gebundener Bär todthetzen, als daß er „den römischen Narren spielte."

Im Coriolan betreten wir zunächst den Boden der römischen Republik und sehen den aristokratischen Stolz im Kampfe mit der Demokratie tragisch untergehen. Freilich leidet dieses Drama an einem Grundmangel, der tief in Shakspeare's politischer Denkart begründet ist: das Volk ist zu verächtlich behandelt, selbst seine Vertreter sind Schurken. Daher hinkt die ganze Tragödie, es ist nicht ein Kampf zweier einseitiger Rechte und Coriolan geht nicht zu Grunde, weil er im Rechte

Unrecht hat, sondern nur weil er unklug ist. Im Julius Cäsar zeigt sich der Todeskampf der Republik mit der aus ihr sich herausringenden Monarchie, welche in ihrem ersten Versuche untergeht, aber zunächst in der Form der Oligarchie siegt. Die Verschworenen haben an sich Recht, aber die Republik hat sich mit der Einfalt und Sitte des Volks überlebt, ebendaher sind sie Verschworene, d. h. sie haben den Volkswillen nicht für sich, ihr Werk ist ein Werk der Nacht und ihr Mittel der Mord. Der majestätische Cäsar hat Unrecht an sich, indem er den Willen des Einzelnen an die Stelle des Volkswillens setzen will, aber wo das Volk als Ganzes keinen Willen mehr hat, da entsteht ein geschichtliches Recht, daß ihm die Herrschaft genommen werde. Er sinkt ermordet nieder, aber sein Geist, das heißt sein Recht erhebt sich, nimmt Rache und ersteht, zunächst an Triumvirn vertheilt. Es liegt aber auch in der Oligarchie, dieser Monarchie mit einer Reminiscenz der Republik, schon an sich der Keim eines schnellen Untergangs. Wo nicht mehr der Volkswille herrscht, sondern aus ihm einmal die Einzelnheit mit der Anmaßung der Gewalt hervorgetreten ist, da strebt auch wirklich ein Einzelner nach dem Alleinbesitz der Herrschaft. Es können nicht zwei oder drei Menschen sich in die Herrschaft der eroberten Welt theilen: „Raum war ja für uns beide nicht in der weiten Welt" sagt Augustus. Die Auflösung der Oligarchie in die Monarchie wird beschleunigt durch die, insbesondere vom Orient her eingedrungene Ueppigkeit, die das geistig bedeutendste Glied des Triumvirats ergriffen hat, und diese Auflösung stellt sich dar in Antonius und Cleopatra. Wir sehen den Kampf einer starken, poetischen Natur mit einer entnervenden,

aber geistreichen Liebe, deren stets erneuerte listige Siege über die Thatkraft diese Tragödie zugleich zu einem Bilde der Koketterie im großen Style, und deren Wechsel mit der heroischen Aufraffung dieselbe zu einem Schauspiel des moralischen Rückfalls machen. Antonius erliegt endlich nicht Octavian, sondern nur sich selbst, aber dieser ist der Mann, wie ihn die Welt braucht, unpoetisch, verständig, beharrlich, ganz Politik.

Jetzt gehen wir zur zweiten Gruppe über, zum Staate des Mittelalters. Hier steht Shakspeare wirklich als politischer Dichter im engsten Sinne vor uns, als Dichter der vaterländischen Geschichte, der seiner Nation in ihren großen und furchtbaren Erinnerungen ihre eigene Substanz entgegenhält. Wie er überhaupt auf der Grenzscheide der Zeiten steht und dieser Stellung den Zusammenfluß aller günstigsten Bedingungen der Poesie verdankt, so sieht er auch von den Anfängen der verständig durchgeführten Monarchie auf die noch rauchenden Spuren der blutigen Kämpfe zurück, aus denen sie hervorgegangen; er zeigt seinem Volke den wilden Kampf der Titanen, über deren noch zuckenden Leibern der Alleinherrscher seinen Thron errichtet hat. Nun sehe man aber, wie sein Verhalten ganz alles das belegt und bestätigt, was ich oben über die Bedingungen der politischen Poesie gesagt habe. Von Tendenz im Sinne einer absichtlichen politischen Einwirkung auf die Gegenwart ist gar nicht die Rede. Shakspeare ruft ein vergangenes Schauspiel zurück; daß der Schluß dieses Schauspiels, die Durchführung der Monarchie durch Unterdrückung des Adels, des Eigensinns der einzelnen politischen Körper überhaupt das Rechte sei, ist einfach seine

Ueberzeugung, was schon die vielen ganz harmlosen Schmeicheleien gegen Elisabeth und Jakob bezeugen, die er überall einstreut. Er erwähnt am Schlusse des König Johann nicht einmal die magna charta. Man könnte ihn servil nennen, wenn es nicht falsch wäre, da von Servilismus zu reden, wo es noch keinen Liberalismus gibt. Aber auch diese monarchische Ueberzeugung als eine Lehre vorzutragen, für sie zu begeistern, fällt ihm nicht ein, sie springt ohne sein Zuthun als objektives Resultat aus dieser Dramenreihe hervor. Wie wir Neueren über diese Gesinnung zu urtheilen haben, davon nachher ein paar Worte. Begeisterung für sein Vaterland überhaupt spricht sich in mehreren herrlichen Stellen aus: England ist „das Land der Majestät, der Sitz des Mars, zweites Eden, halbes Paradies, ein Kleinod in die Silbersee gefaßt, Amme und schwangerer Schoos erhabener Fürsten (s. König Johann), im großen Teich ein Schwanennest“ (s. Cymbeline), der ganze Heinrich V. ist von dem heitersten Uebermuthe der Vaterlandsliebe eingegeben; aber auch diese allgemeine Begeisterung spricht sich ganz unbefangen und wahrlich nicht so künstlich aus, wie das gewaltsame Bemühen deutscher Dichter, ein Bewußtsein einer Volkseinheit auszusprechen, wo eine solche noch nicht hergestellt ist. Diese Unbefangenheit aber ist es nun, wodurch Shakspeare Luft gewinnt, in der Geschichte des englischen Feudalstaats das innerste Wesen des Feudalstaats überhaupt so rein herauszustellen, daß keine Philosophie der Geschichte es besser vermöchte.

Der antike Staat ist gemäß seiner objektiven Natur wesentlich republikanisch; das Volk, das sich als ein Naturganzes weiß, beherrscht als Gattung sich selbst und weiß nicht

anders, als daß jede Macht im Staate nur Ausfluß dieses gemeinsamen Willens sei. Die Individualität sticht wohl hervor, bleibt aber in der Substanz des Ganzen plastisch fest; von der Zeit an, wo die Demagogie sich diesem Grunde der Allgemeinheit willkürlich zu entziehen beginnt, ist auch die Blüthe des antiken Lebens schon dahin. Dagegen herrscht im mittelalterlich germanischen Leben der Eigensinn der Subjektivität, der sich punktuell zu behaupten strebt; erst nach einem langen und schweren Bildungsgange fügt sie sich mit freier Unterordnung in den Zusammenhang des Ganzen und auch die Einheit dieses Ganzen ist eine subjektive. Im feudalen Zustande stellt sich eine zusammenhangslose Vielheit von politischen Monaden dar, welche gegen den losen Verband einer nur oberflächlichen Allgemeinheit hartnäckig ihre Selbstständigkeit bewahren. Die höchste Monade soll der Fürst sein, Er stammt aus dem Adel, der ihm durch die lockere Verpflichtung der Lehen verbunden ist. Kann ein adeliches Geschlecht einen Fürsten auf den Thron setzen, so kann ein anderes dieß auch thun, es darf nur den ersten herunterwerfen. Der Fürst muß daher den Adel unterdrücken, d. h. er muß sich selbst unterdrücken. Der unterdrückte Adel empört sich und entthront ihn nach demselben Rechte, nach welchem er den Thron bestiegen hat: ein Wechsel der Wiedervergeltung, der, wo das Wesen des Feudalstaats sich so rein hervorstellt, wie in der englischen Geschichte, bis zur äußersten Zerrüttung führen muß. Der Kampf der Monarchie mit der Aristokratie ist daher das Hauptmoment in diesen englischen Dramen; er ist wild und blutig, weil das Volk stark und gesund, aber roh ist. Der König ist hier immer nur soviel,

als er actu ist: kein Mechanismus der Staatseinrichtung schützt ihn noch, jede Schwäche und Schuld bestraft sich noch unmittelbar und diese Dramen sind daher allerdings ein großes und bitteres Lehrbuch für Könige.

In dem durch diesen inneren Widerspruch aufgestörten Ganzen ist keine der Formen, durch welche die Monarchie sich befestigt, Recht, Verwaltung, Polizei im Sinne einer geordneten Allgemeinheit durchgeführt. In Einer Form aber ist die absolute Allgemeinheit vorhanden, in der Kirche, welche sich für die Verwirklichung der in Wahrheit alles Einzelne unter sich befassenden Idee ausgibt. Aber eben diese Form ist vielmehr nur eine Beschränkung der Allgemeinheit, welche sie zum Inhalte hat. Denn statt daß die Idee nun als gegenwärtiger Geist das System der menschlichen Zwecke durchdränge und so als vernünftig ordnende Allgemeinheit einen politisch sittlichen Organismus aus sich hervortriebe, schließt sie vielmehr alle wirklichen Zwecke als weltlich von sich aus. Wer sich zur geistigen, d. h. jetzt zur geistlichen Betrachtung wendet, der läßt alle seine Weltzwecke in diesem Augenblicke fallen, sie sind in der Religion verflüchtigt und Gott dienen ist nicht sein Reich wahrhaft in der Welt verbreiten, sondern der Welt entsagen, die Welt vernichten. Daher hat die Kirche auch nicht die Kraft, die barbarischen Herzen zu bilden, sie werfen sich zwischen Buße und Rohheit hin und her. Der Charakter der Kirche selbst aber wird durch die Jenseitigkeit, die sie dem Reiche Gottes andichtet, das Gegentheil von dem, was sie von sich aussagt. Indem sie sich der Welt gegenüberstellt, stellt sie sich als ein Besonderes neben Besonderes, sie ist eine Corporation neben anderen, sie ist mitten in der

Welt. Aber sie hat nicht vergessen, daß sie das Allgemeine vorstellt, und indem sie ein Besonderes ist, das sich für das Allgemeine ausgibt, ist sie ein schlechtweg herrschsüchtiges Besonderes. Das Allgemeine, statt die Welt geistig zu durchdringen, als flüssiger Geist durch sie zu strömen, sucht, so versteinert, die Welt vielmehr zu tyrannisiren, daher ist der Clerus der trotzigste, herrschsüchtigste und weltlichste unter allen Ständen. Der Kampf der Hierarchie mit der Monarchie ist daher eine weitere Haupterscheinung auf diesem Schauplatz.

Dieser Staat, nach innen unreif, hat sich auch nach außen erst zu befestigen. Die Eifersucht gegen ein Nachbarvolk ist für England insbesondere als das Widerlager gegeben, an dem sich das Bewußtsein der Volkseinheit, die Vaterlandsliebe aufstemmt. Der Krieg nach außen ist ein weiteres Moment in jener Gährung. Hier entladen sich die eigenwilligen Kräfte, die sonst jeden Augenblick auf dem Sprunge sind, sich gegen innen zu wenden; doch die Halsstarrigkeit ist größer, als die Tapferkeit, und die Früchte dieser gehen durch die Entzweiungen jener verloren.

Das untere Volk hat noch keine politische, noch moralische Persönlichkeit: eine vom blinden Instinkt bewegte und gewebte Masse, deren Aufruhr, dumm und blutig, im Dienste fremder Zwecke anschwillt und wie eine Blase zerspringt. Das demokratische Element tritt nur momentan in den Kämpfen dieses Staatslebens auf. Shakspeare behandelt das Volk hier ebenso verächtlich wie im Coriolan; hätte er den Bauernkrieg gekannt, er hätte ihn ohne Zweifel höchst ungerecht beurtheilt. Er weiß es nicht anders und der Irrthum liegt tief in der germanischen Natur, die noch heute nicht den Vorurtheilen

entwachsen ist, welche die Leibeigenschaft zurückgelassen hat. Shakspeare ist darin allerdings sehr undankbar, denn die beste Kraft seiner eigenen Poesie ist Volkskraft, Volksphantasie und er selbst der Sohn eines ländlichen Wollenhändlers; aber die Phantasie des Volkes selbst suchte die Persönlichkeit, das Ich, noch außerhalb seiner, im Glanze des Adels, des Klerus, des Fürsten.

Dieses Ganze ist wild und barbarisch, aber noch nicht prosaisch, wie der moderne Polizeistaat. Die Persönlichkeit in ihrer trotzigen Selbsthülfe kann noch das Ungeheure wagen und hat sich vor keinem Polizeidiener und Oberamtsrichter, sondern nur vor der ebenso ungeheuern Rache zu fürchten. Behaupten kann sich, wer auf eigenen Füßen steht; jeder ist, was er kann. Nicht die Erscheinung schöner Menschlichkeit, wie bei den Griechen, nicht die feierliche Würde der Römer: rohe, ungeschlachte Menschen, aber groß und tief. Auch die Frauen sind furchtbar, sie schimpfen, kratzen, beißen, spucken in's Gesicht, geben Ohrfeigen: dafür trinken sie aber auch keinen Kaffee, besuchen keine Töchtererziehungsanstalt, studiren keine Philosophie und haben keine Bleichsucht. Die Männer aber sind wie Granitbilder, Statuen aus Einem Guß ohne Glättung, ungetheilt in sich, Gedanke, Entschluß und That sind Ein Wetterschlag. Wohin sind denn die Nibelungenhelden entschwunden? Der grimme Hagen, der wilde Wolfhart, der flammenhauchende Dieterich? Was ist aus diesen Menschen, riesenhaft wie das Schicksal, geworden? Aus der deutschen Poesie sind sie verschwunden: in dem empfindsamen, phantastischen Ritter der höfischen Dichtung finden wir sie nicht wieder, in der neueren, in der Poesie der Bildung, sind sie

mit ihren langen Bärten und breiten Schultern nicht salonsfähig, und doch gibt es in aller deutschen Kunst nichts Deutscheres, nichts, was wir den Griechen so sehr als unsern Stolz entgegenhalten dürfen, als diese rauhen, gedrungenen, wortarmen, im Ernste einfach sittlicher Substanz fest beharrenden Gestalten; wehe den windigen Subjekten der neueren Verblasenheit, wenn sie ihnen zwischen die Finger geriethen! — Wo sie sind? Hier bei Shakspeare sind sie vom Schlafe aufgestanden, hier ist der grimme Hagen und auch die schreckliche Brunhilde und alle die großen Männer und Frauen. Sie haben reden gelernt, sie sind Christen geworden, aber sie gleichen noch, wie einst, furchtbaren Naturkräften und sind im Grunde des Herzens unverbesserliche Heiden. Hier tretet hin und lernet, was Charakter ist und was dagegen die blassen Schatten eurer geschwätzigen Bildung sind. Wo der empörte Eigenwille die kolossalen Naturen bis zum Bösen steigert, da kann dieses furchtlos seinen höchsten Gipfel erreichen; denn wie von außen kein Mechanismus der Rechtspflege, so hemmt von innen keine Sentimentalität: nur die That richtet sich selbst und widerstrebend der eigene Geist. Allerdings aber ist die Subjektivität reicher geworden und bricht sich in bunteren Lichtern, als die starre Einfachheit der altdeutschen Helden, sie hat sich ihre Besonderheiten und Eigenheiten angebildet und läuft zum Theil in krause Schnörkel aus; von der schroffen Bestimmtheit der deutschen Ahnenbilder ist ihr jedoch der Eigensinn geblieben, diese ihre Launen und Absonderlichkeiten zähe festzuhalten und sich darin entweder einfach wohl zu fühlen oder mit dem erhöhten Selbstbewußtsein der Romantik humoristisch selbst zu belächeln. Shakspeare ist der erste Dichter, der in

strengem Gegensatze gegen die antike Welt diese Porträtphysiognomie der Individualität, diese unendlichen Abweichungen von dem allgemeinen Typus der Gattung als berechtigte Züge in die Poesie aufgenommen hat, dessen Charaktere sogenannte Originale sind. Wenn er im Großen den griechischen Dichtern verwandter ist, als irgend ein neuerer, so weicht er hier fast so weit von ihnen ab, als die niederländische Malerei von der antiken Plastik, und das ist es auch, was den pathetischen Schiller und den plastischen Goethe immer wieder von ihm abstieß. Dieß in's Einzelne und Kleine Malen, dieß mikroskopische Sehen geht durch das ganze Gemälde; daher wirft er mitten in die Sprache des Kothurns das Platte, daher ist sein poetisches Aufzeigen und Malen durchaus ein Specificiren in's Einzelnste hinein. In diesem individualisirenden Styl mit seinen Contrasten liegt auch einer der Gründe, warum Shakspeare eine Verbindung des Tragischen und Komischen wagt, wie keiner vor und nach ihm. Man hat ihn mit Rembrandt verglichen; er ist ebensosehr Raphael, Michel Angelo, Titian, Rubens, aber allerdings bezeichnet er nach dieser Seite denselben Eintritt der unmittelbaren Wirklichkeit in das Ideal, wie die holländische Schule.

Die Beschränkung des Raums verbietet mir, dieses Schauspiel der Zerstörungskämpfe des Feudalstaats durch die vor uns liegenden zehn Tragödien in's Einzelne zu verfolgen. Wie unter diesen Tragödien wieder acht (wenn man die Abtheilungen Heinrichs IV. und Heinrichs VI. besonders zählt) eine enggeschlossene Gruppe bilden, zu welcher König Johann als Prolog und Heinrich VIII. als Epilog angesehen werden kann, hat W. Schlegel und nach ihm Ulrici dargestellt. Eine

unzerreißbare Kette von Schuld und Nemesis bindet jene acht Dramen zu Einem großen Drama zusammen. Die Urschuld ist die Entthronung und Ermordung Richards II. durch Heinrich IV. Auf kurze Zeit scheint sie gesühnt durch die herrliche Natur Heinrichs V., der einen lichten Ruhepunkt darstellt und die aufrührerischen Elemente des ungeordneten Ganzen in die positive Einheit einer starken monarchischen Persönlichkeit zusammenfaßt, indem er sie gegen einen äußeren Feind führt. Aber kaum ist er gestorben, so beginnen unter dem schwachen Heinrich VI. alle zur Empörung bereiten Kräfte sich zu entfesseln, mit der Verwirrung des subjektlosen Staates steigt die sittliche Verwilderung, endlich zahlt Heinrich VI. die Schuld des Ahnvaters mit dem Tode: aber eine neue Masse blutiger Schuld hat sich angehäuft und wie Heinrich V. in eine positive, so faßt Richard III. die wild aufgeschossene Verwirrung in die negative, zerstörende Einheit des Bösen zusammen. Bei diesem verweilen wir länger.

Richard III. ist die Frucht eines langen Bürgerkriegs, der ungeheuren Entartung aller politischen und sittlichen Kräfte, die Pestbeule, worin die lang gegorne Eiterung giftig ausbricht, „die bauchige Spinne, der giftgeschwollne Molch," das Krankheitsprodukt, das die erkrankten Organe und dann sich selbst zerstört, das Strafwerkzeug, das die allgemeine Verderbniß sich selbst bereitet hat, das Alles um sich herum und dann sich selbst vernichtet. Jedes der früheren Dramen verhielt sich zum folgenden wie die Saat zur Ernte, wie die Exposition zur Katastrophe, zu Richard III. ist zunächst Heinrich VI. die Exposition: hier sammelt sich der Giftstoff, die Auflösung des Staats in lauter egoistischen Trotz, wo

endlich ein allgemeiner Blut- und Mordsinn die Menschheit befällt, und diese Manie bricht aus in Richard III. Da nun aber Heinrich VI. selbst wieder in den vorhergehenden Dramen seine Exposition hat, so erscheinen alle diese als Eine große Exposition zu der großen letzten Katastrophe in Richard III.

Der Staat war bisher selbstlos, subjektlos, eine zersprengte Vielheit von Subjekten, deren jedes herrschen wollte, eine wirre Reibung des Egoismus. Keiner hob sich mit absolutem Uebergewicht aus den Andern hervor, keiner war des Herrschens würdig. Es kommt nun, wenn dieser Zustand enden soll, darauf an, daß diese zersprengten Ich, deren keines ein ganzes Ich ist, sich in Eins zusammenziehen. Was in diesem Einen zusammengezogen sein wird, ist eben der Auszug aus allen andern; es ist nicht besser, als Alle, aber es ist, was sie Alle zusammengenommen sind, concentrirt und darum unendlich potenzirt: der absolute Egoismus, die absolute Verruchtheit und Wildheit. Richard ist dieser Auszug aus der allgemeinen Schlechtigkeit, alle greuelhafte Rohheit, alle Gewissenlosigkeit einer langen Zeit des allgemeinen Aufruhrs gesammelt in Eine fürchterliche Persönlichkeit und diese Persönlichkeit so gestellt, daß sie den weitesten Wirkungskreis für ihre Bosheit hat, Alles um sich her zu vernichten. Die umgebende Wirklichkeit ist nicht werth, anders behandelt zu werden, er ist ihr Selbst, denn sie selbst ist böse, nur nicht so vollkommen im Bösen, wie er; sie bestraft durch ihn sich selbst, ihr eigenes böses Ich kommt als fürchterlicher Schnitter über sie und mäht die brandigen Aehren, den ganzen verwilderten Garten kahl. Indem er aber so das

zerstört, woraus er kommt, zerstört er sich selbst; er zerstört das Böse um sich herum, weil das Böse zerstört sein soll, aber was zerstört, ist dasselbe Böse, das zerstört werden soll, es hebt daher sich selbst auf, und so kommt mit dem innersten Wesen des Bösen seine absolute Negativität zugleich als Selbstzerstörung zum Vorschein.

Keine Philosophie kann das Wesen des Bösen erschöpfender begreifen, als es Shakspeare mit seinem wunderbaren Instinkt erfaßt und ausspricht. Motivirt und symbolisirt ist Richards Bosheit durch seine äußere Häßlichkeit. Diese trennt ihn von allen Wesen, er sieht Niemand gleich und Niemand ihm, daher betrachtet er sich als außerhalb der Gattung gestellt und glaubt nur seinem eigenen Gesetze folgen zu dürfen. Ihn liebt Niemand, so liebt er Niemand, er ist nur sich selbst gleich: die innere Einsamkeit des Bösen, das Ich, das seinen Eigenwillen, entrissen jedem Bande der Allgemeinheit, als Weltgesetz aufstellt:

— Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir: ich bin ich selbst allein.

Großer kriegerischer Muth, eine bärenhafte Tapferkeit gibt dieser ungeheuren Abstraktion die nothwendige sinnliche Realität. Man darf Richard nicht unmittelbar als sublimirten Verstandesbösewicht fassen, eine plumpe, grobe Natur ist die derbe Grundlage seiner Persönlichkeit, er ist ganz durch und durch Mann, eine rohe Naturkraft. Margarethe nennt ihn ein wühlend Schwein, Richmond sagt von ihm:

Der gräulich blut'ge, räuberische Eber,
Der eure Weinberg' umwühlt, eure Saaten,
Eu'r warm Blut säuft wie Spülicht, eure Leiber
Ausweidet sich zum Trog: dieß wüste Schwein
Liegt jetzt in dieses Eilands Mittelpunkt.

Mit diesem rohen Naturgrunde vereinigt sich nun der Verstand, der in absoluter Trennung von der Vernunft die ganze umgebende Welt nur als eine Sammlung von Zufälligkeiten ansieht, die kein göttlicher, das Einzelne begründender Wille zu Einem nothwendigen Ganzen zusammenbindet und die als Hinderniſſe wegzuschaffen ebendaher auch kein Gewiſſen im Wege steht. Vor diesem Verstande erscheint jedes Pathos als komisch, für Richard sind alle Andern lächerliche Enthusiasten, die er für Narren hat; er scherzt gern, ist voll frecher Witze, zotenhaft, schrecklich naiv, wenn er z. B. sagt: ich bin zu kindisch thöricht für die Welt, kurz er hat etwas vom Clown, er ist ein fürchterlicher Hanswurst, und dieß eben fordert die Sache. Nichts ist verkehrter, als ein pathetischer Teufel; auch Goethe wußte wohl, was er that, als er den Teufel komisch behandelte. In der Verfolgung seiner bösen Zwecke nun vereinigt sich die sinnliche Rohheit und der arge Verstand zu einer beispiellosen Einheit der feinsten Intrigue und des blutig wüthenden Mordgeistes, er ist ebensosehr der abgefeimteste Künstler der Ränke, als „der Schlächter, der Metzgerhund, der Höllenhund, der Mäkler der Hölle." Die Spitze dieser Verkehrung aller sittlichen Kräfte ist die vollendete Heuchelei, sie ist aber auch bereits der Anfang des eintretenden Gerichtes; denn indem er das Gute, die Gefühle

der Sympathie, die Unterordnung unter den höchsten Willen fingirt, erklärt er, daß er sie kennt, ja daß er sie als bestehende Mächte anerkennt, daß er sich des Bösen als Bösen und des Guten als Guten vollkommen bewußt ist, und doch gebraucht er dieses Wissen nur, um den bloßen Schein des Guten zu heucheln: darum wird es ihn aber auch richten.

Die ihm gegenüberstehende Welt ist, wie schon gesagt, reif für seine Sichel. Die Weiber lassen sich von seiner frechen Beredtsamkeit bethören, die Pairs sind eigenwillige und zugleich kraftlose Parteigänger oder lassen sich sogar, wie Buckingham, als Werkzeug seiner Verbrechen gebrauchen, die königliche Familie trägt die Last gehäufter Schuld, das Volk, der Lordmayor lassen sich auf's Schändlichste übertölpeln, nur die Knaben Eduards leiden unschuldig. Es gibt keinen Tyrannen, wo man keinen duldet; durch einen Tyrannen tyrannisirt ein Volk sich selbst. Richards Macht liegt in der Schwäche der verdorbenen Welt, der stärkere Egoismus ist die Ironie des schwächern: Richard ist der Reineke Fuchs. Indem diese so verdorbene Wirklichkeit ihrem Henker gegenübersteht, geht durch das Ganze ein Geist der Angst und Bangigkeit, ein Zittern, wie wenn scheues Geflügel den Marder wittert; aber die Angst hilft so wenig, als dem Vogel, welcher der Schlange in den Rachen läuft. Indem nun der Gefürchtete in diese weiche und widerstandlose Masse so mit seinen Schlächterhänden hineinarbeitet, schallt ihm von allen Seiten der ungeheure Fluch entgegen. Richard III. ist die wahre Fluchtragödie. Schon von Anfang an schwebt die ganze Handlung unter den im Heinrich VI. aufgehäuften Flüchen wie unter einer schweren Gewitterwolke. Die fürchterliche Meisterin des

Fluchens ist Margarethe, das geisterhaft überragende Trümmer der zerstörten Königsfamilie Heinrichs, ein Gespenst, das Alle scheuen, die Erinnye selbst. Alle Andern, die Frauen besonders, sind nur ihre Schülerinnen im Fluchen; dem Fluch antwortet Fluch, wie es in den Wald hineinhallt, so hallt es wieder, und jeder verflucht nicht nur den Andern, sondern indem er durch eigene Schuld sich unter den eigenen Fluch befaßt, sich selbst: ein allgemeines Wechselverfluchen und Selbstverfluchen.

Ein Minne d' andern fuochet,
Ein Vluoch dem andern vluochet.
(Vridank.)

Dieser Fluchgeist ist nichts Anderes, als die erst in unmächtige Worte gesammelte Nothwendigkeit, daß die nach allen Seiten aufgehäufte Schuld sich bestrafen muß. Diese Flüche sind keine leeren Worte, sie „steigen himmelan und wecken Gottes sanft entschlafnen Frieden." Aber nicht der Fluchende, nur das Schicksal erfüllt den Fluch, daher bleibt dem Leidenden nach dem Fluche nur die unendliche Klage. Richard III. ist zugleich die größte Klage-Tragödie. Die Klagenden sind insbesondere die Frauen: Margarethe, die Herzogin von York, Elisabeth, jede beklagt eine Reihe theurer Todten, die der Bluthund hingemordet, und es ist der letzte, erbarmungswerthe Trost, daß sie ihre Verzweiflung mit einander messen und sich jede gegen die Andere rühmt, daß sie mehr leide. Diese Klage ergießt sich zweimal in einem großen chorartigen Wechselgesang, worin Shakspeare dem antiken Geiste sich absichtslos so merkwürdig nähert.

Endlich aber ist der Schnitter selbst zur Ernte reif. „Die

Erde gähnt nach ihm, die Hölle brennt, die Teufel brüllen, Heilige beten, auf daß er schleunig werde weggerafft.“ Richmond landet, Alles strömt ihm zu und Richard sieht sein mit Blut mühsam geleimtes Werk sich in der Hand zerbröckeln; das Werk des Bösen hebt sich selbst auf. Schon vorher hatten dunkle Regungen des Gewissens und der Besorgniß auch die innere Selbstzerstörung angekündigt. Diese ist der Rest des Guten im Bösen; die äußerste Verkehrung hat das Gute noch als ihren Feind in sich, der sie selbst in Verzweiflung verkehrt. Ein absoluter Böswicht ist nicht denkbar, Richard ist colossal im Bösen, aber er kann noch verzweifeln: ungern, murrend und fluchend erkennt er die gute Macht in sich an, aber er thut es. Das Gemälde seiner Verstörung, der hastigen Geschäftigkeit vor der Schlacht bei Bosworth, des Mißtrauens, des Lauschens, der liebkosenden Anrede an die Vasallen, als klammre sich ein Ertrinkender an, dazwischen des Pochens und Drohens, und wieder des trüben Ahnens und blöden Redens — („Nicht scheinen heut“ wie treffend ist dieser faselnde Infinitiv!) —: dieß ist ein Meisterwerk in der Poesie aller Zeiten; Shakspeare enthüllt nicht nur den innern Zustand, sondern mit seinem wunderbaren Hellsehen sieht er dabei auch jede Bewegung, jede Miene, jede Gebärde, horcht auf jedes Wort bis auf die kleinen grammatischen Nachlässigkeiten, die der verstörten Angst begegnen, nimmt alle umgebenden Bestimmtheiten bis auf den Schimmel Surrey in ihrer Schärfe mit auf und schlägt uns so mit jener Wahrheit, deren Gefühl unsere Nerven mit Schauer durchrieselt. Das Höchste in diesem Gemälde aber ist der berühmte Monolog nach der Geisterscene. Bei den englischen Kritikern

des vorigen Jahrhunderts kann man fest versichert sein, daß sie allemal, wo sich Shakspeare zum Höchsten erhebt, über Verletzung des Geschmacks und gesunden Verstandes klagen, und so hat es Johnson auch mit diesem Monologe gethan. Auch die Schauspieler scheitern an dieser Stelle, sie können nicht begreifen, wie Ein Subjekt in zwei einander verdammende und entschuldigende Geister zerrissen sein könne; Seydelmann, der in Richards Rolle sonst wahrhaft genial war, meinte daher, als ich ihn in Stuttgart darin sah, hier ein wildes Irrereden darstellen zu müssen, und brüllte den tiefsinnigen Monolog wie ein Rasender. Richard ist aber nie klarer und vernünftiger, als in diesem Augenblick. Ich bin ich selbst allein, hat er früher ausgesprochen: jetzt erfährt er die schreckliche Wahrheit dieses Wortes, jetzt, wo er in Todesangst aus sich selbst hinausfliehen möchte, um dem richtenden Geiste, der die wohlweis süß flüsternde Selbstliebe und Selbstentschuldigung zu Boden schmettert, zu entrinnen; aber es ist keine Hilfe, und nähme er die Flügel der Morgenröthe und flöhe an's Ende der Welt, er ist auch da! denn er ist in ihm. Ich bin ich! Ich, der sich liebt und beschönigt, und ich, der sich verdammt, ist derselbe: aus diesem Ring ist keine Flucht, aus diesem unerträglichen Widerspruch kein Entrinnen. Wer sich einen Schatz der Liebe bei Freunden gesammelt, findet in ihrer Verzeihung Zuflucht; aber seiner wird sich keine Seel' erbarmen, findet er selbst in sich doch kein Erbarmen mit sich selbst! Vor der Tiefe und Poesie dieser Stelle schweigen alle Worte.

Wenn es der Raum erlaubte, würde ich gern an diese furchtbare Erscheinung der tragischen Gerechtigkeit eine Unter-

suchung über das Schicksal anknüpfen, wie es bei Shakspeare auftritt. Shakespeare ist der erste dramatische Dichter, bei welchem das Schicksal als rein immanentes Weltgesetz waltet und der Gegensatz gegen die antike Weltanschauung, wo das Schicksal vor und hinter dem menschlichen Willen feststeht und so, indem es von außen hereinwirkt, die Schuld in einem zweideutigen Lichte erscheinen läßt, zu vollkommener Bestimmtheit durchgebildet ist. Hier ist jeder selbst der Schmied seines Geschicks, hier ist das Schicksal reines Resultat der eigenen inneren Dialektik der Handlung; Shakspeare ist darin so ganz fest, er weiß so gar nichts von einer Transcendenz, daß er sich an die Spitze der wahren modernen Weltansicht stellt. Shakespeare ist, wie es der Dichter sein soll, niemals und immer religiös, er ist durch und durch Pantheist.

Der Untergang Richards III. ist das Ende der Kämpfe, durch welche der Feudalstaat, der in Wahrheit vielmehr noch kein Staat ist, sich selbst zerstörte. Auf dem blutgedüngten, kahl gemähten Boden begann mit Richmond als Heinrich VII. eine neue Ordnung der Dinge: die Durchführung der verständigen Monarchie. Der trotzige Adel hat sich erschöpft und wird in der Schule des Hoflebens vollends gezähmt, geregelte Polizei, Rechtspflege und Verwaltung, der prosaische Mechanismus unseres modernen Staats beginnt und gibt ihr eine gesicherte Stellung. Dieß Ziel ist es, auf das Shakspeare hinsteuerte, hier ist er mit seiner Ueberzeugung. Und er hat auf seinem Standpunkte und für seine Zeit Recht: aus dem Vertilgungskampf der ungebundenen Subjektivität, welchen das Mittelalter darstellt, mußte zunächst Ein Subjekt hervortreten und den Boden rings um sich durch die

Consequenz einer verständigen Ordnung ebnen. Die Monarchie hat Ruhe nach jenen blutigen Kämpfen geschafft; darum liebt er sie, darum ist er für sie begeistert. Die vielen kleinen Tyrannen sind in Einen deutlichen Herrscher zusammengegangen, man weiß, woran man ist, der Staat ist dadurch erst möglich geworden und die Menschheit erholt sich unter der gleichmäßig verbreiteten Sonne von dem Schauspiele der Verwirrung und des Grausens. Dieser Herrscher glänzt aber selbst noch im Schimmer der Romantik, wirklich ist er ebensosehr ein Rest von dieser, als der Anfang des Modernen, und Shakspeare's politische Ueberzeugung ist daher auch eine poetische. Andere Zeiten, andere Wünsche. Hat der Einzelne, der über dem Ganzen steht, sein Werk gethan, haben sich im Schirme der Ordnung die Einzelnen zu Menschen gebildet, so ringen sie nach einer Form, worin alle Einzelnen vertreten sind und stellen billig das Moment der Allgemeinheit über das der Einzelnheit.

Ob nun wohl diese neue Ordnung der Dinge noch einen Schimmer der Romantik hatte, so war sie doch zu prosaisch und stand dem Dichter in der Zeit zu nahe, um ein günstiger Stoff für seine dramatische Kunst zu sein. Shakespeare besingt — und ebendieß ist der Beweis für meine obigen Sätze über politische Dichtkunst, den er mir liefert — nur die verklungenen, aber noch in frischem Andenken stehenden Kämpfe, aus denen dieser Zustand hervorgegangen ist, nicht ihn selbst. Die Regierung Heinrichs VII. zunächst läßt wirklich gar keine poetische Behandlung zu; dagegen treten in der Regierung Heinrichs VIII. Nachklänge des Alten und Anklänge neuer Bewegungen hervor, wodurch diese ein günstigerer Stoff für

die Poesie scheinen könnte. Der alte Trotz des Adels und Clerus regte sich noch, wiewohl in veränderter Form, als Intrigue unter der Macht des Hoflebens; die wollüstige Grausamkeit des Königs, dieses geschichtlichen Blaubarts, hat etwas Märchenhaftes; die Reformation drang herein und eröffnete die Aussicht auf eine neue Zukunft und aus Heinrichs zweiter Ehe ging Elisabeth hervor, deren Erscheinung als reizende Perspektive hingestellt werden konnte. Ein unbefangener Dichter hätte aus dem Allem etwas machen können. Allein das Drama Heinrichs VIII. ist nichts als ein bestelltes Hof-, Pracht- und Schmeichelstück, worin die Ansätze ächter Poesie nur bewirken, daß man den völligen Mangel an Durchführung und an tragischer Gerechtigkeit um so widerlicher fühlt. Hier ist es, wo Shakspeare Schmeichelei wirklich unerfreulich und verwerflich erscheint und wo man auf ihn ebenso im Ernste böse wird, wie auf Goethe's schwache und matte Versuche gegen die Revolution; doch diese Stücke sind eben Tendenzpoesie, Shakspeare's Stück verdient nicht einmal diesen Namen.

Um nun unsere Wanderung zu vollenden, sage ich noch einige Worte über Macbeth und Hamlet. Man pflegt sonst die historischen Stücke als eine eigene Gattung von den auf Sage beruhenden völlig zu trennen; es leuchtet aber ein, daß, wo nur von den Stoffen und nicht von dem Grade der poetischen Umbildung, die sie zuließen, die Rede ist, jene wohl in Eine Reihe mit diesen aufgenommen werden dürfen. Allerdings sind die historischen Stücke durch die Natur der Sache ungleich stoffartiger, als die anderen, man verliert im massenhaften Gedränge der Begebenheiten oft fast den Faden, es

sind „chronikled histories.“ Dennoch ziehen sich zwischen diese schwere Massen glänzend lichte Stellen, wo der Dichter die Schwingen frei entfaltet und das reine Wesen der Dinge durchsichtig hervorblicken läßt. Ganz aber erhebt sich sein Flug, wo die Geschichte selbst den verworrenen Knäuel auflöst in die einfache Einheit eines großen Bösewichts; die Kraft wächst ihm, Alles wird klar, einfach, schlagend, Eine Begeisterung weht durch das Ganze, kurz es tritt vollkommene poetische Idealität ein. Am stoffartigsten sind der König Johann und die drei Abtheilungen Heinrichs VI. Dagegen ist Richard II. ein höchst seelenvolles Gemälde der verscherzten, aber bei dem äußeren Sinken an innerer Würde steigenden Majestät; im Heinrich IV. und V. aber ist Shakspeare bei aller Naivetät der Composition doch im markigen Ernst und im freien Humor schon ganz Shakspeare.

Den Macbeth nun stelle ich an den Schluß derjenigen Dramen, in denen das politische Pathos den Inhalt bildet. Zunächst drängt sich nämlich in dieser Tragödie ein äußerst merkwürdiges Gegenstück zu Richard III. auf. Macbeth und Richard bahnen sich den Weg zum Throne durch Mord, beide behaupten ihn durch Mord, beide endigen auf dieselbe Weise, indem ihre Tyrannei endlich eine kriegerische Bewegung hervorruft, welcher alsbald ihre Vasallen zuströmen, worin sie die richtige Natur ihres auf Schrecken gebauten Werkes erkennen, beide fallen in diesem Kampfe, nachdem ihr Bewußtsein sie bereits innerlich vernichtet hat. Aber Richard ist ein ganz geschichtlicher Charakter, das Resultat der Begebenheiten, die Frucht eines langen Bürgerkriegs; daher ist er bis vor der Katastrophe durchaus gewissenlos, eine rohe Thatsache,

eine rücksichtslose Gewalt. Die That schlägt ein, es wird nicht erst lange im Gewissen darüber verhandelt. Macbeth dagegen steht auf dem Boden der durch die Sage schon vergeistigten Geschichte, der Mythus hat diesen Stoff aus dem Causalnexus des Gegebenen, worin der Einzelne fast als ein Produkt der Umstände erscheint, herausgehoben und das Stoffartige bis zum klaren Durchscheinen der inneren geistigen Gesetze, des rein Menschlichen, geläutert und verfeinert. Durch diese idealere Form, in welcher die vorarbeitende Sage dem Dichter seinen Stoff überliefert, ist aber auch ein wesentlich verschiedener Inhalt der Tragödie bedingt. Im Macbeth ist Anfangs reiner Boden, res integra; ein zuerst unbeflecktes Bewußtsein tritt auf, wird zum Bösen verlockt und verfällt unter dem Widerspruche des besseren Selbst der fürchterlichen Gravitation des Bösen. Dieser Held ist ungleich weicher, menschlicher, er kann auf sein Gewissen nicht hineinhausen und hineinwüthen, wie Richard, es stellt sich in seiner ganzen Stärke, als vollkommene Einsicht in die sittliche Natur und Folgen des Verbrechens, vor der That, während der That, nach der That ein; seine inneren Schrecken sind nicht die Strafe wie im Richard, sondern sie gehören schon zur Exposition, und die Strafe besteht gerade in der Abstumpfung des Gewissens, der völligen inneren Oede: die Feder des sittlichen Gefühls ist erlahmt durch Mißbrauch und Macbeth endet als Roué des Gewissens. Dadurch nimmt Alles eine andere Gestalt an, als im Richard; das Gewicht ruht nicht mehr auf der Thatsache, sondern auf dem, was dabei im Innern vorgeht; das Drama legt die inneren Fäden der Handlung bloß, es zeigt, wie die That aus dem Innern

entspringt und welche Resonanz sie im Innern hat. Das Phänomen des Bewußtseins ist der Zweck der Darstellung, das Staatsleben tritt zurück gegen die Bewegungen im Subjekte und die Poesie hebt sich leise aus dem politischen Pathos heraus, um einen andern Boden zu betreten. Es braucht nur noch einen Schritt, so wird das Bewußtsein und die Aufmerksamkeit desselben auf sich selbst so überwiegen, daß es darüber gar nicht mehr oder zu spät zur That kommt: dieß ist im Hamlet der Fall, und somit glaube ich es motivirt zu haben, warum ich den Macbeth, als das Drama, das die Verlockung des Bewußtseins zum Bösen und seine Leiden unter der furchtbaren Consequenz des ersten Verbrechens zum Inhalte hat, an die Grenze der politischen Dramen und zugleich als Uebergang zu dem Drama der Reflexion aufstelle.

Der Hamlet bildet für sich eine ganz eigene Sphäre. Die erste umfaßte eine Gruppe von Dramen, deren Pathos die Grundempfindungen des Privatlebens waren; die zweite begriff die politischen Dramen, wo das Pathos der objektiven Staatszwecke den Inhalt bildete: hier am Ende steht in einer dritten Sphäre einsam ein Drama da, das für sich allein eine Welt ist, und zwar eine von jenen zwei Welten ganz verschiedene. Die politische Handlung, die Rache eines Königsmordes, ist in diesem als Forderung gegeben; die Liebe selbst, als ferner Nachklang der Dramen der ersten Sphäre, wirkt ein, allein der Aufforderung zur That wird nicht entsprochen, weil Hamlet, statt zu handeln, betrachtet und überlegt, und die Liebe wird als unnütze Zerstreuung, als verrätherische Schlinge weggeworfen, da der Held einem unendlichen Schmerze geheiligt, ein Werkzeug göttlicher Gerechtigkeit geworden ist,

welche zu vollführen ihm doch die Unmittelbarkeit der Leidenschaft und des Entschlusses fehlt, der ohne lange zu fragen den Moment ergreift. Hamlet kommt nicht zum Handeln, weil der Uebergang vom Denken zum Handeln ein irrationaler ist, ein Augenblick, den die Reflexion nicht finden kann; denn jeder Augenblick ist ein Augenblick, jedes Jetzt ein Jetzt. Das sittlich gebotene Pathos der Handlung tritt in Collision mit dem Pathos des reflektirenden Denkens, und dieses ist um so viel stärker, daß es den ganzen Inhalt der Tragödie bestimmt und ihr eben deßwegen eine eigene, von den vorhergehenden ganz verschiedene Sphäre anweist. Nirgends fühlt man so deutlich, wie modern Shakspeare ist, der doch noch so mittelalterlich ist. Der Mond der Romantik steht noch am Himmel, während die Sonne der Aufklärung schon aufgegangen ist: dieß ist die unendliche Gunst seiner historischen Stellung. Kein Dichter der noch ungetheilten Naivetät konnte sagen, was Shakspeare den Hamlet sagen läßt:

Hamlet. Dänemark ist ein Gefängniß.

Rosenkranz. So ist die Welt auch eins.

Hamlet. Ein stattliches, worin es viele Verschläge, Löcher und Kerker gibt. Dänemark ist eines der schlimmsten.

Rosenkranz. Wir denken nicht so davon, mein Prinz.

Hamlet. Nun, so ist es keines für euch. Denn an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu.

So kann nur ein Geist sprechen, dem schon die Bedeutung des Selbstbewußtseins als der absoluten kritischen Macht aufgegangen ist.

Welche große Welt liegt nun vor uns! Von jenem Naturleben des Geistes, wo der sittliche Zweck noch mit Blut und Nerven verwachsen ist, durch den erhabenen Schauplatz, wo die bewußte That weit ausgreifend um das Wohl von Völkern streitet, sind wir aufgestiegen bis in diese Berghöhe, wo die Luft so fein wird, daß die derben Lungen der Handlung nicht mehr in ihr athmen können, wo der Geist einsam in seine Unendlichkeit blickt und den Weg rückwärts in das lärmende Thal nicht mehr finden kann: und diese Welt umfaßt Ein Dichtergenius, und er umfaßt nicht nur sie, sondern gleich mächtig beherrscht er auch die andere Hemisphäre des Lebens, die Welt des Komischen, und auch hier ist nicht seine Grenze, sondern hoch überschauend bindet er beide Hemisphären, die ernste und die komische, in Ein Weltall zusammen, und was ich hier gesprochen, ist kaum ein Anfang, kaum ein schwacher Beitrag, das Bild dieses Unergründlichen zu entwerfen.

Shakſpeare's Hamlet.

In einer Tragödie ist der eigentliche Gegenstand der poetischen Verherrlichung nicht der Held, nicht der Mensch, sondern die Weltordnung, die ihm sein Schicksal bereitet. Freilich wird der wahre Dichter diese zwei Größen nicht äußerlich nebeneinanderstellen, sondern aus den freien Handlungen der Charaktere und ihrer Verschlingung die zuerst verborgene höhere Nothwendigkeit des Schicksals hervorspringen lassen. Die Analyse wird daher immer zuerst bei jenen verweilen, aber nur, um dann zu der Betrachtung der absoluten Größe überzugehen, deren freie und doch blinde Werkzeuge sie sind. So reich die Literatur über Shakspeare's Hamlet ist, sie hat fast immer nur von dem Charakter des tiefsinnigen Jünglings und nebenbei der übrigen Personen gehandelt, nicht oder viel zu wenig von diesem höheren Gesetze. Man hat seit den geistvollen Winken Goethe's, die einen Theil der bekannten Erörterung im Wilhelm Meister bilden, nicht ganz versäumt, auf diese Seite einzugehen, aber es ist bei unentwickelten Ansätzen geblieben. Allerdings gibt es nicht leicht ein Drama, bei welchem wir über dem Helden so leicht vergessen, den Schicksalsgang ausdrücklich ins Auge zu fassen, wie bei diesem. Er ist als Subjekt so bedeutend, die Subjektivität in ihm und

durch ihn so sehr der Vordergrund der Handlung, daß leicht auch das Interesse ein ganz subjektives wird, in psychologischen Fragen sich erschöpft, statt auf das objektive Ganze zu sehen, in welches er hineingestellt ist, in welchem er schuldig wird und durch seine Schuld untergeht. Gerechtfertigt allerdings ist es hiedurch, wenn auch eine Betrachtung, die sich vorsetzt, wesentlich auf das tragische Ganze zu blicken, dießmal länger, als in jedem andern Falle das Werthverhältniß der Theile es zuließe, bei dem Helden verweilt. Und auch dieß erweiterte Maaß werden wir noch überschreiten müssen, weil es gar mancherlei Auffassungen, die ein so verwickelter Stoff wie Hamlets Charakter und Motive gefunden hat, zu berichtigen gibt.

In der That ist es leicht zu begreifen, wie es kommt, daß gerade dieses Drama der Gegenstand so vielfacher, unabsehlicher Erörterungen geworden ist. In keinem seiner Werke ist Shakspeare so geheimnißvoll, als im Hamlet, in keinem hat er so viel verschwiegen, während er so viel sagte, nirgends eine so dialektische Gedankentiefe in den Körper der Handlung so hineingearbeitet und hineinversenkt, nirgends es uns so erschwert, den ersten und unmittelbaren Eindruck in deutliche Begriffe zu übersetzen, wie hier. Man könnte zweifeln, ob dieß ein Lob für den Dichter sei, man könnte bedenklich an Goethe erinnert sein, wie er sich die Hände rieb, als er in sein spätes Altersprodukt, den zweiten Theil Faust, so viel „hineingeheimnisset" hatte, daß „die Leser etwas Hübsches zu rathen bekamen." Und doch ist es nicht so; wenn man sich ernstlich bemüht hat, den tief eingegrabnen Gedankenschatz zu heben, wenn die einzelnen Reflexionen, zu

denen der Dichter uns den Anstoß gibt, durchlaufen und in eine gefüllte Einheit zusammengefaßt sind, so ist man sich bewußt, nur entwickelt, nur zum deutlichen Bewußtsein gebracht zu haben, was bestimmt und sicher im ersten Eindruck eingewickelt lag, also nur in einer Kreislinie bei diesem wieder angekommen zu sein. Man überzeugt sich, daß keine der tiefen Erwägungen, die man anstellen mußte, Wahrheiten enthält, die der Dichter allegorisch neben und hinter die Charaktere und die Handlung gelegt hätte, so daß diese keine wahre Realität besäße, Herz und Gefühl nicht mit der Gewalt der Lebenswahrheit rein menschlich rührte; Alles, aller Ideeninhalt liegt nicht außer, sondern in dem, was erscheint und geschieht, gefällt und erschüttert. Oefters allerdings meint man, der Dichter hätte dem Gesetze der poetischen Verkörperung nichts abgebrochen, wenn er seine Personen, die Hauptperson wenigstens, deutlicher, ausdrücklicher hätte heraussagen lassen, was sie bewegt und quält, vorwärts stößt und hemmt. Man antwortet sich aber, daß alsdann dieser geheimnißvollen Natur ein Bewußtsein über die Tiefen und Schranken der eignen Individualität geliehen wäre, wie es nur der Dichter haben und in uns, die Zuschauer, übertragen kann und soll. Ob jedoch diese Antwort durchgängig ausreicht, wage ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden; es gibt Stellen, wo ich mich skeptisch verhalte, wo ich nicht weiß, ob nicht unbeschadet der ächt poetischen Objektivität einige Worte, Zeilen hätten eingefügt werden können und sollen, um uns mehr Licht über die Zustände und Motive zu geben und uns so die schwere Arbeit der Umsetzung unseres Gefühls in klare Begriffe wesentlich zu erleichtern. Shakspeare ist hier das äußerste

Gegentheil von Schiller. Dieser sagt überall zu viel heraus; wie manches Wort, manchen Monologen hätte er noch eingeschoben, uns einen Hamlet ganz verständlich zu machen! Shakspeare, ganz objektiv, ganz hinter seinem Werke verborgen, sagt so wenig als möglich heraus, hier vielleicht zu wenig. Jener denkt uns zu viel vor, dieser läßt uns viel, sehr viel nachdenken.

Die neuere Kritik ist darin einverstanden, daß Goethe in seiner berühmten Analyse den Charakter Hamlets nicht eben unrichtig, aber nur halb richtig aufgefaßt hat. Hamlet ist allerdings wohl auch ein „schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen," aber er ist gewiß noch mehr, hat noch ganz andere Züge; sogleich der Zusatz: „ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht," gibt über eine nähere Bestimmung zu denken, der er wohl bedürfen werde, und noch mehr die zusammenfassenden Worte: „hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen." Wir werden darauf zu sprechen kommen und sagen zuerst nur allgemein: jeder wird von unserem Helden unmittelbar den Eindruck haben, daß Goethe diese Natur zu einfach, zu schön nimmt. Hamlet ist, das sagt uns Zug für Zug, ein sonderbarer, wunderlicher Kauz, er ist schief gewickelt, er trägt einen Pfahl im Fleische. Die Schauspieler freilich haben sich jene Auffassung, welche noch sehr an den weichen Idealstyl, an die unvertiefte Farbe der Kunst des vorigen Jahrhunderts erinnert, nur zu gut gemerkt, es sagt der Eitelkeit und der Oberflächlichkeit ihrer Mehrzahl zu, das Krause, Faltenreiche und höchst Verschlungene in dem seltsamen Menschen mit blühender Schminke

zu bedecken, den herben nordischen Baß in einen ersten Tenor zu verwandeln.

Das Nächste, was zur Berichtigung dieses Bildes sich aufdrängt, ist Hamlets Melancholie. Goethe sagt, Hamlet sei nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, erst nach dem Tode seines Vaters und der frühen Verbindung seiner Mutter mit dem unwürdigen Oheim werde Trauer und Nachdenken ihm zur schweren Bürde. Aber man frage sich, ob eine helle, heitere, leicht und rasch reagirende Natur bei der ersten harten Erfahrung so ganz in schweren, bleiernen Trübsinn versinken und nur an Selbstmord denken würde? Gewiß nicht; so wird sich nur ein Temperament verhalten, das alle Erfahrungen tief und nachhaltig in sich hereinnimmt, sein ganzes Nervenleben davon ergriffen fühlt, sie schwer, langsam im innersten Seelengrunde bewegt und verarbeitet. Jeder Zug im Anfang und in der Folge, vor und nach der Enthüllung des Geistes predigt den gebornen Melancholiker und Shakspeare hat uns recht einleuchtend gezeigt, wie der rechte Dichter nicht meint, ein Charakterbild zu entfalten, wenn er nur eines Menschen Gesinnungen ausspricht, wie er vielmehr diesen geistigen Kern ganz in die Stimmungsatmosphäre setzt, die ihren Sitz in dem dunkeln Naturgrunde des Individuums hat. Daß Hamlet ein andermal unbedacht wie ein Sanguiniker in Handlung übergeht und daß er nachhaltig grollt wie ein Choleriker, steht mit dem Grundzuge der Melancholie keineswegs in Widerspruch, denn kein Temperament ist ungemischt, jedes enthält einen Ansatz der andern Temperamentsformen und ein Bedürfniß, sich nach ihrer Seite zu ergänzen. Dieß jedoch nur in einzelnen Rucken und Stößen und keines hat

so viel Neigung, stets in die ursprüngliche Lage zurückzukehren, ja die Grundstimmung zu nähren, zu pflegen, sich daran zu weiden, als das melancholische. Shakspeare hat dieß nicht vergessen und man irrt wohl sehr, wenn man z. B. die düstern Betrachtungen Hamlets auf dem Kirchhofe für eine Wahrheitspredigt über die Vergänglichkeit nimmt, womit es dem Dichter direkter Ernst sei. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er selbst zu solchen trüben Contemplationen neigte, namentlich in seiner letzten Periode, die sein Hamlet eröffnet, und es ist allerdings nachzuweisen, daß er mehr von seinem eigenen, innersten Wesen in diesen Charakter gelegt hat, als in irgend einen andern seiner Helden; wir werden einen schlagenden Beweis hievon in dem berühmten Monologe: Sein oder Nichtsein finden. Allein er war auch klar genug, um sich des Krankhaften in solchem Brüten der Schwermuth bewußt zu sein, und er hat diese Klarheit deutlich genug in dem Gang einer Tragödie niedergelegt, in welcher der trübe Tiefsinn vor den Anforderungen der Vernunft und der Wirklichkeit so schlecht besteht. So sind denn diese Betrachtungen pathologisch zu nehmen; sie sind krankhaft, unwahr, sie sind eine verkehrte Gedankenrichtung. Was aus Alexanders des Großen Staub geworden, kann uns sehr gleichgültig sein; es ist nur widerlich, die Phantasie mit dem ekelhaften Bilde abzuquälen, wie der Lehm, worein der Heldenleib verwandelt ist, endlich als Lumpen ein Bierfaß verstopft. Das Leben ist die Wahrheit und an das Vergehen denkt ein gesunder Mensch nur einen Augenblick, um im nächsten zu dem Vorsatz männlicher Thaten fortzueilen, damit er den engen Kreis seines Daseins mit würdigem Inhalt ausfülle. Ein Shakspeare mußte wissen,

daß die wahre Weisheit nicht ist memento mori, sondern memento vivere.

Doch das Temperament ist natürlich noch nicht der ganze Mann. Es mußte so eben schon berührt werden, daß Hamlet seine Melancholie zu pflegen gewohnt ist; dieß führt bereits zum Willen als dem Kerne des Charakters. Ehe wir aber diesen Begriff in seiner Bestimmtheit fassen, muß allgemeiner von der Grundform des geistigen Wesens unseres Helden, von seiner Weltanschauung überhaupt die Rede sein, worin Intelligenz und Wille noch zusammenfällt, von seinem Genius. Hamlet ist ein hoher Geist, er steht auf dem Standpunkte der Idee, er mißt die Wirklichkeit am Bilde des Vollkommenen. Allein er hat den Weg nicht gefunden, sich mit dem Widerspruche zu versöhnen, den diese Messung ergibt. Er verlangt ein direktes Entsprechen und er hat keinen nachhaltigen Trost darüber, daß er es nicht findet. Er ist Idealist. Die angeborne Melancholie zieht aus der geistigen Auffassung, die bei dem Bruche zwischen Idee und Wirklichkeit verweilt, immer neue Nahrung. Dieß erst, der eingewöhnte geistige Standpunkt vereinigt mit dem natürlichen Temperamente, vollendet das Bild des Urvaters jener Stimmung, die in der modernen Zeit auf die Perioden der Sentimentalität und Romantik gefolgt ist, des Weltschmerzes. Dazu gehört allerdings noch die besondere Form des Witzes, der Ironie, der reichen komischen Mittel, welche mit Schmerz und Trauer wunderlich sich mischen; doch diese wesentliche Seite können wir hier noch nicht verfolgen, sie ist zurückzustellen, bis wir die übrigen Faktoren des Charakters beisammen haben. Als Prototyp dieser modernen Gestalt des Geistes, namentlich der

deutschen Art, sich innerlich zu verzehren, hat besonders Gervinus in dem trefflichen Abschnitte über unser Drama den Helden meisterhaft gezeichnet.

Allein wir müssen uns doch sehr hüten, die Krankheitsform des Weltschmerzes in der vollen Ausbildung, wie sie der neueren Zeit angehört, ihm unterzuschieben. Er ist wohl sehr subjektiv, aber nicht in dem Sinne, daß er wie die modernen Helden der Selbstverzehrung und Weltverspottung ganz versäumt hätte, sich selbst zu fragen, ob er etwas Rechtes werth sei, ehe er an die Welt den Maßstab des höchsten Werthes legt; nicht jenen gleicht er, welche an der Schönheit ihrer Qual sich eitel weiden, die interessante Schwermuthfalte über der Stirn und das blasirte Zucken ihrer Lippen im Spiegel besehen und ein Gesicht aushängen, als wollten sie sagen: ihr wundert euch, daß ich mit dieser Enttäuschung im zerrissenen Herzen noch umgehen kann, aber das ist eben die Kunst; Hamlet ist es vor Allem ein Ernst mit sich selbst, er hat die Selbsterkenntniß eines Geistes, der gegen sich selber streng ist. Wie viel er über sich nachgedacht hat, sagen Jedem, der es nicht ohnedieß in jedem Zuge findet, Worte wie die: „einen andern Mann aus dem Grunde kennen hieße sich selber kennen.“ Er lebt in einer ausnehmend schlechten Welt; Hofgeschmeiß, gleisnerischer Schein, Augendienerei, Phrase umgibt ihn von allen Seiten und mit der Feinheit einer falschen Bildung sieht er die Rohheit barbarischer Sitte verbunden. Ein schnödes Verbrechen, Mord seines Vaters, ist aus dieser sittlichen Fäulniß ausgekrochen; er hat es geahnt, Geistesmund enthüllt es ihm; ein Verehrer des Weibs, wie alle auf das menschlich Schöne angelegten Naturen, muß

er die eigene Mutter ihr Geschlecht beschimpfen sehen, indem sie kurz nach dem Tode des herrlichen Gatten im Rausch unwürdiger Leidenschaft einem Manne die Hand gibt, dessen gemeine Natur Hamlet von Anfang durchschaut, in dem er den Mörder zuerst wittert, dann mit Gewißheit sieht und der ihm auch die Krone gestohlen hat. Er hat Recht, eine solche Welt zu verachten, und da es *seine* Welt ist, so wird begreiflich und verzeihlich, daß er den Eindruck des Ekels zu weit ausdehnt und die ganze Welt unter diesem Standpunkt anschaut. Beide, die Höhe seiner Intelligenz und die Sittlichkeit seiner Natur, sind es, die ihm die Schärfe seines Blicks und die strenge Reinheit seines Maßstabs geben. Es ist, wie wenn ihm die Menschen durchsichtig wären, so klar erkennt er durch ihren moralischen Aufputz den faulen Kern, und weil sein Denken und Wollen rein, sittlich schön ist, verachtet er sie von Grunde des Herzens, sind ihm Alle zusammen unerträglich. Wir werden jedoch sehen, wo die Klarheit seiner Selbsterkenntniß und seiner Erkenntniß Anderer ihre Grenze hat.

Es könnte scheinen und es hat den neueren Erklärern großentheils geschienen, man brauche nicht weiter zu suchen, um die Hauptfrage, nämlich warum Hamlet nicht zum Handeln, zur Vollziehung der ihm auferlegten Pflicht der Blutrache kommt, ausreichend zu beantworten. Von *Ulrici* sehen wir ab, der, wie sonst, so auch hier seine Befangenheit in unaufgelösten positiven Religionsbegriffen dem unbefangnen Dichter aufbürden möchte und so, was fadengerad ist, ins Krumme bringt. Hamlet gelange, meint er, eigentlich darum nicht zur That, weil Rache unchristlich ist. „Der natürliche

Mensch in Hamlet spornt ihn an zur That und beschuldigt ihn der Kraftlosigkeit und Feigheit; der christliche Sinn, mehr Gefühl als klares Bewußtsein, hält ihn unwillkührlich zurück." Demgemäß wäre es Hamlets Verdienst, daß er nicht handelt. Man kann reiner die Tragödie nicht umkehren. Daß Blutrache unzweifelhafte, heilige Pflicht sei, ist in ihr schlechthin vorausgesetzt; wer an dieser Voraussetzung rüttelt, hat keinen Anspruch mehr auf ihr Verständniß. — Gewiß einen Theil, aber nicht die ganze Wahrheit spricht man dagegen aus, wenn man Hamlets Zaudern daraus erklärt, daß er seine That ganz rein, ganz gerecht ins Werk gesetzt sehen wolle. Es soll die gründlichste Untersuchung über die Wahrheit der Schuld ihr vorangehen und kein Schatten blinder Leidenschaft, kein Flecken ungerechter Zuthat sie begleiten. Man ist seit der geistreichen Abhandlung von Ed. Gans (Vermischte Schriften Th. 2) gewohnt, den Hamlet die Tragödie der Reflexion zu nennen, und wir werden diesen Begriff weiterhin aufnehmen und festhalten; hier handelt es sich zunächst davon, ob Hamlets Reflektiren wesentlich als ein moralisches zu verstehen sei. Diese Annahme ist besonders von Rötscher (Cyclus dramatischer Charaktere Th. 1) entwickelt; man könnte nach ihr als Motto über unser Drama Goethe's tiefes Wort setzen: „Der Handelnde ist immer gewissenlos, nur der Betrachtende hat Gewissen." Wer absolut rein handeln will, kommt gar nicht zum Handeln. Wir erörtern diese Wahrheit nicht weiter und bemühen uns nicht, das Paradoxe, was für den ordinären Verstand in Goethe's Satze liegt, gegen seichte Bedenken zu schützen. Goethe selbst hat die Einsicht in das Wesen der Betrachtung, die er hier ausgesprochen,

nicht auf Hamlet angewandt, nach ihm ist der Held nur überhaupt zu weich für eine blutige That. Von dieser Goethischen Auffassung hat sich nun die ebengenannte ausdrücklicher ethisch gewendete um einen Schritt nach der Seite des Activen, Energischen, Positiven entfernt; es ist nicht einfach ein Nichtkönnen aus allzuviel Zartheit, sondern ein innerer Act, der an sich aus sittlicher Stärke kommt, was nach ihr den Hamlet vom Handeln abhält. Dennoch verknüpfen sich beide durch den Begriff der schönen, idealen Menschlichkeit, der allzu empfindlichen Reinlichkeit des sittlichen Gefühls. Es fehlt nun allerdings nicht an Zügen, welche für diese Erklärung sprechen. Daß Hamlet die Aussage eines Dritten, obwohl es ein Geist ist, sich nicht genügen läßt, daß er für möglich hält, es sei ein höllischer Dämon, daß er den Angeklagten selbst überführen will und auf gewisse Art wirklich überführt, da den König bei dem Anblick des Schauspiels sein Gewissen verräth: dieß scheinen eben so viele Beweise für ein rein moralisches Motiv seiner Unterlassung. Daß Hamlet auch nach dieser Art von Ueberführung nichts thut, seinen Zweck zu verfolgen, darüber kann sich die Auffassung, von welcher die Rede ist, immerhin mit einem Scheine von Recht hinweghelfen. Sie wird sagen, das sei eben nur ein weiterer Beleg für ihre Ansicht, denn der Mann des sittlichen Scrupels werde naturgemäß seine Bedenken über den Punkt hinaus fortführen, den er zunächst als ihre Grenze gesetzt habe; die moralische Reflexion und die mit ihr verbundene Weichheit des Gefühls könne, wo nicht ein rettendes, unbedingt vorwärts stoßendes Moment von außen hinzutrete, ihrer Natur nach überhaupt kein Ende finden, weil die Leidenschaft und

Gewaltsamkeit, welche sie scheut, von der That schlechthin nicht zu trennen ist; sie setze daher immer neue Vorbedingungen in infinitum. So werde denn Hamlet, nachdem eine Art von Ueberführung ihm gelungen sei, daran sich nicht genügen lassen, sondern eine noch förmlichere für nöthig erachten, und wenn er diese selbst erreicht hätte, wiederum eine, und so fort.

Daß nun bei Hamlets Zaudern die Idee der Gerechtigkeit mit im Spiele ist und daß ihm etwas vorschwebt von einer Form des Verfahrens, welche auf diese Idee sich gründet, ist gewiß richtig und ein ganz wesentlicher Punkt, mit dem wir uns sofort nachdrücklich zu beschäftigen haben. Allein dieses ethische Absehen ist sicherlich nicht das einzige, nicht das innerste Motiv, nicht das Princip, worauf Hamlets Zaudern beruht. Hamlet ist Idealist im allgemeineren Sinne des Worts, nicht Idealist der Gerechtigkeit, der äußersten Reinhaltung seiner That. Man muß das Wort Idealist in sehr weiter und unbestimmter Bedeutung nehmen, jeden besonderen Begriff des Edeln, Schönen davon fernhalten, wenn man es auf den innersten Grund seiner fortdauernden Unterlassung bezieht. Zunächst weisen wir nur auf jene Monologen hin, worin er sich keineswegs zu großen Edelsinn, zu zarte Gewissenhaftigkeit, sondern Mangel an Leidenschaft und vor Allem einen bangen Zweifel vorwirft, der zu genau bedenkt den Ausgang. Nicht, wenigstens gewiß nicht allein die Frage der moralischen Vorbedingungen, sondern die Frage des Gelingens und der Folgen ist es, die er nach dieser Selbstbeschuldigung zu genau erwägt. Bedenklichkeit und übertriebene Gewissenhaftigkeit sind zweierlei. Bedenklichkeit

ist freilich noch eine oberflächliche Bezeichnung; wir wollen zunächst sagen: pures Denken, Reflexion überhaupt, nicht specifisch moralische Reflexion. Darauf werden wir denn zurückkommen. Vorerst geben wir der Auslegung, die Hamlets Aufschub aus der Gewissenhaftigkeit einer edeln, contemplativen Natur erklärt, in einem veränderten Sinne Recht. Es schwebt Hamlet, so scheint es uns, ein Begriff der Gerechtigkeit vor, der einigen Aufschub der rächenden That mit sich bringt, und zwar mit gutem Grunde; es ist ein vernünftiger, geforderter Begriff, der nichts Unmögliches, kein unendliches Hinausziehen, sondern nur gewisse Schwierigkeiten bedingt, die mit einiger Entschlossenheit, praktischen Besonnenheit und dem nöthigen Muthe in kurzer Zeit überwunden werden könnten. Man erkennt den Unterschied dieser Auffassung von jener, welche das ganze Zaudern aus sittlichem Idealismus ableitet. Nach der letzteren liegt die ganze Schuld Hamlets in der Einseitigkeit seiner allzugewissenhaften ethischen Betrachtung: nach der unsrigen ist es nur gut und recht, daß er aus einem ethischen Motive, einer Anwendung der Idee der Gerechtigkeit anfänglich zögert, seine Schuld aber liegt da, wo das Zögen über das hiedurch gerechtfertigte Maß hinausgeht, sein Fehler ist, daß ein ganz begründetes moralisches Bedenken ihn viel zu lang, bis zum äußersten Moment aufhält, richtiger, daß er die Vorbereitungen nicht trifft, nicht beschleunigt, die dadurch gefordert sind; und daß er dieß unterläßt, das hat seinen Grund nicht mehr in moralischen Bedenken, sondern in einer Bedenklichkeit allgemeinerer Art, die wir erst angedeutet haben, um sie nachher bestimmter zu beleuchten. Hinzufügen kann man noch, es

liege eine weitere Schuld Hamlets darin, daß er sich von den Maßregeln, welche zu ergreifen ihm sein sittliches Bedenken gebietet, keineswegs einen deutlichen Begriff macht, weder den Zweck, noch die Mittel klar denkt. Wir erklären uns näher. Dem Hamlet schwebt vor, daß die Anklage gegen den König durch ein Gespenst nicht genügt, daß seine, Hamlets, im Rücken des Angeklagten gewonnene Ueberzeugung von dessen Schuld nicht hinreicht, daß vor der Vollziehung der Rache oder Strafe etwas eintreten muß, was irgendwie der Form eines gerichtlichen Actes sich nähert. Am Lichte des Tages sollte der Mörder wo nicht zu einem eigentlichen Geständniß gezwungen, doch irgendwie überwiesen werden, es sollte etwas geschehen, was versammelte Personen von seiner Schuld überzeugt. Nicht überfallen soll er werden, wenn er wehrlos ist, sondern offen vor der Welt soll er angeklagt, und wenn er schuldbewußt verstummt oder stammelnd gesteht, soll das Schwert als ein Schwert des Richters, nicht des Mörders gegen ihn gezückt werden. Dabei hat Hamlet auch seinen eigenen Ruf im Auge, er will die That so ausführen, daß er selbst zugleich öffentlich gerechtfertigt ist. Er müßte nun augenblicklich in allem Geheimniß eine Untersuchung einleiten; der Mord ist heimlich geschehen, aber es wäre nicht unmöglich, Indizien, Beweise zu sammeln; er müßte sich einen Anhang bilden, bewaffnen, eine Scene veranstalten, wo bei umstellten Thüren vor einer Versammlung von Zeugen dem König die Anklage ins Gesicht geschleudert und dann die Blutrache vollzogen würde. Das wäre Alles sehr schwierig, aber gewiß nicht mißlicher, als was Hamlet wirklich thut, da er statt dessen die Maske eines Wahnsinnigen

anlegt. Es käme nur darauf an, Zweck und Mittel klar zu denken, und eben die letztere Wahl beweist, daß er sie nicht klar denkt. Der volle Beleg unserer Ansicht ist dem weiteren Zusammenhang vorbehalten; für jetzt betrachten wir nur einige Momente der Handlung, welche den Beweis für ein Zaudern aus moralischen Bedenken, aus einem Motive der Gerechtigkeit enthalten, welche daher von jener Auffassung in Anspruch genommen sind, die Hamlets ganzes Zaudern bloß aus dieser Quelle ableitet, während wir nachzuweisen suchen, daß sie vielmehr für unsere Ansicht sprechen, welche diesem Motive nur eine theilweise Geltung zuerkennt, nicht aber die innerste letzte Quelle des Aufschubs in ihm findet. Es handelt sich zuerst von Hamlets Zweifel über die Erscheinung und Aussage des Geistes und es fragt sich, ob dieser Zweifel wirklich der Ausdruck einer Gewissenhaftigkeit sei, die dem Hamlet ein den Schuldigen erst überweisendes Verfahren zur Pflicht macht. Es ist eine der psychologisch schwierigen Stellen in unserem Drama, über die man mit einer einfachen Erklärung nicht hinwegkommt; es schwebt ein Zwielicht darüber, das Shakspeare gewiß absichtlich nicht ganz aufgehellt hat. Zunächst ist man geneigt, anzunehmen, daß es einem so philosophischen Geiste wie Hamlet unmöglich rechter Ernst sein könne, wenn er besorgt, der Geist, der ihm erschienen, könnte auch ein Teufel sein, der seine Melancholie benütze, ihn mit lockender Verkleidung zu täuschen; man gelangt dann zu dem Schlusse, er sage sich dieß nur so vor, um seine Abneigung gegen entschlossenes Handeln vor sich zu bemänteln; hiemit würde also dieser Zweifel keineswegs aus Gewissenhaftigkeit, weder aus allzugroßer, noch aus gesunder

und wohlbegründeter, hervorgehen. Das Abergläubische der Vorstellung für sich genommen kann jedoch die Annahme nicht begründen, es sei Hamlet mit dem Zweifel nicht Ernst. So gut der Dichter einen Geist erscheinen läßt, ebenso gut kann er uns auch zumuthen, zu glauben, daß ein sehr hell denkender Mensch ernstlich befürchte, von einem Teufel getäuscht zu sein. Wo es Geister gibt, gibt es auch Teufel und der Gescheuteste, vollends wenn er Melancholiker ist, kann in die Phantasie verfallen, ein Geist sei ein verkappter Teufel. Es ist eben ein Zweifel an dem, was unmittelbar vorliegt, und die Teufelsvorstellung nur das Gewand der Zeitbegriffe, in die er sich kleidet. Zweifel: d. h. Zweifel, ob genügender Beweis vorhanden sei. Neigung zum Zweifel überhaupt liegt so gewiß im Hintergrunde, als sie von Hamlets Natur unzertrennlich ist, im Vordergrund aber liegt dieser bestimmte Zweifel und dieser ist nicht zu tadeln. Das beweist der Schluß des Monologs: „ich will Grund, der sichrer ist. Das Schauspiel sei die Schlinge, worein den König sein Bewußtsein bringe." (I'll have grounds more relative than this: the play's the thing, wherein i'll catch the conscience of the king.) Nun unterdrücken wir noch jede Erörterung darüber, ob dieß Mittel zweckmäßig sei; es ist sonderbar, und wir haben anderswo einen so seltsamen Einfall aus Hamlets eigenthümlichen Neigungen abzuleiten, allein Hamlet erreicht etwas und nicht wenig. Der König verräth sich durch ängstliche Fragen, steht auf, ruft nach Licht, bricht auf, eilt hinweg mit allen Zeichen des Schuldbewußtseins. Das ist ja ein Moment, wie Hamlet ihn wünschen muß; die Zeugen sind da, er lasse ihn nicht entrinnen, er spreche mit furchtbarer

Kraft die Anklage gegen ihn aus, der Schuldbewußte wird in seiner Verwirrung stumm dastehen und nun mag er ihn niederstoßen. Man mag etwa zu Hamlets Gunsten sagen, die hier erreichte Wirkung sei streng genommen doch noch nicht genügend, sein Begriff von Gerechtigkeit verlange mehr, als gewisse physiognomische Erscheinungen des bösen Gewissens, die den Anwesenden nicht klar, nicht überzeugend genug sein können; es ist sehr viel zugegeben, wenn man es einräumt, aber es sei: so müßte man fordern, daß Hamlet, auf dem Gewonnenen rasch fortbauend, sich bemühe, schlagendere Zeugnisse und einen bewaffneten Anhang zur Vollführung seines Zwecks zu sammeln. Das thut er nicht; er freut sich, er frohlockt, als wäre gehandelt, wo nur ein geistiger Effekt erreicht ist; der psychologische Triumph ist ihm ein Ersatz für den praktischen, der künstlerische für den thatsächlichen, das Ueberführen, das dem Richten vorangehen soll, ein Surrogat für das Richten. Oben haben wir gesagt, die moralisch idealistische Ansicht könne für sich anführen, daß die allzuzarte Gewissenhaftigkeit ihre Bedenken in infinitum fortsetze: gut, so müßte Hamlet sogleich auf neue, striktere Mittel sinnen und dann auch diese verwerfen. Er sinnt nicht darauf und er hat also auch nichts zu verwerfen: daraus folgt, daß die Einrede nicht begründet, daß die Unterlassung auf diesem Punkte nicht in Gewissenhaftigkeit, nicht in Bedenklichkeit aus allzuängstlichem Rechtsbewußtsein und moralischem Idealismus, sondern in Bedenklichkeit jener allgemeinern Art ihren Grund hat, deren nähere Betrachtung wir, wie gesagt, jetzt noch zurückstellen. Nun folgt der Moment, wo er den König betend findet; die Gelegenheit wird so günstig nicht wieder-

kehren und er benützt sie nicht. Es fragt sich, aus welchem Motive. Hamlet sagt sich: nicht grausam genug wäre es, wenn er den Schuldigen jetzt niederstieße; sein Vater sei ermordet im Schlafe nach Tisch, im Zustande sinnlichen Vegetirens; das wäre nicht Rache, wenn der Mörder dafür im Zustande der Reue und Andacht, die ihm den Himmel öffne, dahingesandt würde; schrecklicher will er sein Schwert zücken: im Rausch, in der Wollust, im Doppeln, Fluchen oder anderem heillosem Thun will er ihn überfallen und niederstoßen, daß er gen Himmel die Ferse bäumt und seine schwarze Seele zur Hölle fährt. Diejenigen, die einen sittlichen Idealismus, welcher die That durchaus gerecht und rein durchführen will, als die wahre und ausreichende Quelle von Hamlets Zaudern ansehen, werden wahrlich den Begriff von Gerechtigkeit, den Hamlet hier ausspricht, nicht für ihre Erklärung benützen, denn das ist ja Gerechtigkeit im Sinne der härtesten, buchstäblichen Wiedervergeltung. Allein etwas Anderes können sie vorbringen. Es ist nicht wahr, daß Hamlet so grausam ist, er macht es sich nur vor, um es vor sich selbst zu beschönigen, daß er auch jetzt sich nicht zur That entschließen kann. Sie dürfen hinzusetzen: Nerven- und Phantasiemenschen lieben solche Bilder des Wilden und Gräßlichen, sie sind Wütheriche in der Vorstellung, in der Wirklichkeit ist es damit so gefährlich nicht; Hamlet ist ein um so blutigerer Rächer in Gedanken, je weniger er es in der That ist. Auch diese Seite ist von Gervinus, der übrigens damit nicht der besprochenen Ansicht dienen will, sehr richtig erkannt und gezeichnet. In diese offene Stelle des Wortlauts kann man nun eindringen, um hinter demselben

sein gerades Gegentheil zu suchen. Man mag dann sagen: die innerste Stimme in Hamlets Brust, wie wir ihn aus dem ganzen Drama kennen, spricht offenbar ganz anders; sie flüstert ihm zu: die Probe mit dem Schauspiel war doch nicht genügend und wäre sie es auch gewesen, der Schuldige soll nicht meuchelmörderisch im Augenblicke des Betens überfallen, neue, schlagendere Beweise müssen gegen ihn gesammelt und dann muß er offen, von vorn angegriffen und vernichtet werden. Es ist sehr gewagt, anzunehmen, daß Shakspeare es so gemeint habe; wir wollen es dennoch nicht schlechthin abweisen, wiewohl es uns scheint, nicht dieß bestimmte Rechtsbedenken, sondern der allgemeine, unbestimmte Zaudergeist, ein dunkles Convolut von Zweifeln, das seinen Grund in einer innern, naturnothwendigen Schranke des Mannes hat, sei in diesem Augenblick das hemmende Motiv. Ein zulänglicher Beweis, daß Hamlet aus Gewissens- und Rechtsbedenken zaudert, liegt jedenfalls nur in dem besprochenen früheren Monolog; dieser aber genügt und wir können nun feststellen: es bleibt von der Ansicht, deren Richtigkeit im Ganzen wir bekämpfen, so viel stehen, daß Hamlet auch, daß er eine Zeit lang von einem Sinne der Gerechtigkeit zurückgehalten wird; von dem letzten Moment an, da er im Anblick des betenden Königs so furchtbare Vorsätze faßt, thut er aber gar nichts mehr, um Anstalten in diesem Sinne zu treffen, von da an jedenfalls ist das Motiv seiner Unterlassung jene Krankheit der Reflexion überhaupt, die wir noch nicht näher erörtern. Es mag ihm auch weiterhin neben dem tiefer liegenden innern Hinderniß vorschweben, daß irgend etwas Evidentes noch von außen eintreten müsse, ehe

er handelt, und dieß ist in der That unsere Ansicht, aber hiebei verhält er sich von jenem Zeitpunkt an passiv, er wartet; und daß er nur wartet, das hat seinen Grund eben wieder in seinem bedenklichen Naturell überhaupt. Da aber seine Schuld, wenn neben der reinen, unbestimmt allgemeinen Reflexion eine sittliche Reflexion, zuerst aktiv vorschreitend, dann passiv wartend ihn hemmt und hinhält, nun verwickelter, entschuldbarer erscheint, so wird vielleicht das Schicksal ihn werth finden, die sehr schwere Arbeit der völligen Ueberweisung des Verbrechers ihm dadurch abzunehmen, daß der König durch ein neues, unzweifelhaftes, klar bezeugtes Verbrechen, das mit seinem ersten in Zusammenhang steht, als der Bösewicht sich entlarvt, der offenbar auch des ersten Verbrechens fähig war, und daß es dem armen Zaudernden Alles zur Vollstreckung bereit legt. Die Schuld im Zaudern wird sich dann an Hamlet vielleicht dadurch bestrafen, daß dieß neue Verbrechen ihn selbst vernichtet, das Richtige und Sittliche im Zuwarten wird vielleicht im Gelingen eines öffentlichen, klaren, nicht meuchelmörderischen Aktes der Rache, vielmehr des Gerichtes seinen Lohn finden.

Hiemit haben wir den wichtigeren Theil unsrer Erörterung, der Schicksalsfrage, vorbereitet; wir treten nun auf den Punkt zurück, wo wir für jetzt stehen: unser Zusammenhang ist eigentlich der, daß wir auf dem Wege der Widerlegung anderer Ansichten die wahre, zureichende Erklärung von Hamlets Zaudern suchen, die wir nur vorläufig in ungefähren Bezeichnungen angedeutet haben, und das Resultat des Bisherigen, daß die besprochne Ansicht nicht falsch, wohl aber nicht ausreichend sei; dieß fassen wir noch einmal mit

den Worten zusammen: Hamlet thut Recht, daß er erst Vorbereitungen treffen will, um den König in einer der Gerechtigkeit genügenden Form zu bestrafen: soweit reflektirt er mit gutem Grunde moralisch; er thut sehr Unrecht, daß er auch zu diesen Vorbereitungen nicht gelangt, daß er nicht eilt, die erste, ihm wohl noch ungenügende, zu verbessern, und daran ist nicht, wenigstens gewiß nicht allein specifisch moralische Reflexion, nicht Ueberfluß an Gewissenhaftigkeit, nicht die Idealität einer contemplativen Natur schuldig, die ihre That ganz rein von jedem Schatten der Uebereilung und Ungerechtigkeit halten will.

Auf dem Wege zur näheren Erörterung und Erhärtung der innersten Ursache von Hamlets Unthätigkeit liegen uns noch gewisse Auffassungen, die bereits mehr ins Weite gehen, wiewohl sie das Hemmende in seiner Natur immer noch zu ideal nehmen. Eine Abhandlung im Morgenblatt von H. M. Zaubitz (Febr. 1859) findet (wenn wir sie recht verstanden haben) den Grund von Hamlets Unthätigkeit darin, daß er in der Bestrafung des Königs eine einzelne That sieht, wodurch er den Geist des hohlen Scheins und der Lüge, der die ganze Welt ringsum durchdringt, ja doch nicht besiegen, nicht die Wahrheit, Gerechtigkeit, alles Gute und Edle zur Herrschaft erheben könnte, daß er schließlich die Nichtigkeit und den Schein alles Endlichen zu gründlich durchschaut, um zu meinen, er könne durch Rächung eines Verbrechens eine neue sittliche Welt schaffen. Entfernt mag man auch davon etwas zwischen den Zeilen lesen. Tiefe, geistige, ideale Naturen erlahmen leicht im Handeln, weil sie die Welt nicht auf einmal, nicht die ganze Welt nach ihrem Ideal umbauen

können; es ist ihnen nicht der Mühe werth, im Einzelnen zu arbeiten und zu bessern, und das Ganze läßt sich nicht in die Hand nehmen. Allein diese ganz in's Allgemeine, Universale gehende Erklärung muß man, wenn sie denn eine Geltung haben soll, streng in den Hintergrund stellen; im Vordergrunde steht es so, daß Hamlet mit glühendem Verlangen auf die eine That sich hinspannt und ganz mit sich zufrieden wäre, wenn er nur so viel Entschluß zusammenbringen könnte, sie zu vollziehen, ohne irgend weiter zu fragen, um wie viel die Welt im Ganzen dadurch vollkommener würde. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß er, wenn er ihr Gelingen überlebte, nun doch wieder unzufrieden würde, indem er sich recht handgreiflich überzeugte, daß die Welt im Großen doch geblieben ist, wie sie war, allein für jetzt ist sein Bewußtsein ganz auf das Eine gerichtet. Man überspringt völlig die Bestimmtheit des nächsten Inhalts, wenn man in solchen Fernen verweilt. — Näher kommt man dem richtigen Mittelpunkte, wenn man sagt, Hamlet wolle ganz frei, ganz aus dem Elemente des Gedankens die Welt formen, die ihm auferlegte That einleiten, ihre Ausführung beherrschen; er verachte es, sich irgend vom Zufalle leiten zu lassen. Ulrici und Rötscher nehmen auch diese Wendung, die von derjenigen, welche sie voranstellen und welche wir schon beurtheilt haben, bei aller nahen Verwandtschaft sich doch merklich unterscheidet. Die angenommene moralische Reflexion gieng mehr auf die That und diejenigen, die sie trifft; hier wird ein neuer Begriff eingeführt, der des innern Freiheitsstolzes, der sich auf die eigne Person des Handelnden bezieht, die sich im Uebergange zur That das volle Selbst-

bewußtsein des denkenden Beisichseins bewahren will. Einklang der innern Freiheit, die im Denken wurzelt, mit den handelnden Kräften muß einer Natur wie Hamlet gewiß als höchstes Ziel vorschweben, doch auch dieß ist offenbar nur Hintergrund, im Vordergrunde seines Bewußtseins wäre ja Hamlet, wir wiederholen es, ganz glücklich, wenn er nur so viel blinde Stoßkraft des Affekts erschwingen könnte, um aus dem Elemente des Denkens, das er rein als Qual fühlt, herauszutreten. Allerdings regt sich etwas von stolzem Eigensinn gegen Zufall und Stunde in unserem Helden. Naturen, wie wir Hamlet erst noch näher werden kennen lernen, sind folgerichtig mit einer eigenthümlichen selbstquälerischen Sprödigkeit gegen die Gunst des Momentes gestraft. Ganz gewiß flüstert in dem Augenblick, da Hamlet den König betend findet, da Alles beisammen ist, was er beisammen wünscht, hinter dem, was er sich deutlich sagt, noch eine Stimme des Eigensinns: jetzt erst nicht! Der Hypochonder, im weiteren, geistigeren Sinne des Worts, jagt mit allen Wünschen seiner Seele nach einem ersehnten Ziel: es ist da und nun —? Fortuna, die Kokette, die so lange mit ihrer Gunst gegeizt und sich gesperrt hat, wer weiß, was sie für Tücke sinnt, wenn sie plötzlich die Schäferstunde zusagt — also: jetzt gerade erst nicht! Und nachher? Die Haare möchte er sich ausraufen! Dieser Eigensinn mag nun immerhin ein weitläufiger Verwandter des schönen, hohen Männerstolzes sein, der seine Erfolge ganz rein sich selbst verdanken will, aber weit näher gewiß ist er mit einem Geiste verwandt, der mit Schönem und Hohem oder Unschönem und Niedrigem an sich gar nichts zu thun hat, einem

Zuge, einer Verwicklung der Kräfte, die eben überhaupt vom Handeln abführt und deren richtiges Verständniß wir immer noch erst suchen. Und diese Verwicklung macht Hamlet unglücklich, sein ganzes Fühlen und Wollen strebt dagegen, strebt zur That. Hamlets Nichtsthun und Nichtergreifen des Moments wird also auch bei dieser Auffassung immer noch zu sehr ethisch-ästhetisch, in gewissem Sinne zu edel, zu schön genommen. Wir haben uns mit diesen Standpunkten zwar Schritt für Schritt von Goethe's allzuweicher Auffassung entfernt, Hamlet ist uns mehr, als eine schöne, er ist uns eine sittlich-strenge und eine scharf, straff und tief denkende Natur geworden, die Melancholie, die Pflege weicher brütender Empfindungen, von der wir ausgingen, ist nur die weiche Gefühlshülle dieses kräftigen, männlichen Kerns. Und dieser Kern drängt mit aller Gewalt nach dem Handeln. Allein wir haben noch nicht das Innerste, noch nicht den Punkt gefunden, wo in diesem Kerne doch die Krankheit liegt, aus welcher auch der so eben zugegebne Eigensinn fließt. Es hat sich uns noch nicht der rechte Begriff für ein Element ergeben, das wir mit der Sprache des unmittelbaren Eindrucks als eine zersetzende, ätzende Säure bezeichnen müssen recht im Widerspruch mit aller nur schönseligen Auffassung des ganzen Mannes. Ein Idealist wird er uns immer bleiben, aber sehr harte Kanten, Dorne und klaffende Risse werden sich am Stamme der idealistischen Wurzel zeigen. Indem wir nun für dieses herbe Element nach dem rechten unbildlichen Ausdruck uns umsehen, müssen wir vorerst gewisse Züge hervorheben, welche jenem Bilde einer menschlich schönen, edeln, beschaulichen, kunstliebenden Natur so schnur-

stracks entgegenstehen, daß es sogar scheint, wir müssen es überhaupt aufgeben, ihn als einen Idealisten anzusehen, ja daß wir in Versuchung gerathen könnten, uns zu den Wenigen zu schlagen, die im vollen Widerspruch mit der allgemeinen Ansicht unsern Helden als eine ganz praktische, politische, nur in ihren Anschlägen zu weit ausholende, zu tief minirende Natur auffassen. Wir werden dieser Versuchung nicht weichen, aber wahr ist es, daß der Schein stark ist.

Shakspeare hat es gewagt, einen wesentlich retardirenden Helden zum Mittelpunkt eines Drama's zu machen. Man findet den Grund des Gelingens dieser Kühnheit gewöhnlich darin, daß, je mehr der Held retardirt, desto mehr die umgebende Welt schiebt, drängt und so am Ende den Hemmenden, indem sie ihn vernichtet, dennoch an's Ziel drückt. Dieß ist auch gewiß das eine, große Hauptmoment, wodurch eine Tragödie mit einem durchaus zaudernden Helden möglich wurde; es ist wie eine furchtbare Schraube, die sich enger und enger eindreht und den Unthätigen mit dem letzten Drucke zur Reaktion nöthigt, wo denn der Geschraubte und die Schraube, Alles miteinander zusammenkracht und zerbricht. Es ist wie eine entsetzliche Maschine, worin die Kammräder, die in entgegengesetzter Richtung laufen, dennoch ineinander greifend den Gang des Schicksals in gemessenem Fortschritt auswirken. Allein dieß ist nicht Alles; auch so wäre ein stets retardirender Held noch undramatisch. Shakspeare hat noch einen andern Weg eingeschlagen, ein Drama aus so ungewöhnlichen Bestandtheilen zu fügen. Er hat seinem Helden den höchsten Grad von Feuer und Kraft

gegeben, welcher möglich ist, ohne ihn aus seiner retardirenden Bahn zu entfernen. Sieht man sich den Mann genauer an, so erblickt man eine zornige, heftige, in rauhen Stößen sich entladende, harte, im Grimme gelegentlich sogar boshafte Natur. Hamlet ist ein Vulkan, nur daß er, wie wir freilich sehen werden, nach innen speit, statt nach außen; nach außen wirft er nur neckende, bunte Lichter, Funken des Witzes, freilich auch grelle Blitze und von Zeit zu Zeit bricht der verderbliche Lavastrom hervor und wirkt vernichtend auf einzelnen Stellen, während immerfort das innere Grollen und Wühlen vernommen wird, das uns sagt, daß der eigentliche Ausbruch den Weg nicht finden kann.

Vorerst muß gegen Goethe gesagt werden, daß es Hamlet nicht an Tapferkeit, nicht an dem fehlt, was „die sinnliche Stärke des Helden" macht. Der äußern Gestalt nach dürfen wir ihn uns allerdings nicht als einen gewaltigen Mann vorstellen, sonst würde er sich nicht so ironisch mit Herkules vergleichen. Aber man kann tapfer sein, ohne physisch stark zu sein, und Hamlet ist es nicht nur nach dem Zeugniß der Ophelia („des Kriegers Arm"), sondern auch nach dem Zeugnisse der That, da er Allen voran sich auf ein geentertes Piratenschiff wirft (Act 4, Auftr. 6). Man mag immerhin annehmen, daß er als eine der feinen, geistigen, nervösen Naturen, wie wir ihn übrigens doch einmal kennen, nicht die angeborne, kaltblütige Tapferkeit besitzt; er wird vorher aufgeregt, seine Phantasie wird in Feuer sein müssen, es wird nicht ohne Herzklopfen abgehen, aber genug, im Resultat ist er tapfer. Vollends in ganz ungewöhnlichem Grade da, wo gegen den ersten Schauer und die Schrecken

einer lebendigen Phantasie eine großartige Spannung des innersten Menschen die idealen Kräfte aufruft, wie bei der Erscheinung des Geistes. Da ist er denn aber auch großartig tapfer und spricht, ehe er dem Gespenst an einen einsamen Ort folgt, das erhabne Wort: „Was wäre da zu fürchten? Mein Leben acht' ich keiner Nadel werth und meine Seele, kann es der was thun, die ein unsterblich Ding ist wie es selbst?" Inzwischen wenn wir zugeben, daß Hamlet zu den Menschen gehört, die nicht mit kaltem Blut, nicht mit ruhigem Pulse tapfer sind, so ist es immer noch möglich, daß bei seinem Zaudern in Ausführung der großen Aufgabe, die der Geist ihm in die Seele legt, irgendwie doch auch ein Mangel an Muth in's Spiel komme. Wer in der Weise nervöser Menschen tapfer ist, ist nicht immer tapfer; so wären wir trotz der ungeläugneten Tapferkeit von dem Bilde eines menschlich schön und weich gearteten Hamlet doch noch nicht so weit abgekommen, als wir davon abkommen wollen und müssen.

Es ist noch ein anderer Zug da, der uns erst recht in die innern Klüfte und Widersprüche dieses Menschen einführt: Hamlet zeigt sich bei mehrern Anlässen außerordentlich hart. Daß er den Polonius niedersticht, gehört natürlich nicht unter die Belege hiefür, denn er glaubt, den König zu durchbohren, aber wer, der sich von Hamlet die Vorstellung eines weichen, edlen Melancholikers gebildet hat, würde nicht erwarten, daß er den Fehlstoß bei dem Anblick seiner Leiche tief beklagte? Er sagt zwar: „für diesen Herrn thut es mir leid; der Himmel hat gewollt, um mich durch dieß und dieß durch mich zu strafen, daß ich ihm Diener muß und Geißel

sein;“ der zweite Theil dieser Aeußerung wird uns weiterhin für das rechte Verständniß sehr wichtig werden, aber daß es mit dem Bedauern im ersten Theile nicht weit her ist, beweist wahrlich das spätere Wort: „der Mann packt mir 'ne Last auf; ich will den Wanst in's nächste Zimmer schleppen. — Der Rathsherr da ist jetzt sehr still, geheim und ernst fürwahr, der sonst ein schelm'scher, alter Schwätzer war,“ und man mag sich fragen, ob ein gefühlvoller Mensch den Leichnam des Greises, den er aus Irrthum ermordet hat, des Vaters der Geliebten mit eigenen Armen fähig wäre fortzuschleppen, um ihn der Nase des Königs als schreckendes, mahnendes Zeichen nahe zu bringen. Das Ganze dieses Benehmens ist so ungeheuer herb und wild, daß man sich fragen kann, ob Shakspeare nicht gut gethan hätte, den Einklang mit dem menschlich Schönen und Guten, was doch neben der Härte erhalten bleiben soll, durch einige, nur wenigstens etwas gefühltere Worte festzuhalten. Neben der Härte: denn wir wollen durchaus nicht sagen, daß diese wegzuwünschen wäre. — Dann die Ueberlistung, wodurch Rosenkranz und Güldenstern an's Messer geliefert werden! Gervinus nimmt entschieden an, daß diese um den mörderischen Inhalt ihres Begleitschreibens nicht gewußt haben. Shakspeare gibt uns (— und es ist dieß doch wohl ein Fehler —) über diesen Punkt kein ausdrückliches Licht. Hätte er jedoch irgend eine Absicht gehabt, seinen Helden ganz als einen weichen und gefühlvollen Menschen zu zeichnen, so hätte er jedenfalls gewiß nicht versäumt, auszusprechen und stark zu betonen, daß die beiden Begleiter um den Inhalt des Uriasbriefs vielmehr allerdings gewußt hatten, also kein Mitleid

verdienten. Davon ist er weit entfernt, er denkt nicht daran, Hamlets entschlossene List, wodurch er den tödtlichen Schlag auf diese ableitet, und seinen völligen Mangel an Mitleid mit ihrem Loose dadurch zu entschuldigen, daß er uns sagt, sie seien Mitwisser, also Mitschuldige am Mordplane des Königs gewesen. Und so folgt freilich indirekt, daß sie es auch wirklich nicht sind. Könnte nun auch eine durchaus humane Persönlichkeit im Drange der Nothwehr immerhin einmal auf solche Weise zwei Menschenleben an die eigene Rettung rücken, so würden wir gewiß nachher wenigstens Worte des innigen Bedauerns über eine so harte Nothwendigkeit vernehmen. Horatio, der einfach brave Mann, zeigt mehr Mitleid, als Hamlet; „und Güldenstern und Rosenkranz geh'n drauf" sagt er. Hamlet hat nichts zu antworten, als: „ei, Freund, sie buhlten ja um dieß Geschäft, sie rühren mein Gewissen nicht; ihr Fall entspringt aus ihrer eignen Einmischung. 's ist mißlich, wenn die schlechtere Natur sich zwischen die entbrannten Degenspitzen von mächtigen Gegnern stellt." Gervinus sieht in allen diesen Zügen eine bereits eingetretne Verwilderung von Hamlets Charakter; er habe sich im innern Zwiespalte zwischen Sollen und nicht Wollen so lang abgearbeitet und zerrieben, daß seine ursprünglich edle Natur aus den Fugen gegangen sei, daß er hinterlistig, heimtückisch, boshaft, grausam werde wie sein Todfeind. Ich kann diese Ansicht nicht theilen. Hamlet wird wohl immer gereizter, verstörter, aber nicht schlecht. Die letzten Worte über die Opferung der beiden Geleitsmänner klingen recht wie eine vom Dichter selbst positiv gebilligte Wahrheit und enthalten in der That eine Reflexion von großem, allgemein

treffendem tragischem Belang und Gewicht. Rosenkranz und Güldenstern wußten zwar um den Mordplan nicht, waren aber immer aufdringliche, unter der Maske biedermännischer Vertraulichkeit spionirende Tröpfe, und daß solche schonungslos von dem Rade des tragischen Schicksals bei Seite geworfen werden, ist in der Ordnung, ist eine Lebenswahrheit. Hamlet aber darf sich allerdings mit der tragischen Weltordnung nicht ohne Weiteres identificiren und so bleibt es dabei, daß wir Worte des Gefühls und Bedauerns von ihm erwarten dürften. Wir vernehmen, wie gesagt, nichts der Art und ersehen auch daraus, daß Hamlet eben nichts weniger, als bloß ein weicher Mensch ist, und wir meinen dießmal nicht, wie bei dem Falle des Polonius, daß Shakspeare solche Worte theilnehmender Empfindung vielleicht hätte hinzufügen sollen. Es steht Hamlet in seinem Schicksalsgefühle ganz wohl an, daß er hier nur die Härte hervorkehrt. — Hart und schonungslos ist er aber wirklich auch vorher schon, ist er von dem Augenblick an gewesen, da der Ruf des Geistes an ihn ergieng. Er ist es gewesen gegen Ophelia, um derentwillen allein schon der Tod des Polonius ihm wahrlich einer Thräne hätte werth sein sollen.

Indem wir hiedurch auf das Verhältniß Hamlets zu Ophelia geführt sind, machen wir einen Augenblick Halt, um bei diesem rührenden Bilde zu verweilen und auszuführen, was eine Bemerkung in der ersten Abhandlung dieses Heftes andeutet. Es ist rein unbegreiflich, wie Goethe, Tieck und selbst Gervinus in dieser reinen Erscheinung eine sinnlich aufgeregte Natur sehen konnten. Nach Goethe „schwebt ihr ganzes Wesen in reifer, süßer Sinnlichkeit, ihre Einbildungskraft ist

angesteckt, ihre stille Bescheidenheit athmet eine liebevolle Begierde und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen;" Tieck nimmt an, sie habe den Hamlet im Rausche der Leidenschaft längst Alles gewährt und selbst Gervinus findet, ihre Einbildungskraft sei mit sinnlichen Bildern angesteckt, liebevolle Begierden seien ihr eingehaucht. Der letztere weist wie Tieck und Andere namentlich auf die schlüpfrige Unterhaltung Hamlets bei der Aufführung des Schauspiels als auf einen Zug, der uns diesen Schluß nahe legen soll. Die paar starken Zweideutigkeiten, die Hamlet sich hier im Gespräch mit Ophelia erlaubt, beweisen aber auf der Welt nichts, als, was wir ohnehin wissen, daß schlüpfrige Witze zu Shakspeares Zeit Modeton waren. Es ist eine recht häßliche Zugabe, die wir mit andern Rohheiten, welche unserem Dichter als Kinde seiner Zeit anhängen, eben hinnehmen müssen. Shakspeare ist überhaupt auch im Hamlet nicht frei von den Flecken seiner Zeit; neben dem Wüsten spuckt auch falscher, absurder Witz, Euphuismus selbst in diesem Drama. Dahin gehören die Worte des Laertes, nachdem die Königin ihm in jener berühmten, tief stimmungsreichen Erzählung berichtet hat, wie Ophelia ertrunken ist; er sagt: „zu viel des Wassers hast du, arme Schwester! Drum halt' ich meine Thränen auf!" Dieß ist ein absurdes Concetto, das rein auf Rechnung des Dichters und seines Zeitgeschmackes kommt. Die schlüpfrige Unterhaltung nun in jener Scene bei Aufführung des Theaters soll uns objektiv genommen durchaus nichts weiter sagen, als daß Hamlet sich lustig stellt, um seinen tiefen Plan zu verbergen, lustig und überlustig, ja frivol, oder man sagt

vielleicht richtiger: daß ihn die Erregung und die Freude über seine List wirklich in diese Laune versetzt, wobei es freilich auch an Durchbrüchen der beigemischten Bitterkeit nicht fehlt; die Frivolität färbt denn Shakspeare in seiner Weise zu dick, unfein, cynisch. Es dient also dieser Zug rein zur Charakteristik Hamlets, von Ophelia erfahren wir dabei gar nichts, als daß sie ohne Empörung die Zweideutigkeiten passiv anhört; es war den Frauen zu Shakspeare's Zeit sogar mehr erlaubt, ohne daß der geringste Verdacht auf ihre Reinheit gefallen wäre: sie durften selbst in diesen Ton eintreten. Man hat sich ferner auf die Verse aus einem Volksliede berufen, welche Ophelia im Wahnsinn singt. Wenn sonst keinerlei Anhalt da ist, so bedeutet dieß offenbar nichts, als daß der Wahnsinn auch auf weiblichen Lippen keine Rücksicht auf die Zuhörer nimmt, wenn es ihm einfällt, die Liebe unter dem Bilde vorzustellen, wie sie bei dem Volke zu sein pflegt, nämlich ganz naiv im Sinnlichen, und Shakspeare denkt sich die Singende offenbar so, daß sie zeigt, wie in ihrem Munde Alles schön ist, auch ein so sehr ungenirtes, den ordinären Anstand verletzendes Lied. Warum soll denn ein Vers aus einem Volksliede, den eine Wahnsinnige singt, uns die Wahrheit richtiger sagen, als was Ophelia spricht, wie sie noch bei heller Vernunft ist? Ich meine die Worte: „er hat mit seiner Lieb' in mich gedrungen in aller Ehr' und Sitte?" Warum soll Laertes in schwerer Täuschung sich befinden, wenn er an Opheliens Grab ausruft: — „ihrer schönen, unbefleckten Hülle entsprossen Veilchen! — Ich sag dir, harter Priester, ein Engel am Thron wird meine Schwester sein, derweil du heulend liegst!?" Es ist aber die ganze Erörterung erst auf

den rechten Punkt zu rücken. Es fragt sich, wie der Charakter des Mädchens überhaupt gefaßt wird, und davon hängt dann ab, nicht, ob sie noch Jungfrau ist oder nicht, sondern, welches Gewicht man darauf zu legen hat, ob ja, ob nein. Gretchen im Faust wird verführt, aber sie bleibt nachher wie vorher das Bild der reinsten Keuschheit, denn sie gehört zu jenen Naturen, welche zu unschuldig sind, die sinnliche Hingebung von der tiefen, vollen Hingebung des Herzens zu trennen; darin liegt eben ihre Verführbarkeit und zugleich ihre Reinheit. Wenn Ophelia eine solche Natur ist, so ist sie, auch gefallen (was anzunehmen übrigens doch keinerlei Grund vorliegt), noch rein, wenn aber ihre Einbildungskraft angesteckt ist, d. h., wenn sie sich innerlich mit dem Sinnlichen als einem getrennten Gegenstande der Phantasie beschäftigt, so ist sie unrein, auch wenn sie ihre Unschuld im buchstäblichen, physischen Sinne bewahrt hat. Nicht daß man von verlorner Unschuld redet, ist demnach (obwohl ganz unmotivirt) die schwere Verkennung, sondern daß man einen Zustand geweckter Begierde, aufgeregter Sinnlichkeit annimmt; denn wo Liebe in ihrer Unendlichkeit Alles hingibt, spricht man nicht von Begierde, der Urtheilende scheidet und trennt das sinnliche Band, das Siegel der innern Hingebung, von dieser so wenig, als das Gemüth, von dem er urtheilt. Alles kommt also darauf an, daß man den Ton, den Hauch, den Duft, worin die ganze Persönlichkeit gehalten ist, richtig auf sich wirken lasse, und da sucht man denn vergebens nach den Spuren, welche Goethe auch nur mit einem Schein von Recht auf die Vorstellung einer Art von glühender Gichtrose führen und L. Tieck gar verleiten konnten, von einer „bezaubernden

Mischung" zu sprechen, „in welcher Eitelkeit, Koketterie, Sinnlichkeit, Liebe, Witz und Ernst, tiefer Schmerz und Wahnsinn sich nach und nach oder auch in demselben Momente zeigen." Ich sehe ein stilles Veilchen, ein inniges, bescheidenes deutsches Mädchen, ganz eine nordische weibliche Natur, wortarm in sich zusammengeschlossen, unfähig, das reiche, tiefe Herz auf die Lippen zu heben; sie ist mit Cordelia und Desdemona verwandt und ich möchte diese drei mit dem Worte: beschleierte Seelenschönheit bezeichnen. Das Unberedte erhöht ihre Anmuth, ihr innerer Reichthum, die verborgenen Schätze kommen erst im Leiden zu Tage, denn sie wissen nicht darum und reden nichts davon, man muß zwischen den Zeilen lesen. Stille Wasser sind tief, heißt es von Ophelia, und: kein Feuer, keine Kohle kann glühen so heiß, als eine stille Liebe, von der Niemand nichts weiß. Ganz deutsch, altdeutsch ist das Verhältniß im Hause, sie ist unbedingt gehorsam als Tochter, nur dem Bruder, der sie warnt, antwortet sie mit jener trockenen Nüchternheit wahrhaftiger Naturen, die ebenso aus dem Munde Cordelia's und Desdemona's in den Anfangsscenen zu vernehmen ist. Tieck begreift nicht, wie ein unschuldiges Mädchen so antworten könnte, da die Antwort ganz von der Warnung abführe, und darnach kann man sich denken, was er unter naiv versteht, wenn er seinerseits jene zwei rührenden, köstlichen Worte so nennt, die ersten, die Ophelia spricht, und hinreichend, das Bild dieser reinen, guten, kindlichen Seele uns zu zeichnen: die Worte, da der Bruder Hamlets Liebeswerbungen flüchtiges Getändel genannt hat: „weiter nichts?" Wir erfahren nicht, was es sie kostet, wenn sie dann dem strenger und mit gewichtigerem Ansehn warnenden

Vater Gehorsam verspricht: „ich will gehorchen, Herr," sonst sagt sie nichts. Was innen vor sich geht, muß uns eine gute Schauspielerin durch einen Ton sagen, der uns verräth, daß unter diesem Gehorsam ihr Herz bricht, und der namentlich auf die Worte fallen wird: „— beinah durch jeden heil'gen Schwur des Himmels." Sie läßt sich in der patriarchalischen Abhängigkeit von ihrem Vater, in der rührend dummlichen Wehrlosigkeit, Widerstandslosigkeit von Naturen, die grenzenlos gut und nur zur Liebe geschaffen sind, kritiklos gebrauchen, da man sie Hamlet in den Weg schickt, um ein Gespräch mit ihm herbeizuführen, das jener und der König belauschen; Hamlet mißhandelt sie unter der Maske des Wahnsinns, der reinste Adel innerer, unbefleckter Zartheit spricht aus den wehmuthvollen Worten, womit sie die Zurückgabe seiner Geschenke begleitet; sie glaubt arglos an den verstellten Wahnsinn, und dann bricht ihr Schmerz in Klagen aus, welche auf einen Abgrund hinweisen, den keine Sprache nennt. Den tiefsten Herzenston, dessen eine Stimme fähig ist, will dieser Monolog; wehmuthvoller und rührender gibt es wenige tragische Stellen, als: „und ich, der Frau'n elendeste und ärmste, die seiner Schwüre Honig sog." — Wir sehen sie nicht mehr, bis sie nach des Vaters Ermordung und stillem Begräbniß wahnsinnig vor uns steht. Warum ein Weib, das nur in der sittlichen Substanz der Liebe lebte und webte, das von einer Leidenschaft bis auf den Grund durchdrungen war, von der sie durch keine Leichtigkeit formalen Denkens und Redens das Herz entbinden konnte, warum ein solches Weib zusammenbrechen muß, wenn ihre ganze Liebeswelt in Trümmer geht, ist an dieser Stelle von Anderen längst erläutert. Hat man

nun je von einer Dichtung sagen können, sie habe Duft, so ist es das Bild der wahnsinnigen Ophelia und das innerste Geheimniß dieses reizvollen Duftes ist Unschuld. „Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle selbst macht sie zur Anmuth und zur Lieblichkeit.“ Nichts entstellt sie, nicht der Unsinn im Sinn, nicht die derbe Naivetät jener Liedverse; ein milder Nebel, eine Dämmerung ist um sie gezogen, verhüllt die schroffe Wirklichkeit des Wahnsinns, und in diesem süßen Flor, dieser verschwimmenden Melancholie ist auch die Erzählung von ihrem Tode gehalten.

Wir sprachen von Hamlets Härte; sie wird gegen Ophelien zur äußersten Grausamkeit. Ehe wir den Auftritt besprechen, von dem es sich hier handelt (den ersten im dritten Aufzug) ist eine Undeutlichkeit zu erledigen, die Shakspeare hat stehen lassen. Es könnte nämlich scheinen, daß alle Bitterkeit, die er in diesem Auftritt Ophelien fühlen läßt, die Folge seiner plötzlichen Abweisung sei; denn Ophelia, gehorsam ihrem Vater, hat keine Briefe mehr angenommen und ihm den Zutritt verweigert. Bei der Aufführung des Schauspiels sagt sie vom Prolog: es ist kurz, mein Prinz, und Hamlet antwortet: wie Frauenliebe. Nichts scheint nun einfacher, als anzunehmen, daß die seltsamen Zeichen tiefen, stummen Schmerzes, mit denen Hamlet bald darauf bei Ophelia erscheint (siehe die Erzählung der Letzteren Aufzug 2, Auftritt 1) und dann die Bitterkeit in jenem Gespräche gar nichts ausdrücken wollen, als die tiefe Qual eines plötzlich verlassenen Liebenden und den Unwillen gegen das ganze Geschlecht, das er nun für treulos hält. Allein betrachtet man andere Stellen, so wird dieser Schritt des Abbrechens, wie er von Ophelien ausgegangen,

so gut wie nicht geschehen betrachtet. Ophelia glaubt vielmehr sich, ja sie weiß sich von Hamlet verlassen; sie gibt ihm seine Angedenken zurück, mit sanftem Vorwurf sagt sie, die Gabe verarme mit des Gebers Güte, und Hamlets Sarkasmen in diesem Gespräche gehen nicht auf Untreue. Nun übersehe man in Opheliens früherer Erzählung von dem seltsamen Besuch nicht die Worte: „dann lehnt' er sich zurück, so lang sein Arm, und mit der Hand so über'm Auge betrachtet' er so prüfend mein Gesicht, als wollt' er's zeichnen," und nehme damit zusammen den wirklichen Inhalt dieser Sarkasmen, welcher gegen die Tugend des weiblichen Geschlechtes geht: so ergibt sich, daß Hamlet aus Opheliens plötzlicher Abweisung sich vielmehr gar nichts macht; er scheidet von ihr, nicht sie von ihm; er denkt sich den Vorgang wie er wirklich ist: Ophelia hat sich bestimmen lassen, ihn aufzugeben, sie folgt darin dem Willen Anderer; er denkt aber wohl weiter: man hat diese Verbindung aus irgendwelchen absichtsvollen Motiven geduldet, man will sie jetzt nicht mehr, will aber vielleicht Ophelia nun anders verwenden, als Späherin; war sie und ist sie unbewußtes Werkzeug oder mit im Complot gegen ihn? Das offenbar fragt er sich, wie er sie so seltsam prüfend betrachtet bei jenem stummen Besuch und wir sind so auf eine ganz andere Erklärung seiner Härte geführt, als jene obige nächste und einfache. Hier ist in der That eine der Stellen, wo Shakspeare durch einen kurzen Monolog, irgend einen verständlichen Wink uns hätte nachhelfen dürfen. Die tiefere Erklärung muß nun zunächst weiter ausholen. Hamlet wirft offenbar mit dem Augenblick, da in sein Leben die feierliche Bedeutung, die erhabene

Spannung des furchtbaren Berufes tritt, den ihm der Geist auferlegt, Alles, woran sonst seine Seele hing, wie schlechtes Spielzeug weg: dieß ist der allgemeine Grund seiner Härte. Er verachtet in seiner Mutter, die sich — wissend oder ahnend — an den Mörder weggeworfen hat, das Weib überhaupt: das ist der zweite, bestimmte Grund, von Rötscher und Andern gewiß richtig aufgewiesen, aber noch nicht ausreichend, Hamlets Benehmen zu erklären. Denn nun kommt erst hinzu, was wir so eben gefunden haben: Hamlet ist allerdings an Ophelia selbst so weit irre geworden, als er annimmt, sie lasse sich von den Andern, die ihm nun auf einmal ein Gegenstand grenzenlosen Verdachtes geworden sind, gegen ihn benützen. Wie weit sie dabei nur passiv ist oder mehr mit Willen Theil nimmt, ob sie etwa sogar von Anfang seiner Liebe an sich gegen ihn gebrauchen ließ, das also läßt er wohl unentschieden, aber richtig erräth er, daß sie ihm jetzt in den Weg geschickt ist, daß man sein Gespräch mit ihr belauscht. Wahrscheinlich nimmt er nun an, die Königin sei die Lauscherin, denn, was er hier mit Ophelia spricht, ist vor Allem für die Erstere gemünzt; doch er kann auch vermuthen, der König sei der Lauscher, dieß macht keinen Unterschied, denn Alles, was der Königin gilt, kann er auch an diesen ihren Verführer, der im Genuß ihrer Wegwerfung ist, adressiren. Nun wird aber Ophelia mitgetroffen, ja zunächst getroffen, und daß er wahnsinnig scheint, dieß bricht den Stachel der tödtlichen Verletzung nicht ab. Dabei denkt er etwa: Ophelia mag von den Bitterkeiten so viel für sich entnehmen, als ihr gehört; denn daß ihr irgend etwas davon gehört, das immerhin glaubt er ja. Gewiß für die Königin sind in erster Linie

jene häßlichen Aeußerungen über weibliche Tugend und Ehre bestimmt, die man verkehrt genug als einen weiteren Beweis für einen wollüstigen Charakter seines Verhältnisses zu Ophelia ansehen wollte; als ob, wenn sie ihm ihre Unschuld hingegeben hätte, der Mann sie dafür schmähen würde, dem sie sie hingegeben hat! Allerdings jedoch fällt für sie immer noch genug ab, nur in ganz anderem Sinne. Man sehe die Worte näher an: „die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln" u. s. w. Er will ihr nahe legen, daß sie einen gefährlichen Gebrauch von ihrer Schönheit macht, wenn sie sich als Späherin gebrauchen läßt, denn sie wagt ihre Unschuld daran. Dabei erinnere man sich des Zuges aus der Amleth-Sage, den Shakspeare hier verwendet: man stellt Amleth ein schönes Mädchen in den Weg, das in der Vertraulichkeit der Liebe ihn ausholen soll, er genießt in vollem Maße die Gelegenheit, aber er verschweigt sein Geheimniß. Hamlet deutet an, daß so etwas hier geschehen könnte. Dieß Alles erklärt denn Hamlets Härte; es klingt dazwischen auch das Mitleid an, da er durch die Selbstanklage offenbar Ophelien die Trennung erleichtern will; daß er des eigenen Schmerzes genug zu verbergen hat, leuchtet noch deutlicher durch: ein innerer Kampf, den wir durch jene Erzählung Opheliens von seinem früheren Besuch hinreichend kennen, um uns zu vergegenwärtigen, mit welchen Zeichen verhaltener Weichheit die bittern Sarkasmen, die er jetzt spricht, sich mischen werden. Was Ophelia von dem bangen, tiefen Seufzer, dem wehmuthvollen Blicke bei jenem Besuche, der ein stummer Scheide-Besuch war, berichtet, dieß gibt uns und dem Schauspieler den richtigen Anhalt für die vorliegende Scene. Die Härte

wird nun durch die Beziehung auf die Lauscher und durch diese beigemischten Züge vielleicht entschuldigt, nicht gerechtfertigt. Du lässest dich als Lockvogel brauchen und wagst dabei deine Unschuld, um mich auszuholen: schneidender, als mit diesem Vorhalt, kann er Ophelien die Willenlosigkeit, womit sie sich ihm jetzt in den Weg stellen läßt, nicht verweisen, ungerechter nicht andeuten, daß sie wohl auch früher schon in ähnlichem Sinne sich gebrauchen ließ. Hamlet sieht nichts mehr, als das schwarze Verbrechen, das er rächen soll, oder richtiger, Alles ringsum sieht er in die Schmutzfarbe getaucht, die von diesem einen Punkt aus sich verbreitet; welche Wunden er Unschuldigen schlägt, sieht er nicht und in dem Einen, wohin er will, der Rache der Unthat, kommt er doch nicht zum Ziel. Dem, der in der Hauptsache nichts thut, ist es am wenigsten erlaubt, um dieser Hauptsache willen rücksichtslos Herzen zu mißhandeln, dem, der zögernd zum Ziele geht, nicht, mit rauhem Tritte zur Seite zu stoßen, wer ihm begegnet. Zu dieser Härte, die der Dichter dem Helden zu leihen seine gute Ursache hat, kommen übrigens noch manche rohe Wendungen, die auf uns, die Neueren, unleidlicher wirken, als er weiß und will, die einfach seinem Zeitgeschmacke zur Last fallen. So die ekelhaften Worte, die Hamlet, zwar nicht in Anwesenheit Opheliens, doch in absichtlicher Beziehung auf ihr fleckenloses Bild, in Aufzug 2, Auftritt 2 zu Polonius spricht: „denn wenn die Sonne Maden in einem todten Hund ausbrütet, der ein gutes küssendes Luder ist — habt ihr eine Tochter?“ (nach der hergestellten richtigen Lesart; der letztere Ausdruck vom Hunde verschärft mit unleidlicher Häßlichkeit die Beziehung auf das

treue, zärtlich liebende Mädchen). Diese und die folgenden Worte: „Laßt sie nicht in die Sonne gehen; Gaben sind ein Segen, aber da eure Tochter empfangen könnte — seht euch vor" beweisen übrigens deutlich den vorhin besprochenen Verdacht Hamlets und die herbe Nebenbeziehung, die seine Aeußerungen im Gespräch mit Ophelia für diese selbst haben. — An diese Züge rücksichtsloser, theilweise durch des Dichters rohen Zeitton über das gewollte Maß verschärfter Härte können wir ferner noch knüpfen, was übrigens wieder streng zum dichterischen Plane gehört: daß Hamlet in seinen Reden gegen die Höflinge überhaupt nichts weniger, als immer fein ironisch auftritt; er liebt es, oft recht grob um sich zu schlagen.

In dem seltsamen, auf den ersten Anblick ganz barock wildfremden Auftritt mit Laertes an Opheliens Grabe bricht noch einmal die ganze Gewalt der Liebe durch, die Hamlet vor der Lebenden zuletzt so grausam verborgen hat. Die hohe Leidenschaft in der Klage der Bruderliebe ist es, welche gewaltsam seine verschlossene Gefühlswelt an's Tageslicht reißt. Es ist Eifersucht der Liebe und des Schmerzes, und dieß bringt in die unzweifelhafte Wahrheit des Gefühlsausbruchs zugleich einen schiefen, falschen Ton; Pathos mißt sich rhetorisch mit Pathos; die lang getragene Last der Verkennung seines Herzens, obwohl Hamlet sie freiwillig sich aufgelegt hat, wirkt noch mit, ihn zu erbittern, und so kommt es bis zum wilden Ringkampf: recht ein Ausdruck, wie unnatürlich, krank, verrenkt hier alle Verhältnisse sind. Ein Liebender mißhandelt lieblos die Geliebte und da sie im Grabe liegt, belegt er mit wildem, theatralischem Ausruf, ja mit der Faust seine Liebe.

Die Aufzeigung von Hamlets Härte hat uns auf das

Charakterbild Opheliens geführt; weiter wollen wir hier auf die Personen außer Hamlet nicht eingehen; sie sind nicht leicht mißzuverstehen und Tieck hat wohl Niemand beredet, daß Polonius eigentlich ein ganz würdiger Staatsmann, der König ein glänzender, überlegener, in seiner Repräsentation imponirender Verbrecher sei; die Welt wird dabei bleiben, in jenem den euphuistisch abgeschmackten, „der Zeit dienenden Halbschelm," in diesem einen niedrigen, pfiffigen, lächelnden, affectirten Schurken und miserabeln chronischen Gewissens-Patienten zu sehen. Wie charakterisiren ihn die Worte: „mit unterdrückter Freude, so zu sagen mit einem nassen, einem heitern Auge!" Er stellt sich durch die Aehnlichkeit seiner That an Macbeths Seite, an dessen Größe, geistiger Gewalt und acutem, drastischem Gewissensleiden dieser „Hanswurst von König, der weg vom Sims die reiche Krone stahl," dieser Mann mit der stumpfen, bleiernen Last im gemeinen Busen gemessen sein will. Er muß durch verborgene Mannes-Qualitäten die Sinnlichkeit der Königin geweckt und ihre Natur in jenen Rausch versetzt haben, der über Maria Stuart kam, als sie mit Bothwell ihren Gemahl Darnley ermordete.

Wie viel verborgene Weichheit nun auch in Hamlet sein mag, wir haben in ihm nun doch so viel Hartes, Erbarmungsloses, Rauhes gesehen, daß wir nicht weiter zweifeln können, der Grund, warum er zur Ausführung einer blutigen That nicht zu gelangen vermag, könne unmöglich in einer Art des Denkens gesucht werden, die ausschließlich oder auch nur vorherrschend auf die ideale, ethische Reinheit derselben gerichtet wäre. So kommen wir denn zur Hauptfrage. Und wir stellen sie zunächst ganz einfach so: was denkt denn dieser

Hamlet eigentlich, der vor lauter Denken nicht zum Thun kommt?

Das Eine haben wir bereits hervorgehoben, daß er zu viel an das Gelingen, an die Folgen denkt. Wir kommen auf den Monolog (Akt 4, Scene 4) zurück, wo er dieß ausspricht, die zweite der zornigen Reden, mit denen er sich zur That spornt (wenn man den Monolog „Sein oder Nichtsein" dahin zählt, die dritte). Von der „Trägheit," dem „viehischen Vergessen" nachher; er setzt hinzu: „oder sei's ein banger Zweifel, welcher zu genau bedenkt den Ausgang, — ein Gedanke, der, zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur und stets drei Viertel Feigheit hat." Dieß weist zunächst auf die Art phantasiereicher, nervöser Menschen, die sich in einem Netze vorgestellter Möglichkeiten fangen, wenn es eine höchst wichtige und zugleich gefährliche That gilt. Hamlet denkt sich jede denkbare Art von Störung, Durchkreuzung, er denkt sicher, er könnte über einen Strohhalm straucheln, wenn er zum Stoß ausfällt. Die moralisch-rechtlichen Bedenken, wonach er sich sagt, es müsse Alles auf einer unparteiischen Voruntersuchung ruhen, er müsse Zeugen haben, er müsse sich vor der Welt rechtfertigen, haben wir ausgesondert; wir reden von jenen Bedenken, die hinter diesen liegen und Ursache sind, daß er nicht zur raschen Erledigung eben der letzteren schreitet. Die tiefer liegende Hemmung läge nun also nach Hamlets eigener Selbstanklage in einem Ueberflusse von Vorstellungen möglichen Mißlingens, der zu einem Viertel Weisheit, zu drei Vierteln Feigheit ist. Also ein Convolut von Denken und von Angst, und es fragt sich, was in diesem Convolute der Kern, das Ursprüngliche ist. Wir haben uns bereits

überzeugt, daß Hamlet schwerlich zu denen gehört, die mit kaltem Blute, mit ruhigem Pulse tapfer sind, aber auch, daß er, sobald ein großer Inhalt oder ein glücklicher Moment ihn emporrafft, das Herzklopfen, jene Bangigkeit, zu der Naturen von seiner Complexion wohl auch physiologisch disponirt sind, überwindet und tapfer ist wie ein Held. Der Kern wird also nicht die Furcht, sondern das Denken sein: könnte er mit diesem fertig werden oder an die Stelle des Denkens, das zersetzend und lähmend wirkt, ein solches Denken setzen, das naturgemäß dem Entschluß und Handeln Platz macht, so würde ihm keine Angst im Wege sein. Er sagt sich demnach offenbar zu viel, wenn er sich der Feigheit als des wahren Grundes seiner Unterlassung anklagt, zu viel, wie in allen diesen Monologen, eben um sich mit der Geißel dieses Vorwurfs anzutreiben. Zunächst ist es nun also der Ausgang, über welchen Hamlet zu viel denkt; ist aber die Bangigkeit nicht der Grund, sondern die Folge davon, so ist es gleichgültig, ob das Denken sich gerade auf den Ausgang oder auf was immer bezieht. Wir müssen nun den ganzen Mann zusammennehmen, wie er Alles zergliedert, über Alles grübelt, haarscharf unterscheidet, Andere durchblickt und seiner selbst sich immer bewußt ist, so kommen wir bei dem einfachen Satz an: es braucht gar nicht mehr untersucht zu werden, was er denkt, er denkt eben zu viel, er denkt über den Punkt hinaus, wo er denken sollte. Es ist kein schönes, sittliches und kein unschönes, unsittliches Denken, es ist nicht Mitleid, nicht Gerechtigkeit, es ist eben ein Ueberschuß des Denkens, das alles Mögliche denkt, an Allem herumkommt. Und nun ist es Zeit, die Sache tiefer zu nehmen. Wir

kommen auf das zurück, was die erste Abhandlung dieses Hefts in Kürze schon aufgestellt hat.

Das Denken allein führt nie zur That, es ist von ihm kein Uebergang zur Vollstreckung des Gedachten. Das Denken führt in eine unendliche Linie. Es ist Alles bedacht, was zur That gehört, es kommt nur noch darauf an, den rechten Moment zu ergreifen. Es kommt ein Moment, der als der geeignete erscheint. Allein wer sagt mir, daß ein folgender nicht noch geeigneter ist? Der Begriff des Geeigneten ist relativ, der Gedanke sucht einen absolut geeigneten Moment und den gibt es nicht, der kommt nie. Dem Menschen, dessen innerste Natur auf das Denken geht, ist das Jetzt fürchterlich. An einer entschlossenen, kühnen That bewundern wir wesentlich dieß, daß der Mann, der sie wagte, das Jetzt ergriffen, auf diese Messerschärfe des Augenblicks sich gestellt hat. Es ist das Schneidende des Jetzt, das Durchschneidende, um was es sich handelt. Der Uebergang vom Denken in's Handeln ist irrational, es ist ein Sprung, ein Abschnellen, das Abbrechen einer endlosen Kette. Wodurch wird dieser Sprung möglich? Durch eine andere Kraft, als das Denken, die aber mit ihm sich verbinden muß, eine Kraft, die dem Denken gegenüber blind ist, bewußtlos wirkt. Diese Kraft fragt nicht länger; sei der Moment auch an sich nicht so günstig, daß nicht noch günstigere sich denken ließen, genug: er ist günstig, also schnell ihn an den Haaren erfaßt, drauf und zu! Habe ich mich getäuscht, mißlingt die That, es kann mich nicht reuen, denn ich sage mir, daß ich nach dem Stande der Dinge, soweit menschliches Erkennen reicht, diesen Augenblick als den richtigen ansehen mußte. Nur diese wagende

Kraft gibt den Entschluß, das sich Aufschließen, daß die Thür endlich aufgeht, das Innere als That herausbricht in die Wirklichkeit. Rötscher hat diese Wahrheit ausgesprochen, indem er den Uebergang zum Handeln, wie wir, einen qualitativen Sprung nennt, nur stellt er dieß nicht als das letzte, entscheidende Moment hin, wie er sollte; denn es braucht in der That nichts weiter, alles Andere ist sekundär. Das Ausbleiben jener zweiten Kraft nennt nun Hamlet Trägheit, viehisches Vergessen und im früheren Monologe sagt er: „ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle." Es ist nicht wahr, daß es ihm an Galle fehlt, er ist wahrlich im ganzen Stücke gallig genug, aber die Galle ergießt sich nicht im rechten Momente auf den Punkt, wo sie den Arm zum Schlage hebt, denn das zu viel Denken ist ihr im Wege, der Zorn mündet nicht mit einem richtig bemessenen Denken in die That. Das Denken erlischt nicht, nachdem alles Nöthige gedacht ist, in der andern Kraft, die das Gedachte realisiren soll. Trägheit und viehisches Vergessen ist ein negativer Ausdruck für einen positiven: er vergißt nicht, aber er denkt zu viel Anderes, was vom Thatgedanken abführt. Auch hier übertreibt er, schilt sich härter aus, als wahr ist, ja er schimpft sich im ersteren Monologe (Aufzug 2, Auftritt 2) einen Schurken, einen niedern Sklaven, eine Memme: Alles, wie gesagt, um sich durch die wilde und wüste Strafpredigt zur That zu spornen, aber freilich auch: die Maßlosigkeit der Strafpredigt zeigt, daß er sich dadurch doch wieder nur Absolution für die Unterlassung der That gibt, der überscharfe Sporn läßt vermuthen, daß er auch jetzt wieder nichts thun wird. Das weiß aber er selbst auch und da er in ein Schimpfen auf den

König übergegangen ist, schilt er sich nun eine maulende Hure und Küchenmagd. Jene andere Kraft, in die das Denken sich aufheben sollte, nennen wir sie Instinkt, nennen wir sie Leidenschaft oder wie immer, es ist eben zuletzt die Natur im Geiste, Naturkraft des Geistes. Leidenschaft speciell fehlt Hamlet nicht, aber im Grunde seines Wesens allgemein diese Potenz. Sie begleitet im Organismus unseres Wesens das Denken in unendlichen Formen lebendiger Verbindung; eine That entsteht nur, wenn beide im rechten Momente sich treffen und das Denken in einem Stoße der Naturkraft aufgeht. Nicht schlechthin, nicht immer fehlt im Charakter Hamlets diese Congruenz. Den Einfall, durch ein Schauspiel den König zu prüfen, führt er rasch aus, Rosenkranz und Güldenstern ans Messer zu liefern benützt er ohne Umstände die paar Minuten, namentlich aber im Reden versäumt er nie den rechten Moment, seinen Schuß loszubrennen. Darauf kommen wir sogleich zurück. Nur gerade, wo es das Höchste, die Grundaufgabe seines Lebens gilt, da verrennt sich seine Natur, fängt sie sich im Netze des Denkens, ist er in den Hexenkreis der Reflexion gebannt; freilich ein Beweis, daß die Incongruenz, das Nichtzusammenklappen von Denken und Instinkt dennoch tief und allgemein in seiner innersten Organisation sitzt.

Manche Beispiele aus niedrigeren Sphären sind geeignet, ein solches inneres Unglück in helleres Licht zu setzen. Man stoße sich nicht an dem traurig Lächerlichen, was sie mit sich führen. Das nächst liegende ist der esprit d'escalier, aber auch wirklich ganz nur Beispiel, denn Hamlet leidet daran im Geringsten nicht; wäre seine Hand so bereit, wie seine

Zunge, so wäre Alles in Ordnung. Ihm versagt der Hahn nicht, wenn es gilt, im rechten Augenblicke ein Wort auf den rechten Fleck abzuschießen. Er gleicht nicht jenen, welchen gar viel Geistreiches, Treffendes, Spitzes, Grobiane, Spötter, Naseweiße bündig Abfertigendes wohl einfällt, nur immer zu spät, weil ihnen im Momente, wo es gilt, das Blut zu Kopfe schießt und das Gehirn verdunkelt, nicht jenen, welche die Welt mit Stößen ungehaltner höchst witziger und gewaltiger Erwiederungsreden beglücken könnten, die als gar stille Monologen gehalten wurden, wenn der Mann weg war, dem sie galten. Er ist immer parat, hat stets geladen, schießt nie zu spät und immer in's Schwarze; ja er ist durchaus aggressiv, die scharfe Klinge seines Worts ist in Stoß und Hieb so sicher wie im Pariren. Aber im Handeln, da hat er den ganzen esprit d'escalier. Seine Leidensbrüder im Felde der Rede haben bekanntlich auch das Unglück, alles Verpaßte auf einmal nachholen zu wollen gerade dann, wenn es nicht Zeit ist. Wochen, Jahre lang sind sie wehrlos gewesen gegen jeden Laffen, der sie neckte, anfuhr, beleidigte, alle Taschen haben sie voll von eingesteckten Stichel- und Hohnreden, und auf einmal werfen sie einem Unschuldigen, dem die Seele nicht daran dachte, ihnen weh zu thun, sackgrob die ganze verhaltne Bescheerung an den Kopf. Das Seitenstück hiezu ist die Ermordung des Polonius, die wir im Folgenden genauer in's Auge fassen. — Wir haben für jenes Etwas, das Hamlet abgeht, das Wort Potenz gebraucht und können als Beispiel für Hamlets bildliche Impotenz eine Krankheitsform aus der Sphäre der eigentlichen aufnehmen. Es ist uns ein Fall von Selbstmord wegen vermeintlicher Impotenz bekannt, vielmehr

wegen Impotenz, die durch vermeintliches Vorhandensein zu einer wirklichen wurde. Einem Manne von voller Kraft und Gesundheit raunt in der Brautnacht ein schadenfroher Dämon der Reflexion zu, ob ihm in der schönsten Stunde des Lebens nicht die Natur den Dienst versagen werde? Gedacht, geschehen; ungefähr wie man erröthet aus Angst, zu erröthen. Nun ist die Durchkreuzung einmal eingetreten; das nächstemal stellt sich eine Angst ein, die Angst möchte wiederkehren, ein Denken, das unzeitige Denken möchte sich wieder einstellen; Denken und Angst sind somit wieder da und die Folge ist dieselbe. Es wird ein Progreß in infinitum: Angst vor der Angst, die Angst möchte sich wieder einstellen, und so fort. Nun die unleidliche, immer neue Beschämung: die Angst an sich verdoppelt sich durch die Angst vor der Schande, endlich wird sie zur Besorgniß, es möchte doch eine wirkliche Schwäche der Natur zu Grunde liegen. Versuche mit unwürdigen Weibern widerlegen diesen Zweifel, enden mit Selbstverachtung und da wo Liebe und gegenseitige Achtung ist, tritt die innere Spannung dennoch ebenso hindernd wieder ein. Dem unheilbar Verstrickten ist nun der Becher der Liebe zu Gift, der höchste Sinnengenuß zum examen rigorosum geworden und ohne sinnlich zu sein, ohne flüchtigen Genuß zu überschätzen, fühlt er sich wie verflucht, sein Leben geknickt und zerreißt die Geisterbande durch Selbstmord. So ist Hamlet überall tapfer und entschlossen, nur wo es das höchste Ziel des Muthes gilt, tritt die lähmende Spannung der Reflexion ein. Er hat ein ganz gutes Gewehr und schießt ganz wacker auf Hasen, aber wenn der Edelhirsch vor ihm steht, da — ist es nicht geladen; oder nein: es ist geladen, aber er hat — die Zündhütchen

zu Hause gelassen. — Oft wird ein sonst unbefangenes Bewußtsein durch einen bestimmten Umstand befangen. Ich erinnere mich, wie ein breiter, starker Hufschmied, der meinem Pferde zur Ader lassen sollte, das Instrument öfters ansetzte, da und dort versuchte, endlich aber erklärte, es gehe nicht, was er mit allerhand technischen Wendungen zu begründen suchte; nachher sagte mir der Bediente, daß er ihm gestanden: es habe ihn meine Gegenwart „genirt." Das Bewußtsein des Ueberwachtseins von einem Zweiten war hier dasselbe, was ein andermal der eigene Ueberschuß an Bewußtsein ist. Der Zweite, der den Hamlet, welcher sonst Grobschmied genug ist, durch sein Zusehen genirt, so daß er mit der Aderlässe am König nicht zu Stande zu kommen weiß, das ist er selbst. — Man kann es sich auch am Bild eines Ansprungs, Ansatzes klar machen. Unter meinen Jugendkameraden war ein vortrefflicher Voltigeur. Bei einem Turnfeste wollte er sein Bestes in einem der schwersten Sprünge leisten, er verzappelt sich im Ansprung, kommt nicht mit dem rechten Fuß, mit dem er sich vom Boden abschnellen sollte, vor dem Pferd an, es mißlingt. Er versucht es wieder, nun war der Zweifel da, ob er auch den Anlauf zum zeitigen Abstoß richtig bemesse; was er sonst im Instinkte ganz sicher gethan, ist ihm dadurch verhext, er verzappelt sich wieder und von da an war es mit seinem Voltigiren die Jahre, wo wir zusammen waren, aus. Hamlet verzappelt ebenso den Anlauf. — Auch an das Krampfstottern mag erinnert werden, das bekanntlich durchaus nicht immer angeboren ist, sondern bei Vielen dadurch seinen Anfang nimmt, daß sie einmal zufällig die richtige Verwendung des Athems im Ansatz zum Sprechen nicht treffen; von

diesem Moment an bleibt ihnen, so oft die Besorgniß eintritt, es möchte ihnen dasselbe Unschick begegnen, das Wort in der Kehle stecken; Vorsatz und Willensanspannung schärft nur die Besorgniß und das Uebel wurzelt ein. Hamlet ist ein solcher verhärteter Stotterer des Handelns.

Es bleibt noch übrig, von diesem Punkt aus über den zweiten Hauptmonolog („Sein oder Nichtsein") Einiges zu sagen. Ich muß hier eine schwere Ketzerei bekennen; ich kann in die Bewunderung desselben nicht einstimmen. Daß Hamlet, statt auf den König loszugehen, an Selbstmord denkt, wie er daran schon anfangs dachte, als erst Ahnung war, was jetzt Gewißheit ist, daß er, statt zu reagiren, sich gegen sich selbst wendet, dieß freilich ist von der tiefsten Wahrheit, und daß er zum Selbstmord ebenso wenig kommt, als zum Morde, geht streng aus seinem Wesen hervor. Tiecks bekannte Deutung auf Mord des Königs dürfen wir als längst widerlegt bei Seite lassen. Ein Monolog mit diesem Schlusse, ein Monolog, worin Shakspeare offenbar einmal recht ausdrücklich das Innerste seines Helden enthüllen will, läßt uns nun erwarten, daß hier das wahre Wort des Räthsels ausgesprochen, der richtige Schlüssel zu Hamlets Wesen und Zaudern gegeben werde. Dieses Wort, dieser Schlüssel scheint in dem Begriffe conscience zu liegen; man ist, eingedenk alles dessen, was man von Hamlet schon weiß, geneigt, den engern Begriff: Gewissen fern zu halten, und zu übersetzen: so macht Bewußtsein Feige aus uns Allen. Das Folgende ist im Original[1] noch tiefer ausgedrückt, als in Schlegels Uebersetzung:

[1] Wir citiren nach W. Schlegel, wo kein besonderer Grund vorliegt, auf den englischen Text zurückzugehen. Hier fordert es die Genauigkeit.

and thus the native hue of resolution is sicklied o'er with the pale cast of thought. Das native nämlich ist durch: angeboren (angeborne Farbe der Entschließung) nicht ganz ausgedrückt. Es bedeutet ingenuus, naiv, ursprünglich, es bezeichnet genau jene unbewußte Stoßkraft des Geistes, welche mit dem Denken zusammentreffen, es, nachdem es das Seinige gethan, ablösen muß, wenn es zur That kommen soll. Allein was Hamlet vorher als Inhalt des conscience und des thought ausspricht, ist nicht jene allgemeine Natur des zu sehr übergreifenden Bewußtseins, sondern vielmehr etwas ganz Specielles, Specifisches, ist etwas, das — ihm nicht gleichsieht. Es ist Angst aus bösem Gewissen vor dem Zustand nach dem Tode, Angst vor den Träumen, die da kommen mögen, Angst aus bangen Phantasieen. Diese Phantasiefurcht wäre zwar immer noch etwas Anderes, als Furcht vor Menschen und Wirklichem überhaupt, von der wir ihn frei gesprochen haben, allein sie ist dennoch seiner nicht würdig, seiner, der mit so erhabenem Muthe dem Geist an eine einsame Stelle gefolgt, seiner, dessen Inneres so frei von Vorurtheil ist, daß er uns oft ganz modern erscheint, der jene Worte sprechen kann, die wir am Schluß der vorhergehenden Abhandlung in ihrem ganzen Gewichte hervorgehoben. Ich finde hier einen Fehlgriff des Dichters, den ich mir pathologisch erkläre. Der freie, klare Shakspeare muß auf einem Punkte seines Denkens über die höchsten Fragen unfrei gewesen sein: er muß eine Vorstellung vom Fegfeuer gehabt haben, die ihn mit grauenhaften, gespenstischen Entsetzensbildern verfolgte. Die Beweise liegen vor. Der Geist des ermordeten Vaters sagt: „ich würde, wenn ich dürfte, eine

Kunde anheben, von der das kleinste Wort die Seele dir zermalmte, dein junges Blut erstarrte, deine Augen wie Sterne aus ihren Kreisen schießen machte, dir die verworrnen krausen Locken trennte und sträubte jedes einz'le Haar empor wie Nadeln an dem zorn'gen Stachelthier; doch diese ew'ge Offenbarung faßt kein Ohr von Fleisch und Blut." Und nachher das furchtbare: „o schaudervoll! o schaudervoll! höchst schaudervoll!" Und diese namenlosen Qualen soll ein Mann leiden, der an Würde, an Helden-, Regenten- und Menschentugenden einzig im Leben da stand, warum? weil er nach Tisch, im Verdauungszustand, ohne Beichte und Absolution gestorben ist. Es reichte ganz hin, des Geistes Sehnsucht nach Erlösung nur darein zu setzen, daß er nicht ruhen darf, sondern umgehen muß, wie dieß ja im Geisterglauben überall und von jeher die stehende Annahme gewesen ist; Shakspeare hat über Erforderniß von dem Seinigen, von *seinem* Aberglauben hinzugethan. Daß er sich mit einem solchen Wahne des Entsetzens trug, beweist aber namentlich eine Stelle in Maaß für Maaß, III. Akt, Scene 1. Hier ruft Claudio aus:

Ja, aber sterben! Geh'n, wer weiß, wohin,
Da liegen kalt, eng eingesperrt und faulen;
Dieß lebenswarme, fühlende Bewegen
Verschrumpft zum Kloß, der sonst so muntre Geist
Getaucht in Feuerfluthen oder schaudernd
Umstarrt von Wüsten ew'ger Eisesmassen;
Gekerkert sein in unsichtbare Stürme
Und mit rastloser Wuth gejagt rings um
Der Erde schwebend Rund; wohl Schlimmres gar

Noch als das Schlimmste werden,
Was Phantasie wild schwärmend, zügellos,
Heulend erfindet: das ist zu entsetzlich!
Das schwerste, jammervollste ird'sche Leben,
Das Alter, Meineid, Schmerz, Gefangenschaft
Dem Menschen auflegt, ist ein Paradies
Mit dem verglichen, was vom Tod wir fürchten.

Klingt dieß nicht danach, daß der Dichter selbst sich mit so furchtbaren Phantasieen trug? Wir werden aber um so gewisser berechtigt sein, in unserem Monologe hier mehr von des Dichters eigenem Selbst zu finden, als die poetische Objektivität erlaubt, wenn wir auch im Uebrigen zeigen können, daß man sehr merklich ihn selbst hört, obwohl nach dieser andern Seite nicht in krankhafter Art, nicht zum Schaden der poetischen Objektivität. Man vergleiche mit den Worten:

Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er u. s. w.

aus Shakspeare's 66tem Sonette folgende Stelle:

Müd, dieß zu sehen, wünsch' ich Todesruh:
Seh'n das Verdienst zum Bettelstab geboren,
Wie Glück und Freude fällt der Hohlheit zu,
Die reinste Treu' verbannt und abgeschworen,
Die Kunst im Zungenband der Herrschermacht,

In Schulen-Unsinns Vormundschaft gezwängt,
Die Einfalt als Einfältigkeit verlacht,
Den guten Geist vom bösen weggedrängt, —
Müd, dieß zu sehn, wünsch' ich daheim zu sein,
Nur ließ' ich den Geliebten dann allein.

Hier freilich hält den Dichter nicht Furcht vor dem Fegfeuer, sondern Liebe zum Freund vom freiwilligen Tod ab; wo er sich seinem Helden im Drama unterschiebt, fällt dieß Motiv weg, da bricht ein anderes, insgeheim genährtes und ihm über den Kopf gewachsenes durch und so gießt er mit der bekannten Bitterkeit über die arge Welt, die in seinen spätern Jahren unter Jakobs schlechter Regierung und den wachsenden Beschränkungen des Volkstheaters durch conventionelle Poesie und Puritaner über ihn kam, auch ein bestimmtes dunkles Grauen, womit er behaftet war, in seinen Geistesbruder Hamlet hinüber: das erstere mit Recht, das zweite mit Unrecht. Noch führe ich eine merkwürdige Unterschiebung von Gervinus an, die ganz für meine Ansicht spricht. Derselbe sagt nämlich (Shakspeare B. 3. S. 278): „wenn Hamlet an die möglichen Träume (nach dem Tode) denkt, an ein Leben, in dem er wieder zu Thaten gerufen werden könnte, dann steht er schwankend zwischen beiden Welten" u. s. w. Ja, wenn Shakspeare seinen Hamlet sagen ließe, er fürchte sich vor Thaten, zu denen er im andern Leben aufgefordert sein könnte, wie in diesem. Aber das läßt er ihn ja gerade nicht sagen, sondern, daß er sich vor Leiden fürchte, und dieß ist das Verfehlte. Die Unterschiebung ist gewiß ganz nur Irrthum, aber auch ganz unberechtigt.

Nachdem wir so die Einmengung eines Gefühls, eines Phantasiebilds beseitigt haben, das offenbar diesen Zusammenhang stört, bleibt uns also der ätzende, zersetzende, die Naturkraft durchkreuzende Geist der Reflexion in ihrer Reinheit übrig und hiemit steht das übrigens so zornige, stürmische, schroffe, unbarmherzige Wesen Hamlets nicht im Widerspruch wie mit dem gefühligen, melancholischen, immer weichen und auf höchste sittliche Reinheit bedachten Jüngling, den man aus ihm machen wollte. Es ist nun nicht meine Absicht, die ganze Rolle weiter in's Einzelne zu verfolgen; ich beschäftige mich nur mit den Punkten, wo ich das von so vielen Andern Gesagte erweitern, berichtigen zu können glaube. Nicht hinreichend ist meines Wissens im ersten Akte bisher beachtet worden, wie fein und tief Shakspeare handelt, wenn er Hamlet nach der Erscheinung des Geistes die Schreibtafel herausziehen und sich notiren läßt, daß Einer immer lächeln kann und doch ein Schurke seyn. Das ist sonderbar, seltsam, närrische Symbolik und Hamlet weiß recht wohl, daß es dieß ist, und während er diesen Scherz mit sich treibt, als brauchte man so etwas noch Schwarz auf Weiß zu haben, so darf man sich darauf verlassen, daß es ihm dabei bitterlich unwohl ist, denn ein dunkles Ahnen wird ihm sagen, solche Förmlichkeit des Einregistrirens, des Akt-Nehmens, der Fixirung für das Bewußtsein werde ihm als Aequivalent für die That gelten müssen. Shakspeare vertraut uns, daß wir dieß und alle früheren Merkmale eines Reflexionsmenschen wohl begriffen haben, wenn er schon jetzt ihn uns gestehen läßt: „Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!“

Nun der fingirte Wahnsinn. Daß dieses Mittel zweckwidrig ist, bedarf keines Commentars; es ist auffallend, reizt die Umgebung, ihn zu beobachten, und, was wichtiger ist, Hamlet sollte sich so weit kennen, um zu wissen, daß der Gebrauch, den gerade er von seiner Narrenfreiheit machen wird, die Aufmerksamkeit doppelt auf ihn ziehen muß. Alsbald dringt auch das Auge des Königs, vom bösen Gewissen geschärft, durch die Maske. Nennen wir aber die Verstellung ein Mittel, so muß sie doch irgend einen Zweck haben und dieser kann kein anderer sein, als der, zu einem wohldurchdachten Plan der Rache Zeit zu gewinnen. Natürlich wäre es weit klüger, zu diesem Zweck sich einfach unbefangen und sorgenlos zu stellen, und es muß ein bestimmter, tieferer, positiver Grund vorhanden sein, warum er die Zweckwidrigkeit übersieht. Diesen Grund werden wir an anderer Stelle aufnehmen; hier beschäftigt uns vorerst das nächst Vorliegende, nämlich eben Hamlets Meinung, er müsse nun einen umständlichen Plan ausklügeln. Hamlet ist *listig*; man irrt sich, wenn man glaubt, er sei ohne Weiteres unpraktisch, so sehr, wie wenn man glaubt, es fehle ihm an Tapferkeit überhaupt. Mit Selbstzufriedenheit sagt er später, da er von der Wegsendung nach England mit der Königin spricht, ihn müßte seine Rechnung trügen, wenn er nicht ein Klafter tiefer grübe, als die Minen, die er unter dieser Reise ganz richtig wittert. Er bedarf auch List zum Hauptzwecke, aber gewiß keine so weit ausholende, als er meint; am Gegenbilde des Laertes sehen wir nachher, wie wenig Umstände der Entschlossene macht. In jedem andern Fall, als dem einer so furchtbar spannenden Aufgabe, wäre nun Hamlet wohl listig

genug, um nicht über das Maß listig zu sein; hier aber tritt die andere Seite seiner Natur, wodurch die praktische überhaupt so störend durchkreuzt wird, dazwischen und wir müssen daher das Prädikat der List natürlich einschränken. Geniale Menschen sind oft seiner List fähig, die List hat einen Reiz für die Phantasie; consequente List aber darf man nicht bei ihnen suchen, damit gibt sich ja überhaupt kein edlerer Geist ab; sie werden bald der nöthigen List ermangeln, bald am falschen Ort und über die richtige Linie listig sein. So findet nun Hamlet offenbar einen Phantasiereiz darin, lange Umwege der List auszubrüten, und es ist die tiefere Seite seiner Natur, die ihn hindert, das Unzeitige dieser List zu erkennen. Diese tiefere Seite selbst aber fassen wir hier vorerst nur in der negativen Bedeutung, daß das Denken zu sehr überwiegt, und so gelangen wir zu dem Ergebniß: er liebt es, Pläne zu Thaten auszuspinnen statt der Thaten. Er schiebt auf, er sagt sich vor, daß er dieß thue, um Zeit zur Vorbereitung des Handelns zu gewinnen, in Wahrheit kommt er auch dazu nicht, er bereitet nichts vor; das Aufschieben ist also vielmehr ein Wegschieben des Handelns. Man wird uns hier nicht einwenden, daß ja nach unserer eigenen obigen Ausführung Hamlet mit gutem Grunde durch ein Motiv der Gerechtigkeit sich bestimmen lasse, die That aufzuschieben; denn wir haben ja eben dort auch hinzugesetzt, daß ein Verfahren, das einen gewissen gerichtlichen Charakter trüge, keineswegs das schnelle Handeln ausschließt. Den Moment herbeizuführen, wo er am König wie mit der Würde eines Richters die Blutrache ausübt, dazu eben müßte er jetzt die raschesten Vorbereitungen treffen. Ueberdieß nehmen wir ja an, daß ihm nur dunkel

im Hintergrunde des Gemüths das Bild einer gewissen feierlichen, öffentlichen Form des Racheakts vorschwebt.

Hamlet hat nun den Weg betreten, der ihm ein Dornenweg des immer neuen furchtbaren Vorwurfs im eigenen Innern gegen sein Zaudern werden soll, des immer neuen sich Anspornens zur That und immer neuen Rückfalls in die lähmende Reflexion. Wir haben zum Zweck unserer allgemeinen Charakteristik einzelne Momente aus dem Gange der Handlung herausgegriffen und überblicken ihn jetzt noch einmal vom Ende des zweiten Aktes an, theils in der schon genannten Absicht, einige Punkte zu beleuchten, bei welchen wir zu dem, was die Kritik ausreichend schon vorgebracht hat, noch etwas beizubringen haben, theils, um Solches, was wir selbst schon hervorgehoben, im Zusammenhang der Handlung noch einmal kurz aufzufassen. Der erste größere Monolog, der an dieser Stelle vorkommt, ist bereits besprochen; wir haben gesehen, daß dem Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Geistererscheinung und dem Beschlusse, den König durch das Schauspiel zu prüfen, ein richtiger Begriff zu Grunde liegt, wirklich aber auch nur zu Grunde liegt. Eine Art von Ueberführung kann durch den Eindruck des Schauspiels erreicht werden, doch haben wir uns schon oben überzeugt, daß ein solches ästhetisches Mittel nicht das praktische ist, das Hamlet eigentlich sucht. Der Effekt, den es macht, wird sehr interessant sein, so interessant, daß große Gefahr vorhanden ist, die geistige Ueberwältigung des Schuldigen werde dann für Hamlet eine Art von Genugthuung mit sich führen, bei der er stehen bleibt, statt zu der physischen, faktischen Ueberwältigung fortzuschreiten. Insofern, nur insofern, nicht so unmittelbar,

als man wohl meint, liegt eine tiefe Ironie darin, wenn ein Monolog voll Pathos statt mit einem Entschlusse zum eigentlichen Handeln mit dem Entschluß endigt, eine Komödie aufzuführen.

Die List gelingt und Hamlet thut doch nichts. Wir haben zugegeben, man könne zur äußersten Noth für Hamlet sagen, daß diese Art von Ueberweisung wirklich nicht genüge, aber auch gezeigt, daß Hamlet doch mindestens auf dem Gewonnenen rasch fortbauen müßte, und so bleibt es dabei, daß dieß sein schuldvollster Moment ist, nämlich der Moment, wo der König aus der Mitte der versammelten Zuschauer aufbricht. Daß er das Versäumte nicht nachholt, wie er darauf den König im Gebete trifft, das ist wiederum eine Schuld der Unterlassung, aber doch keine so schwere, wie die vorhergehende, wo Hamlet Zeugen hatte. Die subjektive Bedingung, der Affekt, ist zwar da, aber doch so frisch nicht mehr, wie im ersten Augenblick der psychologischen Durchschauung, offenbar vielmehr schon geneigt, in Reden zu verdampfen. Wirklich geschieht dieß: statt der That Worte und zwar gegen ein Weib, gegen die Mutter. In Worten, da ist Hamlet Meister, das ist sein Element. Er „spricht Dolche," statt den Dolch, gegen den König, zu zücken. Man hat im Auftritte mit der Mutter meist nur diese seine Schwäche betont; aber in seiner Schwäche liegt auch seine Stärke. Ich erinnere mich nicht, daß irgendwo genug hervorgehoben wäre, welche ungeheure Kraft in der Strafrede liegt, die wir vernehmen. Nie hat wohl der sittliche Zorn furchtbarer gesprochen, der sittliche Ekel gründlicher ein schamlos gewordenes Gemüth umgewühlt, es ist ein Meisterstück der ethischen Beredtsamkeit,

wohl ein geistiger Akt statt eines realen, aber im Geistigen von beispielloser Realität und daß Hamlet der Gesunkenen die Augen in's Innere kehrt, die Selbsterkenntniß weckt, ist zwar nicht das, was er eigentlich soll, aber wahrlich auch etwas. In dieser höchsten Aufregung kommt es nun wirklich zur That und — die That ist verfehlt, Hamlet tödtet den Falschen. Treffend sagt Ed. Gans: „Hamlet meint jetzt seine Reflexion überlisten zu können, und stößt zu, er benützt die Abwesenheit der Reflexion.“ Daß, wer zu viel denkt, ein andermal um so unbedachter handelt, ist die tiefe Wahrheit, die sich aus dieser Uebereilung ergibt; im Kleinen mahnte uns daran unser Beispiel vom esprit d'escalier. Etwas aber entschuldigt den allzuraschen Mann; es steht im engsten Zusammenhange mit jenem dunkeln Motive, das wir in Hamlets ganzem Verhalten aufzuweisen suchen. Die ursprüngliche Schuld des Königs kannte nur er, es mahnt ihn etwas im Innern, abzuwarten, bis eine neue Schuld des Verbrechers auch Andern die erste wahrscheinlich macht; ein König, der so niederträchtig ist, zu lauschen, ist zu Allem fähig, Hamlet kann bei dem Laurer sogar mörderische Absicht vermuthen und eine Zeugin wenigstens ist da. Aber doch, es bleibt dabei: er, der immer zu viel sieht, um zu handeln, handelt jetzt blind; er vergißt ja, daß er sich nicht überzeugt hat, ob der Horcher wirklich der König ist. Trotz der übereilten Handlung nennt der Geist, der ihm jetzt mahnend abermals erscheint, seinen Vorsatz abgestumpft.

Hamlet hat jetzt die Rache, die ihm gegen den König aufgelegt ist, Andern gegen sich aufgelegt. Er hat eine Familie vernichtet; er hatte Opheliens Herz schon vorher gebrochen,

er hat jetzt ihren Vater getödtet, dieß zertrümmert sie vollends, sie wird wahnsinnig, sie sinkt in den Tod. Dem Bruder fällt die Pflicht der Blutrache gegen ihn zu. Aber nicht nur dieß; Hamlet hat Alles gethan, den König, den er vernichten sollte, zu seiner Vernichtung aufzufordern, die Tödtung des Polonius ist die letzte Stufe in einer Reihe von greiflich deutlichen Winken, worin er ihm seine ganze Gefährlichkeit zu erkennen gibt, zugleich ist sie ein Stachel des Verdachts für Hof und Volk, denen die Ahnung nahe genug gelegt ist, Hamlet wisse um ein Verbrechen, kenne den Verbrecher und habe nur den Falschen getroffen. Daher das lautlose Begräbniß des Polonius, daher der verdoppelte innere Druck, unter dem nun das Bewußtsein des Königs seufzt. Jetzt befindet sich dieser in der Lage der Nothwehr. Er sendet Hamlet mit der mehr erwähnten mörderischen Absicht nach England. Dieser läßt sich fortschicken. Warum? Zunächst natürlich einfach darum, weil ihn die Krankheit der Reflexion lähmt und passiv macht; dann aber, weil er, wie uns die schon angeführten Worte am Schlusse des Gesprächs mit der Mutter sagen, für seinen doch nicht aufgegebenen Zweck immer an umfangreiche, weit ausholende Pläne denkt, daher ein Zeitverlust ihm auch wieder gleichgültig scheinen kann; sollte unter der Wegsendung ein verderblicher Schlag in nächster Zeit sich verstecken, so hofft er ihn zu durchkreuzen. Freilich tritt ihm die Schuld seiner Zögerung auf's Neue und mit voller Stärke in's Bewußtsein, da er dem Fortinbras mit seinen Truppen begegnet; aber er läßt sich dennoch wegschicken.

Die tief tragische Umdrehung des ursprünglichen Verhältnisses ist nun eine doppelte: der König sowohl, als Laertes,

ist zum Aeußersten gegen Hamlet aufgefordet. Aber die zwei Feinde werden zu Einem: der König hetzt den empörten Laertes, nachdem die List der Sendung nach England mißlungen, Hamlet wieder zurück ist, gegen ihn, mißbraucht den heißblütigen Jüngling als willkommenes Werkzeug des Mords. Von diesen vereinigten zwei Feinden ist Laertes derjenige, den uns Shakspeare als volles, contrastirendes Gegenbild Hamlets hinstellt, an dem er durch das, was er ist, uns zeigt, was Hamlet nicht ist. Rasch einen Anhang sammeln, ohne Federlesen bewaffnet in's Schloß brechen: das ist der Weg des Laertes, das hätte Hamlets Weg sein müssen und damit konnte er immer noch Maßregeln verbinden, des Königs Gewissen vollends so in die Enge zu treiben, daß eine Art von Ueberweisung seinem Falle voranging. Der König wälzt alle Schuld auf Hamlet. „Was wollt ihr unternehmen," sagt er, „um euch zu zeigen eures Vaters Sohn in Thaten mehr, als Worten?" „Ihn in der Kirch' erwürgen," antwortet Laertes. Das ist die Sprache eines Mannes, dem der Vater ermordet ist. Eine andere, merkwürdige Parallele besteht zwischen Hamlet und dem König. Hier ist im vollsten Contrast eine Aehnlichkeit. Beide drückt ein Geheimniß, diesen die Schuld, jenen das Wissen um die Schuld und noch mehr der Vorwurf des Gewissens, daß er sie nicht straft. Beide mahnt jeder kleine Umstand, jedes zufällige Wort furchtbar an diese innere Last. Wie sie dann in der Scene nach dem Schauspiel sich so schlagend verwandt gegenüberstehen, hat Gervinus gezeigt: jener, der nicht beten, dieser, der nicht rächen kann. Endlich ruft den König die Nothwehr zu neuer Schurkenthat, den Hamlet zur späten Richterthat.

Hamlet hat einen Begriff von jener Ironie der tragischen Umdrehung des ursprünglichen Verhältnisses. Nach dem Auftritt mit Laertes am Grabe der Ophelia bereut er seine Heftigkeit und sagt zu Horatio: „in dem Bilde seiner Sache seh' ich der meinen Gegenstück." Ein besonders beachtenswerthes, merkwürdiges Wort, ein unzulänglich aufschimmerndes Licht des Bewußtseins, ein Fragment von Selbsterkenntniß, aus der tiefsten Beobachtung des Menschen vom Dichter geschöpft. Die Selbsterkenntniß geht so weit, daß er einsieht, wie er eine Familie zerrüttet und einen Andern genöthigt hat, das gegen ihn zu übernehmen, was er gegen den König übernommen hatte; aber sie geht nicht so weit, um sich den Umfang seiner Schuld gegen diese Familie ganz klar zu machen, er entwickelt sich nicht, wie ihm seine innere Krankheit das Gefühl für fremdes Leiden verhärtet hat, auch bringt er es nicht zu dem Schlusse, daß Laertes und der König nun sicherlich rasch handeln werden; doch ahnt er Verrath, wie es zum Fechtspiele geht, in welchem die Katastrophe hereinbricht.

Ehe wir nun zu dieser und hiemit zu unserem Hauptzwecke, der Beleuchtung des Schicksalsgangs übergehen, ist eine bisher absichtlich ganz zurückgestellte Seite noch aufzunehmen, die komische. Goethe hebt sie kaum hervor und sie paßt auch in eine Auffassung nicht, nach welcher Hamlet, wenn er nur nicht die allzuschwere Aufgabe überkäme, ein ganz harmonischer Mensch wäre, wohl auch geistreich, aber nicht in dem gesalzenen Sinne, wie er wirklich vor uns steht. Hamlet ist außerordentlich witzig und sein Witz ist von ätzender, beißender Schärfe. Doch damit ist kaum angefangen. Wir

müssen an seinen Idealismus wieder anknüpfen. Hamlet, haben wir gesagt, mißt die Welt am Maaßstabe der Idee und trauert über die Schlechtigkeit, welche die Vergleichung ergibt. Aber nicht nur dieß; er *legt* der Welt die Idee als Maßstab *unter*, läßt diese als Folie durchscheinen und die Welt wird ihm komisch. Er sieht die Menschen in ihrer Verkehrtheit an, als wüßten und wollten sie ebendamit das Rechte: nun sind sie als Narren aufgefaßt. Diese Unterschiebung kann immer noch von einem sehr deutlichen Bewußtsein begleitet sein, daß sie nur Unterschiebung sei; die komische Laune bleibt dann die bittere des strafenden Satyrikers, des Ironikers. Hamlet ist auch vor Allem Ironiker. Aber er ist mehr. Er weiß, daß es mit ihm selbst nicht richtig bestellt ist; er kennt, obwohl nicht bis auf den Grund, den irrationalen Bruch in seiner Natur, die Verwicklung und Incongruenz seiner Kräfte; er ist vor Allem selbst ein Narr und er ist sich dessen bewußt, er liegt selbst krank im allgemeinen Spitale und er subsumirt sich selbst darunter. Hiedurch ist er mehr, als Ironiker, er ist Humorist. Aber es kann nicht zum freien, heitern, versöhnten Humor kommen, weil seine Lage zu gespannt ist, weil die Thoren ihm zu lästig sind und weil er mit der schiefen Mischung seines Wesens sich selbst zur Last wird. Daher überwindet der Humorist in ihm nicht den Melancholiker, nicht den bittern Ironiker, daher reicht es eben nur, ihn nicht gerade immer bitter zu machen, ihn mitunter zum freieren komischen Spiele gelangen zu lassen. Besonders fallen manche Sprünge auf, wo er plötzlich in eine gar seltsame, quere Ausgelassenheit übergeht. Das kommt aus einem Bedürfniß, sich selbst darzustellen;

er macht den Hanswurst, um plastisch, mimisch, pantomimisch (närrische Bewegungen gehören dazu) sein Gefühl, daß er selbst ein Narr ist, zu entladen, sich davon augenblicklich zu befreien, indem er es übertrieben und grob objektivirt. Dabei haben wir noch nicht einmal das Stadium des verstellten Wahnsinns im Auge, Alles kommt schon vorher zu Tage. In dem gallenbittern Sarkasmus: „pah, Sparsamkeit, das Gebackne zum Leichenschmauß gab kalte Hochzeitschüsseln" spricht der Ironiker, in den Schnurren unmittelbar nach der Erscheinung des Geistes, da er die Freunde schwören läßt, der Humorist, der Hanswurst seiner selbst. Zunächst sind hier die seltsamen Reden freilich auch nur ironisch zu verstehen; Hamlet hat die Wißbegierde des Horatio und Marcellus zum Besten und erklärt in der indirekten Form des Scherzes, daß er sein Geheimniß für sich behalten will. Wenn er den Geist, der unter der Erde sein: Schwört! ruft, mit den plattesten Namen beehrt, als Burschen, als ehrliche Haut (true-penny ist vielleicht zugleich im bergmännischen Sinn zu verstehen, aber doch so, daß wohl die Bergleute selbst es schon persönlich als Scherznamen gebrauchten), als alten Maulwurf, trefflichen Pionier; so will er sagen: für euch Profane ist es gut genug, wenn ihr's so nehmt, für eure ordinäre Fassungskraft sei es ein Schabernak, den ein Spaßvogel von Bergmann da unten treibt. Allein es ist doch auch sein eigenes Vergnügen, so närrisch zu reden. Es ist seine Art, sich das Gefühl des Erhabenen zu verdoppeln, indem er es als ein ganz Plattes sich bezeichnet, er liebt es, durch dieses Salz des Contrastes sich das Große, Ernste zu erhöhen. So sehr fern, als es scheint, liegt dieß der allgemeinen mensch-

lichen Neigung nicht; tausendmal an uns und Andern können wir es erfahren, wie man die feierlichsten, höchsten Eindrücke sich gern dadurch verschärft, daß man sie mit Humor mitten im Ernst wie Bagatelle prädicirt; aber bei Hamlet kommen diese Wendungen so stark, es geht vom Ernst zum Scherz so schnell um die Ecke, daß die Zickzack-Linie wie Verrücktheit aussieht. Und dieß eben darum, weil ein Gefühl innerer Disharmonie in ihm ist, das sich in solchen unvermittelten Uebergängen auszudrücken strebt.

Nun haben wir auch den positiven Grund gefunden, warum er die zweckwidrige Maske des Wahnsinns anzulegen beschließt, und es ergänzt sich hiemit, was wir oben hierüber gesagt haben. Als Mittel ist es verkehrt, aber eigentlich ist es auch kein Mittel, sondern ein Selbstzweck: es ist Hamlets Geschmack, die Narrenrolle zu spielen, es ist ihm schlechthin ein Genuß an sich. Zunächst überhaupt, weil er eine Freude am Darstellen, am Theater hat. Er geht mit Schauspielern um, versteht ihre Kunst; er hat gewiß schon oft Lust gehabt, selbst einer zu sein. Dieß sieht dem Humanistischen in seinem Wesen so gleich, daß es gar keines Wortes darüber bedarf. Die Hauptsache aber ist: er kann unter dieser Maske das Hofgeschmeiß aufziehen und verspotten, seinen Witz spielen lassen, daß es eine Pracht ist, und er kann jene Sprünge, wodurch er das Bewußtsein der eigenen Tollheit parodirt, exerciren, daß es noch prächtiger ist. Die frühere englische Kritik hat mit einer, der Nation eigenen, Beschränktheit in dialektischen Fragen ernstlich untersucht, ob Hamlet nicht wirklich verrückt sei. Er ist eben so verrückt, wie alle genialen Menschen, die es nicht dahin bringen, daß ihnen Alles

so schrecklich klar ist, wie ordinären Köpfen; so verrückt, wie alle tieferen Naturen, bei denen einzelne Kräfte sich zu solcher Stärke entwickeln, daß die Harmonie gestört wird, und er weiß das und kann es doch nicht anders machen: das ist zum Tollwerden, wie er selber sagt, aber darum ist er nicht toll im Sinn der Psychiatrie und Medicin, sondern weiß unendlich mehr von sich, als so mancher Kritiker, der ihm Herzen und Nieren prüft. In diesem Sinne gilt denn von ihm: er spielt den Narren, weil er einer ist.

Jetzt sprüht freilich dieser geistige Vulkan auch nach außen, aber (neben dem verfehlten Ausbruch in verkehrten Handlungen) nur in Worten und Witzen. Man beobachte nun namentlich die geistreiche Art, wie er einen ganz verständlichen Witz oder auch nur ein Scheltwort so zu wenden pflegt, daß er den Schein der Verrücktheit erzeugt. Zum Beispiel er will dem Polonius sagen: ihr seid lang nicht so ehrlich wie ein Fischhändler. Statt nun dieß einfach als beabsichtigte Metapher auszusprechen, stellt er sich zuerst, als halte er ihn ernstlich für einen Fischhändler, natürlich um, nachdem Polonius verneint hat, nachzutragen, worauf es ursprünglich angelegt war. Ferner läßt er logische Mittelglieder weg, fährt mit einem „denn" fort, ohne den Satz ausgesprochen zu haben, worauf das Denn als Beweisführung geht. So im Fortgange des angeführten Gesprächs. Er hat gesagt: „ehrlich sein heißt Ein Auserwählter unter Zehntausenden sein." Er setzt dazu: „denn, wenn die Sonne Maden in einem todten Hund ausbrütet, der ein gutes küssendes Luder ist — habt ihr eine Tochter?" Das heißt: und du selbst gehörst wahrlich nicht unter die wenigen

Ehrlichen, denn du bist ein Kuppler, der seine Tochter ausschickt, um sie als Spionin zu benützen, wobei sie in Gefahr kommt, ihre Unschuld zu verlieren. Ebenso bringt er sein „denn" bei Rosenkranz an, der bemerkt hat, die Singknaben der königlichen Kapelle tragen den Herkules davon und seine Last obendrein, was sich bekanntlich auf den Streit des Kunst- und Schuldramas mit dem Volksdrama und dem Volkstheater des Shakspeare bezieht (dessen Schild ein Herkules mit dem Globus war); Hamlet antwortet: „es ist nicht sehr zu verwundern, denn mein Oheim ist König von Dänemark und eben die, welche ihm Gesichter zogen, so lange mein Vater lebte, geben 20, 40, 50 bis 100 Dukaten für sein Porträt in Miniatur." Soll natürlich heißen: so geht es ja in der Welt und das können wir eben jetzt in Dänemark erfahren, denn wie das gezierte Hoftheater den Herkules, das naturkräftige Volkstheater ausgestochen hat, ebenso hat ein elender Komödiant der Fürstenwürde meinen heldenmäßigen Vater fortgeschafft, und wie die Volksgunst wechselt, zeigt der jähe Uebergang der öffentlichen Stimme zu ihm. Das Springen, das Weglassen von vermittelnden Begriffen ist überhaupt Hamlets Methode, die zugleich den allgemeineren Zweck hat, die pfiffig ausforschenden Höflinge zu pariren, ihnen in's Concept zu fallen, sie draus zu bringen. Um so eindringlicher wirkt mitten in diesem wilden Spiele der direkte, offene Ernst, wenn er so hereinbricht, wie in der Nutzanwendung der dramatisirten Metapher von der Flöte. Dem Polonius fährt er mit: Lirum, Larum zwischen seine wohlgesetzte Rede und gelehrte Eintheilung der verschiedenen Arten des Schauspiels bei Einführung der Komödianten. Er singt

dann aus einem bekannten Liedchen die Worte: „auf seinem Eselein Jeder kam;“ das geht auf Polonius als Einführer der Gesellschaft. Seine eigene Narrheit aber spielt Hamlet am meisten nach der Aufführung des Schauspiels. Er ist dießmal äußerst zufrieden mit sich, denn der Streich ist psychologisch ganz gelungen, der König hat sich ihm entlarvt. Die Freude darüber entlädt sich in närrischen Sprüngen, er singt beziehungsreiche Liederverschen, er meint, er hätte sich die Anwartschaft zu einem Platz in einer Schauspielergesellschaft verdient. Aber diese närrische Lustigkeit kann ja nicht gesund sein; solche Schnacken und Schnurren würde er nicht machen, wenn ihn nicht zugleich doch der Dorn des Bewußtseins reizte und kitzelte, das ihm sagt, daß er ja nichts thut, seinen Sieg zu verfolgen. Es wäre sehr interessant, namentlich die Sarkasmen, womit er des Königs Gewissen trifft, da dieser nach der Leiche des Polonius fragt, des Scheins der Tollheit zu entkleiden, auf ihre furchtbare nackte Bedeutung zu reduciren, aber es kann hier nicht weiter in's Einzelne gegangen werden; nur auf den idealen, vernichtenden Tiefsinn der folgenden Worte machen wir aufmerksam. Hamlet: Nach England? König: Ja, Hamlet. Hamlet: Gut. König: So ist es, wenn du unsre Absicht wüßtest. Hamlet: *Ich sehe einen Cherub, der sie sieht.*

Nun wenden wir uns denn zur Katastrophe, zum Schicksal. Wie sich Hamlet durch eigene Schuld es zuzieht, daß Andere gegen ihn handeln, wo er handeln sollte, wie er es dahin bringt, daß er zuletzt im Drange des Augenblicks zum bloßen passiven Vollstrecker wird, wo er Richter sein sollte, dieß ist vor uns von Andern, namentlich zuerst von Ed. Gans, hinreichend

dargethan. Ed. Gans ist auch der Erste, der klar gezeigt hat, wie Hamlet endlich doch dazu kommt, zu handeln. Ein neues Verbrechen ist gegen ihn begangen und er erfährt es in demselben Augenblicke, da ihm eröffnet wird, daß er nur noch wenige Minuten zu leben hat. Jetzt sind die Bedingungen beisammen: nicht nur die äußerste Entrüstung, der höchste Affekt, sondern auch die Unmöglichkeit jeder Wahl des Augenblicks. Jener Knoten, in welchen die Reflexion ihn verwickelte, wenn es an das entsetzliche Jetzt ging, ist gelöst, er kann nicht mehr zweifeln, was der rechte Augenblick sei, denn es gibt gar keinen andern Augenblick mehr. Und so lernen wir denn freilich, wie man es nicht halten soll, wenn man berufen ist, frei zu handeln, wie bitter das Zaudern sich bestraft. Allein, wenn denn von Lernen die Rede sein soll, wir lernen noch viel Anderes auch.

Hamlet rächt nur sterbend den Tod seines Vaters, aber er rächt ihn; er darf es noch, er ist immer noch auserlesen, er ist immer noch würdig, das Schicksal zu vollziehen. Er büßt gleichzeitig für sein Zaudern, aber wohlgemerkt, seine Feinde büßen noch mehr für die Einseitigkeit und Verkehrtheit, womit sie Kräfte verwenden, die dem Hamlet fehlen oder seinem Wesen nicht in richtigem Verhältniß beigemischt sind. Laertes zeigt uns wohl, wie das natürliche, von Reflexion unbeirrte Feuer handelt, aber er enthüllt uns auch die ganze Schwäche der glücklichen Einfachheit unverwickelter Naturen. Der ungebrochene Stoß seiner Leidenschaft und Thatkraft prallt an der Klugheit des Königs ab, der mit der ganzen Ueberlegenheit ruhiger List ihn empfängt und abfängt; nicht genug, daß er hier zur dupe wird, er wird

zum Verbrechen verleitet. Hier kommt also die unreflektirte Entschlossenheit so gut zu Falle, wie die unentschlossene Reflexion. Im König, könnte man sagen, befinden sich Reflexion und Thatkraft in ungestörtem Verhältniß, wenn nicht die Thatkraft auf das Böse ginge und wenn die Reflexion mehr wäre, als gemeine List; immerhin kann man ihm in relativem, bloß formalem Sinn, d. h. mit Abstraktion vom Ethischen eine richtigere Mischung der Fähigkeiten zuerkennen. Allein mit allem durchdachten Handeln und handelnden Denken kommt er auch zu Fall, denn er fängt sich mit Laertes zugleich in der eigenen Schlinge. Gervinus hat sehr schön gezeigt, wie dem Hamlet als der rechte Mann ein anderer Held aus der Reihe Shakspearischer Charaktere gegenübersteht: Heinrich V. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß dieser zwar geistig geschüttelt und durcharbeitet, humoristisch vertraut mit den Widersprüchen des Lebens und zugleich ganz ungebrochen thatkräftiger Mann, jedoch keineswegs so tief ist wie Hamlet. Der Bruch in seiner Natur ist leichter zu überwinden; er durchwandelt inneren Kampf, ist aber doch Realist von Anfang an. Die Gerechtigkeit gegen Hamlet fordert, daß man ganz erkenne, wie bald es gesagt ist, das Rechte sei die höhere Einheit von Denken und Thatkraft, und wie schwer gethan. Man muß vorsichtig umgehen mit der Forderung der höheren Einheiten. Der Mensch ohne Tiefe hat gut den Moment ergreifen und frischweg handeln; wo die Tiefe einen gewissen Grad erreicht, da hört das Glück dieser Leichtigkeit auf. Cerebralmenschen haben in ihrer Schwäche eine Stärke, die ihnen den Spott billig ersparen sollte, wir bemitleiden sie, aber in ihrem Unglück ist auch eine

tragische Größe, die Ehrfurcht in das Mitleid mischt. Man hat mit vollem Recht in Hamlet den Typus der deutschen Geistesart gefunden; der Franzose, der moderne Engländer lacht uns aus um unserer Unentschlossenheit willen. Jener ist leichter, beweglicher, dieser beschränkter, härter organisirt und beide ahnen im Spotte doch dunkel, daß uns etwas inwohnt, wofür sie kein Senkblei haben. Uebrigens sind Nationen nicht Einzelne; der Hamlet, der ein Volk ist, wird den Spott überdauern und es kommt vielleicht eine Zeit, wo wir sagen dürfen: wer zuletzt lacht, lacht am besten. Vor Kurzem hat ein wahrhaftes Hamlet-Zaudern uns dem Gelächter und der Verachtung der Nationen Preis gegeben, aber wenn der Laertes Frankreich uns den vergifteten Degen in den Leib stoßen wird, so wird der Hamlet Deutschland den Stoß und den Gegenstoß überleben.

Allein diese allgemeine Betrachtung ist nicht das Einzige, was Hamlet zu gute kommt. Wir müssen nun wieder aufnehmen, was wir von einem dunkeln Gedanken bereits gesagt haben, welcher als der eine, verhüllte Grund von seinem Zaudern zu betrachten sei. Es schwebe dem Hamlet, haben wir angenommen, undeutlich vor, daß er eine Art öffentlichen Strafverfahrens gegen den König einzuleiten habe. Verhält sich dieß so, will er nicht morden, sondern richten, so dürfen wir ihn nicht anklagen, daß er nicht mit so wilder Entschlossenheit zufährt wie Laertes; er braucht Vorbereitungen, Anstalten; nur freilich haben wir hinzugesetzt, sie müssen kurz sein, und daß er auch zu diesen Vorbereitungen, zu denen ihm der verstellte Wahnsinn die Zeit verschaffen soll, nicht schreitet, darin bleibt seine Schuld sich gleich. Die Spuren

dieſes dunkel leitenden Gedankens haben wir theilweiſe oben aufgezeigt, hiezu ſind noch weſentliche Belege nachzuholen. Man ſehe ſogleich den erſten Monolog genauer an. Die Leidenſchaft im Vortrage des Schauſpielers mahnt Hamlet an ſeine Unthätigkeit und indem er ſich ihn als Muſter vorſtellt, ruft er aus: „hätt' er das Merkwort und den Ruf zur Leidenſchaft wie ich, was würd' er thun? Die Bühn' in Thränen ertränken und das allgemeine Ohr mit grauſer Red' erſchüttern, bis zum Wahnwitz den Schuld'gen treiben und den Reinen ſchrecken, Unwiſſende verwirren, ja betäuben die Faſſungskraft des Auges und des Ohrs. Und ich, ein blöder, ſchwachgemuther Schurke, ſchleiche wie Hans der Träumer, meiner Sache fremd, und kann nichts ſagen, nichts für einen König, an deſſen Eigenthum und theurem Leben verdammter Raub geſchah.“ Es geht aus dieſen Worten wohl deutlich genug hervor, daß dem Hamlet eine Scene vorſchwebt, wo er eine öffentliche Volksrede zu halten hätte, und man wird dießmal nicht ſagen, er denke an Worte *ſtatt* der Thaten, vielmehr er meint offenbar Worte, die eine That begleiten, zu einer That führen ſollen. In der Sage von Amleth bei Saxo Grammaticus hält er eine ausführliche Volksrede allerdings erſt nach der Ermordung des Statthalters und ſeines Anhangs, überzeugt durch ſie das Volk von der Gerechtigkeit ſeiner That und erreicht ſo ſeinen zweiten Hauptzweck, er wird zum König ausgerufen. Daran denkt Shakſpeare offenbar in dieſem Monolog, natürlich aber iſt es, daß er ſeinem Hamlet eine Rede, wodurch er das Volk überzeugt und gewinnt, als einen Schritt vorſchweben läßt, welcher der That vielmehr vorangehen müßte. Hiezu müſſen wir ſogleich den

Schluß heraufnehmen. Was Hamlet im Tode am meisten drückt, ist, daß er nicht mehr reden, kein Licht über seine That mehr geben kann. Er hatte sie sich offenbar so jäh nicht gedacht, sondern immer trug er sich mit dem Bild einer Veranstaltung, worin er versammelte Zeugen durch Gründe hinreiße, mit ihm den König zu stürzen, zu vernichten: „Welch' ein verletzter Name, Freund, bleibt Alles so verhüllt, wird nach mir leben!“ Darum soll Horatio der unbefriedigten Welt seine Sache enträthseln, und ebendarum, weil ihn das Dunkel drückt, das vor der Welt auf dieser blutigen Katastrophe liegt, sind denn auch seine letzten Worte: „der Rest ist Schweigen.“ Man wird nun erkennen, daß es richtig gesagt ist, wenn man als seinen schuldigsten Augenblick den bezeichnet, wo er nichts unternimmt, obwohl der König bei Aufführung des Schauspiels sein böses Gewissen verrathen hat: da könnte er ja „die Bühn' in Thränen ertränken“ u. s. w. Allein das Schicksal nimmt sich seiner an; während er fort und fort zaudert und seinerseits positive Schuld auf sich lädt, gönnt es ihm, indem es ihn straft, doch zum dunkel geahnten Ziele zu gelangen.

Dieß Ziel ist: überzeugender Beweis für die alte Schuld des Königs durch eine neue und Vollziehung der Rache vor einem Kreise von Zeugen, also in der offenen Form, die annähernd den Charakter eines Gerichtes trägt. Das Schicksal gibt Hamlet darin Recht, daß der König nicht im Dunkeln, nicht ohne besondern, in das Bewußtsein von versammelten Personen fallenden Accent vernichtet werden soll. Und diesem Schicksal hat Hamlet dunkel, mit einem dämmernden

Halblichte, des Bewußtseins vertraut: das ist es namentlich, was hier noch in's Licht gesetzt werden soll.

Man hat in der Erläuterung des Hamlet öfters auf den wachsenden Glauben des Helden an eine Vorsehung aufmerksam gemacht, aber nur, um hinzuzusetzen, das sei nichts als eine neue Ausflucht, die er vor seinem Gewissen über sein Nichtsthun gebrauche. So Rötscher und Gervinus. In einem Drama, wo Alles so tief verwickelt, Recht und Unrecht so dicht verschlungen ist, mag Shakspeare diesen Gedanken seines Helden nach der einen Seite vielleicht auch zu seinen Schwächen rechnen; in der Hauptsache gewiß nicht, die Stellen klingen viel zu ernst und feierlich. Es sei zunächst Selbstbeschönigung, da er zu lange zaudert, aber es ist nicht Selbstbeschönigung, sofern er sich doch bewußt ist, daß er noch handeln wird. Wir haben bereits von dem Dämmerschein des Bewußtseins gesprochen, womit Hamlet in der Lage, in die er die Familie des Polonius versetzt, das Gegenstück seiner eigenen erkennt. Wir müssen die betreffenden Stellen noch einmal und andere, noch nicht angeführte dazu aufnehmen. Vor dem Leichnam des Polonius sprach Hamlet jene Worte: „der Himmel hat gewollt, um mich durch dieß und dieß durch mich zu strafen, daß ich ihm Diener muß und Geißel sein.“ Wenn ihn der Himmel verwendet, den Auflaurer Polonius zu strafen, zugleich aber durch das Vorschnelle seiner That ihn auch bestraft, so sieht Hamlet darin eine Absicht, ihn zu Weiterem vorzubehalten. Er hat blutig gehandelt, er gesteht, so grausam er übrigens spricht, etwas von Schmerz und Reue, aber Polonius ist dennoch nicht unverdient gefallen; er weiß sich aufbewahrt, ein durch Schuld

und Schmerzen geheiligtes Werkzeug, zu einer ebenso blutigen Handlung, die aber einen Schuldigeren und in würdigerer, vernünftigerer Form treffen wird. Hamlet kennt seine innere Verstrickung, wie sie zum Zaudern, ein andermal zur Unbedachtsamkeit führt, aber es ist ihm so hoher und feierlicher Ernst, daß er sich würdig weiß, doch noch zum Ziele zu gelangen. Er sagt sich: aus Unterlassung, Schuld, Willen der Menschen und aus dem, was wir äußern Zufall nennen, schlingt sich ein Ganzes zusammen, worin sich ein höheres Gesetz der Gerechtigkeit vollzieht. Das ist nicht Selbstbeschönigung, sondern das ist Wahrheit, und das darf er sich zum Troste sagen, wenn er den Vorsatz des Handelns trotz den Aufschüben mit ganzer Kraft festhält. Er hofft offenbar im Stillen, daß eine Stunde kommen werde, wo die Umstände dasjenige Maß dringender Gewalt annehmen, daß sie ihn aus der Qual der lähmenden Reflexion erlösen, und er hofft zugleich, daß diese Umstände der endlich reifenden That den Charakter geben, den er ihr aufdrücken möchte, nämlich den einer Art von gerichtlichem Akt. Man muß diesen Begriff eines vertrauenden Wartens behutsam anwenden, sonst natürlich kann man in diesen Aeußerungen des Vorsehungsglaubens nur die Ausflucht der wachsenden Scheu vor dem Handeln finden. Der Begriff der Vorsehung darf allerdings zwischen unser Handeln eigentlich gar nicht von uns eingeschoben werden. Blicke ich, statt das Ganze der Geschichte unter dem Standpunkte des Ewigen anzuschauen, aus der Reihe meiner praktischen Lebensmomente (— von den Stimmungen der Andacht ohne praktische Beziehung ist hier nicht die Rede —) vereinzelt hinüber auf Gott: ich kann nicht

wissen, was sein Wille ist, er kann ja seine Zwecke vollführen oder vollführen wollen auch ohne mein Handeln. Eine völlige fatalistische Betäubung müßte dieß consequenter Weise eigentlich zur Folge haben; wenn wir aus den ungesichteten Vorstellungen vom göttlichen Rathschluß Ernst machen wollten, so dürften wir keinen Finger rühren; wir würden uns nicht einmal kleiden, denn wenn Gott es will, kann er uns warm halten ohne das oder durch Kälte tödten trotzdem. Es klingt ganz sonderbar und ist für einen denkenden Menschen unverständlich, wenn man z. B. an einem Krankenbett sagen hört, die Mittel der menschlichen Wissenschaft und Kunst seien erschöpft, hier könne nur Gott noch rathen und helfen. Gottes Thun würde demnach da eintreten, wo das menschliche Thun nicht weiter kann; das heißt: man beschränkt Gottes Thun auf die Natur, statt das menschliche auch in ihm mitzubegreifen. Dennoch ist diese ganz verworrene Logik die des gesunden Menschen ohne dialektische Bildung; denn nur vermittelst dieser Confusion kann er sich neben dem kindlichen Vorsehungsglauben die Thatkraft erhalten. Er halbirt: ich thue das Meinige, danach mag der liebe Gott das Seinige thun; das ist sehr gedankenlos, wenn man die Forderung deutlicher Begriffe stellt, aber in seiner unbewußten Gedankengrundlage ganz recht und gut. Das Wahre ist nämlich eigentlich dieß: die Vorsehung, das Gesetz der Weltordnung webt das Schicksal der Menschheit aus zwei Fäden, menschlichem Thun und äußerem Geschehen der Natur. Die Kreuzungen und Verbindungen dieser Fäden sind uns ganz unberechenbar; nur nach langer Entfernung der Zeit übersehen wir einen Theil des Gewebes und erkennen in dem

Gang der Dinge, der so verworren schien, das höhere Gesetz. In der Gegenwart aber, wo wir als Handelnde mitten im werdenden Gewebe drin sind, dürfen wir auf dieses verborgene Gesetz des ganzen Gewebes uns gar nicht berufen; da es uns dunkel ist, so entsteht für uns sogleich der Schein, es bedürfe unseres Thuns nicht, es könne des Individuums auch entbehren, weil es absolut sei. Wir haben daher mitten in den Kämpfen des Lebens nichts zu denken, als: ich thue, was ich nach bestem Gewissen als recht erkenne; wie sich mein Thun zum unerforschten Ganzen alles Thuns, zusammengefaßt mit allen Naturzufällen, verhält, weiß ich nicht, das geht mich jetzt nichts an; was im Ganzen herauskommt, das werde ich später erkennen, wo ich die Vergangenheit und mich mitten darin überschaue. Der naive Mensch nun nennt das Ganze nach Abzug *seines* Beitrags Gott und fährt dabei mit seinem Beitrage unbeirrt fort; seine Vorstellung ist unrichtig, sein Verhalten richtig; er läßt sich nicht zur Unthätigkeit des Fatalismus verführen, wiewohl sein Denken nicht ausreicht, sich jeder unzeitig vereinzelnden Einmischung des Gottesbegriffs zu enthalten und dessen Anwendung auf die Stunde der rein contemplativen Betrachtung des Vergangenen zu verschieben. Besonders liebenswürdig und in seiner Naivetät vernünftig ist das bekannte Gebet eines österreichischen Generals vor einer Türkenschlacht: „lieber Gott, wenn du *uns* nicht helfen willst, so hilf nur wenigstens den verdammten Türkenhunden nicht und du sollst deinen Spaß sehen.“ Hamlet nun befindet sich offenbar in einer schwebenden Mitte zwischen lähmendem Fatalismus und jener das Handeln nicht lähmenden Halbirung, die der schlichte Verstand vornimmt. Er schöbe den

Vorsehungsbegriff ganz falsch ein, wenn er den Willen des Handelns consequent dabei wirklich aufgäbe. Er gibt ihn aber nicht auf, sondern hofft nur, das dunkle Gesetz des Ganzen werde ihn zu dem Momente leiten, wo er die innere Hemmung überwinden und zugleich die Handlung in einer würdigen Form, von der er noch kein deutliches Bild hat, ausführen könne. Er wartet und das ist bedenklich genug, aber der Dichter will uns sagen, einmal könne das Gesetz der Weltordnung auch eines edlen und unglücklich genial organisirten Menschen Unterlassung und in Schuld verstrickendes Warten zur Vollführung des höheren Zwecks verwenden, wofern nur der Zaudernde nicht gedenke, die Hände ganz in den Schoß zu legen. Wir werden später sehen, welchen besondern Zug Shakspeare seinem Helden noch beilegt, um diese schwebende Stellung zwischen gefährlicher Einmischung des Vorsehungsbegriffs und stets aufschiebendem, doch eifrig festgehaltenem, der Zukunft vertrauendem Vorsatz des Handelns zu rechtfertigen.

Die Erzählung, wie er auf der Reise nach England Rosenkranz und Güldenstern überlistet hat, leitet Hamlet mit den Worten ein: „laßt uns einsehn, daß Unbedacht uns manchmal trefflich dient, wenn tiefgehegte Plane uns versagen; wir lernen draus, daß eine Gottheit ist, die unsere Zwecke formt, wie immer wir im Groben sie uns schnitzen mögen.“ Die Worte entsprechen genau jenen, welche bei Polonius Leiche gesprochen sind. Hamlet hat bei der Ueberlistung, die er eben erzählen will, zwar nicht unbedacht in dem Sinne gehandelt wie bei der Ermordung des Polonius, sondern nur ohne langes Bedenken, immerhin rascher, als es recht scheint,

wenn es Menschenleben gilt, aber er hat sich, den zu Großem Berufenen, Aufgesparten gerettet, und er zieht daraus die Lehre, die er ausspricht. Er hat sich nicht so schwere Vorwürfe zu machen wie damals, wo ihn „der Himmel durch dieses strafte," aber Vorwürfe könnte er sich über seine Raschheit doch machen, da er sonst so weitausholend überlegt, und er unterdrückt diese Vorwürfe mit der Idee der Vorsehung. Was ihm dabei vorschwebt, kann nichts Anderes sein, als eben der Gedanke, den wir schon ausgesprochen haben; dießmal ist es uns deutlicher nahe gelegt: Hamlet hofft, daß wie bei diesem raschen Entschlusse, so auch für seinen Hauptzweck ein Augenblick kommen werde, wo Alles zusammenwirkt, alle Vorbedingungen der zu vollführenden That ihm erfüllt entgegentreten und zugleich durch das Ganze der Umstände jener mangelnde Stoß der Naturkraft, den er Unbedacht (indiscretion) nennt, endlich in ihm sich einstellt, so daß er kühn das Jetzt, den Moment ergreifen wird. Ohne Zweifel befaßt Hamlet unter der Idee, die er an dieser Stelle ausspricht, auch das Abenteuer mit den Corsaren, die ihn gefangen nahmen, aber schonend behandelten und gegen Lösegeld wieder frei gaben. Die Episode sieht auf den ersten Blick wie eine Nothhülfe des Dichters aus, seinen Helden von der Verschickung nach England wieder bald zurückzubringen; blickt man aber näher hin, so erkennt man, daß gerade dieser Zwischenfall recht auf den tiefen innern Zusammenhang angelegt ist, welcher uns hier beschäftigt. Shakspeare will uns sagen: der Mensch denkt, Gott lenkt, und Hamlet darf darauf vertrauen, daß das dunkle Ineinanderwirken der Zufälle mit menschlichen Willensakten einem verborgenen

Gesetze gehorcht, das auch ihn noch zum Ziele bringen wird. Zugleich benützt Shakspeare dieses Motiv, um ein Licht auf Hamlets Tapferkeit zu werfen; wir haben darauf oben bereits aufmerksam gemacht, aber auch dieß fügt sich nun in die bedeutendere Beziehung ein. Seine Lässigkeit hat ihn vermocht, sich nach England schicken zu lassen, aber seine rasch besonnene List lenkt den Mordplan des Königs ab, seine verwegene Tapferkeit isolirt ihn dann auf einem Corsarenschiff, das ihn nach England zurückbringen muß, und die Seeräuber, denen es um reiches Lösegeld zu thun ist, müssen dafür sorgen, daß Hamlet wieder den Schauplatz betritt, wo er das Schicksal vollstrecken soll. Und doch wird auch hier der Gedanke der Vorsehung nicht eingeschoben, um ein träges Nichtsthun zu beschönigen, sondern um die Schuld eines Aufschiebens zu mildern, das mit dem Bewußtsein eines ungeschmälerten Schatzes von Kühnheit verbunden ist. Wer sich, der Erste, im Handgemenge auf ein geentertes Corsarenschiff stürzt, kann auch noch einen mörderischen König niederstoßen.

Es ist hier ein Wort von den mancherlei Nebenumständen zu sagen, durch welche Shakspeare überhaupt seine Fabel aus so vielen und bunten Fäden zusammensetzt. Goethe hat diese Buntheit getadelt und zu vereinfachen gesucht. Er zählt dahin die Unruhen in Norwegen, die Gesandtschaft an den alten Oheim, den geschlichteten Zwist, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und seine Rückkehr am Ende, die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Lust Hamlets, dahin zu gehen, die Reise des Laertes nach Frankreich, seine Rückkunft, selbst die Verschickung Hamlets nach England, die Gefangenschaft bei den Seeräubern, den Tod der beiden

Hofleute durch den Uriasbrief: „alles dieß sind Umstände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieses Stücks, in dem besonders der Held keinen Plan hat, auf das Aeußerste schaden und höchst fehlerhaft sind.“ Man sieht, wie Goethe schon zur klassischen Reduktion der dem modernen Drama aus manchen Gründen so natürlichen Polymythie neigt. Die norwegischen Verhältnisse braucht Shakspeare, um uns zu zeigen, wie hübsch der König in diplomatischen Audienzen, in Sachen der äußern Politik zu repräsentiren versteht, ferner, um an des gemordeten Königs heroische Thaten zu erinnern, „als er sich mit dem stolzen Norweg maß, als er in hartem Zwiesprach auf's Eis warf den beschlitteten Polaken,“ um uns so die Heldengestalt in epischer Großheit vertrauter zu machen; Fortinbras muß nach Polen ziehen, um den letzten Monolog Hamlets in unersetzlicher Weise zu motiviren, er muß zurückkehren und wir brauchen ihn überhaupt, weil eine ganz unberührte, von außen her den verwilderten Boden betretende persönliche Kraft nöthig ist, um über dem Leichenhaufen eines ganzen vom Wurm angefressenen Geschlechtes das zerrüttete Staatsleben von vorn anzufangen; Wittenberg steht im Hintergrund, um Hamlets höhere, ideale Bildung zu motiviren, er soll studirt haben, und daß Shakspeare auf die Reformation als die Quelle hindeuten wollte, woraus Hamlet die Tiefe seines Denkens und die Lösung seiner Subjektivität aus der Substanz des unmittelbaren Seelenlebens geschöpft hat, dieß ist gewiß keine gesuchte Annahme, denn bei dem Namen Wittenberg fiel jedem Zuschauer Luthers Reformation ein, wie sie den Menschen auf sein eigenes Inneres weist; Shakspeare

zeigt uns überhaupt einen Zustand, worin rohe, mittelalterliche Sitte und moderne Bildung, die von außen eingeführt ist, nebeneinander herlaufen: die jungen Leute gehen fort, bilden sich im Ausland, Laertes muß daher nach Frankreich und ohne diese Reise verlören wir auch zwei Scenen, die wir um keinen Preis entbehren möchten, weil sie zum komischen Charakterbilde des Polonius mit seiner Mischung leidlich kluger Lebensphilosophie und väterlicher Autorität mit Abgeschmacktheit, Geschwätzigkeit, kleinlicher Pfiffigkeit und Wichtigthuerei durchaus wesentlich sind; Hamlets Wegschickung nach England endlich und das Abenteuer mit den Seeräubern haben wir besprochen. Die Polymythie hat gerade in diesem Stück ihre besondere Bedeutung und Nothwendigkeit. Es braucht eine gewisse Masse von sogenannten Zufällen, von äußern Umständen, wenn uns gezeigt werden soll, wie aus der scheinbar verworrenen Kreuzung solcher Begebnisse und Verhältnisse mit menschlichen Zwecken, Handlungen, Unterlassungen das Schicksal sich erwirkt.

Hamlet wird nun zu dem Fechtspiel mit Laertes eingeladen und wir finden ihn in einer ganz besondern Stimmung. Es ist ihm gar übel um's Herz, eine Art schlimmer Ahnung lastet auf ihm, „die ein Weib ängstigen könnte." Die Ahnung ist wohl zu begreifen, sie ist das Produkt einer verhüllten, unbewußten Schlußreihe. Er hat Laertes nicht nur durch die Vernichtung seiner Familie in die Lage des Bluträchers versetzt, sondern ihn auch zuletzt noch, an dem Grabe Ophelia's, tödtlich gereizt; daß der König Arges sinnt, darüber kann er nicht in Zweifel sein. Allein nicht in jedem Gemüth ersetzt sich der Mangel deutlichen Bewußtseins über

nahe Gefahr durch das starke Gefühl. Hamlet ist ahnungsreich. So tritt er ja gleich Anfangs auf, es liegt centnerschwer auf ihm, er wittert, was er noch nicht weiß, die Ermordung seines Vaters. Dieß ist der besondre Zug, den wir oben angedeutet haben, es ist das Ahnende in Hamlet, dem darum so große Wichtigkeit zukommt, weil darin Alles sich schließlich zusammenfaßt, was wir dafür vorgebracht haben, daß sein Hinblick auf die Vorsehung nicht bloße Ausflucht sei. Das ist die vollständige, triftige Entschuldigung, obwohl nicht Rechtfertigung von Hamlets Zaudern, daß er nicht nur denkt, sondern tief und sicher ahnt, daß noch Vieles, was ihm unbekannt im Schooße der Dinge schlummert, zusammenkommen muß und wird, um seine That zur Reife zu bringen. Und wohlgemerkt, er ahnt, aber *fürchtet* nicht: „ich trotze allen Vorbedeutungen." Daher werden wir ihm am allerwenigsten jetzt einen Vorwurf daraus machen, wenn er bestimmter, als je vorher, auf die Vorsehung sich beruft. „Es waltet eine besondere Vorsehung über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles. Da kein Mensch weiß, *was* er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen? Mag's sein!" Ihm sagt die innere Stimme, daß der Augenblick gekommen ist, wo sein Geschick sich erfüllt; nichts berechtigt, die Worte so zu verstehen, als denke er blos an ein passives Erliegen, er fühlt brütend über sich die Stunde der Entscheidung, die ihn von der langen Last der innern Hemmung entbinden soll, aber so, daß die Geburtsstunde der That die Todesstunde

des Thäters ist. Hier müssen wir auch ein Wort heraufnehmen, das er dem Laertes zugerufen hat, als dieser in Opheliens Grab ringend ihm die Gurgel drückte: „ob ich schon nicht jäh und heftig bin, so ist doch was Gefährliches in mir, das ich zu scheu'n dir rathe!“ Hamlet will sagen, daß ein verborgener, lang gesammelter Feuerheerd von Zorn und Thatkraft in ihm glühe, der unvermuthet plötzlich sich entladen könne, aber er will zugleich offenbar mehr verkündigen: daß er ein Geschlagener und Gezeichneter des Schicksals sei, will er sagen, der da warte, bis die Stunde seiner Befreiung aus den innern Fesseln schlage, der noch nicht sicher erkenne, welches diese Stunde sei, der aber nicht gereizt werden dürfe, damit er nicht den nächsten Augenblick für den erharrten nehme und vernichtend umherwüthe. Ein Geist hat ihn berufen, daß er ihn erlöse; in der unseligen Verstrickung seines Innern geht er nun um und ist selbst ein Geist geworden, aber so weiß er sich auch dämonisch gefeit gegen jede Gefahr, bis die Stunde kommt, die beide Geister erlöst, den Vater aus dem wirklichen Fegfeuer, den Sohn aus seinem eigenen innern Fegfeuer, das kein Unberufener antasten darf, ohne sich die Hand zu verbrennen. Und freilich, indem er also warnt, reizt er den Laertes noch mehr zur Rache, legt noch ein weiteres Motiv an, das diesen treibt, mit dem König den tückischen Mord zu beschließen.

Der Augenblick denn, wo dieses neue Verbrechen sein Ziel erreicht, zugleich aber die Königin mittrifft, ist der Augenblick seiner Erlösung. Er hat schuldhaft gezaudert und er hat doch nicht umsonst geharrt, vertraut, nicht falsch geahnt. Was ihm noch fehlte zur That, ist also jetzt da: ein

neues Verbrechen des Königs mit doppelt und dreifach mörderischer Wirkung ist vor Zeugen constatirt und bestätigt das erste Verbrechen, er hat um sich einen versammelten Hof und sein Racheſtreich erhält so die Bedeutung eines öffentlichen Richterakts; zu zweifeln ist nicht mehr, das Denken zur Ruhe gekommen, der Krater bricht auf und die arme Seele ist frei. Er hat sein Zögern unter den Scorpionen des innern Vorwurfs schwer gebüßt und büßt es vollends mit dem Tode, aber im Tod ist er noch werth, das Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit zu sein. Er hat schuldhaft aufgeschoben, aber er war auch providentiell aufgehoben, aufgespart, er ist schuldig unschuldig wie der rechte tragische Held. Und so ist er auch unglücklich glücklich. Sterben muß er; „wie kann ich ihn am Leben erhalten, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt?“ sagt Goethe; aber sein Sterben ist auch Wohlthat, er *darf* sterben.

Die Königin büßt ihre häßliche Hingebung an einen Schurken; wer einem Mörder die Hand gibt, hat zu gewärtigen, daß es in seiner Nähe unheimlich zugeht und seine Gifte einmal auch an den Falschen gelangen können; aber sie stirbt mit geläuterter Seele, der Sohn hatte mit furchtbarer Hand an ihr schlafendes Gewissen gepocht. Der König und Laertes büßen volle, klare Schuld, aber Laertes bereut und darf mit den schönen Worten sterben: „Laß uns Vergebung wechseln, edler Hamlet! Mein Tod und meines Vaters komm' nicht über dich, noch deiner über mich!“ Der Tod der Königin war ein Zufall, vom König nicht beabsichtigt; aber er kommt dennoch ganz auf seine Rechnung wie im Rechte culpa dolo determinata: er konnte solchen Zufall vorher-

sehen, er hat ihn zu verantworten und Hamlet rächt wie seinen Vater, wie den verführten Laertes, wie sich, so auch seine Mutter. Unschuldig stirbt nur Ophelia, eine Blume am wilden Wassersturze eines ungeheuren Geschicks wird sie mit in den Abgrund gerissen, aber kein dumpfer, bitterer Schmerz bleibt uns an ihrem Grabe; sie gehört unter jene Leidenden, die bestimmt sind, im unschuldigen Untergang ihre ganze innere Schönheit zu enthüllen, unter die Blüthen, die hinsinkend am schönsten duften.

Shakspeare entläßt uns endlich mit der Aussicht, daß auf dem verwilderten Boden, den der Tod kahl gemäht hat, eine neue gesunde Ordnung von dem ungebrochnen, intakten Fortinbras gesäet werde, dem auch Hamlet sterbend seine Stimme zur Nachfolge auf dem Thron gibt. Im Richard III., Lear, Macbeth eröffnet er uns nach so vielen und tiefen Erschütterungen dieselbe tröstliche Schlußperspektive; sehr verschieden von Schiller, der uns im Don Carlos, im Wallenstein, in der Braut von Messina trostlos nach Hause sendet und in der ersten dieser Tragödien nicht einmal die viel tröstlichere Wirklichkeit, den Abfall der Niederlande, zu einer Hellung des Horizonts verwendet. Das war seine dualistische, antikisirende Schicksalsidee, die er in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans nur beziehungsweise, im Wilhelm Tell ganz überwunden hat. Shakspeare hat einen Bodensatz ungelöster Bitterkeit gegen den Weltlauf in Troilus und Cressida und im Timon von Athen abgelagert, für die hohen Tragödien aber sich die Idee einer furchtbar strengen, jedoch gerechten und das Gute zum Sieg führenden Weltordnung gerettet.

Man hat am Schlusse des Hamlet die Empfindung, von einer drückenden Schwüle durch ein Gewitter befreit zu sein. Jedes große Werk der Poesie hat seine bestimmte Atmosphäre, die des Hamlet ist Schwüle. Zuerst im Sinn eines brütenden Geheimnisses, das auf der Welt lastet, die wir hier vor uns sehen. Anfangs weiß nur der König seine That, Hamlet ahnt sie. Die Königin scheint sich ignorirend, merkend und nicht wissen wollend dazu verhalten zu haben, der Druck des Geheimnisses liegt schwer und dumpf auch auf ihr. Der Geist erscheint zuerst dem Horatio und zweien Officieren, sie ahnen, daß dieß dem Staat besondere Gährung verkünde. Der Geist ist das kundwerdende Geheimniß; „schnöde Thaten, birgt sie die Erd' auch, müssen sich verrathen," dieß ist die Wahrheit, die in seiner Erscheinung persönlich, wirklich wird. Er eröffnet Hamlet das Geschehene und legt ihm den furchtbaren Beruf auf, die Freunde Hamlets erfahren nichts davon, sie bleiben bei der Ahnung stehen, bei jenem dunkeln Drucke des Gefühls, der das allgemeine Grundelement unseres Drama's bildet; „etwas ist faul im Staate Dänemarks." — Hamlet aber weiß nun. Jetzt, da er die zweckwidrige Maske des Wahnsinns anlegt, fällt dem König in Beziehung zu ihm die Rolle der Ahnung zu: er ahnt, daß Hamlet wisse. So gehen sie um einander herum, der König mit Blicken, als fragte er: weißt du? Hamlet mit Blicken, die ihm sagen: ja, ich weiß; ich weiß, wie es in deinem Wissen von dir, in deinem Gewissen aussieht. Rings umher nun das Schmetterlingsvolk der Hofleute mit ihrer Neugier, die doch die Tiefe des furchtbaren Geheimnisses nicht ausspürt, mit ihrer Dienstfertigkeit, ihrem Horchen, Forschen, Ausfragen, Sondiren, tänzelnd,

umherflatternd, bis sie sich an der Flamme verbrennen. Diese Letzteren also ahnen nicht, ihre Pfiffigkeit wird zu Schanden, aber der leichtfüßige Chorus, der immer wissen möchte und nicht weiß, naseweiß ist und doch mit der spitzen Nase nichts riecht, Alles errathen zu haben glaubt und mit der profunden Weisheit fehlschießt, gehört als unentbehrlicher Contrast zu der compakten, dumpfen, schweren Mitte. Seit nun aber Hamlet weiß, wird es schwül noch auf andere Weise, nämlich durch Hamlets inneres Unglück, nicht zum Handeln gelangen zu können. Es ist, wie wenn der Zustand vor einem Gewitter fixirt wäre.

Der Druck des Geheimnisses wird zugleich zur allgemeinen Unwahrheit und gegenseitigen Vermummung. Alles spielt Theater, der König und die Königin, die Gefühl und Würde heucheln, während ihr Inneres sie verdammt, und mit wohlgesetzten elterlichen Ermahnungen die gefährliche Schwermuth des Neffen und Sohns beschwören, die Höflinge mit ihren überzuckerten Manieren und mit ihrer auslauschenden Zuthulichkeit zu Hamlet, ihrer Wohldienerei gegen den König, Hamlet mit seinem Wahnsinn, neben den sich durch die Schuld dieser verkehrten Wahl des Mittels in seiner Furchtbarkeit der wahre Wahnsinn Opheliens stellt. Wir belauschen Alle und Alle belauschen einander; hier meint Jeder, der Andere müsse ihm aufspielen, und spielt doch selbst dem Andern auf, auch Hamlet, unter Allen der einzige wahrhaft Wissende, der hinter seinem Wahnsinn sich zu verbergen meint, ist darin doch wieder Objekt der Belauschung und Durchschauung für den König. Aus diesem allgemeinen Theaterspielen springt wie von selbst das wirkliche Theater hervor, das Hamlet

aufführen läßt, ein Schein im Scheine. Die durchdachteste aller Tragödien Shakspeare's, diejenige, worin er mehr von seinem eigenen Wesen und Leben, mehr Reflexion über sich selbst gelegt hat, als in irgend eine andere, wird auch zu einem Reflexe seines Standes, seiner Kunst. Allein dieß affirmative Verhältniß des wirklichen und doch fiktiven Theaters zum Theater, das in der Handlung an sich liegt, dreht sich ebenso sehr zur entgegengesetzten Bedeutung um: das Theater im Theater ist die einzige Wahrheit, welche zwischen die Welt der Lüge und Maske hineinfährt und dem blutigen Hauptkomödianten wie ein jüngstes Gericht in das Innere blitzt. Dieß ist auch in dem oben angeführten Aufsatze von Zaubitz bemerkt: „die Wirklichkeit ist zum Schauspiel, das Schauspiel zur Wirklichkeit geworden, die Histrionen vertreten die Wahrheit, während das Königspaar Komödie spielt" u. s. w. Diese ineinanderglühenden Reflexe, dieß Netz von unheimlich sich kreuzenden Lichtern und Schatten arbeitet mit einer Welt von beunruhigenden Reizen an unserem feinsten Nervenleben, unserer Phantasie, unserem Denken. Endlich aber fällt der Wetterschlag, die Dünste sinken, die Schwüle ist gelöst, Nerv und Geist beruhigt durch die Offenbarung der reinen Wahrheit, die heilende Einfachheit der Entscheidung.

Man hat gefragt, ob die neuere Poesie noch eine Schicksalstragödie haben könne, nachdem sie die verkehrte Form derselben, die falsche Nachahmung der antiken, gründlich überwunden hat. Hier ohne Zweifel ist eine Schicksalstragödie und eine ächte, d. h. eine solche, die zugleich wahre Charaktertragödie ist, Alles aus dem Innern der Handelnden und vor Allem des Helden motivirt. Hier lehrt Alles, daß die

Verhältniſſe ſtärker ſind, als der Menſch, das Ganze unendlich größer, als der Einzelne, und doch entwickelt ſich das Ganze der Verhältniſſe nur aus den einzelnen Menſchen. Dadurch erſt, durch dieſe Tiefe der Ineinanderſchlingung von Menſch und Schickſal, iſt Shakſpeare's wunderbarſte Schöpfung ſein Hamlet.

Kritiſche Gänge.

Neue Folge.

Von

Dr. **Friedr. Theod. Viſcher**,
Profeſſor der Aeſthetik und deutſchen Literatur in Zürich.

Drittes Heft.

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1861.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Dieses dritte Heft der Neuen Folge kritischer Gänge sollte laut der Vorrede zum ersten und der Ankündigung des Ganzen nur zwei ältere Arbeiten im Wiederabdruck enthalten: den Artikel über die biographischen Skizzen und Schriften, welche von Fr. Strauß erschienen sind, nachdem er das Feld der Theologie verlassen hat, und die Gedanken über die neuere Mode, die sich, eben gewiß nicht in bitterem Ernst, vernünftige nennen. Ein reiner Zufall gab den Anstoß, etwas Neues hinzuzufügen: es störte mich die Ungleichheit des Umfangs der Hefte, da das Material zum dritten weniger Bögen füllte, als ich vorausgesehen; so schrieb ich rasch noch den Aufsatz: „Zum zweiten Theil von Goethe's Faust" nieder. Er enthält Ideen, die längst reif lagen und die ich längst einmal auszusprechen im Sinne hatte; zufällig bleibt also nur der Umstand, daß sie gerade in der vorliegenden Sammlung einzelner Arbeiten ihre Stelle finden. Symmetrie hat aber an sich etwas Befriedigendes, und so wird man nicht ungern sehen, daß das dritte Heft, wie das zweite, zum Alten auch Neues bringt; auch die Parallele, daß die neue Folge kritischer Gänge mit einem poetischen Entwurfe schließt, wie die zwei ersten Bände mit dem Vorschlag zu einer Oper schloßen, wird man sich gefallen lassen, da sie so ungesucht entstanden ist. Allein ich

darf mir wohl mehr versprechen: man wird unter dem Alten und Neuen in dieser zweiten Folge einen innern Zusammenhang wahrnehmen; so verschieden die Stoffe sind, so zusammengewürfelt die Bestandtheile auf den ersten Blick scheinen mögen, man wird eine geistige Einheit ohne Mühe herausfinden, und zwar eine solche, die nicht nur die Stoffe des dritten Hefts miteinander, sondern auch das ganze dritte Heft mit dem ersten, das nur Neues enthält, zusammenknüpft und deren Fäden auch im zweiten sichtbar zu Tage treten. Der Aufsatz: Strauß als Biograph hat es mit einem Streiter des freien modernen Geistes zu thun, und die Krone der Schriften, die in dieser Kritikenreihe besprochen werden, ist diejenige, worin derselbe seines Gleichen, worin er einen der großen Vorstreiter, Ulrich von Hutten behandelt; der dritte, neue Aufsatz aber entwirft das Bild einer Fortsetzung und eines Schlusses der Tragödie Faust, worin dieser Held, gewiß seiner wahren Bedeutung angemessen, als Kämpfer für dieselben großen Principien der neuen Zeit auftritt, für welche ein Ulrich von Hutten sein geistiges Schwert zog und Strauß das seinige führt. Im ersten Heft aber verfocht ich mich zwar mit unverhohlner Leidenschaft gegen jene Politik, welche das Heil Deutschlands von einem unthätigen Zusehen bei einer gehofften Zertrümmerung Oesterreichs erwartet, aber ich ließ es wahrlich nicht zweifelhaft, wie ich das zähe Haften dieses Staats am unfreien Geiste des Mittelalters beurtheile und wo man mich zu suchen hat, wenn es die innern Principien gilt; in den Stellen, welche unvermischt mit diesen sich beschäftigen, wird man dieselbe alte Fahne wallen sehen, zu der ich im ersten und letzten Aufsatze des dritten Heftes treu wie

immer halte. Eine Unterlassung aber kann dort, im ersten Hefte, getadelt werden — und es nimmt mich Wunder, daß es nicht schon geschehen ist —: daß ich, da ich es ja doch mit der italienischen Frage zu thun hatte, kein Wort vom Wanken des Papstthums gesagt habe. Ich unterließ es, weil diese Seite der Verwicklung damals noch mehr im Hintergrunde stand und weil ich die realen Betrachtungen nicht über ein gewisses Maß im Verhältniß zu den ästhetischen ausdehnen wollte. Uebrigens folgt aus meinen Sätzen von selbst der Untersatz, daß hier derselbe innere Widerspruch vorliegt, wie ihn im Ganzen und Großen die italienische Erhebung für einen Deutschen mit sich führt, der vor Allem sein Vaterland liebt und doch dem Wälschen nicht zürnt, daß er das seinige auch liebt. Betrachten wir Italien und mit ihm zugleich das kosmopolitische Interesse des Protestantismus, der Aufklärung, der Geistesfreiheit isolirt, vergessen wir das rein politische Interesse Deutschlands, vergessen wir, wer es ist, dessen Hülfe die Lombardei an Piemont gebracht und die weiteren Vergrößerungen dieser Macht angebahnt hat, so können und müssen wir mit ungetheilter Freude die endliche Erschütterung jenes uralten Stücks Aegypten oder Indien begrüßen, das in die europäische Cultur hereinragt und bereits vierthalb Jahrhunderte seinen moralischen Tod überlebt. Allein sobald wir nicht isoliren, nicht absehen von dem, was zum Ganzen der Sache wesentlich gehört, so haben wir dieselbe Antinomie vor uns wie in der italienischen Frage überhaupt. Wäre es ein Gustav Adolph, der Europa von diesem Alp zu erlösen sich anschickte, ja, dann läge die Sache einfach; es ist aber kein Gustav Adolph, sondern ein französischer Usurpator, der listig

und entschlossen die großen Losungsworte des modernen Geistes auf das Panier einer Politik schreibt, für deren wahren Charakter es nur Ein Wort gibt: arsenikalisch; es ist der Herrscher eines katholischen Landes, der nicht üble Lust zeigt, den gestürzten Träger der dreifachen Krone sich einzuheimsen oder mit dem Golde, das er von dieser abkratzt, die mangelhafte Vergoldung der eigenen aufzubessern; es ist der Mann, der, um sich auf dem unterhöhlten Throne zu behaupten, seine geblendete Nation zu einem Grade von Machtvergrößerung führt, die schon jetzt für Deutschland eine Erniedrigung ist; endlich aber — nein, nicht endlich, sondern vor Allem: es ist der Feind, der dieß Deutschland ausdrücklich mit Beraubung und gänzlicher Demüthigung bedroht. Freilich das eben wollen viele Tausende in Deutschland nicht sehen, das letztere nicht und jene bereits vollzogene Erniedrigung auch nicht. Es ist, als ob die deutschen Gesichter mit verschiedener Haut überzogen wären: was den Einen wie ein frecher Schlag auf dem Backen brennt, das spüren die Andern nicht; es ist, als ob sie verschiedne Augen hätten: wo die Einen mit mathematischer Deutlichkeit einen Ueberfall Deutschlands als Napoleons Endziel erblicken, da sehen die Andern nichts oder gar eine Gruppe in Rosenlicht: Germania und Gallia, die sich die Hände reichen. Für jene aber liegt in diesem neuen Streite zwischen Kaiser und Papst eine der gründlichen politischen Verwicklungen vor, worin man dasselbe, was man nach der einen Seite wünschen muß, nach der andern nicht wünschen kann. Schädliches wird durch nicht minder Schädliches gestürzt, der Untergang einer Macht, die geistig verderblich ist, stärkt eine andere, die politisch verderblich ist.

Es wäre überhaupt eine hübsche Aufgabe, ein Buch zu schreiben: politische Antinomien. Allerdings verhält es sich mit diesen anders, als mit den philosophischen, welche der alte Kant aufstellte und nicht löste: in der Politik gilt es, sich zu entscheiden und zu handeln. Doch nicht in allen Fällen mit gleicher Nothwendigkeit; im Kriegsconflicte mit Oesterreich forderten wir, trotz der Antinomie, Entscheidung und Handlung für das deutsche Interesse; in diesem Conflict aber kann Deutschland zusehen, wenn es sich nur zugleich politisch vorsieht; ich meines Theils war nie der Meinung, daß es politisch gethan sey, wenn wir uns in die weiteren inneren Vorgänge Italiens einmischten, die dem Frieden von Villafranka gefolgt sind; Eines aber ist gewiß: jubeln können wir nicht, Glück wünschen nicht und über den Fall des Papstthums, wenn er erfolgt, nur stille und mit dem Vorbehalte der einträchtigen Rüstung gegen den gefährlichen Sieger uns freuen; und noch Eines ist auch gewiß: den Dank, den ein Deutscher für den traurigsten aller parlamentarischen Siege, der im eigenen Volke unverantwortlich die Zwietracht schürt, bei dem fremden Volk erntet, den werden wir ihm nicht beneiden.

Wovon ich ausging, dieß ist die Uebereinstimmung des Geistes im ersten Hefte mit dem ersten und letzten Aufsatze des dritten. Das zweite Heft beschäftigt sich mit einem Dichter vergangener Zeit, aber der erste Aufsatz desselben betrachtet Shakspeare namentlich als politischen Dichter und knüpft daran Fragen über die moderne Poesie; der zweite, über den Hamlet, konnte Charakter und Schicksal des Helden nicht zergliedern, ohne die, zwar schon oft vorgebrachte, Vergleichung mit dem

unschlüssigen Naturell des deutschen Volkes aufzunehmen, und der gewissenlos entschlossene Laertes legte es nahe genug, die Vergleichung auf unsern jetzigen politischen Feind auszudehnen. So wird man in diesem Hefte den Verfasser der andern leicht wiederfinden.

Es bleibt noch ein Wort über den scherzhaften zweiten Aufsatz des dritten Hefts zu sagen übrig. Ueber Kleidermode zu schreiben wäre nicht der Mühe werth, wenn nicht die flüchtige Erscheinung als ein Ausdruck der Zeit gefaßt würde; ja, man hat sich nur zu hüten, daß dieß nicht in zu trockener, zu ausdrücklicher, zu wohlweiser Art geschehe. Anknüpfung des geringfügigen Stoffes an das geistige Band, das durch alle drei Hefte geht, wird man daher nicht vermissen, die Frage wird eher seyn, ob sie nicht mit zu schwerer Hand geschürzt ist.

Wenn ich nun, am Schlusse dieser literarischen Sammelarbeit, die Stimmung übersehe, welche in den zwei älteren Aufsätzen des letzten Heftes zu Tage liegt, so sage ich mir mit Freuden, um wie viel frischer wir doch jetzt schon in die Welt blicken, als in den Jahren 1857 und 1858. Das Angesicht der Zeit erschien mir, wie ich es dort an mehreren Stellen gestehe, greisenhaft. Jetzt leben die Geister wieder, lebt die deutsche Nation und drängt mit wachsender Kraft nach ihrem unverrückten Ziele. Es ist das Verdienst des Mannes, von dem dieß Vorwort oben so feindselig spricht: Verdienst so genommen, wie der Herr im Faust es versteht, dort, wo er von dem Gesellen redet, den er dem leicht erschlaffenden Menschen gerne zugebe, dem Gesellen, „der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen."

Und der Schriftsteller, den dieß dritte Heft auf seiner Bahn als Biograph begleitet, ist in der Zwischenzeit auf seinen ursprünglichen theologischen Kampfplatz zurückgetreten. In der Vorrede zu den übersetzten Gesprächen Ulrichs von Hutten steht der alte Strauß frisch und jung und mit blanker Rüstung vor uns, wie der Rittersmann selbst, den er uns noch einmal vorführt. Glück auf! Wir schenken ihm zwar ungern die Biographien deutscher Dichter, die wir rund und gediegen aus seiner feinen Hand zu bekommen hofften, am ungernsten eine Biographie Goethe's, nach der ja doch unsere Literatur aus dem Grund ihres Herzens seufzt; will er aber lieber das alte Schwert wieder führen: uns auch recht; wir sehen ja, daß es an der Wand nicht eingerostet ist. Das Beste ist doch, in dem Elemente bleiben, wo wir die erste Kraft der Jugend erprobt und große Erfolge uns errungen haben. Man sage nicht, wir sollen diese Dinge liegen lassen, die Geister auf positive Ziele richten und die innere Unfreiheit in religiösen Dingen dem Proceß ihrer allmählichen Auflösung überlassen. Der Deutsche kann nicht dem Engländer gleichen: praktisch frei und in den höchsten Dingen geistig beschränkt seyn, wenig Polizeidiener auf den Straßen und daneben die Angst, hinter jedem Dogma möchte einer stehen. Auch ist nichts mehr zu vertuschen. Unsere Feinde haben längst verschleppt, was wir zuerst nur für engere Kreise bestimmt hatten; das Volk soll einmal erfahren, wie unsere Gedanken aussehen gereinigt von der Entstellung, welche die Verschlepper mit ihnen vornahmen. Frei von der Leber sprechen kann nichts mehr verderben, wohl aber viel gut machen. Er soll nur hinaus in die weite Welt, der Beweis,

daß jede allgemeine Wahrheit schlechthin unabhängig ist von der Frage, ob dieß oder jenes Einzelne existirt hat, existirt oder existiren wird, daß was wahr ist, wahr bleibt, was gut ist, gut bleibt, was schön ist, schön bleibt, gleichgültig, ob einmal ein Mensch ein Gott war, Wunder verrichtete, vom Tod auferstand oder nicht, gleichgültig, ob wir nach dem Tode fortleben oder nicht, gleichgültig, ob die zusammenwirkende, sich stetig zusammenfassende Persönlichkeit in allen Personen daneben noch in einer besondern, absoluten Person besteht oder nicht.

Nachdem dieß Vorwort vom Inhalte des letzten Aufsatzes: „Zum zweiten Theile von Goethe's Faust" ein paar Worte gesagt hat, bleibt mir zum Schlusse noch übrig, ein Geständniß abzulegen, das die sonderbare Form betrifft, worin dieser Inhalt vorgebracht ist: die Form eines poetischen Entwurfs, der durchaus bestimmt ist, Entwurf zu bleiben. Der Eingang sucht sie zu rechtfertigen, aber das wird natürlich nicht genügen. Ich gäbe viel darum, wenn ich Alles so gewiß wüßte, als dieß, daß ich mit dem Ding ausgelacht werde, und ich gäbe viel darum, wenn ich Alles so gewiß wüßte, als dieß, daß ich es doch habe machen müssen. Das ist das Schicksal von Naturen, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen sind, und das Bekenntniß, zu diesen zu gehören, wird das Lachen des Spottes wenigstens in ein gutmüthiges verwandeln.

Zürich, im Februar 1861.

Fr. Vischer.

Inhalt.

Friedrich Strauß als Biograph. Seite 1.
Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode. Seite 93.
Zum zweiten Theile von Goethe's Faust. Seite 135.

Friedrich Strauß als Biograph.

Aus dem Literaturblatt des deutschen Kunstblattes, redigirt von Paul Heyse, Sommer 1858.

Zum erstenmale, seit er vom theologischen Gebiet abgetreten, interessirt sich die Kritik und das Publikum wieder lebhaft und warm für den Verfasser des Lebens Jesu, nachdem seine Biographie Ulrichs von Hutten erschienen ist. Man hat ihm reichlich Zeit gelassen, sich von zwei sehr unangenehmen Wahrheiten durch Erfahrung zu überzeugen. Die eine: wie schwer es sei, sich selbst wieder einzuholen, wenn man durch ein Werk von specifisch einschneidendem Charakter großes Aufsehen gemacht, wenn man durch kräftige Erschütterung der geistigen Welt jene Art von Ruhm erlangt hat, welche bei der denkunfähigen Masse in einer Mischung von Staunen, Schrecken und Schauder, bei den zahlreichen Hütern des angegriffenen Kreises von Vorstellungen in Grimm und Haß und nur bei der kleinen Zahl der Vorurtheilsfreien und Denkenden in vernünftiger Anerkennung besteht. In der That wird sich die nachfolgende Thätigkeit eines also berühmt gewordenen Schriftstellers, in welcher ein zweiter eben so durchschlagender Act nicht leicht vorkommen kann, zu seiner früheren in einer ähnlichen schweren Stellung befinden wie der Sohn eines berühmten Mannes, den der allzu hohe Maßstab, welchen die Welt unwillkürlich vom Vater entlehnt, diese überglänzende Folie, auf welche die Geburt ihn gelegt, lebens-

lang drückt und der Verkennung aussetzt. Die andere unangenehme Wahrheit: wie schwer es sei, ein bestimmtes Bild, das sich die Welt von einem Schriftsteller gemacht hat, durch ein qualitativ neues zu verdrängen oder richtiger zu ergänzen. So und nicht anders stellt man sich einmal den Mann vor; tritt er in veränderter Gestalt, mit umgewandelten Zügen vor die Leute, so beschließen sie im Eigensinne des menschlichen Herzens gerne, das gar nicht zu dulden, daß sie ihre eingewurzelte Vorstellung aufgeben sollen, sie schließen die Augen zu, sie ignoriren. Vom „Leben Jesu" hatte man sich die Vorstellung eines geistigen Charakters gebildet, dessen Grundzug negative Schärfe, zersetzende Kritik sei. Der Aufsatz „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" sollte selbst dem blöden Auge zeigen, was Alles blieb nach der sogenannten Zerstörung, wie vielmehr die Absicht des vermeintlichen Zerstörers eine erhaltende, eine aufbauende war. Mit lauterer Dialektik suchte er die mythischen Voraussetzungen aufzulösen und aus ihren Trümmern das reine Bild des religiösen Genius erstehen zu lassen, dem nun die höchste Stelle unter den Genien der Menschheit gehören sollte. Es war in den Wind geschrieben, die Denkträgen hören nicht auf die Dialektik; in dem Begriff eines „Cultus des Genius" verkannte man den tiefen Ernst und nahm ihn für schöngeistischen Götzendienst der Romantik. Nun folgten in längeren und kürzeren Pausen die Schriften, aus denen deutlicher und deutlicher ein so ganz anderer Mensch zu Tage trat, ein Geist, dessen Grundzug liebevolle Vertiefung in das individuelle Menschenleben ist. Das war denn doch zu viel verlangt, daß man sich die Zumuthung gefallen lassen sollte, zwei

Grundzüge so entgegengesetzter Art, Verneinung und Bejahung, zersetzende Schärfe und Liebe in Einer Vorstellung zu verbinden, und das Bequemste war, eben gar nicht hinzusehen. Sollte man sich zwingen, zu glauben, daß die Pflanze, die man für eine seltene, wunderbare Distel hielt, auf einmal Rosen trage? Nur da und dort wagte es der Eine und Andere, genauer hinzusehen, aber ja nicht, ohne sich vorher mit Brillengläsern zu bewaffnen, durch die ihm die Rosen wie Gänseblumen erschienen, so daß er nun dem Publikum zurufen konnte: seid ruhig, es hat nichts auf sich! Und doch gilt unser obiges Wort von einem qualitativ neuen schriftstellerischen Charakterbilde nur in beschränktem Sinn, doch lag in der früheren und in der späteren Folge von Schriften des Anhalts genug, um den scheinbaren Widerspruch aufzulösen, um, wo man nur die Schärfe gefunden hatte, schon die verborgene Liebe, und wo diese sich freundlich in ihre Stoffe versenkte, auch die Schärfe zu finden; und doch trat noch einmal haarfein zugespitzt die letztere hervor in einer Schrift politisch-ironischen Inhalts: man verharrte in der abgewandten Stellung, es bedurfte einer so unläugbaren Verschmelzung beider Kräfte an einem so populären Stoffe, wie dieser Hutten, um die eigensinnig zur Seite gedrehten Hälse endlich herumzuwenden. Jene Auflösung wäre so leicht gewesen; man hätte sich nur sagen dürfen: der Geist, in welchem lichter und stärker, als bis dahin in irgend einem andern, das Bedürfniß Gestalt gewinnt, eine geschichtliche Person dessen zu entkleiden, was die Phantasie ihr von Fremdem, vor dem Naturgesetz Unmöglichem umgelegt hat, der Geist, der diese Entkleidung so ernst, so klar, so rein und mit so viel Achtung

vor dem ehrwürdigen Irren der Mythen-bildenden Phantasie vornimmt, der Geist muß einen tiefen Zug zum klaren und ungetrübten Schauen des rein Menschlichen in sich tragen. Dieser Zug mußte nur nothwendig noch im Verborgenen wirken, wo es galt, wegzuräumen, dogmatische Verhärtungen aufzulösen; das Leben Jesu war eine fachmäßig theologische, streng gelehrte Schrift, welche keine andere Aufgabe hatte, als den Boden frei zu machen für ein neues Bild, das freilich aus den allgemeinen Zügen der Idealität nicht übertreten kann in die Deutlichkeit der Biographie, weil die Mythen-Erzeugung das ausreichende Material hiezu nicht übrig lassen konnte. Nun aber — wenn denn jener Aufsatz über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum dem gewöhnlichen Bedürfniß zu wenig festen Stoff gab und einmal ignorirt werden sollte — nun stellten sich ja die folgenden Schriften des „Kritikers" so einfach und einleuchtend hin als das Positive zu jenem Negativen, als die Erscheinung der bejahenden Geisteskraft, die hinter der verneinenden sich noch verborgen hatte; die innigste geistige Liebe zu der Individualität erwies sich als der nährende, süße Kern der stachlichten Schale, der Abwehr des Unkritischen, der Bekämpfung des Unklaren, Ungesichteten: der Kritiker stand als Biograph vor dem Publikum. Natürlich nicht nur als gelehrte Sichtung des Ueberlieferten darf jedoch die Schärfe verstanden werden, welche den Kritiker in das Gebiet der Biographie begleitete. Dieses Geschäft ist nur Außenseite einer tieferen Eigenschaft, welche wir bei einem geistvollen Biographen suchen: der überschauenden Vernunftklarheit, welche sich auf den Mittelpunkt des Inhalts bezieht und der Wärme der Vertiefung die richtige und ächte

Art der Ironie beimischt. Wir müssen hier genauer eingehen, denn nicht leicht hat ein schriftstellerischer Charakter nachdrücklicher dazu aufgefordert, über das rechte Verhältniß von Enthusiasmus und Ironie nachzudenken, als der, mit dem wir es hier zu thun haben. Die Aesthetik beschäftigt sich seit Solger mit diesem Begriffe; er geht die Geschichtschreibung ebenso sehr an, am meisten ihren Zweig, die Biographie, denn daß in ihr die Historie sich in einem gewissen Sinn der Dichtung, der Novelle, dem Genrebilde, der Porträtmalerei nähert, dieß können wir vorläufig noch ohne Begründung als etwas Zugegebenes aussprechen.

Die Biographie stellt das Individuum aus der Geschichte heraus auf ein eigenes Postament; indem sie es für würdig erkennt, daß sein Leben beschrieben werde, erklärt sie es zunächst als unendlich werthvoll, als eine Welt für sich, ja als Inbegriff der Welt, denn dieß Herausgreifen des Einzelnen ruht schließlich auf dem Bewußtsein, daß die Individualität die Form sei, in welcher der Geist des Weltganzen thätig ist und seine großen Zwecke verwirklicht. Nun gewinnen die kleinen Umstände und die Einzelzüge ein Interesse von der tiefsten Bedeutung, denn aus ihnen, wie sie sich mit dem rein geistigen Streben verschmelzen, setzt sich die unendliche Eigenheit zusammen, wie sie das Individuum von allen andern unterscheidet und dadurch eben zum Individuum macht; ein Interesse, wie es die Geschichtschreibung ihnen nicht zuwenden kann, denn auf ihrem Standpunkte stehen die allgemeinen Mächte, steht das Gesammtwerk der unendlich vielen Individuen, wie groß ihre Vorkämpfer aus ihrer Mitte emporragen mögen, hoch über dem einzelnen Individuum. Liebende

Versenkung, innige, vertraute Beziehung zu dem also werthvoll herausgestellten Individuum ist daher Basis und Grundbedingung der ächten Biographie: es gibt jetzt, so lange diese Beleuchtung in Kraft ist, so zu sagen keine andern Individuen. Allein bei näherer Betrachtung wendet sich die Münze; das Individuum muß seinen Vorzug theuer bezahlen. Je interessanter es genommen, je genauer und schärfer es in seinen Einzelzügen und Heimlichkeiten belauscht wird, desto bestimmter erscheint seine Eigenheit, die unendlich werthvolle, zugleich als seine Endlichkeit. Die Geschichte, indem sie es nicht isolirt, sondern auf Eine große Basis mit der bewegten Menschheit stellt, behandelt es im Freskenstyle, der mit starker Faust nur die wesentlichen, durchgreifenden Hauptzüge ausführt, und so gewinnt es eine Großheit im gewaltigen, objektiven Sinne des Worts; die Biographie, indem sie mit dem feinen Pinsel des Porträtmalers ihr Staffeleibild zu voller malerischer Wirkung herausarbeitet, zeigt uns in scharfer Beleuchtung die zwischen den großen Zügen und geistvollen Lichtern hervorbrechenden Schwächen. Diese zeigt auch die Geschichte, aber nicht in solcher Specialität, nicht in so eingehender Belauschung; je deutlicher die Lichtparthien, desto bestimmter und ausführlicher die Schattenparthien, und es kommt recht intensiv zu Tage, daß in eines Menschen höchster Kraft, gerade weil sie aus dem Ganzen der allgemeinen Menschenrechte selbstständig heraustritt, auch seine Schwäche liegt. Allein weiter: es wendet sich unter der Hand auch das Beispiel vom Porträt. Der dunkle, halberhellte Grund, auf welchen der Porträtmaler sein Bild setzt, verhüllt uns die übrige Welt, verdeckt uns, daß es noch Andere, daß es hinter

dem Berg auch noch Leute gibt. In der Biographie kann es bei dieser Verhüllung nicht bleiben; der graue Grund wird lichter und lichter, eine Figur um die andere tritt aus dem Nebel hervor und mit den Menschengestalten eine reiche umgebende Welt von Landschaft, Scenerien, Culturformen jeder Art. Der Porträtmaler wird Genremaler, nur daß sein Werk entschiedener eine Hauptperson hat, als das Genrebild einer solchen bedarf. In dieser Umgebung bewegt sich nun die Hauptperson so frei und behaglich, als wäre sie dennoch ganz für sich. Der Biograph aber weiß es anders: sie ist ebenso sehr das Produkt dieser Umgebung, als sie eingreifend auf dieselbe zurückwirkt. Er läßt sie aus den gegebenen historischen Bedingungen werden; sie ist ein sterblicher Durchgangs- und Sammelpunkt der geschichtlichen Mächte. Der Geschichtschreiber hat dieß von Anfang an Wort, behandelt seine Personen darnach, läßt ihnen nicht den Schein des Alleinseins und einer Art von absoluter Geltung mitten in der wogenden Menschenschaar. Der Biograph aber spricht zu seinem Manne: du glaubst eine Welt für sich zu sein und weißt nicht, wie der figurenreiche Hintergrund, auf den ich dich stelle, dich trägt und hält; du bist es auch, sonst würde ich dich nicht malen; aber so unendlich eigen und nur dir selbst gleich du, diese Concentration der allgemeinen Menschenkräfte, auch sein magst, du bist dennoch nur ihre Concentration, und daß es deren unzählige andere ebenso werthvolle, ja auch werthvollere gibt, wird vorerst nur nicht gestanden, wird nur zurückgestellt; du mußt untergehen und ewig lebst du nur durch das Andenken der Menschen und durch mich. Nun wirkt zur Vollendung dieser Doppelseitigkeit des biographischen Sehpunkts

noch die Zeitferne mit. Vergangene Zeiten erscheinen den künftigen immer, nothwendig und mit Recht naiv; denn wie groß sie gewesen sein mögen, der Gang der Menschheit ist: je eine Bildungsform, die der Gegenwart als die denkbar höchste Helle des Bewußtseins erschien, zu einer relativ unbewußten herabzusetzen. Der Dargestellte ist daher dem Darstellenden immer beziehungsweise ein Unbewußter, Einer, der überschaut wird und es nicht weiß, der da behaglich seiner Wege geht, sein Wesen treibt und nicht merkt, daß auf einem fernen Berge Jemand steht, der mit scharfem Fernrohr ihn beobachtet und lächelt. Ja, lächelt, aber gewiß gutmüthig lächelt, wenn er Vernunft hat; denn er wird nicht vergessen, daß ebenso er selbst einem Dritten zum naiven Objekte werden kann, ja mit seiner ganzen Generation und Zeit werden muß.

Nun und dieß alles begründet die Ironie in der Liebe; sie bedarf keiner weiteren Erklärung. Wir haben sie aus der Natur der Sache abgeleitet, aber darum ist sie noch nicht von selber da: sie will ihren Mann. Der Enthusiast wird ein sehr unzulänglicher Biograph sein; der Berg, das scharfe Fernrohr ist noch nicht gegeben in dem freieren Blicke, den die Gegenwart über die Vergangenheit so von selbst und allgemein hat; der Künstler braucht mehr: eine recht überlegene Intelligenz, ein durchdringendes Auge, das ruhig wie eine Sonne über dem Gegenstande aufgeschlagen in jede seiner Falten scheint, ein Auge, das durchbohrt, aber ohne zu belästigen. Und dieses große, helle, ruhige Auge, diese Vernunftklarheit und das milde, feine, wohlwollende Lächeln, das bei dem Ueberschauen sich auf die Mundwinkel legt, wir

werden es bei dem Biographen finden, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Es ergibt sich nun von selbst, daß diese Mischung der Kräfte sich im Verfahren erproben muß als Objektivität. Wir fordern sie vom Historiker wie vom Dichter; aber in engerem Sinne vom Biographen, schon darum, weil die Versuchung zum entgegengesetzten Fehler für ihn eine stärkere ist, nämlich die Versuchung, selber drein zu reden, wo man so genau, so speciell sieht und schildert. Der liebend Ueberlegene wird sich wohl hüten, dieß mehr zu thun, als durchaus nothwendig, wird den wohlwollend Belauschten schalten und walten und sich ganz von selbst geben lassen, wie er ist; er wird dem Dichter näher treten in der Eigenschaft, die Aristoteles von Homer rühmt: „er allein unter den Dichtern weiß, was zu thun ist; denn der Dichter selbst darf am wenigsten reden, denn nicht in diesem Sinn ist er Nachahmer. Die Andern nun drängen überall sich selbst vor, ahmen aber Weniges und wenig nach; Homer aber führt nach kurzem Vorwort alsbald einen Mann oder eine Frau ein oder sonst etwas und nichts ohne, sondern alles mit Charakter.“ Es versteht sich, daß auch zwischen Dichter und Biograph immer noch ein Unterschied ist, daß dieser mehr selbst zu reden hat, als jener, aber es kommt auf die Stelle, das Maß, die richtige Art der Zurückhaltung der Reflexion an, womit er über seinem Gegenstande steht. Freilich werden die vielen Leute, die sich schon im Roman gedehnter Charakterschilderungen und Reflexionen erfreuen, wo der Dichter einfach seine Personen handeln und dadurch ihren Charakter selbst offenbaren lassen sollte, auch von dem Biographen recht viele Sauce verlangen und sich

höchlich ärgern, wenn er deren nur so viel daran gibt, als zur Verdauung eben nöthig ist. Vollends böse werden sie werden, wenn die wenige Sauce nicht pikant ist, sondern nur kräftige Fleischbrühe. Und wirklich wir finden bei unserem Biographen ganz einfache Küche. Schlichtheit, einfacher Geschmack, ruhige Säuberlichkeit, ein gewisser Zug von alt bürgerlicher Häuslichkeit, gesunder Nüchternheit, bescheidener Solidität erscheint hier als Ton und Element, worin ein ungewöhnlich tiefer, scharfer, durchdringender, im besten Sinne des Worts moderner Geist sich bewegt. Diese Solidität zeigt sich denn auch als treuer Fleiß, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Sammlung und Verwendung des Materials. Natürlich sind diese Eigenschaften keinem Schriftsteller erlassen, allein es gibt eine Verbindung fleißiger Vorarbeit mit einer gewissen Willkür geistreichen Schaltens, welche nicht den Eindruck der schlichten Treue gegen die Vollständigkeit des Stoffes macht, wogegen man hier wie in einen gar wohl geordneten Schrank sieht, worin alles reinlich gehäuft und geschichtet liegt, nichts vergessen und alles leicht zu finden ist. Dieß führt freilich auf ein Höheres. Es handelt sich von der schweren Aufgabe künstlerischer Anordnung des Stoffes. Wie Strauß dieser Seite der künstlerischen Aufgabe genügt, werden wir namentlich bei der Biographie Huttens erkennen, zu der wir nach einem Ueberblick der Abhandlungen und Werke gelangen wollen, welche zwischen den Abschluß der theologischen Arbeiten des Verfassers und eben das letztere Werk fallen.

Es leuchtet ein, daß ein Schriftsteller, dessen Bildungsgang und Interesse so entschieden den idealen Sphären angehört, auf dem biographischen Gebiete sich ausschließlich solchen

Naturen zuwenden wird, die sich im Gebiete höherer geistiger Bestrebungen bewegen, deren Leben von da aus seine bleibende stillere Färbung schöpft oder durch die Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Geister in eine tragische Bewegung gerissen wird. Ist Entwicklungsgang und Leistung eines solchen Individuums reich und bedeutend, so bietet sich genügender Stoff für die Biographie dar; dagegen gibt es Persönlichkeiten, die nicht zu einem umfassenderen Bilde sich eignen und dennoch es gar wohl verdienen, daß ihre Züge in festern Umrissen in das Buch der Geschichte eingezeichnet werden: sie haben ihre bedeutenden Gaben nicht in der Richtung entwickelt, daß ihr ganzer Werth in die Oeffentlichkeit heraustrat; man versteht sie nur dann, wenn man zum Schriftsteller, Lehrer, Mann im Amte den ganzen Menschen hinzunimmt, wie er im Haus, im Kreis der Freunde seinen Humor, sein Gemüth, seine Liebenswürdigkeit entfaltete, kurz es sind Naturen, die, wie Strauß sagt, „mehr gewesen sind, als sie geleistet haben," oder wie Schubart von sich selbst äußert, die „das Beste in ihrem Leben gesagt, nicht geschrieben haben." An die Stelle der Biographie wird hier die kürzere Charakterskizze treten.

Noch um die Zeit, da er eben seine theologische Schriftsteller-Laufbahn schloß, gab Strauß das freundliche kleine Bild von Justinus Kerners Persönlichkeit und Haus, zuerst in den Jahrbüchern der Gegenwart 1838, dann in besonderem Abdruck vereinigt mit dem Aufsatz: Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum unter dem Titel: Zwei friedliche Blätter (1839). Und die Vereinigung unter diesem Namen hatte guten Grund: der Verfasser selbst trat als Kerners

Freund im Bilde auf, der Ketzer mit dem Uebergläubigen, der Kritiker mit dem Romantiker und Geisterseher in der Wärme freier, reiner Menschlichkeit verbunden. Erkannte man, daß der Geschilderte durch den Humor, welcher ihn mit dem abgefallenen Anhänger versöhnte, unbewußt über der stoffartigen Verhärtung seiner phantastischen Vorstellungen stand und daß der Schildernde mit ungetrübter Liebe an dem stehengebliebenen Freunde hing, sah man in diesen heiteren Tausch, worin man sich gegenseitig mit wohlwollender Ironie als den Naiven neckte, so konnte man auf eine Region schließen, welche hoch über allen fixirten Sätzen von einem Diesseits und Jenseits steht, auf eine unsichtbare Kirche der freien, allgemeinen Wahrheit, der versöhnenden reinen Menschlichkeit. Man ahnte so etwas und das kleine Gemälde fand viel Beifall, konnte aber, wie die Mehrheit der Leser einmal ist, in diesem Sinne nicht nachhaltig wirken; es war doch mehr die Anmuth, das zierliche Verbergen der Kunst, womit die einzelnen Motive und Züge, die tieferen Winke über große Wahrheiten und inneren Bildungsgang in die wirksame Reihe und Verbindung gesetzt waren, es war die Durchsichtigkeit, Leichtigkeit, es war der Geschmack in der anspruchlosen Schilderung, woran man sich erfreute. Man war mehr überrascht, in dem „verneinenden" Geiste den lieblich bejahenden ästhetischen Kräften zu begegnen, als man es begriff. Wir werden diese Seite im Verlauf wieder auffassen; hier legen wir den ganzen Nachdruck auf das, was wir vom Ironischen in dem Verhältnisse der zwei Männer gesagt haben. In der That nämlich, obwohl die Darstellung zwei Freunde zeigt, die einander gegenseitig als naiv ironisiren, ist es ja natürlich der

Darstellende, dem die höhere Ironie zugehört. Er hat die Illusionen des Freundes früher leidenschaftlich getheilt, ist ihnen entwachsen und sieht nun sich selber als Objekt in beiden Zuständen vereinigt mit dem Freunde, der ihnen nicht entwachsen ist. Er lächelt über diesen, aber er überhebt sich nicht, denn er weiß aus eigener Erfahrung zu gut, wie man da hineingerathen kann, er darf nicht zürnen, nicht feindlich spotten, denn er selbst ist irrender Mensch, bedarf Schonung, Wohlwollen, und in der leichten Gewährung kommt ihm der Freund entgegen, denn nach seinen Voraussetzungen sollte ja dieser zürnen, und er zürnt nicht, sondern scherzt. Dieß ist die Grundstimmung und wir haben so schon hier die Ironie mit Liebe, von der wir gesagt, daß sie uns als der rothe Faden begleiten wird. Freilich wollen wir nicht behaupten, daß auf die Seite der Ironie nicht mehr Schärfe getreten wäre, wenn Strauß die großen, allgemeinen, öffentlichen Uebel, die mit der Romantik zusammenhängen, damals schon mit dem Auge gereifterer Männlichkeit und Erfahrung gesehen hätte, wie wir sie jetzt erkennen.

Im Jahr 1839 brachten die Hallischen Jahrbücher die Charakteristik der zwei Theologen Schleiermacher und Daub. Sie gehören zum Glänzendsten, was je die Kritik in Analyse wissenschaftlicher Persönlichkeiten geleistet hat. Das ist eine ungewöhnliche Intelligenz, die mit so klarem Auge den Geistern, die zu beurtheilen sind, hinter das eigene Bewußtsein tritt und, was hier im Dunkel schwebt, mit dem zusammenhält, was sie mit freiem Bewußtsein gedacht und gesagt haben. Der Kritiker, dem dieser Tiefblick fehlt, verfolgt nur das Ausgesprochene, heißt es gut oder widerlegt es,

steigt nicht hinab in die geheime Tiefe, wo Täuschung und Einsicht ineinander laufen, und versteht es nicht, den Knoten zu lösen, in welchen sich beide verwickeln. Daher verfährt er auch nicht entwickelnd, läßt nicht wahrhaft seinen Mann werden, sondern dreht sich nur um den fixen Punkt des fertig Gegebenen; daher hat er auch nicht den ganzen Mann, es springt aus seiner wissenschaftlichen Beleuchtung nicht das runde Bild des vereinigten Menschen und Gelehrten hervor. Strauß, der hier in das erste Glied derjenigen sich reiht, die eben das leisten, was eine solche unlebendige, der Ironie und des Totalblicks bare Kritik nicht leistet, hatte weit leichtere Arbeit bei Schleiermacher als bei Daub. Die Weise, wie jener die Philosophie verbirgt und die ganze Dogmatik rein aus den Thatsachen des Gefühls zu entwickeln halb meint, halb nur vorgibt, ist leichter aufzufinden, auszuwickeln, als der harte Knäuel, in welchen der dunkle, speculative Daub den philosophischen Begriff und den Körper des Dogma's, zu dessen Auflösung und Ueberweisung an Symbol und Mythus ihm die negirende Kraft der unterscheidenden Schärfe fehlt, gnostisch ineinander dreht. Die Abrollung dieses Knäuels ist ein Meisterwerk von Feinheit und Klarheit zu nennen. Dazu bedurfte es aber nicht nur des Talents, sondern auch ganz besonderer Geduld und reinlichen Fleißes, der in sorglicher Ordnung dem forschenden Gedanken das vollständige Material unterbreitet, und diese Eigenschaften machen sich in der wohlthuendsten Weise geltend; man fühlt sich wie in einem Zimmer, wo eben mit säuberlicher Hand aufgeräumt wird, was durcheinanderlag. Auf Einem Punkte zeigt sich Strauß noch etwas befangen: in der Hegelschen Auffassung des Wesens der

Religion; der Versuch, den Schleiermacherschen Satz zu widerlegen, der ihren Sitz im Gefühle behauptet, ist der schwächere Theil der Kritik. Schleiermacher, der um so viel freier, als Daub, die mythischen Schalen vom Kern ausscheidet, ist nur darum nicht bis zur ganzen Freiheit durchgedrungen, weil seinem Princip das wesentliche Begriffsmoment fehlt, daß der Gefühlsproceß der Religion des Vehikels der Vorstellung bedarf. Hegel setzte das Wesen der Religion in diese, die Vorstellung; mit Unrecht, gewiß ist der Sitz der Religion das Gefühl, aber die Vorstellung ist integrirend, denn die Gefühlsbewegung, worin das endliche Individuum sich mit dem Unendlichen einigt, kann sich durchaus nur an dem Band ihrer Bilderreihe verlaufen, kann sich nur realisiren, wenn sie sich um den festen Stab von Personifikationen schlingt. Schleiermacher hätte seiner feinen, aber unorganischen Dialektik nicht bedurft und hätte von ihr nicht den Gebrauch gemacht, daß er den einen, größeren Theil des mythischen Bestandes ausschied, den andern schützte oder scheinbar, mit ironischem Verstecken der Läugnung stehen ließ, wenn er von dem also ergänzten Religionsbegriff ausgegangen wäre. — Der Schluß der geistvollen, tiefen Kritik faßt die Gegenüberstellung beider Männer, wie sie durch das Ganze sich zieht, in das klar geschaute Bild der ganzen Persönlichkeiten zusammen. Man erkennt schon den Meister im lichtvollen Parallelisiren. An wissenschaftlichem Gewicht sind sich beide Theologen zwar insofern ungleich, als Schleiermacher unzweifelhaft ein Genie auf eigenen Füßen ist, Daub aber auf denen seines Meisters Hegel steht; doch dieser Mangel ergänzt sich durch das Gediegene, Gewichtige, Granitne in Daubs Persön-

lichkeit, das Monumentale seines Charakters. Das Gefühlte, Lebensvolle, Plastische in diesem Schlusse erprobt aufs Neue die künstlerische Bildungskraft des Verfassers. Auch im Einzelnen spricht sie sich durch die schlagenden, einleuchtenden Metaphern aus. Wir sind so zu dem Biographen zurückgeführt.

Erst nach einer langen Pause begegnen wir ihm, mit kleineren Darstellungen beschäftigt, die wir als Vorarbeiten zu den größern biographischen Werken betrachten können. Diese Pause mag dazu beigetragen haben, daß das Publikum sich nun so zäh gegen ihn verhielt; es vergißt leicht, bindet schwer wieder an, wo es meint, Abschied genommen zu haben, und denkt sich nicht gern unbekannte, einfach menschliche Ursachen als genügende Rechtfertigung eines längeren Brachliegens. Statt freudig zu begrüßen, sagt es gern: was thust denn du wieder da?

Der Wiedererstandene zeigte sich frisch genug; das Porträt Ludwig Bauers war in den Jahrbüchern der Gegenwart 1847 mit aller jener Liebe gemalt, die wir schon aus dem Bilde Justinus Kerners kennen. Wieder ein Dichter, aber ungleich weniger bekannt, als der Romantiker, ein ästhetisches und wissenschaftliches Talent, von dem man sich in allen näherstehenden Kreisen ungemeine Dinge versprach, während doch die Welt aus seinen dramatischen und lyrischen Leistungen, aus seinen Journalartikeln, trotz einer Fülle einzelner Schönheiten, geistvoller Gedanken und der edeln Einfachheit der Prosa nicht den Eindruck einer Erscheinung von durchschlagender Kraft empfangen konnte; seine „allgemeine Weltgeschichte“ nicht zu erwähnen, die einen höheren Anspruch, als den einer Verarbeitung des Stoffes zu dem bestimmten Zweck eines

nützlichen und geschmackvollen Handbuches, auch nicht machte. Hier aber galt es eben eine jener Persönlichkeiten, wie wir sie, und zwar gerade mit Worten aus der Straußischen Charakteristik, oben bezeichnet haben: ein runder, ganzer Mensch war zu zeichnen, den der nicht kannte, der ihn bloß im Buch, auf dem Gymnasiumskatheder vernahm, sondern nur, wer ihn im zwanglosen Gespräch zu hören, ihm in die leuchtenden Augen zu sehen gewohnt war: nur dem wurde es klar, wie hier Alles auf eine Harmonie der schönen Menschlichkeit so angelegt war, daß keine Kraft mit der Schärfe der Besonderheit hervorstechen konnte und daß das lebendige Wort immer mehr enthielt, als das geschriebene, gedruckte. Mit der poetischen Kraft war in L. Bauer namentlich auch die musikalische verbunden, und es ist begreiflich, wie jede der andern etwas entzog, so daß sie nicht zu durchgreifenden, Berühmtheit gründenden Wirkungen gelangten, im unmittelbaren Leben aber beide aufs Schönste einander ergänzten und hoben. Kurz L. Bauer war ganz eine „Natur" und zwar eine liebenswürdige. So viel ist zwar von ihm doch in die weitesten Kreise gedrungen, daß es schnödes Unrecht wäre, ihn obscur zu nennen, aber eine der stillen Größen war er dennoch. Es besteht ohne Frage ein Recht, ja eine Pflicht der biographischen, der charakterzeichnenden Kunst, solche Größen an das Licht der Allgemeinheit zu ziehen; der Schriftsteller, der sich gern dieser Aufgabe zuwendet, legt dadurch einen Sinn der Vertraulichkeit, eine Liebe des rein Menschlichen, ein Gemüth zu Tage, das uns auch für ihn selbst gewinnen muß. Nur ist es mit dem Gemüth allein nicht gethan; vielmehr hier gerade will es Geist und Kunst, um zu zeigen, daß es sich denn

doch nicht darum handle, die Welt für Vetter Michel zu interessiren. Und gerade in künstlerischer Hinsicht wird man die kurze Charakterskizze besonders gelungen nennen müssen, vor Allem die klare, so einleuchtend hingelegte Parallele mit E. Mörike und Waiblinger, wovon der Artikel ausgeht und wodurch er seinen Standpunkt gewinnt.

Aus der liebenden Vertiefung in solchen menschlich vertrauten Stoff sehen wir Strauß noch in demselben Jahr eine rasche Wendung nehmen nach einer ganz andern Region. Sein „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige“ war ein Werk der politischen Ironie, das tausend feine, scharfe Stacheln in die realste Gegenwart hereinstreckte. Schon flogen die Sturmvögel des folgenden Jahres, es war natürlich, daß die von der neubewegten Luft des öffentlichen Lebens geschwellte Stimmung sich dießmal auf einen weltgeschichtlichen Stoff warf und ihn ganz im Sinne der Tendenz bearbeitete. Aber welche feine, künstlerische Objektivität doch wieder in der Behandlung! Julian, der heidnische Romantiker im Fürstenmantel, war merklich als bloße Maske vorgenommen, ob ganz getroffen, ob unter dem Einfluß der politischen Absicht gezeichnet, mögen die Historiker entscheiden; jedenfalls war die Maske ein recht wohlgeformtes Bild und sie wurde kaum an wenigen Stellen merklich verschoben, so daß man deutlicher sah, nach welchem Punkte der lächelnde Ironiker blickte, der sie sich vorhielt. In wie ruhiger, einleuchtender, sauberer Ordnung waren wieder die Züge aufgereiht, um Schritt für Schritt zu den feinen Fingerzeigen verwendet zu werden, wie deutlich sprang aus dem Ganzen jene in allen Zeitaltern sich wieder-

holende Gestalt des Bewußtseins hervor, die eine veraltete Form des geistigen und politischen Lebens, weil sie einfacher, ungetheilter, in diesem Sinn schöner ist, einer neuen, getheilten, kämpfenden wieder aufdrängen will, während sie selbst von dieser neuen durchdrungen ist, unbewußt die ausgelebte mit ihrem Sauerteig durchäzt hat, sich und Andere über diese Versetzung täuscht, von der Selbsttäuschung in die Affektation und Lüge, von da zu jeder Härte der Herrschsucht, der Tyrannei übergeht! Man kann sagen, die niedliche, scharfgeschliffene Juwelierarbeit war für die Zeit schon zu fein, sie schlüpfte zwischen den von der rauhen Realität der Zeit schon gehärteten Fingern hindurch.

Ganz anders griff daher durch einen Theil ihres Inhalts die Schrift ein, die Strauß noch im Jahr 1847 seinem Julian folgen ließ: Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen. Eine von Talent und Feuer sprudelnde Natur, die durch Mangel an Maß und Selbstbeherrschung ihren Lebensgang vielfach aus dem Geleise geworfen, wird in dem Augenblick, da sie sich begonnen hat zu sammeln und ihre äußern Verhältnisse zu ebnen, von der Faust eines kleinen Despoten gepackt und um zehn Lebensjahre, die besten des mittleren Mannesalters, betrogen. Das Herz schnürt sich in einem Krampfe von Grimm zusammen, wenn man aus den hier mitgetheilten Briefen erst das ganze Bild des wohlbekannten Leidens dieser armen Seele entnimmt: nach den überstandenen äußeren Mißhandlungen der ersten Jahre, die freilich schon doppelt tiefe innere waren, die dauernde Folter von Hoffnung und Täuschung, auf die sie gespannt ist, die Sehnsucht nach Weib und Kind, die erst im neunten Jahre

der Gefangenschaft wieder zu sehen vergönnt wird, den Rückfall in die alte Schwankung zwischen Weltlust und pietistischen Neueanfällen, genährt durch Pfaffenbearbeitung, die ein Hauptstück einer Einkerkerung war, welche der Herzog wesentlich als ein nöthiges Erziehungswerk darstellte, als wäre er die Vorsehung. Das war denn freilich dazu angethan, in die Gluth der politisch erregten Zeitstimmung Oel zu gießen; doch Strauß bleibt bei seiner Sphäre, er hat es mit einem Menschen zu thun, der dem geistigen Gebiet angehört, einem Dichter, Musiker, Publicisten, und der Dichter hat in der Literaturgeschichte seine Bedeutung als der Erste, mit welchem Schwaben in die Bewegung der modernen deutschen Poesie thätig eintritt, als das Organ, durch welches der Klopstockische Enthusiasmus sich nach diesem Lande verpflanzt, als der wichtigste unter den Trägern, durch welche diese Stimmung auf Schiller übergeht, um in seinem Geist eine neue Form zu finden, um aus ihm als dramatischer Feuerstrom hervorzubrechen. Ja auch in Styl und Stimmung der Sturm- und Drangperiode tritt Schubart noch ein, wozu er als brausender Naturalist schon von sich aus einen ursprünglichen Zug hatte. Freilich aber wäre trotz dieser Bedeutung der literarische Schubart kaum die zwei Bände werth gewesen, auch der mißhandelte, der leidende Schubart nicht, wohl aber Schubart der ganze Mensch war es. Er ist eine jener Erscheinungen, deren wahren Werth man erst erkennt, wenn man, was sie an den Tag der Oeffentlichkeit gebracht haben, mit dem zusammennimmt, was sie unmittelbar als lebendige Menschen waren: darin jenem L. Bauer ähnlich, aber nur der Wirkung, nicht der Ursache nach, denn von dem Letzteren kann man sagen, er war

zu harmonisch, um sein ganzes Wesen in dem für die Welt zubereiteten und comprimirten Wort auszudrücken, Schubart war zu unharmonisch. Er hat vor Klopstock die saftige Naturfülle, die kräftige Sinnlichkeit, die Naivetät voraus, er gehört als Dichter unter die Ersten, welche, neben dem Oden- und Hymnenpathos, den Volkston anschlagen, zwar noch nicht den eigentlichen, ächten, sondern den mit Bildungselementen gemischten Bauern- und Bürgerton; aber er weiß die schäumenden Kräfte nicht in den Aether der Poesie gesammelt zu retten, sondern verpufft den besten Geist hinter dem Weinglas, läßt die Phantasie vom Bande des Willens, so daß sie ihm als Leidenschaft zur Geißel seines Lebens wird. Von Neue ergriffen verfällt er der Zerknirschung und den dunkeln Vorstellungen des Kirchenglaubens, den er „als Freigeist verhöhnt hat, statt sich gründlich von ihm zu befreien;“ abwechselnd im Jubel und Sturm des Leichtsinns und in der Hölle der Selbstanklage, stets bußfertig und wieder rückfällig, gleicht er dem schlesischen Günther und erinnert an Bürgers schwere Seelenschwankungen. Noch ein Zeitgenosse der Jugendpoesie Goethes und Schillers kann er so, da er unterging, ohne reif zu werden, zu jenen Erscheinungen gezählt werden, welche die Gefährlichkeit der Genialitätsperiode als schlagende Exempel an sich darstellen, und kann ihn Strauß einen aus jenem Titanengeschlechte nennen, dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne Frucht für das Allgemeine, der milden Herrschaft der Weimarischen Olympier voranging. So ist denn dieser Schubart ein pathologischer Stoff und solche Stoffe bearbeitet Strauß mit einer begreiflichen Liebe, der wir noch weiterhin begegnen werden; für das scharfe Auge des

Zergliederers müssen die Abweichungen vom Normalen, muß der gestörte Organismus ein besonderes Interesse haben. Aber Schubart hatte nur die Fehler der Schwachheit eines guten Herzens, einer offenen, wohlwollenden, warmen Seele, und so war er das rechte Objekt für jene Ironie, die freundlich über das Helldunkel, die Unbewußtheit hinlächelt, worin der Mensch, dem sie mit dem Lichte des hellen, scharfen Bewußtseins beleuchtet, behaglich sich gehen läßt, wankt, irrt, gemüthlich sich selber täuscht, sein Bestes oft für sein Schwächstes, sein Schwächstes für sein Bestes hält und die wahre Natur zwischen künstlicher Anspannung hervorspringen läßt, wo man es nicht vermuthet. Die Briefe, die hier gesammelt und gruppirt sind, geben gar reichen Stoff dem Leser, der Humor hat; wie ergötzlich naiv kommt, um nur dieß Eine zu erwähnen, z. B. diese wahre Natur zu Tage, da Schubart in seiner Zerknirschung vor einem seiner schlimmsten Verfolger, dem Dekan Z. in Ludwigsburg zum Kreuze kriecht, ihn aber bald darauf, da er im Alter noch einmal heirathet, in einem Briefe mit gut schwäbischem Cynismus den „sechzigjährigen Paffens—l" nennt. Ohne alles Aufsehen, ganz sanft und mehr zwischen, als in den Zeilen, zieht sich denn der Ausdruck des humoristischen Verhaltens, das jedoch bei gröberen Fehlern dem leichtsinnigen Manne natürlich den Ernst des strengen Tadels nicht schenkt, durch die Uebersichten, mit welchen der Herausgeber die periodisch geordneten Briefe unterbricht, bis endlich die Schlußbetrachtung das Urtheil ernstlich zusammenfaßt und eine treffliche, in der bequem klaren Weise, die wir schon kennen, vorgehende Charakteristik des Mannes und vorzüglich des Dichters gibt.

Das Jahr 1848 kam und zog den stillen Forscher aus der Studirstube in die Oeffentlichkeit. Von den Bürgern seiner Vaterstadt Ludwigsburg aufgefordert, bewarb sich Strauß um die Stelle eines Abgeordneten der Reichsversammlung zu Frankfurt; er fiel gegen einen fanatischen Pietisten durch und die sechs „theologisch-politischen" Volksreden zeigen, wie er in den Wahlversammlungen vergeblich die halbe Zeit dazu verwenden mußte, dem guten Volke klar zu machen, daß es nicht zu einer Synode wähle; die giftigen Aufhetzer behielten die Oberhand. Das Speciellere des politischen Programms geht uns in unserem Zusammenhange nichts an, wohl aber die Klarheit, die Vernunftruhe, womit der Redner, so warm auch ihn jener täuschende Frühling erregt hatte, mitten unter den Wirbeln steht, den Gedanken der deutschen Einheit allen andern Forderungen voranstellt, für die Erhebung Preußens an die Spitze Deutschlands trotz seinem „Romantiker auf dem Throne" spricht, wohl die Milde, die Freundlichkeit, die gutmüthig sokratische Ironie, womit er die Blinden behandelt, der Adel, womit er schließlich, da erhitzte Massen den pietistischen Gegnern mit Gewalt drohten, sie abmahnt. Hinzusetzen dürfen wir, daß hier wirklicher Beruf zum Volksredner sich kund gibt: es ist jenes gesunde, gemüthlich nüchterne, bürgerlich einfache Element, das wir schon zu Anfang hervorgehoben, was dem Gelehrten nicht nur das Herz für das Volk, sondern auch die Fähigkeit bewahrt hat, ungesucht den Ton der wahren Popularität zu treffen. Nachher wurde er in die Landesversammlung gewählt; die klare Natur ertrug die wilde Denkverwirrung in der demokratischen Partei, den

rohen Lärm ihrer Leidenschaft, die Unsauberkeit mancher ihr beigemischten Elemente ungleich schwerer, als die Schwächen und Irrthümer der andern Parteien, der entschiedene Charakter schnitt durch und machte ein Ende; Strauß nahm seinen Austritt.

Wie schnell er sich zur Ruhe der Betrachtung sammelte, zeigen die zwei Charakteristiken von A. W. Schlegel und von Immermann, die im Conversationslexikon der Gegenwart noch im Jahr 1849 erschienen. Hier treffen wir ihn denn wieder auf dem schon längst betretenen Boden, nur daß es sich von der Zeichnung der ganzen, auch der menschlichen Persönlichkeit bloß nebenher handeln konnte, denn es sind literarische Charakteristiken. Und gewiß solche, worin jene Prädikate sich bewähren, die wir mehr als einmal schon ausgesprochen haben: gemeinsam ist beiden die emsige Genauigkeit im Aufführen des Materials, die wohlthuende Ordnung, womit es gruppirt wird, um dem klaren Gedanken zu dienen, der das Einzelne durchdringend, das Wesentliche hervorstellend den geistigen Charakter des Mannes mit festen, klaren Zügen hinstellt. Leichter war dieß bei A. W. Schlegel; hier galt es mehr, die Gerechtigkeit gegen ein zwischen Formvirtuosität und tieferer Begabung eigenthümlich schwankendes Talent zu retten, dessen Schwächen so vielfach benützt waren, die bedeutenden Kräfte und Verdienste im Schlamm eines unsauberen Spottes zu ertränken; wogegen die unruhige Art, wie sich Immermann zwischen Stoffen und Stylen in hastiger Fruchtbarkeit umherwirft, die Mischung genialer Ansätze mit Reminiscenzen, unfreier Nachbildung, romantischer Grille dem Auge genug des Verwirrenden bot,

um in Herstellung eines klaren Durchblicks, Ziehung eines leitenden Fadens recht die Meisterschaft des ordnenden Geistes zu erproben.

Der October des Jahrs 1849 riß aus einem Kreise von Freunden einen Mann, dessen Verlust ein Gefühl mit sich führte, als wäre dem Gewölb ihres verbundenen Lebens der Schlußstein ausgebrochen: Christ. Märklin, Professor am Gymnasium in Heilbronn. Strauß beschloß, ihm ein Denkmal zu setzen. Es war vor Allem ein Werk der Pietät und schon darum heiliger, schonender Achtung werth, auch wenn es in liebender Schilderung der Jahre der gemeinsam verlebten Jugend, der traulichen Enge provinzialer Verhältnisse sich mitunter etwas ausführlicher erging, als es die weite Welt interessiren mochte. Der Verstorbene selbst war ihr wenig bekannt, obwohl seine Schrift über den Pietismus und einzelne Abhandlungen gediegen genug und ihrer Zeit nicht übersehen waren. Wenn es aber bei jenem L. Bauer die liebenswürdige Schönheit der menschlichen Natur war, was man zu dem Dichter, dem Schriftsteller hinzunehmen mußte, um ihn ganz zu würdigen, so rechtfertigten hier Eigenschaften stärkerer Art ein sorgsam ausgeführtes, mit Umgebung und Staffage reicher ausgestattetes Bildniß. Es war der Charakter, es war der männliche, stetige Wille, der im beschlossenen Kreise still, aber so rein und musterhaft wirkte, daß nicht ohne Grund ein Leser, als er das Buch geschlossen, ausrief: was war das für ein Mann! warum mußte ich ihn nicht kennen! das ist ja ein Mensch, bei dessen Anblick man ausrufen muß: so sollte man sein! Es war aber auch der tiefe und strenge wissenschaftliche Geist, der dem Mann eine

Bedeutung gab, die wir weiterhin nach einer besondern Seite ins Auge fassen werden. Das Vorwort des Buchs: „Chr. Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart," das 1851 erschien, hebt die Verbindung dieser Kräfte als den Rechtfertigungsgrund für die Setzung des Monuments hervor, und zwar mit der näheren Bestimmung, daß ein Gleichgewicht des Denkens und Wissens mit Charaktertüchtigkeit immer seltener werde und daß es vorzüglich gelte, zu zeigen, wie eine Denkweise, welche dem verwirrten Urtheil als negativ, als bloß niederreißend erscheint, gerade die rechten Grundlagen für Charakterbildung enthält. „Daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe, daß im Gegentheil, je gründlicher angeeignet, desto gewisser die Geistescultur unserer Zeit auch dem Willen zu Gute komme, ihm feste und erhabene Zielpunkte und die Kraft und Ausdauer im Hinstreben nach denselben verleihe: davon war der Mann als ein Zeichen unter uns hingestellt, dessen Lebens- und Charakterbild ich eben deßwegen zu entwerfen und möglichst weithin sichtbar zu machen unternommen habe, damit es die Vorurtheile der Einen zerstreue, die Schlaffheit der Andern beschäme und alle bessern Kinder dieser Zeit zur Nacheiferung reize. Füge ich dem noch bei, daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt, in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat und brechen mußte, es gewesen ist, welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war: so wird dieß dem Bilde,

das ich aufzustellen mich anschicke, ohne seinem Werthe für den weitesten Kreis etwas zu benehmen, zugleich für einen engeren noch eine besondere Anziehungskraft ertheilen." Damit nahm aber der Verfasser weniger in Anspruch, als er zu nehmen berechtigt war. Das Werk hat noch eine andere Seite von allgemeinem und objektivem Interesse, eine Seite, die mit jener sittlichen mindestens gleichwiegt. Dieß ist die Geschichte des Conflikes, worein der wissenschaftliche Geist mit der Lebensbestimmung des geschilderten Mannes im ersten Abschnitte seiner Laufbahn gerieth. Märklin war durch die Humanität, die mit seinem strengen, antiken Ernste sich verband, ja durch besondere Neigung zum Erzieher, und zwar in dem bestimmten und umfassenden Sinne des sittlichen Volkserziehers berufen. Er war aber ebensosehr ganz Mann der Wissenschaft; ein methodischer Gang gründlicher philosophischer Studien hatte ihn zum Hegel'schen Systeme geführt, dem er anfangs mit der strengen Observanz der älteren Schule anhing, um erst nach und nach mit freierem kritischem Blick von den Banden dieser Autorität sich zu befreien. Er tritt ein geistliches Amt an, erfreut sich eines segensreichen Wirkens voll Hingabe und Opfer, muß aber bald erleben, daß sich die inneren Wurzeln des Zusammenlebens mit seiner Gemeinde lockern und endlich reißen. Die Geschichte dieser Lockerung nun, wie sie von der künstlerischen Hand des Verfassers rein genetisch, als eine thatsächliche Dialektik vor uns entwickelt ist, stellt eine Erscheinung, die unzähligemal da gewesen ist und wieder dasein wird, in einem exemplarischen, typischen Bilde für alle Zeiten hin. Die Bewegung hat zwei Seiten: von innen löst sich der denkende

Geist mehr und mehr von den Dogmen ab, während die Liebe zum ethischen Erziehungswerk, der thätige Eifer die Gemeinschaft mit dem Volke, den schönen Wirkungskreis nicht fahren lassen will, sondern sich mit der Unterscheidung von inhaltvollem Bilde und Inhalt ohne Bild beruhigt: dem Volke wird mit erlaubter Kunst der Erziehung die Wahrheit in der Form der dogmatischen Hülle gereicht, während der Erzieher die Wahrheit ohne Hülle esoterisch für sich behält. Nun aber kommt ein Stoßen von außen: die Pfaffen geben keine Ruhe, dulden nicht das friedliche Geheimniß, zerren die wissenschaftlichen Formen, worin der gehaßte Genosse ihres Wirkens seine Ueberzeugung unverhüllt für die Gelehrten ausgesprochen hat, vor das Volk, beunruhigen dieses, decken jene Unterscheidung auf offenem Markte vor den Unmündigen auf, drängen auf Bekenntnißablegung, ob die dogmatische Form buchstäblich geglaubt werde oder nicht, sie rütteln, pressen, hetzen, bis das Vertrauen der Gemeinde erschüttert ist. Der Verfolgte nun mag sich mit allem Rechte sagen, daß diese Gegner aus den trübsten Motiven des Zelotismus handeln; er muß sich dennoch zugleich bekennen, daß jene Unterscheidung in die Länge vor seinem eigenen Gewissen nicht bestehen kann, das Vertuschen wird ihm moralisch unmöglich, der tragische Conflikt ist da: ein Mann, der zum ethischen Menschenbildner wie auserlesen war, muß seinen Beruf aufgeben, weil die Kluft zwischen dem Denkenden und den Gläubigen zu tief ist, weil ein Nachrücken der Letzteren, ein Annähern an den Standpunkt des Ersteren noch in allzu weiter Ferne steht.

Der Schluß des Buches erzählte, nachdem das herrliche,

weit über die Amtspflicht hinaus alle Kräfte daran setzende Wirken im Lehramte zu Heilbronn geschildert und das edle Bild des Mannes mit seiner Fülle von Tugenden in jeder Sphäre reinen menschlichen Daseins vollendet war, die politischen Erfahrungen Märklins in den Bewegungsjahren. Derselbe hatte Aehnliches, ja Härteres erlebt, wie der Verfasser, indem er mit seinem Mahnen zu Maß und Vernunft von Anfang an den bübischen Insulten einer dort besonders wilden Demokratie verfiel. Diese Hergänge sind mit der frischen Bitterkeit der eigenen persönlichen Erinnerung berichtet. Die Entrüstung war nach dieser Seite noch zu jung, um ihre Kraft gegen die andere zu wenden, wo der Sieg über die chaotischen Elemente bereits in einem Grade mißbraucht wurde, der auch den wahrsten, besonnensten Forderungen der niedergeschlagenen Bewegung ins Gesicht schlug; dieß muß man gerecht bedenken, aber die Einzelnheiten jener verdrießlichen Dinge hatten allerdings bereits ihr Interesse verloren.

Wenn dieser Theil der Schrift die angegriffene Partei reizte, wenn aus ihrer Mitte alsbald eine Invective der gemeinsten und rohesten Art hervorging, so war dieß nicht zu verwundern und that nicht weh. Nicht ebenso gleichgültig konnte eine Kritik in den Blättern für literarische Unterhaltung (August 1851 Nr. 114) abgeschüttelt werden, die ohne alle politische Leidenschaft, ein reiner Ausdruck der Geringschätzung der klösterlichen und provinziellen Enge und noch mehr der streng abgezogenen wissenschaftlichen Studien, das Werk der Liebe, des Herzens mit kaltem Hohn übergoß, dem Weinenden am Grabe des Freundes mit rohem

Zucken der Lippen ins Gesicht grinste. Man erkannte in dem Spötter leicht jene Stufe der Bildung, die sich mit landläufigen Gemeinplätzen der Aufklärung von den Banden der kirchlichen Autorität emancipirt zu haben meint und diejenigen, die im ernsten Wege des strengen Gedankens die wahre innere Befreiung sich erarbeiten, im gediegnen Wirken des Berufs das Errungene dem Volke mitzutheilen streben, gerade ebenso verachtet wie die Pfaffen, um ihre ganze Achtung dem Dampf, den Fabriken, Twisten, etwa noch Reisebeschreibungen u. dgl. vorzubehalten. Doch diese Bildungsstufe erscheint oft feiner, in weniger herzloser Gröbe, als hier, wo so recht hämisch die einzelnen kleinen Genrezüge aus dem Buch herausgerissen waren, um den Todten und den lebenden Redner an seinem Sarge als ärmliche Dunkelmänner, Magister, metaphysische Pfäfflein auf obscurer Scholle miteinander lächerlich zu machen. Die Kritik schloß: „So hat denn der Freund des Freundes Leben beschrieben, mit dem er sich weitab von den gewöhnlichen Meinungen des Jahrtausends auf stillen Weideplätzen des Gedankens zusammengefunden hat.“ Spott thut immer weh, auch aus unwerthem Munde, doppelt weh, wenn er gegen ein Denkmal der Pietät gerichtet ist. Doch dieß geht vorüber; anders wirkt verkehrtes Urtheil ohne Spott, das von höherer Bildungsstufe kommt. Es macht nicht bitter, aber es mißstimmt als bedenkliches Symptom der Zeit. Eine andere Kritik brachte ein solches Urtheil aus einer leicht erkennbaren, achtungswerthen Feder, über deren Gänge man sich dießmal billig wunderte. Denn wirklich traf hier in aller Würde der Form eine Bildung, von der man es nicht erwartete, mit den geistlosen

Voraussetzungen jener würdelosen Verhöhnung zusammen. Der Verfasser wollte gegen die Einseitigkeit philosophischer Bildung sprechen, welche die concreten Studien verachtet, welche das Band verliert, an dem allein in das Weite, auf das Volk zu wirken ist, und statt dessen sprach er gegen die Philosophie überhaupt, als ob darum, weil unsere Zeit für die nächste Zukunft andere Aufgaben hat, als die Weiterbildung des strengen, metaphysischen Denkens, nur geschwinde vergessen werden dürfte, was unsere ganze Kultur, eben auch in ihrer jetzigen Wendung zum Realen und Concreten, der Philosophie verdankt, welche unendlichen Schätze aus dieser Quelle, verschmolzen, verarbeitet in den Gemeinbesitz und doch ursprünglich nur in der Form des strengen Begriffs erzeugbar und erzeugt, uns auf all unsern Wegen begleiten; als ob darum, weil wir im Großen andere Ziele haben, Plato und Aristoteles, Spinoza, Kant, Fichte, Schelling, Hegel bei einsamer Lampe studiren für uns keine Aufgabe mehr wäre; kurz als ob die Philosophie nicht Gehirn, leitende und Einheit gründende Seele aller ächten Bildung und Thätigkeit bliebe und nicht in unzähligen unsichtbaren Fäden auch in die entlegensten Gebiete hinausgriffe. So trug sich auch in der Auffassung dieses Kritikers die enge klösterliche Erziehung des Mannes, den das Buch schilderte, unwillkürlich auf dessen Studien als ein Symbol geistiger Vereinsamung derselben über und er erging sich in den kahlen Gemeinplätzen vom „blassen, grau in grau angelegten Kolorit der modernen deutschen Wissenschaft," vom „wissenschaftlichen Aristokratismus des abstrakten Denkens;" das Behagen in diesen Trivialitäten war ein so vollständiges, daß er rein übersah, wie gerade

Märklin der Letzte war, der das Reale, Objektive, die Geschichte, die Natur, das Leben, das Wirken auf's Leben über der Philosophie verachtete, ja umgekehrt vielmehr ein Beweis und Muster dafür, wie sie von ihren Höhen in das Leben hinüberführt. Es ist von allgemeinem Interesse, zu sehen, wie dann diese seichten Voraussetzungen auf das religiöse Gebiet angewandt werden. Eben auf diesem Boden hat ja der Verstorbene eifrig, wie Wenige, gewirkt. Freilich aber, der Boden stieß ihn aus und davon wird hier der Philosophie die Schuld zugeschoben: sie tauge nichts, weil sie mit dem Leben nothwendig zerfalle, die Verbindungsbrücke mit dem Volksleben abschneide. Der Geistliche soll also, dieß scheint zunächst die Meinung zu sein, mit dem Volke ganz auf Einem Boden der religiösen Vorstellung stehen und sich wohl vor der Philosophie hüten, daß sie ihm denselben nicht untergrabe. Nachher aber lautet es anders: in der Politik seien M. und Gleichgesinnte von der Idee der Republik mit politischer „Pastoral-Klugheit" doch zur constitutionellen Monarchie condescendirt, in der Religion aber haben sie sich zu der entsprechenden Vermittlung nicht verstanden, weil sie das Wesen derselben, wie sie nicht bloßes Dogma, sondern ein Leben sei, verkannt haben. Und eben gerade umgekehrt verhielt es sich: der Philosoph, weil er die Religion als ein Leben erkannte, condescendirte zur Gemeinde, verbarg mit pädagogischer Vernunft seine innere Lösung vom Dogma und wollte mit schonender Hand dem Punkte der Entbindung von der fixirten mythischen Formel als von dem tiefsten Hinderniß wahren sittlich religiösen Lebens das Volk annähern. Das aber duldete die Welt nicht und hier befinden wir uns eben

im Mittelpunkte jenes tragischen Conflicts, welchen man mit so dürftigem Rathe, mit so erfahrungslosem Geschwätze nicht lösen kann.

Von da an schweigt Strauß fast drei Jahre lang. Die Kälte, womit ein Werk aufgenommen worden, das ihm Herzenssache war, warf ihn in sich zurück. Der wahre Grund dieser Kälte, welche in jenem ungründlichen Urtheile wie eine bleibend berechtigte dargestellt wurde, lag in der politischen Stimmung der Zeit. Denn politisch war, ja ist noch jetzt diese Stimmung trotz dem Rückgange der großen Bewegung von 1848. Sie ist es, weil das Losungswort aller Parteien, namentlich der kirchlichen, nicht die Idee, sondern die Macht ist. In einer andern Zeit hätte jener exemplarische Hergang von einem innern Zerfall mit dem Dogma und einem äußern mit der Kirche große und laute Bewegung in den Streit der Philosophie und Theologie gebracht. Damals aber fragte und heute noch fragt die kirchliche Partei nicht nach den innern Kämpfen des Bewußtseins, sie ließe unser Denken Denken sein, wenn sie nur die erwünschte äußere Macht über uns erlangen könnte. — Nach diesen neun Jahren läßt sich der Verstummte in einer Reihe von Journalartikeln wieder vernehmen, die uns zeigen, daß er seinen innern Gleichmuth wohl namentlich im Gebiete des Schönen wiedergefunden hatte, aber zugleich auch, daß er in diesem Gebiete, wie schon aus der Charakteristik Schubarts zu schließen war, mit seinem Sinn und seiner Liebe heimisch sein muß. Dießmal war es nicht die Poesie, sondern die bildende Kunst: Strauß berichtete in der Allg. Zeitung im Oktober 1853 von einem originellen Kunstfreunde, der zur

Zeit jener Reformation der deutschen Kunst durch Carstens, Wächter, Schick, Koch im persönlichen Umgange mit diesen Männern zu Rom gelebt hatte, nachher sich in Schwaben aufhielt, einem Baron v. Uexküll, von seiner, jetzt in Carlsruhe befindlichen Gemäldesammlung, er gab Mittheilungen aus den Tagebüchern seiner italienischen Reise. Im Jahr 1854 brachte er ebenda Mittheilungen über Wächter; sie waren aus seinen Briefen an Uexküll gezogen; über den frühverstorbenen Schick aus Briefen desselben an einen Schwager. Notizen aus den Familien beider Künstler über ihre Lebensverhältnisse und Schicksale kamen hinzu. Die Kunstgeschichte hat bis jetzt von diesen zwei edeln Naturen, die mit Carstens und Koch den falschen Classicismus und den akademischen Mechanismus der französischen Schule gestürzt und die neue, auf ächte Aneignung der Antike, auf das wiedererweckte Verständniß M. Angelo's und Raphaels gegründete Kunst ins Leben gerufen haben, nur ein unbestimmtes, allgemeines Bild gehabt. Zum erstenmale war ihre Entwicklung als Künstler, ihr Leben, ihr Charakter und ihr Denken in deutlicheres Licht gesetzt. Von Koch theilte Strauß im Deutschen Museum 1854 Gedanken über ältere und neuere Malerei aus einem hinterlassenen Manuscripte mit, das ebenfalls in Uexkülls Besitz gewesen; es sind darin eben die Anschauungen, Maximen ausgesprochen, auf denen jener große Wendepunkt der Kunst beruhte und die uns jetzt geläufig sind, die aber damals neu und jung waren, hingestellt frisch, warm, derb, in Kochs naiver Weise kräftig von der Leber weg, mehr gesprochen, als geschrieben. Gerne sah man die bildenden Künstler von einem Künstler in der

Gedankenwelt eingeführt und mit Worten begleitet, die den innigsten Sinn für die reine Formenwelt kund gaben, in der sie gelebt. Eine Reihe von Epigrammen auf die Kunstwerke der Glyptothek, die im Morgenblatt Januar 1850 anonym erschienen, hatte diesen Sinn auch in poetischer Gestalt ausgesprochen. Das Bestimmende war aber auch in diesen kleineren Veröffentlichungen das Interesse für die Individualität, Strauß war auch hier Biograph, und wohl mochte man wünschen, ihn einmal als solchen auf dem Gebiete der ausführlichen Biographie solcher Persönlichkeiten begrüßen zu dürfen, welche ganz der Kunst, wenn nicht der bildenden, doch der redenden, angehören. Vielleicht daß dieß noch wird; für jetzt wandte er sich wieder solchen Erscheinungen zu, in welchen die Sphäre idealer, geistiger Thätigkeit, die allerdings den bestimmenden Grundzug bildet, mit einem realgeschichtlichen Interesse wesentlich verbunden ist. Wir sind zu seinen zwei letzten, größeren Werken gelangt.

Hier erst können wir im strengen Sinne des Wortes sagen, Strauß habe sich als Biographen bewährt, denn erst sein Frischlin und Hutten sind eigentliche Biographien, das ganze Leben des Mannes umfassende, auf das gesammte Quellenmaterial gegründete, historisch wissenschaftliche und doch künstlerisch abgerundete und geschlossene Darstellungen. Alles Frühere tritt, wie wir bereits bemerkt haben, dem gegenüber in die Bedeutung von Vorstudien zurück, erscheint beziehungsweise als eine noch subjektive Thätigkeit. Beide Stoffe sind aus dem Zeitalter der Wiedererweckung der Wissenschaften und der Reformation: ein wohl begreiflicher Zug des Geistes, der Verwandtes zu Verwandtem führte.

Doch die Zeit der Abfassung verhält sich umgekehrt zu der Zeit, in welche die Stoffe fallen: Strauß behandelt zuerst einen Mann des späten, dann einen Mann des frühen sechzehnten Jahrhunderts. Beide sind Humanisten, schreiben, dichten lateinisch und gehen dann zu schwerfälligem Deutsch über, beide sind rednerische und poetische Talente, beide sind Streiter, beide Verfolgte, beider äußeres Leben hat etwas vom Abenteurer. Aber Hutten ist Heros, Frischlin nicht; jener gehört dem frisch aufstrebenden, dieser dem absinkenden Jahrhundert an, jener wird von einem Vorkämpfer des Humanismus zu einem Vorkämpfer der Reformation und der Idee des Vaterlands, der Einheit der deutschen Nation, dieser trifft die Reformation bereits zur Formel vertrocknet an, verflicht sich mehr aus polternder Scheltlust, als aus Princip in Feindseligkeit mit dem Adel, und ficht seinen tüchtigsten, nützlichsten Kampf im Gebiete der Grammatik. Beide gehen tragisch unter, jener im geraden Zusammenhange mit einem großen Pathos, in dessen Verfolgung er freilich von Unbesonnenheit nicht frei geblieben, dieser durch Leichtsinn, Leidenschaft, ungebändigte Zunge und Feder, ohne daß eine große Begeisterung den Kern der leidenschaftlichen Erregungen gebildet hätte. Es erscheint aber nur als ein ganz natürliches Stufenverhältniß, wenn unser Biograph zuerst den weniger bedeutenden, mehr pathologischen Stoff ergreift. Die Neigung zum pathologischen Analysiren haben wir bei einem so freien und klaren Geiste bereits als eine sehr begreifliche erkannt. Frischlin hat viel Verwandtes mit Schubart, nicht nur, weil sich Beider Namen an zwei alte Bergfesten des Würtemberger Landes knüpfen, sondern auch

in Talent, Temperament, Charakter oder, wenn man will, Charakterlosigkeit, in verschuldeten Leiden; beide aber sichern sich unsere Theilnahme durch die liebenswürdigen Eigenschaften der phantasiereichen Laune, der Offenheit, der Gutmüthigkeit, beide gewinnen an Licht im Contraste mit ihren Feinden, beide, obwohl nicht im Kampfe für Ideen leidend (von Schubart kann man dieß in einem entfernten Sinne noch eher sagen), interessiren uns im Leiden tragisch, wie jede jugendliche, feurige Kraft, wenn sie von kalten Gegnern ins Verderben gezogen wird, und zwar trotz dem eben angedeuteten Unterschiede Frischlin tiefer und nachhaltiger, weil das Leiden mit gewaltsamem Tode schließt.

Die Biographie Frischlins ist wenig beachtet worden. Zunächst weil der Name des Mannes außerhalb Würtemberg, wo die Felsen von Hohen-Urach, an deren Fuß er im Befreiungsversuche das blutige Ende gefunden, sein Andenken stets erneuen. Man konnte sich aber wohl denken, daß eine Feder, wie die des Verfassers, einem solchen Stoffe sich nicht zugewendet hätte, wenn er kein anderes, als ein landsmännisches, Interesse hätte. Man stutzte über die Ausdehnung des Buchs, von dessen Helden man vorher so wenig wußte, und eine Stimme ließ gar vernehmen, das Leben Jesu habe Strauß nur negativ zu behandeln gewußt, das eines so unwürdigen Charakters aber behandle er positiv in allzu breiter Ausführlichkeit: ein Urtheil, auf das die allgemeinen Bemerkungen antworten, von denen wir ausgegangen sind. Ist Frischlin keiner der geistigen Heroen, so eignet er sich um so mehr zum Träger eines allgemeinen culturgeschichtlichen Bildes; Umgebung und Hintergrund war dießmal bedeutender, als

das Porträt selbst; daher auch der Titel: „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nic. Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts“ 1855. Doch daß wir nicht zu weit gehen: kehrt der Blick von dem Allgemeinen auf den Träger zurück, an dessen Leben und Schicksale es sich anknüpft, so verweilt er mit wachsender Liebe auf ihm und wird nicht ohne die tiefste Rührung von ihm scheiden. „Was Frischlin an persönlicher Bedeutung als Gegenstand einer biographischen Darstellung abgeht, ersetzt er durch die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welche er tritt, und das Spannende der Verwicklungen, in welche er geräth. Er hat vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt, in Palästen und Herbergen, im Studirzimmer und Kerker sich aufgehalten. Sein Leben hat einen epischen Verlauf und einen tragischen Schluß. Während des ersteren lernen wir jene Zeit, ihre Einrichtungen und Gewohnheiten, ihre Denk- und Ausdrucksweise, ihre Fürsten und Junker, ihre Geistlichen und Gelehrten, Bürger und Bauern kennen; der Schluß dagegen führt uns, wie den Helden selbst, aus dieser bunten Welt in das eigene Herz, zu den großen Gedanken des Schicksals und der menschlichen Bestimmung zurück.“ Und in der That breitet sich nun vor Allem ein reiches Gemälde, ein ergiebiges, gefülltes, vielgestaltiges Sitten- und Culturbild vor uns aus. Universitäten und Mittelschulen mit ihrem Organismus und System, ein akademischer Senat mit seinen Parteien und Intriguen, Professoren als Lehrer, Beamte und Menschen, im Hörsaal, im Berathungssaal, in Haus- und Trinkstube, Studenten und Stadtbürger, friedlich und entzweit,

behagliche Luſt und wilder Straßenſcandal, ein ſtolzer, roher, rachſüchtig verfolgender Adel, Oberbehörden, geſtreng oder wohlgeſinnt, ein gutmeinender Fürſt in patriarchaliſchem Verhältniß zu ſeinen Unterthanen und zum Helden ſelbſt, ſchließlich ſämmtliches Perſonal der reichen Bühne in der gemeinſamen Liebe zu einem „ſtarken, fröhlichen Trunke“ vereinigt: das Alles tummelt ſich vor uns ſo nah, ſo leibhaftig, daß wir die Geſtalten glauben greifen zu können. Eine ferne Zeit wird uns immer gewiſſermaßen zum Mährchen, die fremden Bildungsformen bis auf das Koſtüm hinaus entrücken ſie uns in einen poetiſchen Nebel, ſo daß oft der ſonderbare Gedanke in uns auftaucht, das Alles ſei wohl eigentlich nicht geweſen, ſondern nur ein Bild. Strauß verſteht es, Alles gegenwärtig und real zu machen, Alles wird vertraut, als wandelten wir mitten darin, Alles ein Heute, eine Gegenwart und doch wieder in die idealiſirende Kraft der Ferne getaucht. Das iſt nun das Werk der Kunſt, womit der Zeichner ſeinen Stoff behandelt hat, und nicht ſeine Breite iſt zu ſchelten, ſondern was er mit ſeiner Knappheit und Kürze geleiſtet hat, iſt zu bewundern. Ton und Farbe der ganzen Zeit tritt, indem der Verfaſſer ſelbſt ſich kaum vernehmen läßt, mit wenigen Mitteln ſich ſelbſt charakteriſirend haarſcharf in volles Licht. Wie groß war z. B. die Verſuchung, die unendliche Naivetät in der Redeweiſe der Zeit, den Cynismus, den närriſchen Witz, die beliebten Narrenſprünge des Wortſpiels recht auszubeuten, um die Lacher für das Buch zu gewinnen! Aber ſparſam gibt der Verfaſſer am rechten Orte das Rechte, das Sprechende, oft mit zwei Worten eines Citats in Parentheſe, und gerade genug, um unſerer Einbildungskraft den Stoff

zur freien und doch richtigen Erzeugung des ganzen Bildes zu bieten. Man hat immer ein ernstes, gelehrtes Werk vor sich und immer reichlichen Stoff zum behaglichen Lächeln. Und diese Fülle in der Sparsamkeit, diese Sparsamkeit in der Fülle sollte ein Tadel sein? Wer ein Gemälde nicht um seines eigenen Kunstwerths willen zu genießen vermag, der dürfte wenigstens mehr von den historischen Beziehungen kennen, um das Belehrende in dieser wohlabgewogenen Ausführlichkeit zu schätzen. So gewinnt z. B. Fischart, der Zeitgenosse Frischlins, sein ungeheurer Cynismus, die Tollheit, womit seine ungemeine Gestaltungskraft sich als bacchantischer Humor in die Sprache wirft, aus diesem Zeitbilde eine höchst interessante, neue Beleuchtung. Wo es gemessenere geistige Bildungsformen galt, mußte der Biograph nothwendig ein ausgedehnteres Bild geben; so forderte die Lebensbeschreibung eines Humanisten, der ein Hauptverdienst in der Reformation des grammatikalischen Unterrichts hatte, daß der damalige Zustand der Grammatik geschildert werde; Strauß durfte sich nicht mit einigen Prädicaten begnügen, sondern mußte in das Einzelne eintreten. Ebenso und noch mehr der Zustand der Poesie, die Art, wie von den Humanisten noch immer die classischen Dichter nachgebildet wurden, wie in der technischen Nachahmung die beste eigene Kraft sich ausgoß; daher denn „Frischlins Werke verschollen sind, nicht weil er ein zu schlechter Dichter, sondern weil er ein zu guter Lateiner war.“ Als Dichter ist er vorzüglich Dramatiker: die Form seiner Dramen verlangte nicht nur, weil sein Talent zu charakterisiren war, sondern um den damaligen Zustand dieser Dichtungsform in helle Beleuchtung zu setzen, ein gründlicheres Eingehen. Dieß führt uns auf

den Mann zurück. Es handelte sich in einem wissenschaftlichen Werke vor Allem um historische Richtigkeit. Da darf doch wohl der Gang der Handlungen und Schicksale eines vielbewegten Lebens, worin vieles Einzelne noch unaufgehellt lag, nicht obenhin mit einigen allgemeinen, zusammenfassenden Wendungen gegeben werden, selbst die kleineren Züge und Begebenheiten sind zu erörtern, denn sie sind die Fäden, aus denen das Schlußschicksal sich strickt. Nun aber die Kunst: die Forderung, daß dessen doch wieder nicht zu viel gegeben, daß das Individuelle mit dem Umgebenden, Einwirkenden, Erfolgenden flüssig und harmonisch in Eins gearbeitet sei: da sehe man vorher zu und versuche deßgleichen, ehe man es tadelt, daß nicht mit Conversationslexikonphrasen über die concrete Bestimmtheit des Einzelnen hingewischt ist. Es war ohne Frage ein dankbareres Geschäft, einen großen Mann, ein unzweifelhaftes Dichtergenie zu schildern. Frischlin ist wirklich zu sehr Sprachtalent, um wahrer Dichter zu sein. Zwar es fehlt ihm keineswegs an dichterischen Gaben; bedeutend ist er nicht bloß in der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, dem Feuer der Darstellung, sondern auch nach der Seite der Erfindung, doch nur in Anlage, Gang, Fabel, nicht im Sinne der Originalität des Inhalts, der sich im Rahmen entwickelt, z. B. eines dramatischen Charakters; wie alle mehr nach der Form hinneigenden Talente dieser Art ist er ein ungemein leichter Arbeiter und ungemein fruchtbar in Dramen, epischen, lyrischen Productionen und Mischformen der Satyre in seinen zahlreichen Streitschriften. Nehmen wir dazu den warmblütigen, jovialen, freien, offenen Menschen, so zeigt sein Leben eine Fülle von schönen Kräften, eine wirkliche,

wahre, athmende, reich ausgestattete Natur, aber es fehlt im Mittelpunkte, er hat sich nicht zum Charakter gesammelt, es mangelt ihm eine begeisternde, leitende, große Idee; am meisten Lebensernst und wahres Verdienst hat er noch als eifriger Lehrer. Das Schlimmste ist, daß er, aufbrausend und jähzornig, obwohl niemals boshaft und giftig, auf keinen Schlag sich den Gegenschlag versagen kann; Schelten und Widerschelten, wilde Polemik ist ohnedieß ein herrschender Zug der Zeit; sie ist im Geistigen wie im Physischen eine Zeit der Raufluft. Bei solcher Haltung würde seine Naivetät, seine Frische, sein Witz nicht genügen, uns bleibend an ihn zu fesseln, wenn nicht das Bild durch den Gegensatz stärker und stärker gehoben würde. Der feurige Mensch mit seinen Schwächen und Excessen, ewigen Vorsätzen und Rückfällen ist auf die Folie kalter, zäher, pedantischer Naturen gelegt; er leidet Unrecht durch die Zurücksetzungen, womit der akademische Senat immer aufs Neue ihn bis auf das Blut kränkt; er gibt seinen Feinden immer aufs Neue Vorwand und Recht durch seine Thorheiten und Uebereilungen und sie haben doch Unrecht, weil ihr innerstes Motiv der Neid, die Furcht vor Verdunklung durch sein glänzendes Talent und seine Erfolge ist. In der Mitte dieser Gegner steht sein Erzfeind Crusius, der böse Genius seines Lebens, der nicht ruht, bis er vernichtet ist, ja nach dem Untergange noch nach ihm beißt und sticht; klein, eitel, hämisch, rachsüchtig und nie verzeihend, überlegt und giftig umspinnt er den geraden, derben, guten, leichtsinnigen Mann, bis er unrettbar im Netz ist. Es ist wie der Gang eines Maschinenwerks, das unerbittlich einen weichen, warmen, lebenden Menschenleib zuerst nur an einem

Finger faßt, dann Ruck für Ruck zwischen das langsam zerquetschende Räderwerk zieht. Ein Gegensatz, wie wir ihn zwischen einem Antonius und Octavianus, Egmont und Alba sehen; freilich auf ungleich niedrigerer Stufe, aber doch hinreichend, um uns tief tragisch zu stimmen, indem wir die getheilten Kräfte, Phantasie und Verstand, wandelbare Stimmung und Consequenz, Leidenschaft und Kälte in verwickelten Mischungen von Recht und Unrecht miteinander kämpfen sehen, doch so, daß unser Herz, unsere Liebe von Anfang bis zu Ende den warmen, menschlich liebenswürdigen Kräften je des ersten Gliedes dieser Gegensätze angehört. Nicht unmittelbar ist zwar Crusius die Ursache von Frischlins Untergang. Der Umgetriebene, Gehetzte verliert so alle Geduld, daß er es endlich mit seinen Gönnern in den obersten Staatsämtern durch unselige Invektive verderbt, ja selbst die Langmuth seines gnädigen Fürsten verscherzt. Er wird auf Hohen-Urach gefangen gesetzt; da hält der frische Mensch, dessen Element Luft, Licht, Bewegung war, den dumpfen Kerker nicht aus, stürzt im Fluchtversuch über die Felsen in die Tiefe und endet blutig sein stürmisches Leben. Aller Apparat des fleißigen Bildes, alle Einzelzüge sammeln sich, drängen sich hin, schwellen an nach diesem tragischen Schlusse, steigende Wehmuth ergreift uns und jene Thräne tritt in das Auge, die aus der tiefsten Bewegung quillt, der Bewegung, die uns da durchdringt, wo einmal wieder mit hellerer Schrift geschrieben steht: das ist Menschenschicksal.

Wir haben es natürlich gefunden, daß sich ein höchst klarer Geist gern an pathologische Stoffe macht; es ist aber Zeit, nicht zu vergessen, daß für das Pathologische überall,

auch an dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt ist und daß wir schließlich vom Verwandten Verwandtes, vom Gesunden Gesundes, vom ganzen Mann einen ganzen Mann behandelt sehen wollen. Die Schubart und Frischlin waren immer noch viel zu wenig für den Geist und die Feder eines Strauß. Die Erwartung, daß er auf einen wahrhaft bedeutenden Stoff komme, mußte sich bei seinem Frischlin steigern. Er hatte in das sechzehnte Jahrhundert gegriffen, in die Epoche, die unserer Zeit analoger ist, als irgend eine; aber es war nicht das frische, angehende, schwungreiche sechzehnte Jahrhundert mehr, es war das absterbende, in Formel, Theologengezänk, Kanzleimechanismus vertrocknende; der Held der Biographie menschlich anziehend und interessant, aber ohne ein Pathos; die kleinen Intriguen, die bissigen Parteikämpfe einer akademischen Behörde, Philologenhändel, Wechsel der Hofgunst: darum drehte sich sein Leben. Die Erwartung ist befriedigt: Strauß ergreift Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blute, er zeichnet einen Mann von weltgeschichtlichem Pathos und dieß Pathos ist das seinige, ist das unsrige. Der Mann, den er sich ausersehen, wurde nicht fertig mit seinem Werke; ein Anderer mit andern Mitteln vollbrachte es halb; er selbst, hinausgestoßen aus der Mitte seiner Bahn, hinweggestorben in der Vollkraft seines Wollens muß als Geist gehen, geht als Geist und wenn der Geist jetzt sein Deutschland anschaut, da sieht er freilich, daß unsere höchsten Angelegenheiten nicht viel anders liegen, als vor dreihundert Jahren. Wenn wir Deutsche uns dieß mit Kummer sagen müssen, so dürfen wir uns dagegen eben dessen getrösten, daß dieser Geist unter uns wandelt, daß er sich hier einen

Mann erweckt, daß er ihm jene Feder, das einzige Besitzthum, das er sterbend auf der Ufnau hinterließ, in die Hand gedrückt hat, sein Bild vor uns hinzuzeichnen so treu und scharf, als stünde er, der Wecker und Mahner deutscher Nation, leibhaftig in unserer Mitte.

Je näher nun dieser Stoff den innigsten geistigen Interessen des Biographen lag, desto leichter konnte es ihm auch als gegeben erscheinen, dießmal von dem rein künstlerischen, streng objektiven Verfahren abzuweichen, das wir bisher an ihm gerühmt haben. Sagt er doch selbst in der Vorrede, er wünsche diesem Buche nicht bloß günstige und zufriedene, sondern auch recht viele unzufriedene Leser; denn „was wäre das auch für ein Buch über Ulrich von Hutten, mit dem alle Welt zufrieden wäre? Möchte doch meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde. Möchten sie den Spiegel zertrümmern wollen, aus dem ihr Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt!" Und diese Sympathie werden wir nur mit Freuden gutheißen. Wir haben hier nicht zu beweisen, daß Theilnahme, einstimmende Ueberzeugung mit Wahrheit und Gerechtigkeit schlechthin verträglich, daß Gesinnungslosigkeit nicht Bedingung der Objektivität ist. Daß diese nicht verkümmert würde, dafür war aber bei einem solchen Stoff durch einen Zug im Geiste des Biographen gesorgt, der schon aus der Schilderung der politischen Verdrießlichkeiten im Leben Märklins zu erkennen ist und der gerade in diesem Werke indirekt noch bestimmter sich herausstellt, einen Zug, der in einem tieferen Zusammenhange des künstlerischen Talents mit der persönlichen Stimmung wurzelt: man sieht, er verehrt den feurigen Kämpfer,

er ist innig durchdrungen von dem, wofür er kämpfte, aber er selbst ist eine betrachtende Natur, welche mehr die stille Entwicklung liebt, eine Natur, in welcher die energische Gesinnung gern in der reinen, ruhigen Form sich niederschlägt, ein Freund des Bürgerthums und seiner friedlichen Bestrebungen, dessen fein organisirten Nerven Lärm und Waffengeräusch nicht zusagt; wahrlich kein Erasmus, aber etwas von einem Goethe. Ja von dieser Seite ist es eben vielmehr nicht subjektive Vorliebe, sondern Ueberwindung derselben und verdienstvolle Gerechtigkeit, wenn er, um so viel freier als Goethe, auf dessen Verhalten gegen rauhe Lebenskämpfe wir später hinweisen werden, seines Mannes Sprudeln, Rufen, Faustballen, Verachtung der Städte, des Handels so mild und freundlich erzählt und beurtheilt, daß wohl der ernste Hutten selbst gerührt lächeln würde, wenn man ihm sagte: siehst du, Verächter der Safran- und Pfefferſäcke, so gerecht hat dich ein friedliebendes Kaufmannskind geschildert, das freilich im Kerne des Wollens und an Schneide der Gesinnung ein Ritter ist wie du! Schließlich blieb aber Hutten, auch nachdem er Kämpfer für Reformation und Einigung des Vaterlandes geworden, Humanist, seine beste Waffe das Wort und zwar das künstlerische Wort, denn sein Feuereifer verzehrte nicht sein Formtalent, und so war im Centrum der Aufgabe die Sympathie des Biographen, des furchtlosen Kritikers, des kühnen geistigen Kämpfers und des Künstlers, des Verehrers aller reinen Form und schönen Bildung, mit seinem Helden in ihrer ganzen Kraft dem Helden gesichert. Wir müssen daher dennoch zu unserem obigen Bedenken zurückkehren, daß bei so voller persönlicher Neigung zum Stoffe die Objektivität

der Behandlung leicht ins Wanken kommen konnte. Strauß hat sich nicht wankend machen lassen, ja er ist gerade in diesem Werke recht besonders objektiv. Man hat dieß als Kälte angegriffen. Ja, wenn man will, dieses Werk ist kalt; eine eherne Bildsäule, streng geformt, mit kühlem Fleiße gegossen, so daß das Erz in jede kleinste Falte der Form ohne Bruch und Riß einschoß, und dann noch ringsum bearbeitet, daß auch nicht eine Spur stehen blieb, welche an das Machen und das Subjekt des Machers erinnert. Legt man aber die Hand an das Standbild, läßt man sie daran liegen, so fühlt man das kalte Erz wieder erwarmen, glühen, der heiße Strom, aus dem es geworden, erneuert sich und geht mit unwiderstehlicher Gewalt in dich über: ein Niederschlag der tiefsten inneren Wärme, der im Betrachten noch einmal weich wird, aufthaut; eine Objektivität, die nichts Anderes ist, als die volle Objektivirung der innigsten, von dem Gehalte rein erfüllten Subjektivität; eine sächliche Strenge, die ganz zurückweist, um ganz anzuziehen, ganz den Gegenstand uns, uns dem Gegenstand anzueignen; kurz ein rundes, volles, gegossenes, gediegenes Kunstwerk der biographischen Geschichtschreibung. Nicht so kann es mit der Objektivität gemeint sein, daß der Schriftsteller gar niemals mit seiner eigenen Reflexion hervortreten soll. Strauß hätte da und dort ungleich mehr in seinem Namen geradeheraus sprechen und dennoch ganz objektiv bleiben können. Er beherrscht sich darin bis zur äußersten Knappheit; selten, nur an den wichtigsten Wendepunkten, faßt er das Ergebniß in allgemeine Sätze zusammen, die er als sein eigenes Urtheil ausspricht; sonst streut er nur wenige kurze, scharfe Winke zwischen die Erzählung

wie folgende: „wer für eine Schrift gegen die heutige Theologie um ein Motto verlegen ist, dem sei die Stelle (aus Huttens Invektiven) empfohlen: vos autem quomodo credemus viam virtuti patefacturos, cum claudatus veritati?“ oder zu Huttens Wort, so lange uns Deutschen die Einigkeit fehle, gebe es keine noch so schwache Nation, die uns fürchtete, ja nicht anzugreifen wagte, der kurze Ausruf: „daß das nach 300 Jahren noch immer so ist!“ Es ist nun freilich leicht gesagt, Strauß hätte mehr des Räsonnement geben und doch ganz gegenständlich bleiben können. Die Grenze, wo das Subjektive in jenem Maaße hervortritt, mit welchem es wenigstens vor dem strengen Forum des Begriffs einer monumentalen Geschichtschreibung zum unstatthaft Subjektiven, zum bloß Subjektiven wird, ist so schwer zu bestimmen, daß wir lieber etwas zu viel Knappheit, zu viel Sorge, ja nur den Gegenstand selbst sprechen zu lassen, als ein Jota zu viel von der Lust des Subjekts dulden wollen, sich selbst und sein Meinen zu vernehmen und vernehmen zu lassen. Eine leichtere Lectüre wäre freilich das Buch geworden, wenn, wie wir zu Anfang dieses Ueberblicks uns ausgedrückt, mehr Sauce bei den Brocken wäre; aber ob eine ebenso classische, das ist eine andere Frage. — Einen Charakter der Strenge trägt unsere Biographie jedoch nicht bloß durch diese Objektivität seiner Haltung überhaupt, sondern auch durch seine Gelehrsamkeit, die unbestechliche Gewissenhaftigkeit in Behandlung des historischen Stoffes, in Ermittlung der thatsächlichen Wahrheit. Oft muß es zögernden Schritts durch Zweifel vorwärts gehen, der Leser ist gespannt und muß sich die Geduld auflegen, bei Untersuchungen über Zeit und Verfasser dieser

oder jener Schrift sich aufzuhalten; er ist in vollem Athem und muß Auge und Aufmerksamkeit zwischen dem Text und den Noten hin und her bewegen. Allein was die erstere Erschwerung betrifft, so vergesse man nicht, daß der Verfasser keine Vorarbeiten hatte, welche ihm jene Untersuchungen abgenommen hätten, so daß er auf Abgemachtes sich berufend ungehemmter sich bewegen könnte, die Noten aber geben größtentheils den lateinischen Text aus Huttens und Anderer Schriften, und daß er uns die bedeutendsten Stellen wohlausgewählt im Original mittheilt, darüber wohl wird er keiner Entschuldigung bedürfen, sondern nur unseres Dankes dafür gewiß sein.

Wir haben zu Anfang gesagt, für das Pathologische sei überall, auch bei dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt, und fassen dieß wieder auf, um nun auf unsern Mann überzugehen. In der That brachte des Helden sterbliche Seite jenem klaren Blick für die Grenzen, womit jede endliche Größe behaftet ist, Stoff genug entgegen, um in der Begeisterung die milde Ironie nicht ausgehen zu lassen. Ein Abenteurer, ein Vagant, ein Thunichtgut, ein Mensch, der in keiner positiven Fachwissenschaft einen Gradum erreicht hat, ein Mensch ohne Amt und Würde, ein „Nemo.“ fast immer in Geldnöthen und von einer übeln Krankheit übel heimgesucht; ein Mensch, beinah so angethan, daß Manchem etwas wie das Wörtchen Lump auf der Zunge schweben mag! Doch das Wörtchen auszusprechen wäre gegenüber einem Wissen und einer Thätigkeit wie die unseres Helden wohl selbst dem vollendeten Philister unmöglich und was die Krankheit betrifft, so hat der Biograph gehörig vorgebeugt, daß nicht böser

Wille oder häßliche Phantasie, die sich mit widerlicher Wichtigkeit in geschlechtliche Untersuchungen einhackt, fernerhin mit dieser düstern Stelle im Leben des Mannes ihren Mißbrauch treibe. Man könnte zu dem, was hierüber gesagt ist, noch fügen: wenn zu der von Hutten selbst gemäß der Naivetät der Zeit nicht geläugneten menschlichen Schwachheit, daß er sich des sexuellen Umgangs nicht enthielt, durch die Ansteckung mit einem damals so furchtbar verbreiteten Uebel offenbar kein weiterer Vorwurf zuwächst, so müßte, wer diesen Umstand bei Hutten mit so viel Gewicht verhandelt, consequenter Weise mit derselben Ausführlichkeit bei jedem historischen Charakter die Frage ventiliren, ob er keusch geblieben sei: eine Absurdität und eine Offenbarung verfessener eigener Unreinheit, die doch selbst der Aberwitz sich nicht verhehlen wird. Daß jedoch Hutten mit einer besonders starken Sinnlichkeit behaftet gewesen sei, scheint uns nicht so erwiesen, wie Strauß annimmt, und das höchst glückliche, treffende Bild der folgenden Stelle daher mehr in der Beziehung auf sein affectvolles Wesen überhaupt, als auf seine Sitten im engeren Sinne des Wortes gerechtfertigt: „ein Sturm geht durch diese Schriften, wie durch das Leben ihres Verfassers, der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüthe stammt; was in denselben brennt, ist nicht das weiße, stille Gaslicht der Idee, sondern die brausende rothe Flamme, die auf derbere Nahrung hinweist. Bewundern wir, wie rein diese verzehrt, erfreuen uns an der Wärme und dem Lichte, die sie verbreitet, aber rechten wir nicht mit ihr über die Stoffe, welche sie in ihr lauteres Element zu verwandeln weiß.“ Und dieß erst ist es, was wir eigentlich unter dem Pathologischen im Charakter des

Helden verstehen, wie solches den ironischen Zug in der Haltung des Biographen begründen mußte: Hutten ist eine durchaus leidenschaftliche, ungestüme Natur, ungeduldig, unvorsichtig, stets gereizt und reizend, schneidend, jagend, stürmend, ein Mensch wie lauter Feuer. Hutten literas ad me dedit ingenti spiritu aestuantes u. s. w. schreibt Luther. Das Eiferartige, der θυμός ist sein Wesen, „die Hebamme seines Geistes ist der Zorn." Dem klaren, überschauenden Geiste muß eine solche Natur stetigen Anreiz zur komischen Auffassung darbieten, aber mitten im Entstehen wird der Anreiz unterbunden, abgeschnitten durch die Größe der Zwecke, welche den Keim und Inhalt der lodernden Leidenschaft bilden, durch die Läuterung, welche dieser Inhalt in die wilde Flamme bringt. „Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältniß, als die Gegenstände seines Zornes bedeutender werden, dieser selbst reiner wird." Das Verhältniß kehrt sich um: die große Idee wird das Führende, der Affekt wird ihr Organ, ihr geflügelter Bote. Nun ist es, was Kant Affekt der wackern Art, affectus strenuus nennt, das Gute mit Leidenschaft: nun gilt von Hutten das Wort, daß ohne Leidenschaft nie etwas Großes geschehen ist. Man kann an ihm als einem wahren Typus jetzt recht ersehen, in welchem Sinne Zorn und Haß sittliche Mächte sind: sie sind es, wenn ihre Gluth gegen die Principien, gegen die Hindernisse ewiger, weltgeschichtlicher Wahrheiten und Zwecke gerichtet ist, sie sind es, wenn sie dem Wahne, dem Schlechten, dem Bösen gelten; sie sind es, wenn sie nur das Negative sind im Positiven der Begeisterung für ein Allgemeines, dem ein braver Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, seine kleinen Interessen

unterordnet, sein Glück, sein Theuerstes zu opfern bereit ist. So ist unser Hutten; ein, wie er selbst gesteht, „nicht immer vorsichtiger, aber eifriger Kämpfer" gegen diejenigen, welche sich der aufgehenden Sonne der Bildung und Wahrheit als hindernde Wolken entgegenstellen; ihn hat Gott mit dem Gemüthe beschwert, daß ihm „gemeiner Schmerz weher thut und tiefer, denn vielleicht Anderen, zu Herzen geht;" keine Privatsache ist es, die er betreibt, kein eigener Handel, kein persönliches Geschäft; „was kann Hutten erfreuen, das er allein genießen und nicht sogleich allen Guten mittheilen möchte? oder was mag zur Förderung des gemeinen Nutzens in Deutschland dienlich sein, das er im Verborgenen lassen dürfte?" er opfert der großen Sache sein Behagen, seine Sicherheit, er opfert ihr die Ruhe der zärtlich geliebten Mutter:

Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an,
Gott wöll sie trösten, es muß gahn!

und er wäre jeden Augenblick gefaßt, im offenen Kampfe sein Leben hinzugeben. Dieß, das große ethische Wollen im Elemente von lauter Gluth und Feuer ist es, was Huttens Erscheinung ihre so bestimmte eigenthümliche Farbe gibt, was ihn mit einem brennenden Roth unauslöschlich in die Geschichte eingezeichnet hat, dieß ist es, wodurch er unter den Geisteshelden des sechzehnten Jahrhunderts wie der jugendliche Renner Achilles leuchtet, oder, mit den Worten des Biographen zu sprechen: der ganze Ueberschuß des ritterlichen Feuers in Hutten, das sich durch den Degen nicht Luft machen

konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlichen, heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht.“ Gluth ohne Dauer freilich ist werthlos, Huttens Gluth aber war nachhaltig, stetig, „mit immer neuen Stößen drängend, stürmend;“ er ermattet nie, Widerstand verdoppelt den Eifer dieses Heißsporns; ich werde, sagt er seinen Feinden, stacheln, spornen, reizen, drängen zur Freiheit; die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch Beharrlichkeit zwingen; dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf Beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Ein Geist von so ununterbrochen gleich straffer Spannung gehört zu den großen Seltenheiten im Menschengeschlecht und die Gleichmäßigkeit dieser Spannung erscheint in doppeltem Werthe, wenn man die furchtbar niederschlagende Wirkung einer Krankheit bedenkt, welche nicht nur von fast unaufhörlichen Schmerzen, sondern, was specifisch herabdrückender ist, von fast beständigem Fieber begleitet war. „Wir haben,“ sagt Strauß zum Schlusse der Schilderung seiner Leiden, „ihm bisher die Anerkennung unterschlagen, die, neben der Bewunderung seiner Schriften, der Geistesstärke gebührt, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechthums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, Alles Gesundheit, Frische und Leben ist.“ Das war nun freilich kein Mann der Transaktionen und Approximationen. Einer Macht gegenüber, welche nie nachgibt, nie ein Jota ihres Systemes opfert, muß es, das begreift er,

zum ganzen vollen Bruche kommen. Jacta est alea! Perrumpendum est tandem, perrumpendum est! Huttens Geist war der Geist der Entscheidung; es fragte sich, welches Mittel entscheiden sollte, ob der Geist mit Waffen des Geistes oder mit dem Schwerte. Hier wendet sich sein Leben zur tragischen Katastrophe und von seinem Recht oder Unrecht sprechen wir nachher.

Hutten wird aus einem Humanisten ein Vorkämpfer der Reformation; das will nicht heißen, er habe mit dem Zweiten aufgehört, das Erste zu sein; er bleibt auch als Ritter der Reformation Humanist. Der Humanismus, die klassische Formbildung führt ihn in die ethisch politische Welt der Alten ein, weckt in ihm wie überall in der bis dahin noch barbarischen Welt des Nordens, den Sinn des menschlich Gesunden, Gerechten, Vernünftigen, wie es eine Macht sein soll im öffentlichen Leben. Dieses nordische Barbarenthum trug und nährte in sich bei aller Roheit seiner Kulturzustände ein Unendliches, von dem das klassische Alterthum nichts geahnt hatte, eine Wunderwelt der Liebe, einen unaussprechlichen Schatz von Geistigkeit in den Tiefen des Gemüthes. Die Kirche des Mittelalters hatte diese innere, durch das Christenthum entbundene Gemüthswelt in dem Bau ihrer Einrichtungen, dem System ihrer Formen aufs Neue in die Sinnlichkeit der Naturreligion übersetzt, das Geistigste, Innerlichste in ein Aeußerliches verkehrt, das in furchtbare Verderbniß mit Nothwendigkeit ausartete. Es gab zwei Wege der Bekämpfung: Erneuerung und Befreiung des innersten Kerns durch die Energie des Gemüths und Umgestaltung des schlechten Organismus, Neuschöpfung eines Baues, der die Kirche zum Staat in ein

gesundes, dem wahren Bedürfniß der nationalen Kraft und Ehre entsprechendes Verhältniß setzte. Die zweite dieser Richtungen durfte allerdings von der Wurzel, der tiefen Energie des Gemüths sich nicht trennen, sonst war sie ohne Basis, ohne Kern, aber diese innerliche Seite wird bei ihr mehr in der Form allgemein ethischer Wärme, als in der Form specifisch religiöser Innigkeit auftreten. Beide Richtungen stellen sich dar und ergänzen sich in Luther und Hutten; jener ist ärmer in seinem Wollen, denn er entwickelt nicht die kirchlich politischen und weltlich politischen Consequenzen einer Umgeburt des Glaubens; dieser ist ärmer an Tiefe, denn er bleibt, was den geistigen Kern der großen Umwälzung betrifft, bei dem ethischen, antiken Begriffe der virtus stehen. Er hat nicht die volle, concentrirte Innigkeit Luthers; dafür verkehrt er aber auch nicht den Begriff des Glaubens, worin Luther dieser Concentration, richtiger: dieser Rückgabe des entwendeten eigenen Centrums an den Menschen ihren Ausdruck gab, in den neuen falschen Begriff des Glaubens an einen stellvertretenden Opferakt, der die Versöhnung mit Gott, die Jeder nur frei in sich vollziehen kann, thatsächlich außerhalb unser vollzogen haben soll; dafür hat diese weltliche, geöffnete, ritterliche, ethisch politische Natur nichts von dem „geistlich Gebundenen, Verdüsterten" in Luthers Persönlichkeit. Insofern wohl wirkt Luther mehr ins Weite, als er sich von Anfang an vor Allem an das Volk wandte, während Hutten vornherein durch die Großen wirken wollte; „aufklären läßt sich mittelst der Großen, aber reformiren, ein veraltetes Kirchen- oder Staatswesen umbilden, nur, ob mit, ob gegen die Großen, durch die Mittleren und Kleinen." Doch mußte

Hutten anfangs hoffen, durch die Großen und gerade durch den Kaiser zu seinem umfassenderen Zwecke, der mit der befreiten Kirche zugleich die politische Einheitsbildung im Auge hatte, zu gelangen. Denn dahin hob sich ja bald im Unterschiede von Luther seine weitschauende Auffassung. Er geht wie dieser aus von der Empörung über den moralischen Zustand der Kirche, die Wollust, die Schlemmerei, die Prunksucht, die Habsucht, welche das Höchste, die Religion zur Fundgrube schnöden Gewinns macht, die Ränke, die ganze Fäulniß, die nicht zum kleinsten Theile eine Folge des Cölibates war; die „unreinen Schweine, die verruchten Krämer sollen nicht länger mit den entweihten Händen das Heiligthum berühren;“ und so lang er wirkt, bleibt der energische Grimm gegen die verdorbenen Sitten der Pfaffen ein Grundton. Aber, politisch, wie sein Geist ist, faßt er die moralisch religiösen Uebel vom Standpunkte des Rechts, der Freiheit („sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht“), des Vaterlandes; er faßt den Ablaßunfug, „den verruchten Handel mit Gnaden, Dispensationen, Absolutionen und allerlei Bullen, diesen Markt mit heiligen Dingen in der Kirche Gottes,“ die heilige Gaunerei, wie Shakspeare sagt, das Aussaugen, Ausplündern durch Curtisanen, Pallienhandel und was Alles zu diesem Erpressungssysteme gehörte, vom Standpunkte der vaterländischen Freiheit und Ehre. Ihn empört, daß ein fremdes, ein romanisches Volk das deutsche also soll im Joche halten, ausbeuten, und noch dazu als hirnlos verhöhnen dürfen. In voller Kraft und Schöne ist der nationale Gedanke, wie vorher nirgends, in diesem Hutten da, und das edle, mannhafte, treue deutsche Herz muß uns vor Allem schon darum theuer sein. So

begreift er ganz den absolut unnationalen Charakter des Ultramontanismus. „Diese Römlinge," sagt er in seiner Türkenrede, „gönnen eher den Türken, als den Deutschen einen Zuwachs an Macht." Wie richtig hat er geschaut, was seither reichliche Erfahrung uns bestätigt hat und täglich neu bestätigt! Wer sein Vaterland ultra montes hat, wird in keiner politischen Frage rein blicken; in die Beurtheilung jedes Sachverhalts drängt sich ihm ein fremdes, nicht rein menschlich unbefangenes Interesse; er würde dem Feinde des Vaterlands die Thore öffnen, wenn ihm dieser die Förderung der kirchlichen Macht verbürgte, ja er hat es oft genug gethan; er verbündet sich mit der Freiheit, selbst mit der extremen Demokratie, um mit ihrer Hülfe die sogenannte Emancipation der Kirche vom Staat zu erreichen, die ihm so viel bedeutet, als Beherrschung des Staats; er verbündet sich mit der äußersten Rechten, um den Gewalthabern seine Unentbehrlichkeit zu zeigen und für die angebliche Rettung des Staats durch die Stütze der Kirche nachher die maßlose Rechnung aus der Tasche zu ziehen; es gibt keine Coalition, die ihm zu unsauber wäre, es gibt keinen noch so unbefangenen Fall, bei dem es der Staat nicht zu fühlen bekäme, daß er in der Kirche, sofern sie als Kirche zu einem besondern Staate mit dem Anspruch auf weltliche Macht sich versteinert hat, einen fremden Körper, einen schwärenden Dorn in seinem Fleische trägt.

Die nationale Idee, wie sie einen Hauptzug in Huttens feurigen Bestrebungen bildet, ist ihm zunächst einfach Herzenssache; er ist ein Patriot als braver deutscher Mann. Verdoppelt aber hat sich in ihm ihre Kraft durch seinen Humanismus; er hat den Geist der Vaterlandsliebe durch das Studium der Alten in

sich geweckt, gekräftigt, es ist etwas wahrhaft Antikes in ihn gekommen. Und nun ist es sein Schmerz, daß er das Vaterland seiner selbst nicht würdig sieht. Hutten weiß wohl, daß das Grundübel im deutschen Charakter der Uneinigkeit liegt; er klagt genau, wie wir heute klagen, daß diese Uneinigkeit uns zur Beute des schwächsten Feindes macht, er stößt Seufzer aus, die genau klingen, als hätte er mit uns zusehen müssen, wie selbst der Däne dem starken Deutschland Hohn lachen darf. Daß nun aber in ihm die politische Idee ganz mit der kirchlichen zusammenfällt, das ist es, wodurch er im tragischen Wendepunkte der Geschichte Deutschlands als der Patriot dasteht, der genau erkennt, um was es sich in den deutschen Verhältnissen handelt, der daher uns Neueren für immer eine prophetische Gestalt bleibt, eine Gestalt, deren Erinnerung sich an jede Klage über den versäumten großen Moment knüpfen muß: er begreift, wie Keiner, was wir heute noch beseufzen, noch lange beseufzen werden: daß der deutsche Kaiser, wenn er die Bewegung der Geister in Deutschland nicht verstand, wenn er nicht wenigstens den politischen Blick hatte, sie zu benützen, sich an ihre Spitze zu stellen, eine deutsche Nationalkirche unabhängig vom Papstthum zu gründen, mit der kirchlichen Freiheit zugleich den unwiederbringlichen Augenblick opferte, wo die politische Einheit zu gründen war; daß, wenn die Reformation gegen ihn des Schutzes einzelner Fürsten bedurfte, mit ihr die Fürstenmacht gegen die kaiserliche sich mit raschen Schritten zur Selbstständigkeit ausbilden mußte; durch jedes seiner Worte vibrirt die Ahnung, daß Deutschland seiner höchsten sittlichen That seine völlige politische Zerreißung und alle Leiden eines langen, entsetzlichen Krieges danken werde.

Wenn wir heute, nach 300 Jahren, rathlos vor der Frage stehen, mit welchen Mitteln die Nation nachholen könne, was in jenem großen Augenblick versäumt ist, wahrlich, Huttens Geist darf sagen: ich wußte es wohl, so mußte es kommen, wenn man uns nicht hörte. Er ist voll der alten Herrlichkeit und Größe der Nation, begeistert, wie sein „Arminius" zeigt, von dem Bilde, das Tacitus uns hinterlassen, begeistert von der großen Kaiserzeit; aber er ist darum kein Romantiker des Patriotismus, er versteht ächt politisch die Krise der Zeit, getreulich und klar sagt er dem Kaiser, in welcher Tiefe der Verblendung gegen sein eigenes Interesse er befangen sei, wenn er der Pfaffenherrschaft nicht ein Ende mache, kühn ruft er ihm zu, Deutschland könne jetzt keinen Pfaffenkaiser brauchen. Man kann, so verständig, wie er bei aller Wärme die specifischen Verhältnisse der Nation auffaßt, sagen, er sei der erste moderne Patriot.

Dieß ist das Charakterbild, wie es der Biograph Zug für Zug vor uns entstehen läßt. Er vergißt nicht, auf die Verwandtschaft mit Schillers Geist hinzuweisen; wem fallen nicht Goethe's Strophen ein: „es glühte seine Wange roth und röther von jener Jugend, die uns nie verfliegt" —? Es ist das Palladium, das ewige Ehrenrecht des Menschen, die Autonomie, was die beiden großen Herzen mit dieser reinen und stetigen Glut erfüllt hat. Auch im Talente zeigt sich die Verwandtschaft. Der Unterschied ist zwar groß genug: Schiller ist Dichter, Hutten ganz Mann des Wollens und Wirkens; was er von Phantasie und Formgabe besitzt, verwendet er als Mittel zum hohen Zweck. Doch wissen wir, daß in Schiller die specifische Kraft der Phantasie nur in

unterbrochenen Stunden rein und ungemischt thätig war, daß zwischen die rein poetischen Stellen jene ausgedehnten Strecken sich hinziehen, wo die ideale subjektive Begeisterung des Dichters der mangelnden Objektivität ihr Feuer supplirt. Hier ist Schiller rhetorisch. Umgekehrt, wenn Hutten im ganzen Organismus seines Talents rhetorisch ist, so bricht doch in einzelnen Blicken, ungleich seltener freilich, als bei Schiller, ein wirklicher Dichter durch; Bilder, wie jenes in der ersten Rede gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, wo wir den Mörder bleich, mit stieren Augen von der vollbrachten That aus dem Walde zurückreiten sehen, sind Shakespearisch zu nennen. Schillers Geist ist dramatisch und Hutten steigt, nachdem er Lucian kennen gelernt, von Epigramm und Elegie durch die Mittelstufe der eigentlich rhetorischen Form, der Rede (und des Briefs), zu derjenigen Form auf, welche dem Drama am nächsten liegt: dem Dialog. Sie tritt zum erstenmal auf in der schneidendsten seiner Schriften gegen den Herzog Ulrich, dem Phalarismus, und wird am lebendigsten in den Inspicientes und dem Bullicida. Es ist die Auseinanderlegung des eigenen Innern in die objektive Form fingirter Personen und einer kleinen Handlung, wodurch hier der zürnende Rhetor innerhalb der Grenzen, welche die Tendenz setzt, in den Dichter übergeht. Haltung und Geist aber ist vorherrschend satyrisch und dieser gemischte Nebenzweig des Komischen das Gebiet, worin sich naturgemäß der Geist bewegt, der stets die Wirklichkeit über der durchglühenden Folie des Ideals betrachtet. Auch hier finden wir Schiller; er ist in den Xenien so viel fruchtbarer und schneidender, wie sein Geist direkter ethisch war, als Goethe's

rein poetischer Genius. Hutten ist witzig, der Zorn, der Unwille reizt den Witz in ihm auf. Er vermag, wie dieß eben in der Natur des Dialogs liegt, sich des subjektiven Pathos so weit zu entäußern, daß er zu der gegenständlichsten Form des Witzes, der Ironie fortgeht; natürlich aber bricht immer wieder das Pathos durch und eifert flammend, Stoß auf Stoß häufend in sprudelnden Ausrufungen, Anreden, Fragen; denn bei ihm „ist das Lachen nicht das Letzte, sondern der Zorn; er sieht in den Mißbräuchen, die er verspottet, nicht bloß das Thörichte, sondern mehr noch das Verderbliche.“ Strauß hat nachgewiesen, daß die Epistolae obscurorum virorum in Erfindung und im besten Haupttheile der Ausführung von Crotus Rubianus rühren; in diesem köstlichen Werke wird die Satyre zum objektiven Humor, der seine Bildungen, seine Charaktermasken völlig frei, in absoluter Naivetät, als wären sie ganz unbelauscht, sich ergehen läßt; o, wie göttlich selig befinden sich diese reinen Pfaffenexemplare in der himmlischen Gemüthlichkeit ihres Austauschs, in der Vollendung ihrer Aberweisheit, im süßen Ausplaudern ihrer Schweinereien, in der behaglichen Fülle ihrer Unwissenheit! Und wie wird diese vollendete Sicherheit der Naivetät durch die vollendete Selbstgewißheit dieses barbarischen Latein erhöht! — Es ist aber der zweite, mehr direkte Satyre enthaltende Theil, welcher Hutten, wie Strauß es wahrscheinlich macht, zum Mitarbeiter hat; ein weiterer Beweis, daß er mehr Satyriker, als Komiker ist.

Wir haben bis jetzt mehr von der Sache, als der Kunst des Biographen gesprochen; wer dieses Werk kalt findet, der verkennt nicht nur überhaupt das wahre Wesen der Objek-

tivität eines geistigen Kunstwerks, sondern übersieht mit merkwürdiger Blindheit überall auch im Einzelnen des Verfahrens, wie der Verfasser, während er seine Mühe, seinen Apparat und sein eigenes Feuer zurückhält, gerade nur um so energischer wirkt: er läßt seinen Mann selbst reden, er zieht mit seiner Hand überall das Wesentliche, Schlagende heraus und gibt uns von jeder seiner Schriften ein angemessenes, durch schlichte Klarheit befriedigendes Bild. Wir lernen das Pathos des Mannes und sein Formtalent, sein Verfahren, seine rednerisch poetischen Mittel immer zugleich kennen. Was die Form im engeren Sinn der Sprache und des Versbaus betrifft, so war Hutten bekanntlich einer der besten Latinisten seiner Zeit. Seine Distichen erhalten wir in gewandter Uebersetzung. Vom Jahr 1520 fängt Hutten an, seine lateinische Kunst dem großen Zwecke der Einwirkung auf die Nation zu opfern, und wir lesen sein schwerfälliges Deutsch mit jenem gemischten Gefühle des drückenden Gedankens an den so besonders schweren und langsamen Gang, den die deutsche Bildung nahm, bis sie in Sprache und innerer Form die klassische Helle und Schönheit sich angeeignet, und der Rührung über die innere Wärme, wie sie mit dem harten, noch ungefügigen Materiale kämpft.

Eine reiche Gruppe von Charakterbildern umgibt dieses Gemälde des Helden und erhöht es durch Farbenunterschied und Schatten, durch Verwandtschaft und Gegensatz. Die bedeutendsten Humanisten der Zeit, Deutsche und Italiener, lernen wir kennen, indem sie mit Hutten in Verbindung treten, während der Pfaffengeist als Obscurantismus im feindlichen Heerlager, vornämlich in seinem Hauptneste, Köln, an

der Spitze die gefährliche Fratze Hochstratens, durch den Reuchlin'schen Streit zur vollen Anschauung gebracht wird. Die deutschen Humanisten, die hier vor uns auftreten, schreiten nun in verschiedenen Graden des Interesses auch zur Theilnahme an der Reformation fort, und dieß lag ja in der Natur der Sache: gerade Reuchlins Streit mit den Kölnern zeigte, daß Reformation und Humanismus in der Wurzel zusammengehören müssen, da sie Einerlei Feinde hatten. Klassische Bildung und Erkämpfung einer sittlich gesunden, von falschen Transcendenzen und verkehrter Ascese gereinigten, innerlich freien Lebensform müssen ja zusammenfallen. Aber keineswegs schlechthin. Bildung ist friedlicher Entwicklungsgang; sie wird die ethische Befreiung des Menschen in irgend einem Sinne immer als Frucht in ihrem Schooße tragen; dieser Sinn kann sich aber auf eine bloße Anschauung, ein bloßes Bild der inneren Freiheit ohne wahre Realität beschränken, die Bildung kann über einen Charakter, der innerlich nicht befreit ist, herwachsen, obwohl innere Befreiung an sich ihre Consequenz ist; die Ziehung dieser Consequenz fordert noch ein Anderes, die ethische Neuschöpfung verlangt einen Willensakt. Die Bildung dringt nach der Form hin und anticipirt gern eine harmonische Vollendung, ohne vorher für ihren Kern gesorgt zu haben. Daher führt sie sogar eine Scheue mit sich vor dem, was sie in Wahrheit zugleich wollen sollte: eine Scheue vor dem Durchgreifenden, von vorne straff Beginnenden einer ernsten Charakterkrise; sie liebt die stille, sanfte Continuität, sie erschrickt vor dem entschiedenen Bruch. Doch der Einzelne mag eher mit sich fertig werden, es handelt sich weniger von ihm,

als vom Ganzen, Oeffentlichen, und hier erst zeigt sich der tiefe Unterschied. Bildung ist nicht für Alle, erweitert sich über die Massen nur in äußerst langsamer Ausdehnung; dem Volke soll das Kleinod sittlich religiöser Befreiung errungen werden, ehe es zur Bildung reift, ja als Grundlage möglicher Bildung. Und dieß will Kampf, öffentlichen Kampf. Im großen öffentlichen Kampfe geht es aber nie ganz reinlich und säuberlich her; Rohheit, Wildheit kommt zu Tage, Leidenschaften werden entfesselt, furchtbare Mißverständnisse scheinen das neue Licht zu verlöschen; eine alte Autorität fällt, die neue ist noch nicht begründet, mit der Ehrfurcht vor jener scheint alle Ehrfurcht zu schwinden, das Chaos einzubrechen; da braucht es sittlichen Muth, nicht irre zu werden, eine harte Haut, nicht verletzt und zurückgestoßen sich in das Asyl der stillen Genüsse der bloß persönlichen, esoterischen Bildung zurückzuziehen. Hutten aber, der Mann voll Liebe der Wissenschaft, ist zugleich auch der Mann der Kraft, der den rauhen Boden der Thaten zu betreten keine weichliche Scheue kennt. Er muß Manchem seiner humanistischen Freunde an Feinheit, an Klugheit, an ästhetischem Talent hintanstehen, aber die ethische Gewalt seiner Natur ist es, die ihn hoch aus ihrem Kreise hebt, indem sie das Interesse des Humanismus und der Reformation in ihm zur wirklichen, concreten Einheit bindet. So erzeugt sich ein Contrast von der lebendigsten, belehrendsten Wirkung: die bloßen Humanisten fallen, da es mit der Reformation Ernst wird, erschrocken fast sämmtlich von der großen Sache ab, Hutten wird unter Kampf, Hinderniß, Gefahr nur immer eifriger, glühender, ohne darum dem Humanismus abtrünnig

zu werden. Es ist keine leere Zuthat, sondern ein ganz organisches Glied dieser Biographie, daß uns zum Schluß auch der Ausgang jener Männer erzählt wird, daß wir sehen, wie der geistreiche Humorist, der Verfasser der Epistolae obscurorum virorum, Crotus Rubianus, der feine Pirkheimer, der gemüthliche, sanfte Mutianus Rufus, dem die beata tranquillitas Losungswort war, den Sturm nicht ertragen, sondern nach lebhaftem Anlauf der Theilnahme an der Reformation, da sie rauher und gewaltsamer in die Welt tritt, da gar der Bauernkrieg ausbricht, hinter sich gehen, den Schatz des neuen Lichtes der Menge aristokratisch verbergen möchten, unzufrieden, zerfallen mit der Gegenwart hinsinken, erlöschen, und nur der heitere, lebensfrische Eoban Heß bis zum Ende ausharrt. Die Hauptfigur aber, die unsrem Helden in reinem, vollem Contraste gegenübersteht, ist Erasmus: ein geschichtlicher Gegensatz von zwei Naturen, wie ihn wirklich ein Künstler selbst nicht besser hätte erfinden und anordnen können, neben einander zwei Typen von allgemeiner, für alle Zeiten wahrer Bedeutung. Wir kennen unsern Biographen schon zu gut, um zu fürchten, er werde sich gegen das berühmte Haupt des Humanismus durch diesen Contrast zur Ungerechtigkeit verführen lassen, er werde dem Manne, den er als Inbegriff fast alles dessen bezeichnet, was infolge der Wiedererweckung des Studiums der Alten die Geister der abendländischen Nation seit mehr als hundert Jahren errungen hatten, sein unendliches Verdienst schmälern. Die Darstellung, wie nun aber diese Natur durch die Reformation aus dem Gleichgewichte gebracht wird, gehört zu den wahrhaft classischen Partien des Werks. Erasmus genießt zunächst

jede Entschuldigung, die wir einem Goethe gönnen, wenn sein reinlicher, milder, schöner Sinn von dem Rohen, was die großen historischen Kämpfe unvermeidlich mit sich führen, abgestoßen wird. Ursprünglich ist er dem Zwecke der Reformation gar nicht entgegen, er selbst hat Aberglauben des Volks, Unwissenheit und Barbarei der Geistlichen, Aberwitz der Scholastik, Plackereien der Fastengebote, auch die Herrschsucht und Habsucht des römischen Hofs mit der Waffe des Spottes angegriffen; aber der feine, ironische, diplomatische Mann wird von Luthers leidenschaftlicher Energie, von der Gewaltsamkeit, womit die Reformation auftritt, zurückgestoßen; er will sachtes, allmähliches Wirken, milde Formen, er will, da der Kampf heftiger entbrennt, „lieber Zuschauer, als Mitspieler" sein, ihm ist Streit und Krieg der Uebel größtes und er will lieber von der Wahrheit ein Namhaftes zurücklassen, um — mit Papst, mit Bischöfen die Kirche zu reformiren, er will „die bittere Pille so süß als möglich einhüllen." Und worin er nicht nur Namens seines Naturells, sondern der Sache selbst für die nächste Zeit Recht hat: er fürchtet für den Fortgang der humanistischen Bildung. Er wurde auch unterbrochen, aber unterbrochen, um ihrer Zukunft den tieferen sittlichen Boden zu legen. Einem solchen Manne mußte es gegenüber einem Luther und Hutten zu Muthe sein, wie wenn ihm auf eine zierliche, säuberliche Reinschrift von roher, täppischer Hand das Tintenfaß ausgeschüttet würde. Soweit ist Alles nur natürlich. Aber Erasmus ist nicht ein reiner Typus der humanistisch quietistischen Geistesform wie Goethe. Goethe's Scheue war nicht Feigheit, Eitelkeit, Egoismus, Servilismus, und er ist nie bissig, nie boshaft,

nie unwahr gewesen. Diese übeln Flecken treten in Erasmus zu Tage, da die entscheidende Stunde kommt, wo er nicht mehr hinter dem Berge halten kann, wo es heißt: Entweder Oder. Sie kommt, da der flüchtige Hutten in Basel die erste Zuflucht sucht. Der feine Herr will sich vor seinen hohen Gönnern nicht bloßstellen, weicht unter elender Ausflucht dem Besuch Huttens aus, verläugnet in einem Brief an seinen Freund Laurinus in Brügge spitzfindig, kalt und falsch die Reformatoren, lügt über einzelne Umstände, es entbrennt in der Expostulatio Huttens und der Spongia des Erasmus jener bittere Streit, worin Hutten wohl die „Starrheit an den Tag legt, durch die er sich aus allen Verhältnissen herausgesetzt," Erasmus aber „Wahrheit und Würde" aus den Augen verliert, und es treten sich so „zwei ganze Menschen, zwei geschlossene Standpunkte entgegen, deren jeder seine einseitige Berechtigung hat, aber eben durch diese Einseitigkeit der Schuld und dem Schicksale verfällt." Doch die Schuld ist ungleich: rücksichtsloses Durchfahren entehrt nicht, wie feige, eitle, kriecherische Rücksicht. Erasmus gehört doch nicht bloß zu den Leuten, die den Pelz waschen und nicht naß machen wollen; es ist ihm auch wieder mit dem Waschenwollen nicht Ernst. Er war zu gescheidt, um mit voller Ueberzeugung zu schreiben, wie er in der Spongia that: man könne wohl den einzelnen Papst tadeln und hassen und doch mit dem Papstthum es halten: „eben die Erfahrung war ja damals reif geworden, daß das Verkehrte und Verderbliche im Papstthum selber liege, daß also ein zufällig besseres Individuum, das in die Stellung eines Papsts komme, entweder durch dieselbe verderbt oder doch so gebunden werde,

daß seine Vorzüge dem Institute und der Welt nicht zu gute kommen.“ Das volle Bild des matten juste milieu, das Erasmus einnimmt, geben seine Vorschläge, wie man sich auf beiden Seiten mäßigen, hübsch ineinander schicken solle; in allen Hauptartikeln des christlichen Glaubens sei man ja einig, der Streit betreffe nur Unwesentliches, die Gelehrten sollen ohne Zank und Schmähungen über die Beilegung des Zwiespalts und das Beste der Christenheit verhandeln und die Ergebnisse dieser Verhandlungen in geheimen Briefen dem Papst und dem Kaiser zur Kenntniß bringen, — „ein Vorschlag, der so kindisch ist, daß man glauben müßte, Erasmus selbst habe im Stillen darüber gelächelt, wüßte man nicht, wie die Furcht vor Revolutionen die klügsten Männer seiner Art über das Unzureichende der Mittel, die sie dagegen in Vorschlag bringen, zu verblenden pflegt.“ Vielleicht hat er doch gelächelt. Gegen solche matte Auskünfte stellt sich einfach wahr Huttens Wort: Christus habe erklärt, nicht den Frieden, sondern die Entzweiung und das Schwert bringe er; die Schuld der Unruhen falle auf diejenigen, welche das Evangelium nicht leiden wollen; auf die Frage aber, was besser sei, die Unruhen in den Kauf zu nehmen, oder, um sie zu vermeiden, die Unterdrückung des Evangeliums sich gefallen zu lassen, könne die Antwort nicht zweifelhaft sein. In ihrer Vollkommenheit tritt aber die Perfidie des Gegners zu Tag in der hübschen Ausflucht: „er spare sich, um ferner nützen zu können,“ seine spitzige Bosheit in der Fluth indirekter Angriffe auf Huttens menschlichen und sittlichen Charakter und schließlich in dem Denunciationsbriefe an den Rath von Zürich, der dem Unglücklichen seine letzte Zuflucht stehlen sollte.

Doch sehen wir von diesen häßlichen Zügen des einzelnen Mannes ab und fassen das Ganze der Sache selbst mit den Worten unseres Biographen zusammen: „In der Reformation verengte sich der Geist der Zeit, aber dieses sich Verengen war zugleich ein sich Zusammennehmen, und zusammennehmen mußte er sich, um seine Aufgabe zu lösen. Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem Andern deutlicher sehen, als an Erasmus: er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter, als Erasmus: aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite, spiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erst enger und wilder werden, wenn er sich durch das Gebirg die Straße zum Meer bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, daß er mit der humanistischen Geisteesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte."

Bei dieser Vergleichung des Humanismus und der Reformation drängt sich uns eine Bemerkung, eine Erweiterung dieser Betrachtungen auf, die sich an einen früheren Punkt in Huttens Leben knüpft: von seiner Reise nach Rom bringt er keinen Eindruck zurück, als den Abscheu über die kirchlichen und sittlichen Zustände. Es ist, als hätte er von der damaligen Kunstblüthe Roms gar nichts gesehen. Ebenso erging es bekanntlich Luther, aber es ist bei Hutten, dem Humanisten auffallender. Das Auge der Deutschen, die damals nach Italien kamen, einen Künstler von Fach wie Albrecht Dürer ausgenommen, hat sich daselbst gegen das Aesthetische schlechtweg verschlossen; bei Allem, was für die

Kunst geschah, haben sie nur an die Hauptquelle der Ausgaben, den Ablaß, die Aussaugung Deutschlands, an den schlechten Luxus gedacht, der mit dem edleren Luxus des classischen Landes Hand in Hand ging. Das ist barbarisch, darin waren auch unsere Humanisten damals Barbaren und diese Barbarei des äußeren Formsinns, die selbst den philologisch Gebildeten noch anhing, hat wesentlich noch dazu gehört, um Deutschland, um einen großen Theil Europa's dem Joche der romanischen, mittelalterlichen Religionsform und Geistesumstrickung zu entreißen. Der Katholicismus besticht ästhetisch durch die pompösen Formen eines südlichen, classischen Pathos. Die Völker, in denen der Formsinn über den Sinn des Inhalts wiegt, sind daher in seinen Banden geblieben. Im modernen Deutschland, als die überreife ästhetische Bildung den ehrlichen, nackten Wahrheitssinn zu ersticken drohte, in der Epoche der Schöngeisterei, der Genialität und Romantik haben wir die Uebertritte erlebt, die von einer poetischen Vorliebe, einer „prédilection artistique“ für die farbigen Formen des Mittelalters und seiner Kirche ausgingen; die poetische Illusion verkehrte sich alsgemach in eine dogmatische. Der hierarchische Bau und was dazu gehört von Wundern und Glanz der Bilder wurde für *wahr* gehalten, weil er *schöner* aussieht, als die sparsamen, strengen Formen, welche das Bedürfniß der inneren Sammlung erzeugt, und so landete der geniale Anfang endlich bei dem scheinlosen, bitteren Ernste, der den Geist der Aufklärung, den er mit Seichtigkeit und Altklugheit verwechselte, aus der Geschichte streichen zu können meinte. Eine solche Gefahr war nicht bei einem Goethe, er verachtet gründlich

das Pfaffenthum und den Wahn, aber er bietet dennoch gegen jene groben Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, welche nur das moralische, politische, religiöse Verderben und von der Kunst nichts sahen, den reinsten Gegensatz eines ästhetisch gebildeten, ästhetisch auffassenden, von der Wirklichkeit, von allen Fragen nach innerem und äußerem Volkswohl rein abstrahirenden modernen Pilgers in Italien. Es ist dieß für ihn, den Menschen, der schlechthin auf das Schöne und die Betrachtung gewiesen war, kein Vorwurf, aber wo er allgemein urtheilt, zeigt sich die gründliche Beschränkung seines Blicks in dem bekannten Epigramme gegen das Lutherthum, worin er ihm seinen Haß erklärt, weil es wie das Franzthum seiner Zeit ruhige Bildung zurückgedrängt habe. Er kann damit nicht bloß die spätere Versteinerung der Reformation in einem neuen Dogmenzwang, nicht bloß das wüste Theologengezänke im Auge haben; nein, er meint die Einseitigkeit, die Leidenschaft, womit sich Luther selbst und mit ihm seine Nation rein auf die inneren, inhaltsvollen Interessen des Geistes warf, allem schönen Schein, aller runden, sanften, menschlich schönen Bildung zunächst den Rücken kehrte, so daß die bildende Kunst, die Poesie stockte, die Grazien ausblieben und erst im Lauf der Jahrhunderte eine ästhetische Bildung eintrat, welche bei den romanischen Völkern in ununterbrochener Fortentwicklung mit oder nicht allzu spät nach dem Abschluß des Mittelalters ihre Blüthe feierte. Und er vergißt, sich zu fragen, ob er je einen Egmont, einen Faust, eine Iphigenie, ja ob er je irgend eines seiner Werke, ob Schiller je eines seiner Werke geschrieben hätte, wenn nicht jene unsre derben Ahnen mitten durch eine

Welt des bestechenden schönen Scheines mit grober deutscher Bauernfaust durchgeschlagen und so eine Krisis der Zeiten heraufgeführt hätten, eine ethische Krisis, für welche nie und nimmer die ästhetische Bildung ein Surrogat sein kann, welche vielmehr einer ächten, tiefen, wahren Kunst und Poesie, wie die neuere deutsche es ist, voraufgehen mußte! Die gebildeten Geister Italiens waren damals vom Kirchenglauben völlig gelöst, aber sie ließen die Kirche stehen, sie wollten (um von allen niedrigeren Motiven abzusehen) den rauhen Lärm des Kampfes nicht, ihre Nerven waren, wie Goethe's, zu fein für den groben radicalen Schlag des wirklichen Abbruchs und Umbaus, und dadurch ist — Italien gesunken, zurückgeblieben, hat den wahren Schritt in die moderne Zeit nicht vollzogen und stellt sich vor die Pforte seiner Zukunft die schwere, dunkle Frage, ob die hochbegabte Nation noch fähig sei, in irgend einer ihr entsprechenden Form die moderne Entscheidung des Geistes zur innern Befreiung, ohne welche die äußere auf Sand gebaut ist, nachzuholen. Frankreich hat ein ungenügendes Aequivalent für die Reformation in der Summe freier Gedanken erzeugt, welche als wahrer, freilich entstellter Kern seiner Revolution zu Grunde lagen, und nur darum lebt und wirkt es activ in der modernen Geschichte, Kunst, Literatur. Wohl uns also, daß unsere Vorfahren überhaupt gar die Versuchung nicht kannten, gegen das ethisch Ueberlebte sich ästhetisch zu verblenden, daß sie solche Tendenzbären waren, daß der schöne Schein sie nicht bestechen, daß der Glanz der bella donna sie nicht blenden konnte; wohl uns, daß sie nicht mit der Phantasie anfaßten, was der grobe Verstand, die Vernunft und der moralische Sinn zu

entscheiden hat! In der Uffiziengalerie zu Florenz hängt in einem Kabinete nahe der berühmten Tribuna Luthers Porträt; ein seltsamer Nachbar der Mediceischen Venus, des Apollino, der Perlen der Malerei aus jener Zeit, da die schöne Sinnlichkeit des Alterthums in Italien sich mit der christlichen Vorstellung und Stimmung zu Einer Gluth und Süßigkeit verschmelzte; er sieht mit dem knorrigen, eichenrindigen Gesichte drein, als möchte er dem ganzen heidnischen Spuck umher eine jener dicken Zoten zurufen, mit welchen er wohl den Teufel, wenn er ihn zu versuchen kam, abzuspeisen pflegte. Diese Rohheit des energischen Gemüths hat uns gerettet und die Grundlagen einer späteren, aber so unendlich tieferen ästhetischen Bildung erobert. Die Deutschen galten damals bei den Wälschen als hirnlos, sie wurden als Gäule, Esel, Ochsen verspottet, wie wir auch wohl heute noch dort eine razza inferiore heißen; an seinem glänzendsten Werke, dem stolzen Bau seiner Kirche, hat es der formgewandte, kunstreiche romanische Geist erfahren müssen, welche Kräfte hinter dem schwerfälligen, breiten, dummlichen Wesen dieser Menschenrace verborgen sind: sie haben ihn um die Weltherrschaft gebracht.

Wir kehren zu unserem Zusammenhang zurück. Haben wir in dem Bilde des Erasmus gegenüber Hutten den ganzen und vollen Contrast des leidenschaftlich strebenden Helden und des retardirenden Repräsentanten der Schonung des Bestehenden, so zeigt dagegen das Verhältniß zu Luther die mildere Form des Contrasts, die Ungleichheit im Verwandten. Das Wesentliche dieses Unterschieds haben wir oben bereits ausgesprochen: dort die tief concentrirte, volksthümlich

innige und direkt auf das Volk, durch das Volk wirkende, rein religiöse, aber auch dogmatisch gebundene Energie des Gemüths, hier die rationellere, lichtere, am Classischen gebildete, in der Grundidee weniger tiefe, der politisch-ethischen Seite zugewandte Begeisterung des ritterlichen, weltsinnigen Humanisten, der zuerst durch die Großen zu wirken gedenkt. Das Innerste dieses Gegensatzes kommt aber erst zu Tage, da Hutten diese Hoffnung scheitern sieht und seinen Zweck durch das Mittel der Gewalt durchzuführen gedenkt. Daraus entspringt die Katastrophe seines Lebens und so sind wir auf das successive Bild geführt.

Wir haben bisher von der Zeitform der Entwicklung, in welcher der Biograph sich nothwendig bewegt, abgesehen und die Stellen aus seiner Erzählung da und dort herausgenommen, um den Kern der Charaktere und die großen Grundwahrheiten, um die sich ihre Kämpfe drehen, in ihrer Allgemeinheit hinzustellen. Es mag dieß Verfahren wie das Zersprengen einer wohlgefügten, stufenförmig sich aufbauenden Ordnung erscheinen; allein die Kritik verkennt darum nicht den künstlerischen Bau einer Schrift, wenn sie bemüht ist, vor Allem die großen, durchgehenden Grundkräfte herauszustellen und in Wirkung zu setzen. Der Verfasser selbst geht Schritt für Schritt seinen gemessenen Gang, läßt seinen Mann in die Welt treten, wachsen, reifen, wirken, leiden, untergehen und die großen Ideen, die starken Lichter, die auf die innersten Mächte des Lebens, die geistigen Hebel der Geschichte fallen, springen in dem reichen, geordneten, umsichtig sich erweiternden und zusammenhaltenden Bilde nur wie von selbst hervor. Wir werden diesem Bilde nicht in seine einzelnen Züge

nachgehen; andere Kritiker, welche sich mehr auf das einzelne Geschichtliche einließen, haben das Geschäft bereits übernommen, das historische Material specieller beleuchtet und wir dürfen das Prädikat ebenso gewissenhafter, als künstlerischer Verarbeitung des Stoffes durch sie als begründet ansehen. Uns genügt es denn, die Hauptstadien von Huttens Leben hervorzuheben.

Das erste Stadium setzen wir bis zu seiner Agitation gegen Herzog Ulrich von Württemberg. Es ist der Lebensabschnitt, wo der Humanist sich ausbildet, aber bald in die Form der klassischen Bildung der starke Inhalt des energischen Rechtssinns einströmt und so der feurige Rhetor reif wird, ein Fortschritt, der eben in den Reden und Dialogen gegen Herzog Ulrich als fertig vor Augen tritt. Wir sagen: Rechtssinn; das patriotische und das kirchliche Pathos setzt allerdings bereits an und spricht sich aus; der Aufenthalt zu Wien, die erste und zweite Reise nach Italien geben den Anlaß dazu. Das Aufmahnungsgedicht an Kaiser Maximilian, die größtentheils in Italien verfaßten Epigramme gegen Venetianer und Franzosen verkündigen den warmen Sinn für Ehre und Macht des Vaterlands und in denselben Epigrammen wendet sich Hutten auch schon gegen den ungeistlichen Geist des Papstes, des kriegerischen Julius II., gegen Ablaß- und Bullenkram, gegen die schmachvolle Ausbeutung Deutschlands. Bei dem zweiten italienischen Aufenthalt wirft er sich im Nemo oder *Οὔτις* bereits auch gegen die Theologen, er kommt — ein entscheidendes Ereigniß — nach Rom, sieht die ganze Fäulniß in der Nähe, er spricht in mehreren Epigrammen den empörenden Eindruck aus, ebenso bricht im

Anblick italienischen und französischen Uebermuths der patriotische Zorn wieder im Spottgedichte Marcus und in dem Gedicht über die Fischerei der Venetianer aus, und in einer poetischen Epistel an Kaiser Maximilian fordert er diesen noch einmal auf, die deutsche Ehre und Obmacht in Italien wieder herzustellen. Diese Seite seines Kämpfens verhält sich jedoch zum Späteren nur wie ein Vorspiel: die ganze Gewalt seines Geistes ergießt er in die Schriften gegen den Herzog von Württemberg, hier tritt der fertige Demosthenes auf und sein Gegenstand ist ein Verbrechen, ein Mord, ein schreiendes blutiges Unrecht, das allerdings, von einem Fürsten verübt, mit dem grenzenlos beleidigten Rechtsgefühle zugleich den Geist der Freiheit als Tyrannenhaß wach ruft; doch bleibt der Umstand wesentlich, daß der Ermordete ein Verwandter Huttens war; das Pathos ist noch kein reines, allgemeines. Auf seinen Fahrten durch Deutschland in früher Jugend war Hutten in Greifswalde durch die Lötze ausgeraubt worden; bis dahin war er Humanist im formellen Sinne des Worts gewesen; da zum erstenmal ergoß sich der Geist in die Form und sprühte in den Querelen gegen die Lossier Huttens Zornfeuer. So ist dieses erste Stadium auf der einen Seite begrenzt durch einen poetischen Ausbruch der Empörung über Unrecht, das er rein in Privatverhältnissen erlitten, auf der andern Seite durch einen leidenschaftlichen Kampf des ausgebildeten Rhetors, worin das private und das objektive, politische Pathos mitsammengehen; beidemal gemischt, ist es im Wesentlichen die Idee der Gerechtigkeit, die ihn bewegt, tief und groß an sich, aber enger, als die Interessen, die ihn in den folgenden Epochen in ihren Kreis ziehen.

Das zweite Stadium ist die Bahn des Ansteigens zur Höhe, zur vollen öffentlichen Wirksamkeit. Es beginnt mit Huttens Theilnahme an dem Streite Reuchlins und der Kölner Pfaffen. „Das war nicht mehr die zufällige Brutalität zweier halbgebildeter Geldmänner hinten an der Ostsee gegen einen armen Poeten, nicht die Ermordung eines unbedeutenden Vetters und Standesgenossen durch einen leidenschaftlichen Fürsten: hier war ein planmäßiger, durch gewaltige Kräfte unterstützter Versuch der Rückschrittspartei, in einem der Vorkämpfer der Bildung und Geistesfreiheit alles dasjenige zu unterdrücken, was auch für Hutten das Theuerste war.“ Mit seiner gewohnten Genauigkeit und Klarheit des Aufzeigens gibt uns der Verfasser ein Bild dieses merkwürdigen Vorkampfes der Reformation, merkwürdig vor Allem dadurch, daß er in der Geschichte als Beweis jener Wahrheit dasteht, daß klassische Bildung des modernen Geistes und ethisch-religiöse Befreiung des Innern Einerlei Feind in der Hierarchie und ihren Interessen haben. Der triumphus Capnionis ist nicht mit Sicherheit als Huttens Werk nachzuweisen, wohl aber das prosaische Vor- und Nachwort; außerdem zeigen Briefe aus Italien, wie lebendig ihn dort die Theilnahme an Reuchlins Sache bewegt hat, namentlich der schöne Brief aus Bologna an Reuchlin selbst, der den nicht immer muthig gestimmten Mann so kraftvoll zum Ausharren ermahnt. Die Theilnahme an den epistolae obscurorum virorum ist der zweite bedeutende Schritt dieses Stadiums. Nicht schwächt den anstrebenden Mann die kaiserliche Gunst, der Dichter-Lorbeer, den ihm Maximilian nach seiner Rückkehr von Italien in Augsburg auf das Haupt drückt; rasch folgt der weitere

Schritt, die erste entschiedene Wendung gegen Rom durch Herausgabe der Schrift des Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Constantins, die er mit der kecken sarkastischen Widmung an Leo X. begleitet. Die früheren vereinzelten Schüsse gegen das kirchliche Ausplünderungssystem vereinigen sich hier zu einem dichteren Hagel und das Gefühl der nationalen Ehre sammelt sich gerade an diesem Punkte zum stärksten Ausdruck, weil „der Betrug so plump ist, daß man sieht, er war vorzüglich auf die Deutschen berechnet, von welchen die Italiener sagten, sie haben kein Hirn.“ Der Schritt war um so wichtiger, weil die Schrift auf Luther bekanntlich starken Eindruck machte. Noch aber sieht Hutten Luthers Sache als bloßes Mönchsgezänk an; er schreibt ausdrücklich, er wolle an den Fürstenhöfen für die Sache der kirchlichen Befreiung werben: „es war die natürliche Politik des Humanismus, der auch Hutten treu blieb, so lange er nur Humanist war.“ Er ist in die Dienste des Kurfürsten Erzbischofs Albrecht von Mainz getreten und erkennt in diesem Verhältniß noch keinen Widerspruch gegen seine höhere Aufgabe; nur die allgemein menschlichen Schattenseiten des Hoflebens sind es, die ihm freilich nach einem Jahre schon diese Stellung entleiden und den Dialog Aula in die Feder geben. Das Interesse Wilh. Pirkheimers für diese Schrift gibt Anlaß, die edle Gestalt des Nürnberger Senators, eines der reinsten Repräsentanten „des allseitigen Wissens- und Bildungsdrangs der Zeit“ vorzuführen. Inzwischen folgen sich rasch die Schriften, worin Hutten mit der vollen Ladung seines energischen, immer vor Allem patriotischen Zorns gegen die kirchliche Knechtschaft anstürmt: vor Allem jene schon erwähnte Türkenrede, worin so kraftvoll der

Gedanke deutscher Einheit hervorspringt und welcher er, da er sie gegen den Rath der Aengstlichen unverstümmelt drucken läßt, das Wort voranschickt, „das die Reaktion aller Zeiten sich sollte gesagt sein lassen, aber freilich keine sich gesagt sein läßt: — In der That“ (sagt Hutten) „wenn es Einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede thun dürfen, der möge zusehen, daß nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle.“ Es folgt die Febris, die lodernde Satyre auf das üppige Leben der Geistlichen, und später die Febris secunda, welche mit der ganzen Derbheit der Zeit namentlich die Zustände des Priester-Concubinats als natürliche Folge des Cölibats aufdeckt. Der letzte stärkste Schritt zum Gipfel ist nun aber der Beginn der Gemeinschaft mit Luther, dessen Sache ihm von 1519 nicht mehr im früheren ironischen Lichte, sondern ganz als Eines mit der eigenen erscheint und an welchen er jenen herrlichen Brief vom 4. Juni 1520 voll Pietät und reiner Begeisterung richtet. Nun ist er auf der Höhe und wir treten in ein neues Stadium ein. Die Epoche bis dahin trägt der wachsenden Anspannung zum Trotze noch immer einen friedlichen, zum Theil selbst idyllischen Charakter. Er hofft, wie wir gesehen, Heil noch ohne gewaltsamen Kampf von den Großen, vor Allem von dem neuen Kaiser Carl V. selbst und von seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand. Freudig stimmen in seinem Gemüthe noch die Musen mit dem ernsten, großen, öffentlichen Zwecke zusammen. Der Arme hält sich von der verzehrenden Krankheit geheilt und träumt von

ehelichem Glück; der Dialog Fortuna lehrt uns im gewappneten Kämpfer den liebenswürdigen Menschen, die bescheidenen Wünsche des freundlichen, guten Herzens kennen.

Das dritte Stadium ist der Gang auf der Mittagshöhe des Wirkens bis nahe an den Rand, wo der jähe Sprung über Klippen zum Abgrund führt. Diese Höhe ist durch die Schriften Vadiscus und die Anschauenden bezeichnet, in welchen alle Stöße des Geistes, der nun ganz weiß, was er will, mit einer Kraft der Darstellung, die in der vollen Mannesblüthe steht, sich vereinigen. Den Gebrauch der Bibelsprüche, worin er zum erstenmal in der geharnischten Vorrede zu einer älteren antipäpstlichen Schrift, die er auf der Bibliothek zu Fulda entdeckt hat, Luther nachahmt, gibt er mit richtigem Gefühle nachher wieder auf. Jacta est alea, war schon lange sein Losungswort, und jetzt ruft er: durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen! Aber immer noch ist er nicht Revolutionär, während das Gewitter, das ihn dahin stößt, es zu werden, sich bereits zusammenzieht. Sein Verhältniß mit dem Kurfürsten von Mainz besteht immer noch fort und erklärt sich von der Seite des Letzteren daraus, daß er hoffen konnte, wenn sich die deutsche Kirche für sich abschloß, werde der Mainzer Erzbischof als Primas von Deutschland derjenige sein, dem das Meiste, was man Rom entzog, zufallen müsse. Auch jetzt noch baut er auf den Kaiser, er reist nach Brüssel an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, wo er diesen ebenfalls zu treffen und für seinen Zweck zu stimmen hofft; aber enttäuscht reist er ab. Die Freunde warnen ihn bereits vor Bann, Gift und Dolch; der Papst ist auf den kühnen Deutschen endlich aufmerksam geworden und ver-

langt von Erzbischof Albrecht, ihn gefesselt nach Rom zu senden.

Auf diesem Wendepunkt der Enttäuschung beginnt das vierte Stadium: die friedlichen Mittel sind als vergeblich erkannt, Hutten geht zur Drohung der Gewalt über. Mit einem schönen Bilde beginnt dieses Stadium: Franz von Sickingens stattliche Rittergestalt wird uns vorgeführt. Hutten war zuerst auf dem Feldzuge des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg, der in die Zeit der vorhergehenden Epoche fällt, in Verbindung mit ihm getreten; jetzt findet er, wie so mancher andere Verfolgte, Zuflucht auf seiner Feste Ebernburg. Ohne Illusion über das Rohe, Gesetzlose, Eigennützige im Fehdeleben der Ritterschaft zeichnet unser Biograph den Charakter des Mannes, dem es an innerem Adel und Empfänglichkeit für die großen Bewegungen der Zeit doch keineswegs fehlte: „ein rauher, aber tüchtiger Stamm, auf welchen Hutten wie ein geschickter Gärtner die edelsten Reiser pfropft.“ Sickingen „ist diesem ebensoweit an Reichthum, Macht und Einfluß überlegen, als Hutten ihm an Geist und Bildung; dabei stand jenem reiche Lebenserfahrung, Uebung in Geschäften des Kriegs und Friedens zur Seite; so ergänzten sich Beide wie Idee und Praxis, wie Kopf und Arm.“ Strauß versäumt nicht, auf das rührende Bild hinzuweisen, wie der jüngere Hutten des höhergestellten, erfahrenen, aber ungelehrten Mannes, der Flüchtling des Beschützers Lehrer wird, ihn in die neue Geisteswelt der Reformation einweiht, wie sie in den stillen Winterabenden auf der Ebernburg zusammensitzen, „der Aeltere sich des Lernens nicht schämt und der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem

größern Meister, dem Mönche zu Wittenberg sich unterordnet.“ Und im Dialog Bullentödter setzt Hutten schön diese Ebernburg Rom entgegen: „Die Bulle rühmt sich, aus dem weltherrschenden Rom zu kommen, und ich im Gegentheil komme von der Ebernburg, der Herberge der Gerechtigkeit, wo Pferde und Waffen im Werthe, Faulheit und Feigheit in Verachtung stehen, wo die Männer rechte Männer sind“ u. s. w.

Sehen wir hin, wie es mit dem Innern unsers Hutten in dieser Zeit bestellt war, so darf man ja nicht meinen, es sei nun, da er in gewissem Sinn Revolutionär wird, eine Verwilderung in ihm eingetreten. Nein: es ist nach Einer Seite jedenfalls noch eine höhere Stufe, die er ersteigt, sein Geist erweitert und läutert sich noch einmal. Er wendet sich ausdrücklich, wie vorher nicht, in seinen Schriften an die ganze Nation, er opfert seine tief eingewurzelten Standesvorurtheile, erkennt den Werth des Beistands der Städte, reicht ihnen die Hand zum Bunde, ruft endlich auch den Bauernstand zur Theilnahme und der erweiterte Zweck führt ihn vom Latein zum Deutschen. Die erste der Hauptschriften dieses Inhalts ist noch lateinisch: Omnibus omnis ordinis ac status in Germania principibus, nobilitati ac plebejis u. s. w. 1520; später jedoch übersetzt er diese wie andere frühere Schriften ins Deutsche; es folgt in demselben Jahre die (gereimte) Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papsts und der ungeistlichen Geistlichen (nachher auch unter dem Titel: Aufwecker der deutschen Nation): die feurigste „Zusammenfassung alles dessen, was Hutten jemals gegen die ultramontane Ausbeutung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte,“ von Hutten selbst

„ein zorniger Spruch“ genannt, weniger logisch und künstlerisch, als frühere Werke, aber um so treuherziger. „Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken;“ in der „Anzoig, wie allwegen sich die römischen Bischöff oder Päpst gegen den teutschen Kaisern gehalten haben,“ wendet er sich an den jungen Kaiser; die Schrift „Entschuldigung“ u. s. w. legt Vieles in der Klag und Vermahnung zum Milderen aus, unterstützt aber zugleich mit neuem Nachdruck ihren wesentlichen Inhalt; in Form und Ton des Volkslieds greift er an die Herzen der Nation: „Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten“ 1521; er nimmt die dramatische Form wieder auf im Bullicida, Bullentödter, worin er die Bannbulle gegen Luther platzen und ihren wahren Inhalt, Aberglaube, Habsucht, Ehrgeiz, Heuchelei, Hinterlist, Meineid, Wollust u. s. w. unter Gestank herausbersten läßt; ruhiger wird die große Angelegenheit in den beiden Dialogen: der erste und zweite Warner auseinandergesetzt; die Städte sucht zu versöhnen und in den Bund zu ziehen der Dialog „die Räuber (Praedones)“; nach dem Reichstage zu Worms packt er die beiden päpstlichen Nuntien und die andern geistlichen Gegner Luthers in seinen „Invectivae,“ denen er ein Sendschreiben an den Kaiser beifügt; noch will er sich nicht gestehen, daß er das Vertrauen auf diesen verloren hat, aber mit flammenden Worten mahnt er ihn, ja er wagt es, ihm zu sagen: „ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!“

noch einmal sucht er die Städte aufzurütteln in dem Gedichte: „Beklagunge der Freistette deutscher Nation“ und das Gespräch „Der neu Karsthans“ ist es, worin er sich endlich auch an die Bauern richtet.

Schon im Anfange dieser Epoche hat Hutten in einem Schreiben an Kurfürst Friedrich von Sachsen auf den Fall, daß die Fürsten nicht im Bunde mit den Rittern den großen Schäden des Vaterlandes abhälfen, in letzte Aussicht die Gewalt gestellt. Seine Ungeduld wächst, er schreibt zunächst den früher erwähnten, „von Gluth dampfenden“ Brief an Luther. Was nun den Kaiser betrifft, so stellt der Verfasser mit klassischer Ruhe einfach hin, was die Ursache war, daß die deutsche Nation um den großen Moment kam, der sich so günstig darbot, um zugleich mit ihrer religiösen Erhebung die schon vorhandene, aber ganz unzulängliche Form der Einheit zur wirklichen und wahren umzugestalten. Carl V., durch und durch romanisch gebildet, verstand allerdings die ächt deutsche Bewegung der Geister nicht, aber das war es nicht allein, sondern noch mehr waren es seine Beziehungen als Herr der Niederlande, Spaniens, Neapels, seine Ansprüche auf Mailand: „ohne sie hätte Alexander noch länger als drei Stunden vor der Reichsversammlung zu Worms gegen Luther reden und noch mehr Geld zur Bestechung der Umgebungen des Kaisers verwenden mögen, er würde schwerlich zum Ziele gelangt sein. Dafür nun aber, daß der Papst es aufgab, die spanische Inquisition als Stütze der Königsmacht in jenem Lande zu erschüttern, daß er hoffen ließ, Carls Anschlägen auf Mailand nicht entgegen zu sein, verzichtete Carl darauf, durch eine Begünstigung des sächsischen Mönchs den Papst zu

schrecken, und bot ihm die Hand zu Luthers Unterdrückung." — Und so fordert denn Hutten trotz den fortgesetzten Versuchen, auf den Kaiser zu wirken, zu den Waffen auf, er will einen Pfaffenkrieg, er weist in der „Entschuldigung" allerdings darauf hin, daß der nicht Aufruhr wollen könne, der die Fürsten ermahnt habe, gerade zur Verhütung eines solchen den Dingen selbst zu rathen; aber eben, da er voraussieht, daß sie es nicht thun, erscheint ihm die Gewalt als gerechte Nothwehr gegen die unleidlichen Uebel. Die Behandlung Luthers, die Achterklärung schürt seine Ungeduld aufs Aeußerste, er spricht von nun an, als habe er ein gerüstetes Heer hinter sich, dem er nur winken dürfe; brausende Freunde treiben ihn noch weiter ins Feuer, aber Sickingen, der Einzige, auf den er bauen kann, hält zurück, entschließt sich dann zu dem Feldzuge gegen den Erzbischof und Fürsten von Trier, der zudem nur beiher dem reformatorischen Zwecke galt, im Wesentlichen mehr aus politischen Standesinteressen unternommen wurde; der Feldzug mißlingt, für Hutten ist nun kein Bleiben mehr in seiner Zufluchtstätte, der Wendepunkt seines Lebens ist tragisch entschieden.

Zweierlei ist an dieser Peripetie zu unterscheiden: der Gedanke, den großen Zweck durch Gewalt zu erreichen, an sich und die verhängnißvolle Täuschung über die Mittel. Die letztere ist unzweifelhaft ein großer politischer Fehler Huttens und das eigentliche Moment der Schuld in der Tragödie seines Lebens; in öffentlichen Dingen wiegen ja große Verrechnungen so schwer, als moralische Fehltritte im Privatleben. Huttens Schwäche war Ungeduld, Voreiligkeit; davon kann ihn Niemand freisprechen wollen. — Was nun den Gedanken

einer gewaltsamen Erhebung an sich betrifft, so hat ihn Luther bekanntlich von Anfang bis zu Ende verworfen: nur durch das Wort sei die Kirche gegründet, nur durch das Wort solle sie wiederhergestellt werden; und Luther hat „durch den Takt, den er bewies, während er das Volk im Innersten erregte, zugleich den Fürsten die Hand zu reichen, die Reformation wenigstens theilweise in Deutschland durchgesetzt.“ Camerarius aber sagt, da er in seinem Leben Melanchthons erzählt, wie er mit diesem Huttens Hinscheiden beklagte: „wenn es Hutten bei seinen Planen und Unternehmungen nicht an dem Rückhalte wirklicher, insbesondere kriegerischer Macht gefehlt hätte, so würde eine allgemeine Umwälzung gefolgt und der ganze öffentliche Zustand ein anderer geworden sein.“ Eine Sache der Geister verbreitet sich durch das Wort; aber das Wort hat keine Macht, sie zu verbreiten, wenn ganzen Bevölkerungen durch Gewalt die Gelegenheit genommen wird, das Wort zu hören. Gegen die Sekten, welche der Reformation vorliefen, war blutige Gewalt gebraucht worden, blutige Gewalt hat die Reformation verhindert, sich über ganz Deutschland und weiter auszudehnen, blutige Gewalt hat sie in Frankreich, in Italien, Spanien unterdrückt, in den Niederlanden zu unterdrücken gesucht, und die Momente der neueren Geschichte, wo ihre Feinde es nicht scheuten, über Leichen ihren Einzug zu suchen, liegen nahe genug hinter uns. Hutten dachte nicht ohne Weiteres an wilden Aufruhr; er wollte die Aufstellung einer Waffengewalt, um einzugreifen, wenn der Clerus sich sträubte, die Unterordnung unter Rom, die Abgaben an Rom, die schreiendsten Mißbräuche, namentlich den Cölibat, abzuschaffen, die Klöster aufzuheben. Wer das Mittel der Gewalt

mit der möglichen Folge des Blutvergießens verdammt, der besinne sich wohl, ob Gewalt zu rechter Zeit nicht Strömen von Blut, die nachher wirklich vergossen worden sind, vorgebeugt hätte.

Und nun stehen wir am fünften, letzten Stadium unseres Hutten. Wir sehen den Flüchtigen in Basel von Erasmus gemieden, vom Rath ausgewiesen; er begibt sich nach Mühlhausen, wo er die Kunde vom Tode des Freundes, dem ehrlichen Kriegertode Sickingens erhält; auch hier nicht sicher wandert er, blutarm und todtkrank, innerlich aber noch ungebrochen nach Zürich, wo ihn Zwingli freundlich aufnimmt und schützt, er gebraucht vergeblich das Bad in Pfäfers, er sucht ärztlichen Rath und Zuflucht bei dem freundlichen Pfarrherrn auf der Insel Ufnau, der Denunciationsbrief des Erasmus an den Züricher Rath kann ihm nicht mehr schaden: er stirbt im Alter von 35 Jahren und 4 Monaten. Der umgetriebene Sohn der Erde findet den Schlummer auf der stillen Insel im blauen See.

Hutten ist nicht todt. „Seine Pfeile sind unsterblich und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Huttens Geschoß dabei gewesen.“ Und er selbst sagt in den Invektiven: „Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstande bringen, was geschehen sollte, verhindern, was aber gethan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen, denn unmöglich ist, mit dem Leben auch das Andenken des Lebens zu vernichten. Nein! so ungewiß ich darüber bin, was dieß Alles für einen Ausgang haben werde, so sicher bin ich, daß die Anerkennung meines redlichen Wollens auf

die Nachwelt kommen wird. Das soll der beste Ertrag meines Lebens sein.“ Manches großen Mannes Andenken bewahrt die Nation als einen immer neuen Schatz, der mit ihr fortlebt, daraus sie sich erquickt. Es sind die unsterblichen Typen, in deren Anschauung die verwandten sittlichen, geistigen Kräfte stets neu erwachen und groß wachsen. Verschieden ist das Gepräge dieser Typen, verschieden sind diese Kräfte. Huttens Typus ist unzerstörbare innere Jugend, unauslöschliches Feuer. So stand es ihm auch wohl an, daß er jung starb, um immer jung in uns fortzuleben. Die Physiognomie unserer Zeit ist so beschaffen, daß es starken Glaubens bedarf, nicht daran zu verzweifeln, daß ihr noch ein Herz im Leibe schlage. Erscheinungen, über welche vor zehn Jahren noch ein Sturm des Staunens, der energischen Polemik von allen Enden losgebrochen wäre, werden kaum besprochen. Die Zungen sind zahm, das Wort ist abgeschwächt. „Das eben ist ja das Schöne an Hutten,“ sagt Strauß, „daß er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte; eines solchen Mannes Bild kommt in dieser Zeit der Concordate (um von ihren übeln Zeichen nur eines zu nennen) wie gerufen.“ Wir sehen diesen Dingen zu, wir sehen, wie eine Partei, von welcher ein Engländer schlagend gesagt hat, sie müsse zugeben, daß sie für sich ganz frei sei, und sie sei doch nicht zufrieden, so lange sie es nicht dahin gebracht, zu verhindern, daß wir frei sind, jede kühnste Forderung vom Staate zugestanden wird, und erwärmt sich Jemand dagegen, so lächeln wir als über ein naives Pathos. Unser Geschlecht ist in der Stimmung, bald an nichts mehr zu glauben, als an die äußere Macht, zu verzweifeln an der Macht der Idee.

Es ist der furchtbare Sieg des reinen Egoismus, der Gipfelpunkt einer zehnjährigen Reaktion, der uns dahin gebracht hat. Vor diese kalten, greisenhaften Züge der Zeit hat Huttens Biograph die zürnende jugendliche Mannesgestalt hingestellt, unserem Kleinmuthe zu einer Beschämung aufgerichtet. Und indem er sich nach dem passendsten Schlusse seines Werks umsieht, läßt er in seiner objektiven Weise den ungenannten Verfasser eines Sendschreibens an den abgefallenen Crotus Rubianus sprechen, der zuerst den Abtrünnigen vorführt, wie er das Rauchfaß schwingt, dem Weihbischof die Schuhe küßt, dann ihm gegenüber den feurigen Hutten in der Gluth seiner Entrüstung, und der Biograph fügt die Worte hinzu: „In dieser zürnenden Stellung halten wir Huttens Schatten fest. In ihr möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs Neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender wo möglich denen, welche im Schooße des Protestantismus selbst ein neues Papstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre, aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sei der Genius unseres Volks, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist Noth thun wird.

Vernünftige Gedanken

über

die jetzige Mode.

Aus dem Morgenblatt. 1859. Nr. 5 und 6.

Diese Ueberschrift entlehnen wir von dem seligen Philosophen Christian Wolf. Er schrieb: Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes; vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt; und von den „allen Dingen überhaupt" ersah er sich überdieß noch das eine und andere Ding aus, um vernünftige Gedanken darüber zu schreiben. Unter die „allen Dinge überhaupt" gehört aber nebst etlichem Anderem offenbar auch die Mode; wir meinen dießmal die Kleidermode. In der That getrösten wir uns, ganz im Geiste des würdigen Philosophen zu handeln, wenn wir über diesen Gegenstand vernünftig nachzudenken suchen. Er dachte z. B. nach über die Fenster eines Wohnhauses und bewies mit Obersatz, Untersatz, Schlußsatz unwiderleglich für jeden menschlichen Verstand, daß sie Raum für zwei Personen haben müssen; er wußte also recht wohl, daß nichts auf Erden ist, wovon unsere Vernunft sich nicht Rechenschaft geben will und soll. So flehen wir denn seinen Geist um Licht an, damit wir sonnenklar zu beweisen vermögen, warum die jetzige Mode so und nicht anders ist. Kennen wir unsern alten Weltweisen recht, so müssen wir allerdings vermuthen, er hätte vielleicht, wenn er an diesen Gegenstand gelangt wäre, lieber nur

bewiesen, daß und warum es damit übel bestellt sei und anders bestellt sein sollte. Hierin werden wir uns denn bestreben, nicht ganz so vernünftig, oder, wenn das stolze Wort erlaubt ist, noch vernünftiger zu sein, als er.

Ein stolzes Wort; denn die Versuchung ist nicht klein, die Dinge einfach an dem richtigen Begriff als ihrem Maßstabe zu messen, um, wenn man sie anders findet, sie zu schelten und mit eifriger Predigt auf Besserung zu dringen, und nicht leicht erwirbt sich der Geist jene erhabene Ruhe, womit die Philosophie der Geschichte das Vernünftige und das Unvernünftige überschaut. Zuerst jedenfalls werden wir Miene machen müssen, als wollten wir uns auf der ersteren Stufe des Verhaltens festsetzen; wir werden sehr wohlweise, sehr gestrenge drein schauen, ja recht grob und zelotisch drein fahren, als meinten wir mit dem Hauch unseres Wortes die Welt verändern zu können; aber mehr und mehr hoffen wir zu jener Höhe der wahren Weisheit uns zu erheben, welche auch das Irrationelle als natürliche Wirkung einer Reihe von Ursachen begreift und ganz darauf verzichtet, mit den schwachen Mitteln des einzelnen Mannes in ein Allgemeines, Herrschendes eingreifen zu wollen, das nur scheinbar ein Produkt der Willkür, in Wahrheit der Ausfluß gewisser Gesetze ist, welche den Zusammenhang zwischen den innern Zuständen der Menschheit und den Formen ihrer Erscheinung mit der Gewalt eines zwingenden, von dunkelm Drange der Symbolisirung geleiteten Instinktes beherrschen. Nur bitten wir dich, lieber, nach Weltweisheit, wie wir, dürstender Leser oder Leserin, um Nachsicht, wenn wir ein und das anderemal rückfällig werden, wieder ins Eifern gerathen und unser Gesicht in catonische,

stoische Falten ziehen; denn noch einmal, der Standpunkt, wo es heißt: das sollte eben nicht so sein! liegt der menschlichen Schwäche so nahe und es ist so natürlich, zu zürnen, wenn man die Dinge gar so sehr anders beschaffen findet, als man bei vernünftigen Wesen erwarten sollte.

Du ahnest schon lange, lieber Leser und Leserin, daß es vor Allem auf die Crinoline abgesehen ist. Mit ihr haben wir allerdings anzufangen und wir werden auf sie zurückkommen. Gehen wir nur sogleich ans Werk und nehmen verabredetermaßen zuerst unsern niedrigeren Standpunkt ein, indem wir die Sünderin am strengen Kanon der Vernunft messen. Da müssen wir denn lauter Dinge sagen, die jeder Mensch von einigem Verstand und Geschmack auch ohne uns recht wohl weiß; wir müssen alles Wesentliche, was gegen die Angeklagte gesagt ist und gesagt werden kann, concentrirt noch einmal sagen; denn wir sind genöthigt, uns die Unvernunft als solche ganz zum Bewußtsein zu bringen, ehe wir untersuchen, warum sie doch besteht, allem Hohn, allen unzähligen Witzen und frechen Caricaturen zum Trotze besteht und bestehen wird, bis — Doch greifen wir nicht uns selber vor!

Der Maßstab aller Schönheit für die Formen der Kleidung ist natürlich nichts anderes, als der menschliche Körper selbst. Nicht als ob ein großer Spielraum willkürlicher Abweichungen nicht einzuräumen wäre. Es muß noch andere Stylprincipien geben, als das antike, nach welchem das Gewand ein reines Echo der organischen Linien war; die unruhigere, durch Brüche sich bewegende Phantasie der neueren Zeiten, die malerische Art der Auffassung muß auch ihr Recht

haben; Farbe und tausenderlei Verzierung versöhnt mit mancher kühn ausbiegenden Linie. Dennoch bleibt jenes Gesetz stehen; was die Natur gebaut hat, darf nicht allzuweit übersprungen, nicht mißhandelt, verzerrt werden, und wir behaupten: die Crinoline gehört nicht unter jene Ausweichungen, welche innerhalb des zulässigen Spielraums liegen.

So lange die Welt steht, suchen Mann und Weib die specifischen Schönheiten des Geschlechts in ihrer Kleidung hervorzuheben. Schlankheit ist die erste Frage bei der weiblichen Gestalt, nachher erst sieht man auf die Schönheit des Einzelnen. Die Schlankheit sitzt im Verhältniß der Hüfte zu der Stelle zwischen den Rippen und den Hüftknochen, der sogenannten Weiche oder der Taille des Leibs. Hier zieht sich die schlanke Gestalt eng und schmal zusammen, um dann voll und breit auszuquellen. Es ist ein Verhältnißbegriff: ein Weib kann kräftig breit über der Hüfte sein und diese Stelle kann dennoch schmal erscheinen durch die noch kräftigere Entfaltung der Hüfte; aber es ist nur natürlich und erlaubt, hier der Natur nachzuhelfen und durch straffere Zusammenziehung über der Hüfte, wohl auch durch Vermehrung des Kleidungsvolumens, das von hier ab den Leib umgibt, das Verhältniß zu stärken und zu accentuiren, wenn dieß nur nicht so weit geht, daß man vergißt, wie es sich eben um einen Verhältnißbegriff handelt. Dann wird für alle Gestalten ein Grad von Dünne über der Hüfte verlangt, wie er nur der magern Gestalt zukommt, und unterhalb dieser Stelle auf das Uebermaß losgearbeitet, von dem wir weiterhin zu sprechen haben. Es hat Zeit gekostet, bis die Menschheit zur Erkenntniß jenes leitenden Hauptsatzes in der weiblichen Kleidung durchdrang; die Volks-

trachten wissen bis heute in wenigen Gegenden etwas von der Taille; sie lassen die Gürtung oder das Ende des Oberkleids nicht mit der Stelle zusammen treffen, wo sich der Leib über den Hüften zu seiner schmalen Mitte einzieht, sondern lieben es, hoch, ja mitten über Busen und Rippen zu gürten und von da abwärts nicht auf Breite und Fülle zu arbeiten, sondern einen Umriß zu schaffen, der an Geradheit des Falls auf allen Seiten das Lineal beschämt.

Die Griechinnen gürteten sich freilich auch ganz hoch, just unter dem Busen, aber das weiche, wenig genähte Kleid fiel von da herab an der Hüfte so auf, daß es sie durch natürliche, bewegliche Falten nur um so schöner hob und zeichnete; daher war es verrückt, daß die französische Mode der Revolutions- und ersten Kaiserzeit mit modern geschnittenen und genähten Kleidern das griechische Verhältniß nachahmte. Das war aber ein Extrem gegen ein anderes Extrem, nämlich gegen den Reifrock und die furchtbare Einpressung der Leibestaille, das war Uebermaß der Opposition. Auf den Reifrock und auf diese Reaktion gegen ihn müssen wir seines Orts zurückkommen; nur so viel wollen wir schon jetzt anführen, daß zur Zeit seiner Herrschaft fast Alles schon gegen ihn vorgebracht ist, was heute gegen die Crinoline geschrieben, gesprochen, gezeichnet, gestochen wird, wie man ersehen mag aus einem gar löblichen Buche, das neuerdings erschienen: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt, ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte von Jakob Falke.“ Aus jenem alten Kriege können wir auch Eines sogleich herausnehmen, was gerade in unsern Zusammenhang paßt. Wir wollen nämlich, ehe wir an unser hochnothpeinliches Gericht gehen,

einen Entschuldigungs- oder Erklärungsgrund abthun, der gar nicht aus dem Geschmacksgebiete, sondern aus der Sphäre der Hygiäne genommen ist. Genau wie heute meinte man damals den Reifrock rechtfertigen zu können mit der angenehmen, zweckmäßigen Kühle, welche die Glieder darunter genießen, und genau wie damals fragten Andere, warum man denn im Winter, wo man nicht Kühle, sondern Wärme sucht, das luftige, weite Rund nicht mit einer mäßigeren Form vertausche? Dieß führt uns freilich auf eine Hypothese über die Entstehung der Crinoline, die so beißender Art ist, daß ein Anderer als ein gründlicher Philosoph der Geschichte meinen müßte, sie allein sollte hinreichen, jedes Weib, das erröthen kann, vor dieser Mode abzuschrecken. Indem wir sagen, was uns darauf führt, ist die verwünschte Hypothese zugleich mit ausgesprochen: man will nämlich auf Seiten der Mediciner wissen, daß jene so belobte Kühle schon Erkältungen mit sich gebracht habe, welche ein verderblich vorschnelles Ende eines Zustandes herbeiführten, den zu verhüllen der ursprüngliche Zweck der Crinoline sei. Doch befassen wir uns als rationelle, vernünftige Denker nicht weiter mit mystischen Dingen, sondern bleiben bei unserem Leisten, kommen zur Sache!

Nun, und so sagen wir denn: die Crinoline ist eine Uebertreibung, welche die Schönheitslinie der Schlankheit nicht verstärkt, markirt, sondern verzerrt, aufhebt, einen falschen Begriff des weiblichen, des menschlichen Baues gibt. Wenn die Contouren von der Hüfte an in das ganz Unmögliche toll auslaufen, so fragt das Auge nicht mehr nach dem Verhältniß der Ausquellung zu dem schmalen Durchmesser der

Leibestaille; Alles ist Eins, niemand ist schlank, niemand unschlank, es gibt in der phantastischen Lüge kein Gesetz mehr. Und das ist nun doch gewiß häßlich, sehr häßlich!

Nehmen wir's aber noch etwas genauer und sehen zu, was für einzelne Schönheiten in dieser Häßlichkeit zu Grunde gehen, so daß man dieselbe nur mit einem herzlichen: schade! schade! betrachten kann. Geopfert, in Mißform verkehrt wird der unendliche ästhetische Vortheil der weiblichen Gewandung überhaupt; er liegt im Faltenflusse des langen Kleides. Der ungebrochene Zug der reichlich ergossenen Falten läßt die Gestalt größer erscheinen, als sie ist, wirkt wie ein erhaltener Rest der stylvollen antiken Gewänder, hat daher einen idealen Charakter und ist nicht die kleinste der Ursachen, warum das Weib dem Manne zum Symbol des Harmonischen, zum Idealbild wird und ihm festlich, wie ein Geist aus milderen und reineren Regionen vor Augen tritt. Schon die Besetzung der Kleider mit breiten Volants stört und bricht dieses schöne Ganze und hebt die scheinbare Erhöhung der Gestalt auf, indem das Auge mit jedem neuen Stockwerk zu einer neuen Figur überzugehen glaubt. Jene wüsten Schreierinnen vollends, die für kurzen Rock und Hosen in Amerika aufgetreten sind, verdienen den ganzen Abscheu ihres Geschlechts. — Das lange Kleid verhüllt nun zwar die Formen, aber nicht, ohne sie errathen zu lassen; bei manchen Bewegungen und Stellungen prägt sich die Bildung der Hüfte, des Beines im Gewandstoff aus, bei Anstrengungen oder wenn ein schalkhafter Bote des Aeolus ihn fest an die Formen preßt, oft in aller Anmuth der plastischen Linie. Eine besondere Schönheit bringt die Bewegung hinzu. Hat ein Weib den rhythmischen, schwebenden,

musikalischen Gang, das unbeschreibliche Neigen und Beugen, das sich so rührend in Sinn und Phantasie einschleicht, so erscheint der große, schwungvolle Faltenzug wie eine poetische, reizende Fortsetzung und Erweiterung des schönen Bewegens der Glieder, wie eine Variation über das Thema. Und nun die Crinoline! An die Stelle des schwungvollen Faltenflusses nach der Tiefe setzt sie die Aufbauschung in die Weite, an die Stelle des Hohen das Runde und Breite, die Ausspannung nach allen vier Weltgegenden, an die Stelle der schönen Natur das Faß, den Hühnerkorb, die Glocke. Keine Form kann sich darin ausprägen, weil keine an das weite Gehäuse anzuliegen kommt, und nebenbei ist nicht zu übersehen, daß das Gestell einen geometrischen Kreis darstellt, die Figur also, von der Seite gesehen, nicht bloß nach hinten (was, mit einiger Maßhaltung bewerkstelligt, ganz in der Ordnung wäre), sondern auch nach vorne aufgetrieben, aufgebauscht erscheint. Nun fällt aber natürlich auch das schöne Echo der Gliederbewegung im Gewande weg, keine schwebenden Falten begleiten sie, führen sie weiter, vervielfältigen sie, ja das Kleid folgt nicht nur nicht dem Leibe, sondern, zum selbstständigen Mechanismus geworden, agirt es nach dem ersten Anstoß, den es durch die Bewegung erhalten, für sich, schwingt sich nach seinen eigenen Gesetzen hin und her; das Weib geht vorwärts, die Glocke, worin sie steckt, dreht im Kreise. Wie man's nur aushalten kann! Soll durchaus der Rock sehr weit abstehen, warum blieb man denn nicht bei der eigentlichen Crinoline, dem Unterkleid von Roßhaar, das den Rock doch wenigstens nicht wagrecht aufbauschte, sondern immer noch etwas Fall hatte!

Wir möchten hier noch etwas anmerken; es ist ein zarter Punkt, den wir schwer in das bestimmte Wort zu fassen vermögen. Es gibt gewisse plötzliche Schwenkungen im weiblichen Gang, recht merklich kokett, und doch braucht eine Dame noch lange keine Kokette zu sein, um mit dieser furchtbaren Waffe die Männerherzen schockweise zu erobern. Kennern brauchen wir nicht zu sagen, daß sie nur im Vorübergehen, im Abgehen, daß sie nicht von der Vorderseite, sondern von der Rückseite sich präsentiren; die Spanier legen einen ungeheuren Werth darauf, haben einen eigenen Namen dafür, der uns entfallen ist, und flüstern gern einer vorübergehenden Schönen ein Wort der Bewunderung zu, um zum Dank eine solche Lazertenbewegung als Augenschmauß zu bekommen. Wie sollte in einer Crinoline diese reizende Schwenkung, Schwankung, Wackelung möglich sein? Es würden nur einige Reife in unorganische, geometrische Drehung versetzt.

Wir halten uns nun nicht weiter bei dem Lächerlichen dieser Kreisbewegungen auf, sondern schreiten in ordentlicher logischer Methode zu unserem zweiten Satze fort: die Crinoline ist impertinent. Impertinent natürlich schon wegen des großen Raumes, den sie für die Person in Anspruch nimmt. Allein das ist noch viel zu allgemein, zu abstrakt gesprochen; nein, impertinent wegen der ungeheuer herausfordernden, augenfälligen Beziehung auf den Mann. „Willst du," so spricht die Crinoline zum Individuum männlichen Geschlechts, das ihr in die Nähe kommt, „hinunter über's Trottoir, oder willst du's wagen, mich anzustreifen, zu drücken? Willst du da neben mir auf dem Parketsitz mein Kleid auf den Schoß nehmen oder darauf sitzen? Fühlst du die eisernen Reife? Fühlst du

die uneinnehmbare Burg, den Malakoffkranz, den entsetzlichen Gürtel der Tugend, der an deine Waden drückt?“ — Wir werden frivol? — O, reizende Leserin, für so unschuldig wirst du selbst uns dürre Gelehrte nicht halten, daß du glaubtest, wir wüßten nicht, was Kleider bei dem schönen Geschlechte sind und bedeuten, wir meinten, sie könnten je etwas anderes sein, als eine Welt von Beziehungen, Andeutungen, eine schweigend beredte Sprache, eine Rüstkammer sanfter Fragen, furchtbarer Abweisungen, rührender Bitten, grausamer Drohungen, glühender Geständnisse, kalter Verschließungen, oder es wäre uns verborgen, welche unter diesen Rüstzeugen die mehr verführerischen seien, die entgegenkommenden oder die abschreckenden, wir zweifelten, was den Mann kühner mache, wenn man ihm lockt, oder wenn man ihn in eine Ecke drückt. — „Aber, unsittlicher Mensch, erkennst du denn nicht, daß ein Kleid, das von den wirklichen Körperformen so weit absteht, daß es gar kein Bild von ihnen gibt, das allersittsamste ist?“ — Au contraire, im Gegentheil, anzi, anzi! Der Contrast ist es, der reizt, die Entstellung, welche über die wahre Gestalt, über die Naturgeheimnisse mit geschärfter Neugier nachzudenken nöthigt, welche den gründlichen Forscher anleitet, abzuwarten, bis etwa eine jener Kreisschwingungen mehr gesteht, als das Kleid selbst, und so den frechen Eroberer — Doch halt! Du, süße Unschuld, die etwa diese Zeilen lesen sollte und doch in Crinoline geht, verkenne uns nicht! Wir sind nicht so böse, als es scheint; wir schreiben das Schlimme, was uns bei einer verfänglichen Tracht einfällt, nicht auf Rechnung der Einzelnen; wir meinen nicht, jede liebenswürdige Trägerin durchlaufe in ihrem Köpfchen die

bösen Gedanken, die in diesen Formen lauern; wir kennen die Macht der Mode, wie sie blendet und zwingt; wir haben nicht vergessen, wie manches ganz reine Herz in den Busen schlug, welche die Tracht der neunziger Jahre so frech entblöste. Nur das muthe man uns nicht zu, daß wir glauben, man sei in dem großen Hexenkessel, aus welchem die Moden hervorgehen, in Paris, sich dessen nicht bewußt, was man braut.

Schließlich hätten wir noch den Satz auszuführen: die Crinoline ist unbequem. Wir wollen uns freilich nicht lächerlicher machen, als durchaus nöthig ist. Es wäre auch gar zu naiv, nicht zu wissen, daß man der Schönheit schwerere Opfer bringt, als der Bequemlichkeit, ja selbst der Tugend, und wäre die Crinoline nur schön, so dürfte sie noch zehnmal unbequemer sein, als sie ist. Nur wenn ausgemacht wäre, daß sie nicht schön ist, läge darin die Vollendung der Verkehrtheit, daß sie zudem noch sehr unbequem ist. Uns scheint es nun freilich ausgemacht; allein eine gewisse Art von Reiz haben wir allerdings ihr zugeschrieben, und die Unbequemlichkeit wird nun von den zarten Händchen als ein Motiv benützt, diese Art des Reizes noch zu verstärken: das Kleid wird im Gehen vorne zierlich in die Höhe genommen — welches Herz kann da widerstehen!

Nun wollen wir vorerst Halt machen. Von andern Stücken der neueren Frauenmode soll nachher die Rede werden; wir bleiben für jetzt beim Hauptstücke stehen. Wir haben nun zu erklären, wie es denn komme, daß eine solche Mißgestalt aufkommen konnte und sich bis heute halten kann, wir schicken uns an, für unsere Grobheit den Leserinnen eine glänzende Satisfaktion zu geben.

Heraus denn mit dem Wort, auf das wir es vor allem angelegt haben: die Schuld liegt nicht am Weibe, sondern am Manne. Die Männermode war weibisch geworden, da wurde die Weibermode männisch. Der Mann bot die Blöße, öffnete die Bresche, in welche das Weib mit Pomp und Triumph, mit fliegenden Fahnen, aufgebauscht, aufgebläht, ein wandelnder Luftballon, eine geschwollene, rasende Dampfnudel eindrang.

Die Männermode der vierziger Jahre hatte es zu einem ganz vernünftigen, hübschen Rocke gebracht. Die Taille saß, wo sie sitzen soll, in der natürlichen Taille des Leibs; sie griff hier kräftig ein und die kurzen Schöße, etwas faltig (mitunter freilich zu faltenreich oder „lockig," was denn allerdings eine Ausartung war) standen vom Leibe ab. Der Mann soll nun freilich nicht die Schlankheit der weiblichen Taille heucheln; sein Körperbau zeigt nicht den Gegensatz der eingezogenen und dann ausgeschweiften Linie der Hüfte, wie der weibliche; allein der Unterschied ist kein absoluter. Eine Hüfte, die so schmal ist, daß sie mit der Weiche gleiche Linie bildet, steht auch dem Manne schlecht an, und man übersehe zudem nicht, daß es sich nicht bloß von der Façade, sondern auch von der Seitenansicht handelt. Wo diese über dem Hüftknochen keine Eintiefung zeigt, da fehlt es an kräftiger Bildung jenes Theils, auf welchen der gerechte Logos in den Wolken des Aristophanes so großes Gewicht legt; einen schlechten oder gar keinen Hintern besitzen ist aber immer ein ästhetisches Unglück.

Es spricht jedoch für einen Rock, der durch tüchtiges Eingreifen die Taille betont, noch ein anderes Moment: feste

Gürtung hebt die Brust, die Brust aber ist eine wesentliche Geschlechtsschönheit des Mannes. Schon darum würden wir für den Soldaten die Gurtkuppel vorziehen. Die Behandlung der Brust nun war ebenfalls in der vergangenen Rockmode eine ganz löbliche. Es wurde zu ihr noch ein Theil der Achsel gezogen, und so erschien sie etwas breiter, als in der Natur, was ganz zu den erlaubten Eitelkeiten gehört. Der Aermel war ziemlich anliegend und zeigte die Muskulatur des Arms. Dieß und die Verengung der Achsel hinderten freilich einigermaßen die Bewegung, doch konnte ein guter Schneider dem leicht vorbeugen. Die Hosen waren etwas mehr weit, als eng, was ganz das Richtige ist, denn da jeder Rock den Rumpf stärker erscheinen läßt, als er ist, so bringen enge Hosen immer den Eindruck eines unzulänglich dünnen Gestells mit sich, sie wären denn ganz anliegend, wodurch die Kraft der Muskeln specieller gezeichnet wird und ins Auge tritt. Doch wird das Mißverhältniß auch im letzteren Falle nicht aufgehoben, wie sich davon jeder überzeugen kann, der die ungarische Infanterie mit ihren modernen Röcken und nationalen Hosen sieht.

Schreiber dieses hatte die Wendung der Mode in den fünfziger Jahren nicht alsbald bemerkt. Als ihm der Eine und Andere, angethan mit dem neuen Schneiderkunstwerk, begegnete, meinte er anfangs einzelne Männer mit abnorm weiblich gebildeten Beinen und dem mehr schiebenden Gange zu sehen, der sich bei dem Weib aus der eingezogenen Bildung des Knies bei ausgebogenem Oberschenkel ergibt. Allein es begegneten ihm deren Mehrere und immer Mehrere, bis ihm die Augen aufgingen und er zum Bewußtsein über den

Grund, über die neue Mode kam. Die Schöße des Rocks — von hier müssen wir nun ausgehen — waren nicht mehr abstehend, sondern so geschnitten, daß sie unter der Breite der Hüfte und dem Sitze sich einwärts an den Oberschenkel legten, die Hosen aber waren ganz eng geworden. Nun entstand eine Linie, die sich vom Oberschenkel gegen das Knie einzog, und hiemit der Schein einer weiblichen Kniebildung, was man in einigen Gegenden Deutschlands Weinstühle, in andern Schneiderbeine heißt. Die enge Hose an sich schon machte den Eindruck der Kraftlosigkeit. — Jetzt gehen wir weiter nach oben. Die Taille des Rocks saß nicht mehr im natürlichen Einschnitte des Körpers, sondern oberhalb desselben, und dieß erinnerte freilich zunächst nicht an weibliche Taille, allein der obere Theil der Schöße, da sie nach unten wieder einwärts liefen, ergab das Bild einer sehr fetten Bildung dieser Gegend und erschien daher weiblich im Uebermaß. Nun die Brust. Sie stellte sich schmäler dar, als in der Natur, denn die Aermel waren auf einmal sehr weit geworden und zudem, wie in der lächerlichen Mode der dreißiger Jahre, oben, wo sie ansetzen, in spitz aufstehender Faltung aufgefaßt, wodurch denn auch die Schulter, obwohl in freier Bewegung begünstigt, doch, da jede Bestimmtheit ihrer Form verschwand, in der Erscheinung keineswegs gewann, sondern ins Charakterlose verschwand. Der Aermel war, wie in die Weite, so auch in die Länge gewachsen, so daß er die Hälfte der Hand verdeckte. Fragt man sich, wie die Mode auf solche Aermel gerathen konnte, so scheint die nächste Antwort: der Bequemlichkeit wegen. Allein wenn der Schneider nun leichtere Arbeit hatte, der Armbewegung Raum zu geben, so

vergesse man, da einmal vom Zweckmäßigen die Rede sein soll, nicht, daß weite Aermel recht wie gemacht sind zum Erkälten, denn nirgends mehr als am Arme schleichen sich Erkältungen ein. Weite Aermel gehören ins heiße Klima, wo jeder Druck des Kleides am Arm unleidlich ist; da aber wird dann dieser Theil des Gewandes mit Verschnürung, Borten in Gold und Silber, spitzigem Ausschnitt, Quasten u. dergl. reich verziert; da ist man träg, läßt sich viel bedienen, muß nicht jeden Augenblick fürchten, Staub, Tintenfässer, Speiseschüsseln mit dem Geschlampe auszuwischen und auszutunken. So war es offenbar viel weniger eine Bequemlichkeit, als eine Koketterie, um was es sich handelte. Weite, luftige Gewandstücke haben etwas Flottes, Freies, Schwebendes; allein sie wirken in diesem Sinne nur als Theile eines Ganzen, das denselben Charakter trägt und überhaupt der Phantasie, auch dem Farbensinn Raum gibt. Nur um's Himmelswillen mit unserer Tracht, deren Princip Phantasielosigkeit und Farbenverachtung ist, nichts Romantisches verbinden wollen! Es wird zur ärmlichsten Caricatur, zum Probstein, zum Maßstab, der die Dürftigkeit, die hungrige Trockenheit des Ganzen nur um so härter ins Licht setzt, recht zum Armensündergerichte!

Wir erinnern hier an die Shawls, wie sie neuerdings bei den Männern aufgekommen sind. Nicht darum sind sie lächerlich, weil die Weiber solche tragen; in Spanien, in Südamerika, in Schottland (plaid) ist bekanntlich der Shawl auch Männertracht; aber er prangt in reichen, vollen Farben, und so freilich ist er ein stattliches Stück, im ärmlichen Grau und in den beliebten Mißfarben dagegen ein hölzerner Sporn, ein pappendeckelner Helm. Freilich aber, wie würde ein

Shawl mit vollen Farben zu unserer übrigen Tracht passen? — Gelegentlich erwähnen wir auch den gestrickten Halsshawl Cache-nez, auch Bajadere genannt, ein Ding, das leider immer mehr einreißt. Eine bessere Anstalt läßt sich nicht erfinden, wenn es gilt, alles auf möglichst vielen Katarrh anzulegen; der Hals wird über das Maaß erwärmt, in Schweiß gebracht, so daß nun jedes Lüftchen ihn erkältet. Die gebildeten Klassen, die etwas mehr nachdenken, könnten es füglich dem Knoten überlassen, mit der bunten Strickarbeit seines Schatzes am Sonntag zu prangen.

Kommen wir auf unsern Aermel zurück; wir haben noch weitere Zwecke der Koketterie aufzuweisen, die ihn hervorriefen. Seine weite Oeffnung läßt die Hand kleiner erscheinen und gebietet sehr häufigen Wechsel der Wäsche, ja es thäte Noth, stündlich das Hemd zu erneuern. Freilich hat es mit der Noblesse des stündlichen Weißzeugwechsels seine Wege, Manschetten thun's auch; aber item, es sieht eben doch höllisch vornehm aus, so ein schwarzes oder mit rother Seide gefüttertes Loch mit feiner Wäsche und mit der zarten, weißen Hand darin! Im trockenen Ernste müssen wir freilich sagen, daß Kokettiren mit der Hand nach unserer ästhetischen Confession *nicht* zu den zulässigen, sondern zu den kleinlichen, den lächerlichen Manneseitelkeiten gehört; eben so das Kokettiren mit kleinem Fuß. Dem Manne steht die Kraft an, wohl die Kraft mit Anmuth, aber nicht das Niedliche.

Nun muß aber noch ausdrücklich von der Bewegung die Rede werden. Weite Gewänder gehören für Zeiten und Völker, die sich stattlich, mit einer würdigen Weitläufigkeit bewegen. Unsere Bewegungen sind rasch, kurz, knapp, ihr

Charakter ist durch das herrschende Princip der Zeitersparniß bedingt. Ein Mensch etwa unter Tausenden hat in unsern nordischen Ländern schönen Gang, entwickelte, schwungvolle Haltung. Bei solcher Stylllosigkeit der Bewegung bringt nun das weite Zeug nur den vollendeten Begriff der Schlaffheit, ja, weil die Hand in der weiten Höhle verschwindet, des ganz Blöden, Latschigen mit sich. Das sind nicht mehr Arme, sondern Flügelrudimente, Pinguinsflügelstümpfe, Fischflossen und die Bewegung der formlosen Anhängsel im Gang sieht einem thörichten, simpelhaften Fuchteln, Schieben, Nachjücken, Rudern gleich. — Dazu kam nun endlich die Länge des ganzen Gebäudes. Langer Rock ist nur leidlich, wenn er gar nicht in die Taille geschnitten ist und wenn er in freien großen Falten fließt; ist aber ein nach der Taille organisirter Rock einmal lang, so gibt ihm straffer Eingriff an dieser Stelle wenigstens etwas Charakter: sitzt er hier nicht am richtigen Ort, faßt er den Leib nicht zusammen, hängen die Schöße schlaff herab und kommen noch die gestaltlosen Aermelsäcke dazu, so ist das nicht ein Rock, sondern ein Kittel; der Begriff des völlig Schlaffen, des Lotterichen und Schlotterichen ist bis zur Vollendung realisirt.

Es ist Zeit, daß wir aus unsern technischen Beobachtungen das höhere Resultat ziehen. — Schlaff, schlaff! hat uns jeder Zug dieser Männerkleidung zugerufen; doch nein, das Wort ist nicht zureichend; blasirt! blasirt! höllisch blasirt! Und vornehm, so recht aristokratisch blasirt! Das ist die Predigt, die aus diesem Affenkittel mit den engen Hosen hervorschallt. O, wie ländlich, wie naiv wäre es, so spricht diese Mode, irgend ein Pathos zu haben, auf irgend etwas

gespannt, für irgend etwas warm zu werden, irgend ein straffes Wollen kund zu geben, ausgenommen etwa in Aktien, in Papieren! O, wir sind müd, müd, stumpf, lahm, abgereizt bis auf den letzten Nerv! O wir lassen die Welt laufen, wie sie läuft; es ist doch alles Streben kindisch, und zum Zeichen dieser unserer Reife soll an uns alles theils hängen, schlottern, lottern, theils dürr und steckenhaft sein. — Und als der Verfasser dieser vernünftigen Gedanken den ersten Jüngling mit dem allermodernsten Hemdkragen auf der Eisenbahn einsteigen sah, so meinte er alles Ernstes, einen Pfaffen zu sehen; denn dieser weiße Streifen läuft ja in gleicher Höhe niedrig um den Hals, wie das bekannte Collar des katholischen Clerus, und der lange Kittel war zudem schwarz. Als er den Weltmenschen neuester Mode erkannt hatte, begriff er, was auch dieser Hemdkragen heißen will: O, uns ist Alles, Alles Eins, auch die Concordate! Warum nicht? Sollen wir für Aufklärung schwärmen wie edle Jünglinge? Ist nicht Hierarchie vornehmer, als die Plattheit seichter Geisterbefreiung, die am Ende immer darauf geht, den noblen Menschen im Genusse zu stören? — Zudem gibt dieser Kragen, da er den Hals in gerader, scharfer Linie rund umschneidet, so etwas angenehm frisch Geköpftes, was so recht zum Charakter des Blasirten stimmt.

Zur Farbe müssen wir noch etwas hinzufügen. Daß ein gebildeter Mensch keinerlei ungebrochene oder nur überhaupt kräftig ausgesprochene Farbe auf dem Leib tragen darf, ist ein längst bekanntes Axiom unserer modernen Gesellschaft. Doch duldete die Tracht der vorigen Jahre, freilich neben unseliger Neigung zu den verschiedenen Uebergängen des

Violetten, noch ein ziemlich kräftiges Blau und Grün. Die letzte Mode erst läßt durchaus nur noch Mißfarben zu und besonders vorgezogen wurde zunächst das so recht innig an den Schmutz erinnernde Braungrün. Daneben war natürlich wie vorher Schwarz beliebt; neu aber kam auf das Graue. Und dieß war sehr richtig gefühlt; die vollendete Mattheit und Schlaffheit im Schnitt mußte sich mit der Farbe der Waisenbubenuniform vermählen; das ganz Blasirte ist farblos, selbst Schwarz ist ihm zu entschieden, grau, grau, wie die Seele drinnen, mußte der Kittel werden. Nebenbei mag hier bemerkt werden, wie lächerlich der Farbensinn, da er sich doch nicht ganz unterdrücken läßt, unter dem schweren Druck der Mode sich Luft macht. Bei den nobeln Leuten spielt er in allerhand Schnörkeln von anderer Schattirung der Grundfarbe in den Seitenstreifen (galons) der Hosen, ja wir haben Onkel-Toms-Hütte-Hosen erlebt. Das unglückliche Volk aber, bei welchem er stets ungeschwächter sich erhält, wird mit scheußlichem Rhabarber- und Ockergelb und mit allerhand Buntem, das eine grelle Verbindung von lauter dennoch unreinen Farben zeigt, vom Höllenrachen der Fabriken abgespeist; die Juden namentlich, deren orientalischer Sinn eine dunkle Reminiscenz der Farbenfülle bewahrt, greifen nach diesen Stoffen.

Gehen wir nun in unserem Bilde des ächt modernen Gentleman weiter nach oben, so haben wir über Gesichtsdecoration nichts weiter zu sagen, als daß das Einzwicken der Lorgnette in die Augenhöhle sich als einer der liebreizendsten Züge unseres Stutzerthums billig erhalten hat. Dem wahrhaft modernen Individuum würde es natürlich schlecht

anstehen, gut zu sehen; es ist aber zu gebildet, nicht zu wissen, wie unheimlich der Glasglanz der Brille, bleibend über den Augen, das Gesicht entstellt. Die Lorgnette oft mit der Hand aufzunehmen, ist an sich unbequem und wäre vollends gegen den nobeln Abandon; man verwendet also zum längeren Einklemmen ein Organ, das zu allem eher berufen erscheint, als zum Packen und Zwicken, das Auge; die verwünschten Falten, die sich dadurch bilden, geben dazu einen Ausdruck, worin feines Visiren, kritischer Schnellblick und ein Ennui, ein eigentlich doch nicht der Mühe werth Finden, eine pointirte Morosität sich famos vornehm vereinigen. Im vollen Widerspruche mit dem Charakter des Kittels, der Hosen, des nunmehr wieder zahm stehenden oder, wie schon bemerkt, pfäffisch in gleich niedriger Rundung umlaufenden Vatermörders ist der Vollbart geblieben. Ueber diese und andere Reste des Männlichen oder Keime der Wiederermannung nachher ein Wort; wir fügen nur noch bei, daß neben demselben auch der englische Backenbart aufkommen zu wollen scheint, der bei rasirtem Kinn unbeschnitten in langen Zapfen vom Backen schief abragt, recht wohl erfunden, um ein falsches, abgeschmacktes, verrücktes Bild vom Gesichtsumriß zu geben. Es bleibt uns aber noch etwas zu sagen über die Frisur. Wir müssen unsern Apoll umdrehen und von hinten angucken. Und hier verzeihe man uns, wenn wir nicht im eigenen Namen reden; wir mögen die groben, wüsten Dinge, die wir hier sagen müssen, nicht auf die eigene Verantwortung nehmen.

Steig also herauf, alter, lustiger, närrischer Wörterschnörkler Fischart, und laß vernehmen, was du zu der

Erscheinung sagen würdest! Aber ehe wir dich zum Worte kommen lassen, bitten wir die zarte Leserin, die Stelle zu überschlagen, und bemerken zu ihrer Warnung ausdrücklich, daß sie mit Anführungszeichen beginnt und endet.

Schon glaube ich unsern derben Ahn zu vernehmen, wie er also spricht: „Was willst nun noch, lotterichter, schlotterichter, armfuchtelichter, matter, schlaffer, flatterichter, tappicher, engbrüstiger Aff, Weiberknieschiebender, dürrwadiger, lendenfetter, verklemmter, Roß- und Kuhdreckfarbiger, regenwetterisch grauer, hungerleiderischer Lump, der die Hosen am Arm und die Aermel an den Beinen trägt, was willst nun noch? Haben die Läus nit gnug Waldweg und Fußsteig auf deinem Grind? mußt ihnen noch die breite, weiße Landstraßen über den Hinterkopf dämmen, schwemmen und kämmen, bauen, krauen und stauen? Sollen die Thierlein um so bequemer hintenüber processiren und marschiren, auf daß sie sehen, daß nichts hinter dir ist, wie nichts vor dir? Meinst wohl, ein schöne Frauen werde dich um so lieber küssen, wenn die unsaubern Hausleut in's Genick gewallet und gewandelt seien? O pfui Teufel! ich möcht' auch wohl, wenn ich ein ehrlich deutsch Weib wäre, so einen ausgeblasenen, ausgetunkten, ausgesupften und ausgetupften Brocken vom wälschen Tisch, so einen mürben, pelzigen Kohlrabistengel, so ein faules, altes Kohlblatt, das am Abgußstein in der Kuchen herunterhängt, an mein Herze drücken, fügen und schmiegen" u. s. w.

So würde ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts sprechen, der nicht begreiflich fände, wie man das Noble allein in die Feinheit und Kostspieligkeit der Stoffe kann

legen wollen, der in derselben keinerlei Ersatz für den Mangel aller Phantasie in Form und Farbe erkennen würde, der kein Auge hätte für die reservirte Vornehmheit in Blick und Miene, wie sie mit jedem Zuge die ehrliche Freude am Vollen und Glänzenden verspottet und zu sagen scheint: ich könnte wohl, aber ich mag nicht, und der daher alles zusammen nur eben recht gemein und dürftig finden müßte. Und gestehen wir nur, wir haben ihn gerne zu Wort kommen lassen, weil wir selber mitunter etwas derber sind, als ein geläutertes Gehör es leicht vertragen mag, auf der Folie der noch größeren Derbheit aber die unsrige vielleicht etwas anständiger erscheint. In der That aber brauchen wir diese neueste Männermode nicht mit den bunten und formreichen Trachten des sechzehnten Jahrhunderts zusammenzustellen, um hart, wenn auch nicht so hart, wie unser aus dem Geisterreich beschworener Fischart, von ihr zu sprechen. Es genügt selbst die Vergleichung mit dem Schnitte der vierziger Jahre, von der wir ausgegangen sind; sie verhalten sich wirklich zu einander wie straff und schlaff.

Und nun kommen wir auf unsern Ausgangspunkt, die weibliche Mode und ihr Hauptstück, die Crinoline, zurück und sagen zuerst einfach: was Wunder denn also, da der Mann so weibisch, so zahm, so breiweich auftrat, daß das Weib ein Kleid anlegte, das nicht etwa bloß schreit, nein wettert, flucht, donnert, so daß man nie mit so viel Recht von „Aufdonnern" reden konnte? ein Kleid, das auf den ersten Blick schon ruft: alle Hagel, Kreuz-Stock-Schwere-Noth, Bomben-Element, noch einmal, ich bin da, ich brauche Platz für Zwei, Vier, Sechs! — Wenn der Mann Weib wurde,

was Wunder, daß das Weib nicht nur Mann überhaupt, sondern nur gleich Husar, Dragoner, Küraſſier wurde? daß sie nun zum ungeheuern Rock auch noch die hohen Absätze an Schuh und Stiefelchen nahm, um recht bubenmäßig dreinzutrappen? und daß sie den Amazonenhut mit wallender Feder schief aufs Ohr setzte, unsere Angströhren zu verhöhnen? Wie könnt ihr darüber schelten? Würden's die Väter und Ehemänner nicht leiden, so würden die Weiber nicht so über die Schnur hauen. Die Männer muß man anklagen, wenn die Frauen aus Rand und Band gehen.

Nun aber meine man nicht, wir gerathen, wenn wir die Damenmode aus diesem Gegensatz erklären, aus dem Grundbegriff des Blasirten und Aristokratischen heraus, den wir in der Männertracht dargestellt fanden. Eben die letzte Bemerkung führt uns vielmehr wieder zu demselben zurück und gibt den natürlichen Anlaß, die Sache etwas genauer und allgemeiner zu nehmen. Die Stimmung vor 1848 war frisch, männlich, strebend, reich an Hoffnungen und freilich auch reich an Illusionen; es folgte die Zeit der Reaktion und in solchen Zeiten gibt man mit den Träumen leicht auch Hoffnung, männliches Streben, Glauben an höhere Güter der Menschheit, jedes Pathos auf. Die bürgerlichen Stände werfen sich auf Industrie und Geld; der Adel, die exquisite Gesellschaft sitzt wieder oben und theilt jenen die Luft mit, in der welken, lahmen Zeit raffinirt zu genießen und den feinsten Genuß in der Ironie der Blasirtheit zu suchen. Farbe bekennen gilt für lächerlich, straff sein für kindisch; wie sollte da die Tracht nicht auch farblos, schlaff und eng zugleich werden? Solche vornehm blasirte Zeiten

haben aber auch gewöhnlich zur Folge, daß das Weib in der Gesellschaft zu hoch obenauf kommt. Das Weib hätte wenig Freude daran, wenn ihm ganz klar wäre, was das bedeutet, wie wenig wahre Ehre mit dieser lasciven Herrschaft ihm eingeräumt ist. Es ist nicht zum erstenmal, daß dieß Obenaufsitzen sich im Reifrock seinen Ausdruck gibt, auch nicht zum zweitenmal, nein, znm drittenmal.

Es ist bekannt, daß die phantasiereiche Tracht des sechzehnten Jahrhunderts um die Mitte desselben in Spanien jene höfische Einziehung und Verengung erfuhr, welche ein treuer Ausdruck des politischen und hierarchischen Despotismus in diesem Lande war; gleichzeitig mit dem eng anschließenden Wamms, der steifen Halskrause, den anliegenden Hosen u. s. w. kam damals beim Weibe zum erstenmal der Reifrock auf, freilich, dem streng kirchlichen Geiste entsprechend, noch nicht mit offenem Busen, sondern eng bis oben geschlossenem Leibchen und mit der Halskrause verbunden.[1] Seine erste Auferstehung

[1] Der Reifrock der ersten Periode muß lang geherrscht haben, denn noch 1644 schreibt Philander von Sittewald (Moscherosch) in seinen „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten," der bekannten Umschreibung der Sueños des Spaniers Quevedo gegen ihn; es mag hier der Schluß seiner Strafpredigt stehen als Beleg für das Alter der übeln Nachrede vom Ursprung dieser Mode und als kleine Probe der Derbheit der Zeit, wogegen die unsrige Kinderspiel ist; wir schreiben aber die Stelle mit griechischen Buchstaben, um zarte Leserinnen nicht erröthen zu machen. *Ἀλσο εἰνε λοσε σχανδὲρ, διε μιτ εἰνεμ ὀνεέλιχεν κινδ σχυαγγερ γαγγεν ὀνδ σολχεν ἰρεν ὀνέρλιχεν βαυχ φορ δερ ὑελτ φερδεκεν ὑολλεν, ἁτ διε γροσσε γεπελςερ ὀνδ ῥειφσχυρζε ἀνφαγγς ἐρδαχτ ὀνδ ἀυφγεβραχτ, ὀνδ εἰν ἐρλιχε ἰεγγφραυ, διε φον κεινεμ μαννε ὑεσστε, εἰν ἐρλιχες ἐένειβ, δας ἰρεν σχυαγγερεν λειβ φον γοττες γναδεν ὀνδ μιτ ἐρεν τρεγε, ἁτ σολχε ἐρλοσε τραχτ ναχγεμαχτ ὀνδ νιχτ βετραχτ διε*

feierte er dann im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Ludwigs XV. und, der Wollust der Sitten entsprechend, verband er sich nun mit dem weiten, frechen Ausschnitte des Oberkleides. Die Reife waren schon in der ersten Periode nicht nur von Fischbein, sondern auch von Draht, Eisen, wie jetzt. Die dritte Epoche seiner Herrschaft, die zweite Auferstehung ist das unverkennbare Symbol der Vollendung der Reaktion durch den Imperialismus, der sich breit und hohl ausspannt wie dieses sein Bild, der als letzter und stärkster Ausdruck der Zurückschwellung aller Tendenzen des Jahres 1848 seine Macht wie eine Glocke über Gutes und Schlimmes, Berechtigtes und Unberechtigtes der Revolution gestürzt hat. Nebenher wäre es interessant, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß unser Reifrock, wie der erste, speciell spanische Erfindung sei. Daß die Zeit nervös sinnlich ist, wie jene des achtzehnten Jahrhunderts, drückt sich in dem nicht viel geringeren Grade der Decolletirung aus, die damit, wiewohl glücklicherweise der grande tenue vorbehalten, Hand in Hand geht. Der letzten Blüthe des Reifrocks machte die Revolution ein Ende und sie setzte an seine Stelle die vermeintlich griechische Tracht, die wir oben schon in anderem Zusammenhang berührt haben. Unsere Zukunft wird wohl nicht ebenso Thorheit an die Stelle der Thorheit setzen, wie die Umgestaltung unserer politischen und gesellschaftlichen Welt nicht aus einer sentimentalen Schwärmerei

ὀρσαχ, ὑαρυμβ ἐς διε ἐρςε ἐρφυνδεν ἀττε. Ἰς δας νιχτ ζυμ ἐρβαρμεν: Λαννενέρω διε φρανζοσεν σελβς σολχε γεπυλςερτε ὑειβερκλειδυγγεν δες κασχεβαςαρδς δας ἰς υρενκλειδερ ὀδερ βαςαρδβεργερ ἀβεν ζυ νεννεν γεπφλεγτ.

für das Griechenthum entstehen wird. Wir sind wohl doch etwas vernünftiger geworden, wir haben schon jetzt, mitten in der Unform, ein helleres Bewußtsein über sie und uns, als jene früheren Perioden.

Und wie wir denn zu der Frage nach dem Bewußtsein gelangt sind, so erinnern wir uns endlich unseres Versprechens, nicht bloß zu urtheilen und zu schelten. In der That, es ist hohe Zeit, von unsern unvernünftig vernünftigen Gedanken zu den vernünftig unvernünftigen überzugehen. Wir besinnen uns, wir hören auf zu predigen. — Ist ein Einzelner weiser, als Tausende, Millionen? Wir blicken diesen Tausenden, Millionen genauer ins Gesicht, und finden unter vielen Blinden so manchen Sehenden, welcher uns vertraut, aber auch verweisend mit einem Ausdruck ansieht, der da sagt: „als wüßten wir's nicht selber!" Wir finden so manches hellaugige Köpfchen, das uns recht munter anblinzt, die Unterlippe heraufdrückt und mit jedem Zuge spricht: „So? jetzt gerade erst recht!" Wirklich, wir haben noch nicht alle Faktoren beisammen; nicht bloß mit dem stillen, starken culturgeschichtlichen Gesetze haben wir es zu thun, das, wie jedes Kind weiß, hinter der Willkür verborgen waltet, welche die Mode bestimmt, das uns unbewußt nöthigt, unsere politischen, geselligen, sittlichen, gemüthlichen Zustände in unserem Kleide symbolisch abzuspiegeln; uns fehlt noch ein dritter Faktor: die Narrheit, die Phantasterei, der allgemeine, unverwüstliche Studentenhumor des Menschengeschlechts. Ich weiß recht wohl, daß es toll ist, sagt dieser Humor, aber gerade darum will ich es; ich will die Philister ärgern; ich will das Unvernünftige mit Lust betreiben, um zu zeigen, daß ich ein freies

Wesen bin; ich will von der Natur abweichen, um zu beweisen, daß ich, wenn ich ihr ein andermal folge, es auch mit und aus Freiheit thue, daß ich nicht bin ein Strauch, Baum, Thier, dem Stengel, Blatt, Ast und Stamm, Glied, Haut, Pelz eben wachsen, wie sie wachsen müssen; keine Ruhe will ich haben, zupfen und schieben, drehen und dehnen will ich an meiner Erscheinung immer aufs neue, damit man sehe, daß ich lebe, d. h. meine Zustände, Stimmungen, Affekte, Gedanken wechsle; lacht einer, ich lache mit; spottet einer, ich spotte mit; reißen die Dichter, die Satiriker tausend Witze, bringen die Caricaturblätter unzählige Caricaturen: hilft alles nichts, weil ich ja eben das alles zum voraus weiß und doch will, was ich will. — Was hat man nicht alles schon getragen! Als man die Schnabelschuhe, die sogenannten Kraniche bis auf zwei Schuh über die Fußlänge fortsetzte, als man Glöckchen an Ellbogen, Knie, Hand- und Fußgelenk und an das Ende der Gugel setzte, war man gar nicht so dumm, nicht zu wissen, daß das närrisch ist. Studentenhumor haben wirs genannt; wir erinnern uns einer Zeit, da der Studiosus Thaler statt Rädchen in den Sporen trug; die verrückten Mützen, die Kanonenstiefel, die ellenweiten rothen Hosen, die Ungeheuer von Pfeifen, was war es anders, als Romantik, welche eben recht auffallen, dem Philistersmann recht wahnsinnig erscheinen wollte?

Wir haben gesagt, dieses Princip der launischen Freiheit liege hinter einem gewissen geschichtlichen Gesetze verborgen, das uns unwillkürlich anleitet, unsern Zeitcharakter in der Tracht und Mode auszudrücken. Das Verhältniß dieser leitenden Bedingungen werden wir zunächst zu bestimmen haben. Unterscheidet man genauer, so thut man gut, mit den neueren

Historikern des Costüms, namentlich mit dem Manne, der über „Trachten und Moden“ so angenehm gehandelt hat und dem wir diese unsere vernünftigen Gedanken als ihrem Wecker anvertrauen, unter dem ersteren Wort einen Typus zu verstehen, der eine ganze Periode dauert, unter Mode den raschen, fast halbjährlichen Wechsel der Formen innerhalb dieses Typus. Dann ist klar: in der Tracht, im Typus herrscht mehr das bezeichnete Gesetz, in der Mode die freie Laune.

Doch so ganz einfach liegt die Sache nicht. Eine Form kann anfangs blos Mode scheinen und wird Tracht. Die närrische Laune, die burschikose Willkür des Menschengeschlechts durchkreuzt sich in unberechenbaren Uebergängen mit der instinktiven Nöthigung, unserer äußern Erscheinung den Stempel unserer Sittenzustände aufzudrücken. Die Crinoline, um bei unserem Hauptgegenstande stehen zu bleiben, ist eine Tollheit, die kein Weib von Witz tragen wird, ohne gleichzeitig darüber selbst zu lachen; und dennoch war es nicht so ganz bloßer Spaß, als wir meinten, sie sei ein Bild vom Geiste der Reaktion, des Imperialismus, vom Ueberwachsen des Weibes bei dem blasirten Erschlaffen des Mannes, ein Bild der höfischen und aristokratischen Tendenzen. Sie schien eine Grille des Augenblicks und sie hat sich für eine Periode festgesetzt wie der 2. December. Nett wär's doch, wenn beide Luftballone miteinander zerplatzten! — Im Grund sind diese Dinge eben frei und unfrei zugleich. Es ist ein Helldunkel, worin Nöthigung und Humor sich durchdringen. Wir schelten und lachen über jeden neuen halbjährlichen Ukas der Mode, der uns aus Paris zukommt, und wir gehorchen dennoch. Wir schütteln an der Sklavenkette und wir zerbrechen sie nicht.

Der Zwang schleicht und schmeichelt sich sachte ein und in kurzem meinen wir, es könne gar nicht anders sein. Doch je phantastischer eine Form, desto stärker geht neben dem gebundenen Willen das klare und ironische Bewußtsein her. Und dieses Bewußtsein verbürgt uns, daß die Thorheit nicht dauern werde; je mehr es wächst, desto näher ist die Zeit, wo es wirkt, zur That wird, die Fessel abwirft. Dieß gilt natürlich von den Urhebern einer Mode, wie von ihren Nachtretern; der Unterschied beider ist schließlich ohne Gewicht, denn die Urheber legen im Grunde sich selbst die Fessel zuerst an und werden ihre eigenen Knechte.

Wir haben sehr übel von unserer Zeit gesprochen: Blasirtheit, aristokratische Ironie, raffinirten Genuß- und Geldgeist, Schlaffheit und andere sehr böse Dinge haben wir ihr nachgesagt. Das ist natürlich nicht so gemeint, als ob wir die ernste Strömung inmitten des Matten und Lahmen, den männlichen Geist der Erfahrung, alle die Keime einer Zukunft verkennten, welche straffere, schwungvollere Tage in Aussicht stellen. Und für diesen Zusammenhang haben wir einige Bemerkungen über das Bessere und Schönere in unserer Mode aufgeschoben, was vielleicht den Ansatz zu einer Veränderung der Formen enthält, die dem veränderten Leben entsprechen wird. — Das Männerkleid betreffend, müssen wir vor allem nachholen, daß seit kurzem die widerlichsten Unformen nachlassen; die Schöße stehen wieder etwas ab, die Hosen sind etwas weiter.[1]

[1] In der Farbe freilich ist es nicht besser geworden. Statt des Grauen ist jetzt wieder ein abscheuliches Violett, eigentlich Braun-Blau-Roth, dunkler oder ganz blaß beliebt, eine Farbe, für die wir nur das Wort haben: zum Erbrechen.

Daß man sich den Bart nicht hat nehmen lassen, haben wir mit Vergnügen bereits registrirt. In der That gehört ein Zwang, den Bart zu entfernen, schon darum zu den drückendsten Tyranneien der Mode (wenn nicht gar des Eingriffs der Regierungen), weil nach ewigen Grundrechten ein Mensch nicht verhindert werden soll, gewisse Unschönheiten des Profils durch den Bart zu verbergen: sehr zurückgeschobenes, kleines Kinn durch Kinnbart, sehr vorgeschobenen Unterkiefer durch Schnurrbart ohne Kinnbart; von dem großen Hauptprincip zu schweigen, daß der Barbar die Natur ausrottet, der Gebildete sie bildet und pflegt. Schließlich aber ist freier Bartwuchs in gebildeten Zeiten immer Ausdruck eines Drangs, vom Conventionellen zur Natur zurückzukehren, und er entspricht dem Realismus und dem Zuge zum Naturwahren in der Wissenschaft und Kunst.

Auch der breitkrempige Filzhut hat sich aus dem Schutte der Barrikaden, wo er als Freischärlerhut liegen geblieben war, wieder aufgemacht und seinen Platz neben dem schwarz glänzenden Cylinder behauptet. Dieser wird sich freilich so schnell nicht verdrängen lassen. Jede Tracht reservirt sich einige Stücke, mit welchen sie vorzüglich nobel thut, d. h. welche viel Geld kosten, weil sie schnell ruinirt sind, namentlich weil jeder Regen sie verderbt, und weil sie doch, mit dem kleinsten Makel behaftet, anständigerweise nicht mehr getragen werden können. Dieß ist nicht leicht bei einem Kleidungsstück mehr der Fall, als bei der „Angströhre." Freilich aber sollte man dann nicht zur Schonung dieses Luxusartikels, wenn nur ein Wölkchen am Himmel steht, das philisteriöseste aller Geräthe, den Schirm tragen; denn wer

nobel sein will, schont eben gerade das Kostbarste nicht, und freilich paßt ein solches Princip schlecht in eine Zeit, welche die sämmtlichen Trachtenformen so generalisirt, daß sie auch den Unbemittelten solchen Luxus aufnöthigt, daher die grenzenlos traurige Erscheinung jener verbräunten, abgegriffenen, prismatisch schillernden, abgeschabten, demoralisirten Hüte, die doch auf manchem ganz soliden Haupte sitzen. Um so fühlbarer ist die Erleichterung, die Wohlthat für die Armen, daß der breite Filzhut sich neben diesem launischen Gebäude doch noch behauptet. Vergriffen, abgeschossen, selbst befleckt sieht er doch nie so gemein aus, wie der mit schwarzem Seidenplüsch überzogene Kopfthurm, wenn auch nur das kleinste Gebrechen seine Form und reine Schwärze getrübt hat.

Nicht zu übersehen ist der Vortheil in Beziehung auf Bequemlichkeit. Der runde Hut ist nicht nur schwer, sondern er faßt, greift den Kopf nicht, schneidet vielmehr nur mit scharfer Kante auf die Haut, macht rothen Ring und Kopfweh und hält doch nicht fest, wogegen der weichere wirkliche Filzhut sich breit, elastisch und dennoch fest an die Stirne legt.

Aber es ist auch ein großer Fortschritt im Geschmack. Wir halten durchaus für unnöthig, dieß zu beweisen, benützen vielmehr die Gelegenheit nur, um einige fromme Wünsche auszusprechen, die vielleicht ihren Weg zu Aug oder Ohr eines fühlenden Hutmachers finden. Der breite Filzhut athmet einen Geist der Freiheit, der es folgerichtig fordert, daß eine weit größere Mannigfaltigkeit von Formen und Farben für das Bedürfniß des Einzelnen fabricirt würde, als dieß der Fall ist. Es herrscht durchaus niedriger Kopf und sehr breite,

selten an den Seiten aufgebogene, meist fast eben umlaufende Krempe. Dieß steht nur länglichem Gesicht auf schlankem Hals, und auch diesem nur nothdürftig; untersetzte, kurzhalsige und rundköpfige Männer sehen unter solchem Hut aus, als hätte man sie von oben breit geschlagen, ja mit einem Hammer breit geplätscht; jeder Zug und Schwung der Linien nach oben ist zerstört. Ferner herrscht in der Farbe zu sehr das Helle, Hellgrau, Hellbraun u. s. w.; zu blonden Haaren läßt dieß ein für allemal kutschersmäßig, da ist ein dunkles Blaugrau absolut indicirt. Eine besondere Form ist neuerdings im Aufkommen: der Filzhut mit ringsum ganz aufgeschlagener Krempe. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Form einen großen Vortheil bietet: wer ausgehen will und seinen Hut verlegt hat, darf nur den Gugelhopfenmodel in der Küche nehmen und aufsetzen.[1] Uebrigens ist noch einzuräumen, daß auch die Angströhre neuestens ein wenig vernünftiger geworden ist. Zu der Mode, mit der wir uns vorherrschend beschäftigt haben, gehörte ein sehr hoher regelmäßiger Cylinder mit einer ganz ebenen, auf der Seite nicht im mindesten aufgeschlagenen, schmalen Krempe; es kann kein menschliches Gesicht geben, das unter einem so unterschiedlosen, abstrakten, geometrischen Körper nicht total kameelartig aussähe. Jetzt ist das Rund des Hutkopfes gegen den obern Rand etwas ausgeschweift, die Krempe seitlich aufgebogen: eine ungleich concretere, individuellere, menschlichere Form, von der wir nur wünschen wollen, daß sie nicht so bald in eine neue Mißgestalt über-

[1] Diese Hüte sind neuerdings kleiner und eleganter geworden, so daß sie eigentlich Barette sind, und in dieser Form machen sie sich auf lockigen jungen Männerköpfen ganz hübsch.

gehe. — Auf ein anderes Stück, das sich bei aller übrigen Besserung nicht wird umbringen lassen, auf den Frack, wollen wir uns dießmal nicht einlassen. Diese Materie ist so vielfach und gründlich behandelt, daß uns Schweigen erlaubt ist.

Die weibliche Mode hat auf den breitkrempigen Hut mit niedrigem Kopf zurückgegriffen, der bisher nur als Strohhut auf dem Lande, in den gebildeten Ständen sehr ausnahmsweise vorgekommen war. Höchst abgeschmackt ist es, wenn man diese poetische Form mit der Prosa des seither herrschenden Schüsselchens oder Schachtelrestes, dieses abgezwickten Guckrohrs, sehr uneigentlich Hut genannt, durch rückwärts gedrückte, gequetschte Kopfform zu verbinden sucht. Wenn wir die neue Mode übrigens poetisch nennen, so ist damit nicht ein Mißverhältniß ausgesagt wie von jenen Stücken der männlichen Tracht, die durch einen Anklang des Phantasiereichen im einzelnen Theile die absolute Prosa des Ganzen nur um so schlagender ins Licht setzen, ja ihr eigentlich zum Gerichte, zur Verdammniß gereichen; denn wir haben schon gesagt, daß der Hauptbestandtheil der Frauentracht, das fließende lange Kleid, ein für allemal ein gerettetes gutes Theil idealer Form darstellt, und damit harmonirt immerhin eine Romantik der übrigen Theile. Allein es hat mit dieser Kopfbedeckung eine besondere Bewandniß. Unmittelbar mit dem Gesichte zusammengestellt bringt sie einen Mißklang hervor, wenn sie mit diesem nicht stimmt, wenn beide einander wie Prosa und Poesie widerlegen. Der breite Damenhut hat etwas Freies, Luftiges, Flottes, Burschikoses, Ritterliches: auf einem beschränkten, unfreien, philisteriösen Gesichte wird er zur hellen Ironie. Das Gesicht braucht nicht schön in Formen zu sein,

dieser Hut verlangt nicht den edlen südlichen, romanischen Schnitt des Profils, zu dem er freilich recht prächtig steht; sogar Stumpfnäschen ist er gestattet; nur der Gesammteindruck des Gesichts darf nicht unflüssig, trocken, knopfig sein. Das liegt nun freilich mehr im Spiel der Gesichtszüge, in der Haltung (die namentlich keine gansmäßig vorgestreckte sein darf), und dabei ist natürlich die Bewegung des übrigen Körpers, besonders der Gang nicht gleichgültig. Wer keine Melodie in den Bewegungen hat, hüte sich ja, dieß ins grelle Licht zu setzen, indem ein Trachtstück, worin so viel Schwung liegt, als Vergleichungsmaßstab daneben gesetzt wird. Daß dieser Hut nicht ganz gerad aufgesetzt werden darf, versteht sich; das lautet so mathematisch, daß es allen Anschein von Individualität erdrückt. Es gilt natürlich dasselbe vom Männerhute. Freilich aber auch nicht allzuschief; das sieht am Weibe widerlich kokett, am Manne nach Affektation auf Handwerksburschenstufe aus. Sintemalen nun aber unterschiedliche Damen prosaisches Gesicht und Bewegung besitzen und sintemalen viele darunter so viel Blick haben, zu erkennen, wie laut ein sehr romantisches Trachtstück dieß ausschwatzt, so wird der breite Damenhut sich zwar halten, aber sicherlich nie allgemein werden. Es erhellt ja ohnedieß von selbst, daß er jugendlicher Art ist und alternde Züge nicht verjüngt, sondern durch Kraft des Contrastes doppelt stark betont; daher auch unklüger nichts sein kann, als durch ihn das Alter verbergen zu wollen, und in dem Namen: letzter Versuch, der Accent entschieden auf „letzter" zu legen ist. Endlich ist er unbequem, weil man hinten überall damit anstößt und schreckliche Kämpfe mit dem Wind zu bestehen hat, während freilich jenes Deckelchen, das bisher

Hut hieß, auf andere Weise unbequem ist: es hindert am Hören, weil die Seiten über das Ohr herablaufen, kein kleines Uebel für das Geschlecht, dessen reizendes Amt so viel mit Flüstern zu thun hat. Immerhin wird es wohl im Ganzen und Großen bei dieser alten Form sein Verbleiben haben und wir urtheilen mild darüber, weil dabei die Grundform in ihrer Aermlichkeit fast gleichgültig hinter dem Aufputz mit Blumen, Bändern, allerlei Geflitter und Geflatter zurücktritt, worin doch dem individuellen Geschmack ein weiter Spielraum gegeben ist, Hübsches (wir sagen nicht: Schönes; Schönen steht dieser Hut schlecht) zu heben, Häßliches zu dämpfen, Gesichtsfarbe zu mildern, zu erhöhen u. s. w. Mit etwas aufgebogener Krempe, mit Federn aufgeputzt ist jene neue, kühnere Form Amazonenhut getauft worden, und so haben wir sie oben mit dem Männischen der Crinoline in Verbindung gebracht. Die Verbindung ist aber nicht nothwendig; Amazonenhut ist mehr noch, als die andern Formen derselben Art von Kopfbedeckung, ritterlich, luftig, phantasievoll, aber darum nicht toll, wüthig, schreiend, wetternd wie die Crinoline: jener wird (obwohl nicht herrschend) sich erhalten, diese verschwinden. Nicht ebenso tolerant sind wir gegen jene Art Halbschleier, jenen kurzen Spitzenvorhang bis auf die Mitte der Nase, der sich mit dem romantischen Ding verbunden hat. Nicht leicht gibt es etwas Koketteres, mehr Herausforderndes. Möchtest das Gesicht sehen? so spricht dieß Vorhängchen: wagst du es, dich recht nah herzudrängen, zu bücken und drunter hinaufzuschauen? — Just so keck, wie die Crinoline, dazu just so unschön und, so sollte man meinen, unleidlich für ein Weib, das seine Augen nicht mißhandeln will,

denn das baumelnde Gitter muß ja beständig zum Schielen reizen. [1]

So sind wir denn noch einmal pedantisch ernsthaft geworden, und weil der Rückfall doch nicht zu läugnen ist, so vermehren wir unsere Sünde noch durch eine Predigt gegen eine neue Entstellung der natürlichen Taille, welche sich seit einiger Zeit einzudrängen droht. Jenes Halbkleid nämlich, das man jetzt wieder trägt, der weibliche Ober- oder Doppelrock, double jupe, hat die Taille meist höher, als die Natur, stopft unter diesem künstlich überhöhten Einschnitt die Hüften so stark aus, als die Crinoline es erfordert, und bringt hiedurch das Bild einer überquellend unnatürlich fetten, daher die Gürtung hinaufdrückenden Hüfte hervor. O, nur das nicht! das ist ärger noch, als die Crinoline! An Weib und Mann erscheint das Mißverhältniß zu kurzen Rumpfes widerwärtiger, als das entgegengesetzte, am Weib aber, wenn die übertriebene Aufbauschung der Hüftgegend hinzukommt, geradezu ekelhaft. Und es ist schade, denn dieser kürzere Oberrock kleidet an sich recht hübsch und romantisch; er verbindet sich mit sehr weiten, offen herabhängenden Aermeln, was zur Frauentracht sehr gut steht, und gehört so ohne Frage zu den mancherlei recht geschmackvollen Stücken, welche gegen-

[1] Auch die Damenmode hat seither das ganz aufgekrempte baret-artige Hütchen aufgenommen, das oben in einer Anmerkung erwähnt ist; es wird mit Federn aufgeputzt und gewöhnlich mit einer Haartracht zusammengestellt, welche die Locken in ein schwarzes oder buntes, mit Perlen, Gold, Silber verziertes Netz sammelt. Das macht sich denn ganz ritterlich, pagen-artig, wird aber gewiß nicht allgemein werden, weil es der Prosa der Zeit gegenüber noch specifischer auffällt, als der breite Damenhut, ja fast wie Maskirung aussieht.

wärtig neben der häßlichen Crinoline wie Knospen hervorbringen.

Zum Schlusse versichern wir noch einmal, wie wir bei all unserem Schelten sehr wohl wissen, daß wir es nicht mit Blinden, sondern mit Sehenden zu thun haben. Unser Zutrauen zu der Kraft des Bewußtseins im Menschengeschlecht ist so groß, daß wir ernstlich glauben, es seien derjenigen, welche verrückte und abgeschmackte Formen der Kleidung ohne Ironie tragen, nur sehr wenige. Und indem wir den freien Unfreien, den Leuten, welche die Tollheit mitmachen und zugleich darüber lächeln, ins Auge blicken, meinen wir in ihren Blicken eine kleine Nebenfrage zu lesen, so einen kleinen Kitzel von Neugierde, so ein bischen Persönliches. Was thun, so lautet diese prickelnde Frage, was thun? Die Mode herrscht einmal diktatorisch; wer sich ihr entgegenstemmt, wird lächerlich. Du nun, höchst vernünftiger Schreiber dieser Gedanken, unbekannter Freund oder Feind, wir möchten doch wissen, was du thust? — Mit einem Seufzer bekennt euch der Unbekannte: er hat dießmal — nicht mitgethan. Aber weit entfernt, im Tugendstolz auf seine Mitchristen herabzusehen, die der Strom fortgezogen, gesteht er ihnen noch eine besondere, fast unüberwindliche Schwierigkeit, welche sich solcher finstern Negation entgegen stemmt. Sie liegt im Schneider.

Ist eine Mode abgethan, so verliert der Schneider in kurzer Zeit Sinn, Organ, Auffassung, Griff und Schick für ihre Formen. Schneider sind ungeheuer positive Bürger im Staate der Mode; bezeuge mir es jener ernste Berliner Meister, dem ein Kunde einen kühn concipirten Frack zeigte, den er von einem revolutionären Künstler in Paris mitgebracht. Er

umwandelt ihn mit prüfendem Auge und ruft dann aus: „Der Frack ist gut, aber zu subjektiv gedacht!“ — Aber nicht nur dieß; wagt es ein Kleiderkünstler, der Mode zu opponiren, geht er mit hoher Selbstüberwindung daran, ein Bauwerk nach dem vergangenen Styl zu entwerfen, so glauben ihm seine Bauleute, die Gesellen, nicht, daß dieß ein Willensakt sein könne; sie meinen, er sei gesunken, er sei gestürzt in die Tiefe, wo die obscuren Winkelschneider in grauen Schatten wohnen, sie verachten, verhöhnen ihn, treiben es bis zur Rebellion, drohen ihn zu verlassen. O, mühsam hat Schreiber dieses einen Mann gefunden, der die doppelte Kraft besaß, beim Aufbau eines Rocks nach dem Schnitte der vierziger Jahre sich selbst und dieß furchtbare Element zu besiegen. Er siegte. Edler! Stünde es in meiner Macht, dir würde ein Monument gesetzt. Der Gedanke hat mich beschäftigt. Zuerst flüsterte mir die Eitelkeit ein: eine Gruppe, er und ich, Ein Lorbeerkranz, den wir beide halten. Ich habe ihn weggeworfen, diesen Gedanken, nicht nur wegen seiner Eitelkeit, nein, auch weil ich ihn künstlerisch nicht zu entwickeln vermochte. Die Erinnerung an die Goethe- und Schillergruppe ließ sich nicht abweisen. Welcher von beiden sollte hier den Kranz halten, welcher danach greifen? Und sieht das Greifen nicht mehr oder minder immer doch wie ein gelindes Rapfen aus? Die Idee aber, einen großen Kranz zu construiren, der uns beiden die Köpfe umspannte, führte wiederum auf Unkommlichkeiten, und so leitete Aesthetik und Moral mit gleicher Macht auf eine einzelne Statue. Du stehst kühn, im Selbstgefühle des moralischen Sieges etwas wild emporschauend, in der einen Hand mit geistreichem Schwung die Scheere zum

Schnitt bewegend, in der andern das Tuch zum Rocke haltend. — Erz. — Du selbst, um deine Person für sich gegen die große Frage indifferent zu halten, im Frack. Große neue Idee: die Schöße in Charnieren beweglich, so daß der Wind eine graziöse Bewegung in die Gestalt bringt; das bewegliche, versatile Element im Schneidercharakter kommt dadurch zu seinem Recht im Gegensatz gegen den strengen, unerbittlich willensfesten Ausdruck der Züge. Zu den Füßen des Helden bezwungene, in machtlosem Trotz murrende, gefesselte Schneidergesellen. Auf drei Seiten des Postaments Reliefs, das eine den Rock der vierziger Jahre darstellend, am Leibe von Jünglingen, die begeistert die Nachricht der Revolution von 1848 vernehmen; das andere den Sturz dieser Mode durch eine Barrikadenscene von 1849; das dritte eine Gruppe blasirter Stutzer im spöttlichen neuesten Habit, auf einem Corso stolzirend, lorgnettirend; auf der vierten Seite aber, der Vorderseite, müßten die Worte des Dichters prangen:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Schneider von den Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

Zum zweiten Theile von Goethe's Faust.

Es sei doch einmal gewagt, das Bild eines zweiten Theils der Tragödie Faust, wie ich es schon lang in mir umtrage und in den Vorlesungen öfters entwickelt habe, in die Oeffentlichkeit hinauszugeben. Gewagt: denn ich weiß zum voraus, was man mir entgegenhalten wird. Was soll das sein? wird es heißen: du gibst uns hier einen Entwurf für eine dramatische Dichtung, der offenbar gewiß nicht ausgeführt werden soll, ein Wollen und Nichtkönnen, ein Ding, das ist und nicht ist, ein Unding. Ja freilich, so antworte ich, soll dieser luftige Bauriß niemals ausgeführt werden, nicht von mir, der ich gar kein Poet zu sein mich vermesse, nicht von irgend einem Andern, denn wer kann neben den ersten Theil von Goethe's Faust zu treten sich erdreisten? Wer, um aus dem Ganzen nur das Eine herauszuheben, führt den Mephistopheles in neuen Situationen auf und getraut sich, die andeutende Skizze auszuzeichnen und auszumalen, damit sein armer Versuch neben Goethe's Bild als eine Null, ein Nichts dastehe? Ich werde mitunter mich ausdrücken, als dächte ich nicht nur an eine Ausführung, sondern sogar an eine Aufführung; dieß ist natürlich bloße Redeweise, die cum grano salis verstanden sein will. Also wirklich ein bloßer Entwurf und doch, so behaupte ich, kein Unding. Es soll eine positive Kritik des

zweiten Theils Faust von Goethe sein und nichts weiter. Goethe hat im ersten Theile das Fragment eines wunderbaren, unnachahmlichen Baues aufgeführt, einen Flügel mit sichtbaren Ansätzen und Fugen, die auf einen zweiten Flügel weisen. Im Greisenalter vollendet er den zweiten Flügel mit ermatteter Hand, ein Werk nicht ohne einzelne tiefe und große Gedanken, aber hier flach und matt, dort verschnörkelt, selbst in Grundverhältnissen und Structur vielfach verfehlt und lückenhaft. Nun gibt es doch Leute, die über einen Bau urtheilen können, ohne Baumeister zu sein; es ist ja mit allem Kunstwerk und aller Kritik nicht anders: man muß doch z. B. gewiß kein Raphael sein, um ein Werk seiner Hand zu beurtheilen und etwa darin einmal einen unglücklichen Gedanken, verfehltes Motiv, schwächere Zeichnung und Farbe zu erkennen. Wollte man vom Kritiker vielleicht gar einmal fordern, er solle nicht bloß tadeln, sondern — nicht zwar es im Sinne der Ausführung besser machen, aber doch im Umriß zeigen, wie man es besser machen sollte, so wäre das offenbar zu viel verlangt; er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er nachgewiesen hat, daß in einem Kunstwerk dieß und das, was nachweisbar der Inhalt fordert, zureichend oder unzureichend, ästhetisch befriedigend oder unbefriedigend entwickelt ist. Aber die Natur in der launischen Art, wie sie ihre Gaben austheilt, kann einmal einem Kopfe, den sie im Wesentlichen nur für Kritik gebaut hat, Einfälle, Gedanken, Motive zu Gedichten eingeben, ohne ihn irgend zur Ausführung zu befähigen, Keime, die er nicht großziehen kann, Eier, die niemals ausschlüpfen. Ein Solcher thut denn einmal ein Uebriges: er geht her, legt den vollständigen

Riß obigen Bauflügels vor sich, zeichnet in zarten Linien daneben, wie der Bau nach seiner Vorstellung sein müßte, wenn er der Idee entsprechen sollte, die aus dem ersten, gebauten Flügel folgerecht hervorgeht, und er setzt hinzu: bauen aber hätte nur Goethe, Goethe in seinen guten Jahren es gekonnt. Soll es so etwas nicht auch geben dürfen? Ich weiß nicht, warum nicht. Vollends wenn es sich bescheidet, nicht das einzige Mögliche zu sein. Goethe's Faust ist ins Unendliche fortsetzbar. Es kommt darauf an, aus dem ersten Theile richtig zu schließen, was, welche Gebiete, welche Aufgaben in einer Fortsetzung vorkommen müssen, für die Ausführung lassen sich die verschiedensten Formen, Situationen erfinden, um dem Thema, das sich aus diesen Schlüssen ergibt, gerecht zu werden. Nur das ist gewiß, daß Niemand es Goethe gleich thun kann, der ja im Alter sich selbst es nicht gleich thun konnte.

Eine kurze Erörterung zu dem vorhin genannten Zwecke muß vorangeschickt werden: wir haben uns auf Grund der Anlage des Gedichtes Rechenschaft darüber zu geben, was ein zweiter Theil Faust im Allgemeinen enthalten muß. Außerdem werde ich die folgende Skizze mit einzelnen Bemerkungen begleiten. So wird sich denn nebenbei auch kritisch ergeben, daß und warum mich Köstlins Schrift: „Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger" im Wesentlichen nicht bekehrt hat, während mir übrigens das positive Verfahren, nämlich eben die Skizze selbst, die ausgedehntere Wiederholung und Begründung meiner alten Vorwürfe gegen das Erzeugniß des Goethischen Alters erspart. In Einigem allerdings habe ich, und zwar schon vor Erscheinen dieser Schrift, meine Ansicht

verändert; namentlich halte ich nicht mehr, wie früher, einen Schluß der Tragödie für unmöglich; dieß ging schon aus meinen „Kritischen Bemerkungen über den ersten Theil von Goethe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel" (Monatschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich 1857) hervor.

Daß die höhere Region, in welche Faust geführt werden soll, vor Allem die politische sei, dieß bedarf, da ja Goethe selbst in den bekannten Briefstellen es ausgesprochen hat, keines neuen Nachweises. Es bieten sich nun sogleich verschiedene Formen dar: Einwirken auf das politische Leben durch bedeutende Stellung an einem Hofe, Regieren als Fürst, Vorkämpfen für Freiheit an der Spitze des Volkes. Goethe hat die erste dieser drei Formen versucht, vermochte aber die angelegte Situation nicht zu benützen: das Papiergeld macht Mephistopheles, Faust handelt nicht, er holt nur am Schlusse die Gestalt der Helena aus der Behausung der Mütter herauf. Die Hauptmasse dieses ersten Aktes bildet das allegorische Maskenfest: im Gefühl seiner Schwäche, wo es galt, wirklich darzustellen, verwendet Goethe die Erinnerung an seine Thätigkeit als Festanordner am Hofe zu Weimar; statt darzustellen, stellt er Darstellung dar. Im vierten Akte nimmt Faust am Kriege Theil; doch nein, es ist wieder Mephistopheles, welcher handelt, wenn man je Zaubern ein Handeln nennen will. Das ist keine ethische Betheiligung Fausts am öffentlichen Leben, denn daß er die Zauberei des Mephistopheles für seine Zwecke benützt, darauf ruht keinerlei Accent von Schuld oder Nichtschuld. Ueberhaupt ist dieß ganze Mitwirken im Kriege nur ein überleitendes Motiv, das der

Dichter aus der Sage [1] lediglich zu dem Zweck aufnahm, Faust in den Besitz eines Landstrichs, eines kaiserlichen Lehens gelangen zu lassen. Dieser tragische Charakter geht ja auch wirklich mit dem Beruf eines Feldherrn, wenigstens sofern es gerade auf das Technische ankommt, wie hier, nicht wohl zusammen. Die Handlung wäre hier nur in dem Falle weiter geführt, wenn Faust sich an die Partei des Kaisers mit bestimmter politischer Gesinnung anschlöße, am Guten und am Bösen, an ihrem Recht und Unrecht Theil nähme, und davon ist nicht die Rede. Uebrigens ist das Allgemeine des politischen Zustands, mit den merklichen Nebenbeziehungen auf das bourbonische Frankreich und Napoleon, hier allerdings so geschildert, daß man in den halbverwischten Zügen wohl den alten Meister noch erkennt, ebendieß gilt von einzelnen Scenen im ersten Akte; auch der alte köstliche Humor kommt noch zum Vorschein: ich muß meine früheren Aeußerungen über diesen zweiten Theil in dem Punkte namentlich berichtigen, daß ich anerkenne, wie am allermeisten in den komischen Partien noch die ächte Goethische Genialität herausschaut; dahin gehört, außer den schelmischen Scenen im ersten Akte, im zweiten der köstliche Auftritt zwischen Mephistopheles und dem Baccalaureus, dann jener, wo der Erstere den Wagner in seinem Laboratorium besucht und ihm Stille geboten wird, damit er den chemischen Proceß der Verfertigung des Homunculus nicht störe, und im vorliegenden vierten Akte die Scene, wo der zudringliche Erzbischof dem Kaiser, nach jeder gewährten

[1] Joh. Manlius Collectanea etc.: idem Faustus vane gloriabatur de se, omnes victorias, quas habuerunt Caesariani exercitus in Italia, esse partas per ipsum sua magia.

Bitte an der Thüre noch einmal umkehrend, sein ganzes Reich abzupressen gute Lust zeigt: dieß sind Momente, Bilder von reizender Schalkhaftigkeit, wie sie Keiner einem Goethe nachmacht, wiewohl sie fast in jedem Zuge der Ausführung die zitternde Greisenhand verrathen. Man kann das Beste in diesem Spätling mit Werken der letzten Manier von Tizian vergleichen, wo er den Pinsel nicht mehr stet führen konnte, daher tupfweise die Farbe auftrug, aber — immer noch Tizian war.

Von den zwei andern Formen, die wir unterschieden haben: Fürst und Revolutionär, hat Goethe, wie sich erwarten läßt, nur die erstere gewählt. Es findet sich zwar unter seinem Nachlaß eine Stelle, wo Faust dem Spotte des Mephistopheles zum Trotz sich entschlossen erklärt, für die höchsten politischen Güter einer Nation als ein zweiter Marquis Posa zu wirken; Köstlin führt sie S. 82 an und glaubt, Goethe habe dieß Motiv darum verworfen, weil eine solche Rolle für den skeptischen, kritischen Faust zu philanthropisch, naiv, optimistisch, für einen so kosmopolitischen Helden zu beschränkt national wäre. Allein ich sehe nicht ein, warum Faust seinen Skepticismus und Kriticismus nicht einmal gegen ein schlechtes, unfreies Staatsleben als positives Wollen sollte wenden können, ist er ja doch auch nach Köstlin zugleich der „ungeduldige Stürmer und Dränger", hat sich ja doch der Unzufriedene noch einmal jugendlich verliebt: soll er sich nicht auch in das Ideal der Freiheit verlieben können? Kosmopolitisch aber ist Freiheitsstreben seinem Wesen nach immer, auch wenn es in einem bestimmten Staat eine Grundveränderung zu bewirken sucht. In der That mir scheint nichts so

sehr einzuleuchten, als daß Faust, der Mann, der immer ins Unbegrenzte strebt, der alle Erfahrung und Schranke verachtet, Faust, welcher der Menschheit Wohl und Weh auf seinen Busen häufen, der Menschheit Krone erringen will, unter den Formen, die er durchwandelt, wesentlich auch die des Mannes der Freiheit, des Vorkämpfers in einer großen, begeisterten Bewegung für ewige, allgemeine Menschen- und Volksrechte ergreifen muß. Und wie natürlich drängt sich dann auf, daß Mephistopheles die falsche Schranke, den frivolen Geist einer faulen Ordnung, die Reaktion vertritt! Wie ganz von selbst fügt sich das unsterbliche Paar in diese Rolle! Der ganze Zug des Gedichtes, seine innerste Bedeutung weist und führt dahin! Köstlin findet auch darin ein Hinderniß, daß beide ja im Bunde miteinander sind, Faust mit Hülfe des Mephistopheles wirkt: „Posa kann nicht den Teufel nach Madrid bringen, Oranien nicht mit Hülfe Belials die Niederlande befreien.“ Gut: so habe Faust seinen dämonischen Begleiter bei diesem Schritte fortgewiesen, derselbe dränge sich aber unter einer passenden Maske dennoch herein und verfälsche, beschmutze ihm sein Werk! Darauf kommen wir im Folgenden zurück, wo wir ohnedieß zu zeigen haben, daß Faust den Mephistopheles das eine und andere-mal energisch von sich stoßen muß. — Mir scheint es, man bedürfe aller dieser Erwägungen nicht, um sich zu erklären, warum Goethe den Gedanken wieder aufgab und seinen Faust nur in Eine politische Situation setzte, worin er wirklich thätig ist: die eines Regenten; er that es, weil das Bild einer Revolution seiner Natur zuwider war. Man weiß, wie schwer es ihn überhaupt ankam, als Dichter den politischen Schauplatz

zu betreten; um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er am Schlusse seines Lebens es über sich brachte, den Helden des universalen Dramas, das ihn auf allen Schritten seiner Laufbahn begleitet hatte, wenigstens in dieser einen Form auf das dem Dichter so unheimliche Feld zu versetzen und mit dem hohen Bild im Geiste: Fürst eines freien Volks zu werden, sterben ließ. Der politikscheue Goethe beschließt das Grund- und Hauptwerk seines Lebens mit dieser herrlichen politischen Bekrönung: ein hoher Gedanke, ein würdiges und großes Ende von Fausts Lebensgang und Goethe's Dichtergang. In dieser freudigen Anerkennung soll uns auch die Schwäche der Ausführung nicht stören; Fausts Wirken ist nicht dargestellt, sondern bloß berichtet, und überdieß sehr mangelhaft, da wir nur von großartigem Kampf mit dem Meere, Pflege des Handels und Gewerbs, nichts von den andern wichtigeren Zweigen segensreichen fürstlichen Waltens, nichts von Verfassung, nichts von Förderung des geistigen Wohls vernehmen: Gebiete, die doch einer poetischen Veranschaulichung in Scenen, Handlungen recht wohl fähig sind. Auch die Schuld, womit Faust diese neue Thätigkeit befleckt, ist durch die Verbrennung der Hütte und den hierdurch veranlaßten Tod des alten Ehepaars, wobei ein in der Ungeduld gegebener Befehl des Herrschers überschritten wird, geistreich der Intention nach, schattenhaft in der Form zur Darstellung gebracht.

Die zweite Sphäre, in welche Faust unzweifelhaft geführt werden muß, ist der Humanismus, die Welt der Schönheit, Kunst, klassischen Bildung. Köstlin gibt zu, daß sie bei Goethe einen zu großen Raum einnimmt. Die Helena,

das Sinnbild dieses Elements, kommt ohne jede Rücksicht auf dramatische Einheit dreimal vor: Faust beschwört ihr Bild aus dem Reiche der Mütter, sucht sie in der klassischen Walpurgisnacht, findet sie dann auf der Oberwelt und feiert mit ihr seine unerquickliche allegorische Vermählung, woraus der Kautschukmann Euphorion mit so rührender Beschleunigung hervorgeht. Gewiß war es ein geistvoller Gedanke, aus dem Volksbuche das Motiv aufzunehmen, daß Mephistopheles dem Faust die Helena zuführt. Sie bietet sich wie gerufen dar, um das Leben in der Kunst, Schönheit, ästhetischen, klassischen Bildung, in welches Faust eintreten soll, in ihrem Bilde zusammenzufassen. Aber Allegorie bleibt Allegorie; keine Seele hat mich bis jetzt widerlegt, wenn ich gegen den zweiten Theil Faust den Satz aus dem A B C der Aesthetik in Geltung gesetzt habe, daß Allegorie nicht Poesie ist. Aus der Verbindung von Faust und Helena eine Allegorie der Durchdringung des Classischen und Romantischen in der modernen Kunst und Dichtung zu machen, das ist ein Einfall, auf den zu gerathen es keines Goethe bedarf; ich selbst z. B. rühme mich wahrlich nicht poetischen Talents und darf doch sagen, daß ich lang vor dem Erscheinen der klassisch-romantischen Phantasmagorie Helena auf diesen Gedanken kam, aber auch alsbald mir vorhielt, ein Dichter müsse der Versuchung eines solchen Einfalls widerstehen, eben weil er zu nahe liege und weil schon durch das eine Motiv beide Figuren jedes warmblütigen poetischen Lebens entleert und zu hohlen Pappendeckelpuppen ausgeweidet würden. Wenn dann z. B. nach Helenas Verschwinden ihre Gewänder bleiben und Faust einhüllen, so versteht sich das freilich leicht als Allegorie des

Satzes, daß die moderne Poesie sich die reine Formbildung des griechischen Alterthums anzueignen hat, deren Geist aber nicht erneuern kann: eine landläufige Wahrheit, oberflächlich und seicht eingekleidet. Uebrigens wiederhole ich daneben den entgegengesetzten Vorwurf des peinlichen Dunkels in andern Allegorien. Was der Homunculus ist, was Mephistopheles als Phorkyas bedeutet, das bekenne ich auch nach Köstlins Deutungsbemühungen nicht zu wissen. Hüten wir uns denn billig vor Allegorien, so ist es dagegen bei einem Stoffe wie die Faustsage nur ganz in der Ordnung, Geister auftreten zu lassen. Im Volksbuch ist Helena ein Succubus, ein Teufel in weiblicher Maske, und wir werden zusehen, ob die Figur nicht in dieser Bedeutung sich verwenden lasse.

Eine dritte Sphäre ist die Wissenschaft, das Forschen nach der höchsten Wahrheit. Doch nicht ohne Weiteres darf als ausgemacht hingestellt werden, daß diese Sphäre vorkommen müsse, ja nur dürfe. Faust hat ja den Bund mit Mephistopheles gerade darum geschlossen, weil „des Denkens Faden zerrissen" war, weil ihn „lange vor allem Wissen ekelte;" dazu kommt die ästhetische Schwierigkeit, diese Form geistigen Thuns darzustellen, die sich noch steigert, wenn Faust nicht mehr die drastische Inconsequenz begeht, wie in den ersten Scenen des ersten Theils, wo er in verzweifelter Ungeduld die Wahrheit durch Magie erstürmen will. Allein was das Erste betrifft, so hat Mephistopheles, im bekannten Monolog, auch gesagt: „verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, laß nur in Blend- und Zauberwerken dich von dem Lügengeist bestärken, so hab' ich dich schon unbedingt." Der Drang der Ergründung des innersten

Wesens der Dinge ist das Reinste, Beste in Faust, es ist sein wahres Selbst, sein innerster Geist, sein Genius: wird er diesem untreu, so ist er verloren. Und in der That hat der Dichter auch mitten im Lebensgange seines Helden mit Mephistopheles diesen Faden wieder aufgenommen: wir finden Faust in Wald und Höhle der reinen Betrachtung, der Erforschung der Natur und der Wunder des eigenen Innern hingegeben; es ist die erste starke Reaktion gegen den dämonischen Verführer und Goethe sagt uns hiemit, daß diese reine geistige Arbeit die Hauptform sei, in welcher seine ethische Selbstbestimmung gegen den Bösen sich geltend machen muß. Freilich liegt auf jener Stelle auch ein ungelöstes Dunkel. Es ist der Erdgeist, der den Faust in die Geheimnisse der Natur einweiht, ihm vergönnt, „in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes zu schauen," derselbe Erdgeist, der ihm den kalten und frechen Begleiter zugesellt hat. Dieß ist bekanntlich stehengebliebener Rest eines aufgegebenen Plans, und da wir uns auf diesen verwickelten Punkt hier nicht einlassen können, so müssen wir von der letzteren Seite, von der Frage, wie Goethe die dauernde Verbindung mit dem Erdgeist gemeint habe, absehen und die Scene einfach so auffassen, als ob Faust aus eigener Willenskraft sich den Banden einer zerstörenden Leidenschaft entrissen und in sein ursprüngliches Element, die Wissenschaft, geworfen habe. Nun fragt es sich also, ob die Tragödie nicht fordert, daß von Stelle zu Stelle in der Handlung ein solcher Rücktritt Fausts in die Sphäre des reinen, des wahrheitforschenden Geistes eintrete? Die Frage wird bedingt zu bejahen sein. Im Anfang der Tragödie wollte Faust die Wahrheit erkennen ohne jede Vermittlung,

ohne Methode, ohne Rücksicht auf das, was Andere vor ihm gedacht haben; er wollte Alles auf einmal wissen, er wollte die Pforte der Wahrheit mit Gewalt sprengen, das führte zum Zauber und der Erdgeist warf ihn beschämt zu Boden. Damit wollte der Dichter nicht sagen: man kann nicht erkennen, man kann nur glauben, sondern: es gibt kein Erkennen, das mystisch mit einem Sprunge sich in den Mittelpunkt der Wahrheit versetzt, ein solcher Versuch endigt mit Demüthigung und Verzweiflung, der Weg des Erkennens muß mit Resignation gewandelt werden und diese Resignation enthält zweierlei: Geduld des langsamen Fortschreitens mit Methode, mit stetiger Benützung der Vorarbeit Anderer, und Verzichtung auf das Ganze der Wahrheit. Verzichtung auf das Ganze: das heißt nicht Verzichtung auf eine Erkenntniß des Wesens der Dinge; nennen wir das Wesen der Dinge Centrum, so lautet das Gebot: du sollst dich zufriedengeben, von einzelnen Punkten der Peripherie in das Centrum zu schauen, fortschreitend wirst du von immer mehreren in dasselbe eindringen, wiewohl nie von allen. Wer auch nur irgend eine Form des Daseins gründlich mit seinem Denken durchdringt, der erkennt die Wahrheit. — Nun aber müssen wir uns zu der andern Seite, zu der ästhetischen Schwierigkeit der Darstellung wenden. Es leuchtet ein, daß dieß Thema viel zu abstrakt ist, um poetischer Veranschaulichung fähig zu sein; der Dichter kann das nur andeuten und auch die Andeutung ist prosaisch, wenn sie nicht in irgendwelchen lebendigeren, bewegteren Zusammenhang gesetzt wird. Goethe selbst nimmt gleich zu Anfang des zweiten Theils dieß Moment wieder auf und gibt uns wirklich eine Andeutung; das Bild

ist von des Dichters optischen Studien genommen: Faust sieht in die aufgehende Sonne, wendet ihr aber dann den Rücken, betrachtet den Regenbogen im Schaume des Wasserfalls und sagt sich: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“ Das Metaphorische dieser Andeutung genügt offenbar nicht, sie poetisch zu beleben; die Einfügung in einen bewegteren Zusammenhang, die ich fordere, ist so gemeint: die Erkenntniß der Wahrheit, um die es hier sich handelt, der Wahrheit, daß ächte Forschung nach dem Wesen der Dinge mit jener Resignation und Geduld vereinigt sein muß, soll von dem Dichter auf einem Punkt erfaßt werden, wo die abstrakte Thätigkeit des denkenden Geistes so eben, und zwar in der vorliegenden Handlung des Drama selbst, in das Leben mündet. Faust sitze wieder über Büchern, spreche mit wenigen einleuchtenden Worten die gewonnene Ueberzeugung aus und sage uns alsbald, daß er einen Weg eröffnet sieht und mit Begeisterung betreten will, auf welchem er eine begrenzte, aber tiefe und begeisternde neue Gedankenwelt in die Wirklichkeit einzuführen, in eine öffentliche Macht zu verwandeln gedenkt.

Welcher Weg, welche Sphäre bietet sich nun hiezu am passendsten dar? Diese Frage führt uns zu einem Punkte, auf den ohnedieß der allgemeine Inhalt unserer Betrachtung uns leiten muß. Wir haben drei Sphären genannt: Politik, humanistische Bildung und Forschen nach der reinen Wahrheit. Wie steht es nun mit der Religion? Hat uns der Dichter nicht selbst auf diese Frage gelenkt durch die Scene, wo der Ostergesang den Helden, obwohl er zum Dogma sich ungläubig verhält, vom Schritte zum Selbstmord abzieht, durch

sein Bibelstudium nach dem Spaziergang, durch sein Bekenntniß eines toleranten Natur- und Gefühlspantheismus im Religionsgespräche mit Gretchen? Wird Faust nach seiner furchtbaren Erfahrung nicht erkennen, daß seinem rationell freien Denken über die Religion ein wesentliches Moment, das ethische, gefehlt habe? Daß die Gottheit zwar ewig gegenwärtig unter uns ist, im Himmelsgewölbe, in den Sternen, im Herzen, in der Liebe, wahrhaft und ganz gegenwärtig aber nur in dem Herzen, das sich überwindet, im Geiste, der sich zu seiner wahren Freiheit und zur Versöhnung mit dem Ganzen, mit dem ewigen Weltgesetz hindurchringt? Daß also nur ein ethischer Pantheismus wahrer Pantheismus ist? Ist es so — und es wird wohl so sein —, so wird Faust, dem die Zerknirschung über seine Schuld nicht den Lebensmuth darf geknickt haben, der sich vielmehr zu neuer Energie aufraffen soll, indem er sich sagt: deine einzige Reue sei eine bessere That, — Faust wird sich umschauen, wie und in welcher Form er das Gut dieser Erkenntniß in ein Allgemeingut umsetzen könne. So frei und tief, wie er es erfaßt, kann das freilich nicht ins Volk hinausgetragen werden, es bleibt esoterisch, wohl aber ist eine Religionsform denkbar, die dem Menschen, ohne ihn zwar völlig vom Dogma zu lösen, vom Wahne, vom Außersichsein, von der blinden Autorität befreit, ihm seine Selbstbestimmung zurückgibt und ihn anweist, den Proceß der Versöhnung mit dem Ewigen selbst und frei in sich zu vollziehen. Nun — und nicht nur denkbar ist diese Religionsform, sondern sie ist da, sie ist aufgetreten eben in der Zeit, in welcher die Faustsage spielt: es ist die Reformation. Faust muß in Zusammenhang mit dieser großen

Krisis der Zeit gebracht werden, dazu fordert doch wahrlich das sechzehnte Jahrhundert von selbst auf, dessen tiefe, allgemeine Geistergährung ja eben die Sage von Faust geschaffen hat.

Allein ich gebe zu, daß auch in dieser praktischen Wendung die Religionssphäre immer noch sehr große Schwierigkeiten darbietet; sie kann nicht in größerer Ausdehnung behandelt werden, es führte dieß immer auf allzulange Monologe und Reden. Dieß Motiv muß also schon mit seiner Entstehung, seinem ersten Auftreten selbst wieder alsbald in ein anderes münden, das unzweifelhaft poetischer Behandlung fähig ist, und dieß andere Moment, welches wird es sein? Kein anderes als wieder das erste, das wir aufgeführt haben: die Politik, und dazu das zweite: der Humanismus. Wir stehen vor einem wechselseitigen Uebergang der Hauptsphären, in welche Faust geführt werden soll, wir bewegen uns in einem Kreise, und genau das ist es, was uns im Interesse einer wohlverbundenen dramatischen Handlung nur höchst erwünscht sein kann. Und darin kommt uns ja die Zeit, der Schauplatz wiederum von selbst entgegen, denn Reformation, Humanismus und der politische Kampf gegen Leibeigenschaft und für Einigung Deutschlands waren ja Bewegungen, die im innigsten Zusammenhang standen, sich gegenseitig bedingten, theils mit einander gingen, theils auf einander folgten.

Nur Eine, von Köstlin erhobene Einwendung ist jetzt noch zu beseitigen. Ich hatte vorgeschlagen, für den zweiten Theil Faust den Bauernkrieg zu benützen. Er bemerkt darauf: in ein historisch so klar vorliegendes Kriegstheater können zwei so mythische Ritter wie Faust und Mephistopheles nicht

eingeführt werden. Aber warum lobt er gleich darauf Goethe's treffend ironische Schilderung der Lage des gespaltenen deutschen Reichs im vierten Akte? Diese Zeit ist von Goethe nicht genau begrenzt, wird er antworten, es sind keine Namen, keine Zahlen genannt, das Historische ist in eine unbestimmtere, typische Allgemeinheit erhoben. Gut, und ebenso können auch die politischen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts behandelt werden: man soll die bestimmten geschichtlichen Vorgänge erkennen und doch soll eine gewisse generalisirende Behandlung sie ausweiten, die Enge des einzelnen, benannten, datirten Ereignisses lüften, die Gröbe und Schärfe, womit die Geschichte ihre Umrisse zeichnet, mildern und vergeistigen.

Sogleich der Anfang des zweiten Theils leidet bei Goethe an zwei höchst bedenklichen Schwächen. Statt den Zustand des furchtbaren Seelenschmerzes, der nach der Schlußkatastrophe des ersten Theils den Helden zerreißen muß, statt die Ermannung aus diesem Zustand wirklich darzustellen, hat der greise Dichter uns mit einer symbolischen Opernscene beschenkt: die alte Neigung, die ihn frühe verführte, so viele Kraft in Singspielen und derlei Flitter zu verpuffen, diese Liebe zum Opernhaften, die schon im ersten Theile der Tragödie nur zu häufig sich fühlbar macht, drängt sich hier in eine Stelle ein, wo der Poesie, der wirklichen Poesie ein Motiv von der gewaltigsten Wirkung sich darbot. Wer das erlebt hat, was Faust, den wollen wir nicht schlafend wiederfinden und nicht durch einen Singsang von Elfen ist er zu kuriren. Dieß ist das Eine; das Andere: wo ist Mephistopheles? Nachher, am kaiserlichen Hofe, treffen wir ihn wieder an Fausts Seite; wie und warum er entfernt war und nun wieder da ist,

davon erfahren wir kein Wort. Man hat Goethe vorgeworfen, daß sein Faust zu leicht begnadigt werde; man hat es freilich meist gethan auf Grund enger positiv religiöser Begriffe, man hat dabei nicht erkannt den tiefen Sinn der Worte: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Allein der Vorwurf gewinnt einen Schein von Recht, weil uns Goethe das Streben nicht wirklich zeigt, und zum Streben gehörte wesentlich die kräftigere Reaktion gegen Mephistopheles; jene eine im ersten Theil, wo wir Faust einsam in Wald und Höhle finden, ist gewiß nicht hinreichend.

Wir sollen aus seinem eigenen Munde hören, welche Qualen, welche glühenden Messer in der Brust des Schuldbewußten wühlen. Die Bühne zeige uns zuerst das bekannte Studirzimmer; Faust stürze herein, er komme von Gretchens frischem Grabe, ein furchtbarer Monolog, worin er wie im wilden Fiebertraum Gretchens Hinrichtung malt, als sähe er sie mit eigenen Augen an, jede Gebärde, Verzweiflung, Händeringen und Wälzen am Boden sage uns, wie es im Innern eines Menschen aussieht, der solche Folgen seiner Schuld so eben erlebt hat. Die Ermannung aus diesem Elende ließe sich zweckmäßiger nicht motiviren, als durch den Eintritt des Mephistopheles. Anfangs müßte Faust in seiner Zerschlagenheit ihn zum Worte kommen lassen und wie wäre er in seiner Rolle, wenn er nun die Wahrheit, daß zu lange Reue unfruchtbar ist, das oben im guten Sinn erwähnte Wort, daß „unsere einzige Reue eine bessere That sein soll,“ mit dämonischen Sophismen ins Frivole verkehrte! Wie sehr fordert es die Tragödie, ihn einmal in einer solchen Situation als Hinwegprediger der Reue zu vernehmen! Nun aber besinnt

sich Faust, daß er noch Mann ist; am Gegensatze zu Mephistopheles erwacht ihm das Bewußtsein, daß er noch er selbst ist, noch leben kann, leben muß, um durch Thaten seine tiefe Schuld zu sühnen. Er jagt den Verführer hinweg und das muß deutlich, drastisch geschehen, nur daß natürlich der Abziehende noch einen Wink wird fallen lassen, daß er den Rückweg schon werde zu finden wissen.

Wagner tritt ein und fragt den Doktor, ob er auch in die neuen Bücher schon gesehen habe, die er ihm während seiner „langen Ferienreise" auf den Tisch gelegt habe. Faust schlägt sie auf, es sind Schriften der Reformatoren und Humanisten. Faust beginnt aufmerksam zu werden, liest mit dem Ausdruck überraschten Zusammentreffens eigener, längst gehegter Gedanken einige schlagende, energische Sätze laut heraus, er beschließt, Heilung seiner Seele wieder im Forschen, dießmal aber in einem geduldigen und gemessenen Forschen zu suchen, und in einem solchen, das zu Ueberzeugungen, zu Gesinnungen reift, in einen Willen übergeht, auf die Welt zu wirken. Er erkennt die ethische Lücke seines naturalistisch pantheistischen Denkens, er wirft sich vor, daß er früher die Wahrheit nur für sich gewollt, daß sein Herz nicht der Menschheit und vor Allem dem nächsten, großen Kreise, der Nation geschlagen habe. Jetzt findet er eine weitere Schrift; der Titel, den er liest, muß an Huttens „Aufwecker deutscher Nation" erinnern. Wie er zu blättern anfängt, klopft es. Faust, unwillig gestört zu werden, ruft zögernd Herein. Ein jugendlicher Mann tritt ins Zimmer, man gebe ihm irgend einen symbolischen, poetischen Namen, sein Wesen aber erinnere durchaus an Huttens Feuergeist. Mit glühenden Worten

schildert er dem erstaunten Faust, wie anders es in Deutschland geworden, wie allerorten ein neues Geistesleben sich rege, wie der erstaunten Welt das Bild des Alterthums, das gesund und gediegen im Wirklichen lebte und treu der Natur seine Kräfte dem realen Zweck zuwandte, wie ihr zugleich das Bewußtsein der freien Selbstbestimmung und Prüfung in Sachen des Glaubens aufgegangen sei und wie die beiden großen Strömungen zusammentreffen. Der Gast muß auf demjenigen Standpunkte stehen, auf dem sich Hutten befand, als er noch mit Adel und Fürsten den Kaiser für die neue Lehre und für eine Einigung Deutschlands mit einer vom Papst unabhängigen, reformirten Kirche zu gewinnen hoffte; er fordert Faust auf, ihm an einen Hof zu folgen, wie ihn Hutten im Hofe des Albrecht von Mainz gefunden zu haben glaubte. Faust, voll Begeisterung und Hoffnung, folgt ihm.

Wir finden ihn dann an einem deutschen Hofe wieder, im Gespräche mit einem Fürsten, welcher nicht ablehnend, aber kühl, halb lau gegen ihn, der allerdings nun an einen Marquis Posa erinnern mag, sich ausspricht. Dem Niedergeschlagenen, fast Entmuthigten, der bereits vom Reichstage zu Worms, von Luthers Flucht vernommen hat, nähert sich ein Hofmann, der ihn mit feinen Worten belehrt, daß, was Begeisterung und direktes Losgehen auf das Ziel nicht vermocht habe, der Kunst, der List gelingen werde. Daß Mephistopheles sich gelegentlich als Freund der Reformation stellen kann, liegt nicht zu sehr im Weiten; der Dichter dürfte nur an sein naives Schimpfen auf die Pfaffen nach der Wegnahme des Schmuckes anknüpfen. Ihn erkennt Faust unter der Maske, will gegen ihn ausbrechen, wird aber durch seinen

Humor, seine Dialektik endlich bestochen, gefangen, umgestimmt. Nachdem er es bis dahin gebracht, wagt es Mephistopheles, mit einem Rath herauszurücken, in welchem für den vorschauenden Zuschauer eine gründliche Ironie liegt: Faust soll am päpstlichen Hofe selbst für seine Zwecke wirken; man sei dort gar nicht so blind, als es scheine; er schildert die humanistische Bildung der Römer, reizend malt er die neu erschlossene schöne Welt des klassischen Alterthums, welche Faust wohl kennt, aber noch nicht von ihrer ästhetischen Seite, er malt ihm die Blüthe der Kunst in Rom, weiß nebenher lockende Bilder eines phantasiereichen Genußlebens im Umgang mit schönen Frauen einzustreuen: das könne man, ohne Opfer des großen Zwecks, so mitnehmen; und übrigens, sagt er, wenn es zu kühn sei, den gebildeten Papst für eine Läuterung des Glaubens und eine Deutschland erwünschte Ordnung der Kirchenverhältnisse zu gewinnen, so lasse sich ja unter der Hand gegen den päpstlichen Thron selbst wühlen, die Römer gerade seien dem abgeschmackten Pfaffenjoch am meisten entwachsen u. s. w.

Faust läßt sich verführen. Wir finden ihn in Rom wieder. Im Umgang mit feinen Cardinälen, Rittern, Gelehrten, Künstlern, edlen, anmuthigen Frauen wird er vom Wirbel der Zerstreuung fortgerissen. Entzückt steht er vor den neu entdeckten Antiken; man lasse ihn im Anblick einer mediceischen Venus erglühen, den reinen Genuß der Form unvermerkt in einen heißen Sinnenreiz übergehen; ich erinnere mich einer geistreichen dramatischen Studie von Gustav Pfizer, welche Faust in ähnlicher Situation darstellte; man führe ihn auch zu Raphael, der eben in der Farnesina seine Psyche,

seine Galatea malt; ein Rausch, eine Trunkenheit der Phantasie komme über ihn. Man entrolle das Bild einer ebenso verdorbenen, als fein gebildeten Welt; es ist ganz erlaubt, in die Tage der Borgia zurückzugreifen, obwohl man nach der Seite der ästhetischen Genüsse und des herrschenden Humanismus die Zeit Leo's X. festhalten muß. Ränke, Wollust, Gift, Dolch sollen an der Tagesordnung sein. Nun hat die Stunde für Mephistopheles geschlagen und nun ist es Zeit, an die Helena zu denken.

Mephistopheles hat sich inzwischen in der Rolle eines Hofmanns trefflich ausgenommen. Sie muß ihm ja gar so gut anstehen; die ganze Anlage seines Charakters fordert es mit tausend Zungen, daß wir ihn als feinen Intrikänten an einem leichtfertigen Hofe sich bewegen sehen. Nicht ganz hat Faust seinen ursprünglichen Plan vergessen, aber er ist an der Hand des frivolen Führers ein Ränkeschmied, ein Meister der List, ein Sophist geworden, der die Mittel durch den Zweck zu heiligen glaubt. Dieser Faden muß mit dem andern, der üppigen Stimmung Fausts, hernach zusammengefaßt werden.

Es ist Nacht; Mephistopheles vor einem Zauberkreise macht sein Hokuspokus und aus einer Nebelmasse, die aus der Erde steigt, entwickelt sich ein Weib von der Schönheit einer Aphrodite. Das ist Helena, der Succubus, der weibliche Buhlteufel; Mephistopheles weist dem Trugbilde seine Rolle an. Sie trete Faust etwa auf einem Hoffest, einem Maskenball in antikem Gewand mit verführerischer Entblößung ihrer Reize entgegen. Glühende Leidenschaft ergreift ihn; die Erscheinung ist ihm ein Inbegriff aller Herrlichkeit der

Antike; sie zeige sich innig vertraut mit klassischer Kunst und Poesie, sie wisse mit Homer, mit Sappho, mit Anakreon, mit Ovid von Liebe zu sprechen und zu singen und sei Meisterin der Saiten.

Nun aber muß sich die Eifersucht einmengen und hier lassen sich die unterschiedenen Fäden verknüpfen. Ein Mann am Hofe, den Faust als Gegner seiner Plane auf den Tod haßt, irgend ein vornehmer, durchtriebener Pfaffe und Wollüstling, werde sein Nebenbuhler. Die Teufelin, angeleitet von Mephistopheles, wisse mit dem abgefeimtesten Spiele der Koketterie die Eifersucht zu nähren bis zu der Höhe der Wuth, wo Faust reif ist, aus der Hand des Mephistopheles den Dolch zu empfangen, den er dem tödtlich gehaßten Gegner ins Herz stößt. Jetzt besitzt er die Geliebte allein, in wildem Entzücken will er sie umarmen und er umarmt ein Todtengerippe. Dieß hat Sinn, aber nicht in der Weise der Allegorie, denn es ist ein Motiv, das in alten, geglaubten Sagen vorkommt.

Faust hat jetzt ein Verbrechen begangen, so schwer, wie er es an Gretchen nicht verübt hat. Und ich behaupte, daß das Drama es fordert. Eine ganze, volle Schuld, eine Blutschuld, das Verbrechen eines vorbedachten, wiewohl im Affekt vorbedachten Mords muß fallen auf sein Haupt. Wir verlangten stärkere Reaktion gegen Mephistopheles, wir verlangen auch tiefere Schuld, Schuld wie sie im Irrgange des handelnden Lebens ein Menschenkind sich aufs Gewissen laden kann.

Nach der dramatischen Zwischenpause finden wir den Helden wieder, in armseliger Kleidung auf einem Acker mit Feldarbeit beschäftigt. Er ist Bauer geworden. Ermüdet hält er inne und erzählt uns von Tagen der wilden Verzweiflung,

da er nach seiner Unthat wie Kain durch die Länder floh. Er hat erkannt, daß er damals, als er sich bestimmen ließ, mit seinem guten und hohen Zweck es an Höfen, mit Fürsten zu versuchen, schwer irrend in die Bahn gerieth, die ihn abwärts bis zu diesem Aeußersten führte. Er hat vor Allem beschlossen, zu büßen: arm zu werden und mit eigner Hand die mütterliche Erde zu bauen. Er hatte vergessen, daß er für das Volk kämpfen wollte, das Herz für's Volk hatte er auf dem schlüpfrigen Pfade verloren; nun will er mit dem Volke entbehren, leiden, arbeiten. Ich behaupte, daß Faust durch diese Lebensform geführt werden muß: soll er der Menschheit Wohl und Weh auf seinen Busen häufen, so muß er auch arm, ein armer Arbeiter, ein Proletarier werden, er muß auch das durchwandern, er muß auch das kosten, wie es thut: sein Brod im Schweiß des Angesichts essen. Einst hat er gesagt: das bin ich nicht gewohnt, den Spaten in die Hand zu nehmen; mir schien es immer, dieses Wort sei ein Wink, daß auch das an ihn kommen müsse. — Den höllischen Begleiter hat er unter Flüchen abermals von sich gejagt. — Die Buße aber dieses harten Lebens hat er sich nicht bloß für sein zweites Vergehen auferlegt, sondern auch für das erste: Gretchens Geist ruft er an, fleht er an, daß dieß, dieß Leiden und Arbeiten mit dem Volk als Sühne hingenommen werde für die alte, schwere Schuld, an einer Tochter des Volks begangen. Aber er hofft noch eine andere Sühne bieten zu können: er hofft, daß auch der Tag komme, wo er mit dem Volk und für das Volk handeln könne. Nun erfahren wir, daß ringsum Leibeigenschaft ist; er selbst ist Besitzer eines kleinen, freien Bodens, aber umsponnen

von den Ränken eines nahen Klosters oder andern kleinen Herrn, der auf irgendwelchen Vorwand Ansprüche gründet, die auch ihn zum Leibeigenen machen sollen. Man kennt das, man weiß aus der Geschichte, durch welche Mittel Klöster, Ritter, Lehensherren jedes Namens Freie als Hörige anzusprechen, zu Leibeigenen herabzudrücken verstanden. Wie er nun eben seiner Empörung über diese Zustände und die eigene Erfahrung Worte gibt, tritt hastig eine Schaar von Landleuten des Gaues auf; sie berichten ihm, daß der Bauer beschlossen habe, seine Menschenrechte zu fordern und für den Fall, daß er sie nicht auf friedlichem Wege erringen könne, zu den Waffen zu greifen. Es müssen Männer sein, die vernünftig sprechen; es ist bekannt, daß die Bauern nur Gerechtes verlangten und die bürgerliche Freiheit rein und einfach aus der Bibel, aus der innern Freiheit des Christen ableiteten. Die Aufgeregten wollen Faust zum Führer und er schlägt ein.

Bei dieser Wendung im Gang unseres Helden sind nur gewiß alle ordinär demokratischen Begriffe fern zu halten. Die Form des Staats als eines Ganzen kommt zunächst nicht zur Sprache; Faust muß zwar seiner Zeit voraus sein an Geist, er muß die Idee des Rechts tiefer begreifen als seine Umgebung und Zeitgenossen, er muß mit klarem Bewußtsein die Bedeutung der Persönlichkeit fassen und nach dem Rechtsstaate aus denselben Gründen streben, aus denen er Mitkämpfer der Reformatoren wurde, aber nur um Gotteswillen nichts von dem phrasenhaften Gebrauche des Wortes Volk, wie er 1848 bei den Demokraten im Schwunge war, da es nur noch fehlte, daß man verlangte, es solle sich Jeder seinen

Vater frei wählen dürfen! Ich wollte nicht versäumen, dieß beizusetzen, da ich Worte wie: Herz für's Volk, Tochter des Volks, die vielmißbrauchten, gebrauchen mußte.

Wir werden Faust zuerst bemüht sehen, die Bauernschaar, die er führt, auf dem Wege des Rechtes zu bewahren; die Forderungen sind ohne Uebersturz klar ausgesprochen (wie es in den zwölf Artikeln der Fall war), Unterhandlungen eingeleitet, für den Fall ihres Fehlschlagens soll durch Ordnung und Zucht ein schlagfähiges Heer gebildet werden. Allein bald zeigt sich, daß Ritterschaft und Städte nur zum Schein unterhandeln, um desto zulänglicher zum vernichtenden Schlage zu rüsten, einzelne blutige Thaten verrathen den wahren Sinn der Gewalthaber, der gereizte, empörte Haufe ist jetzt von Mord und Brand nicht mehr abzuhalten. Einmal nun, etwa eben nach Ankunft einer Botschaft von irgend einer grausamen That, welche von Rittern gegen einen überfallenen Haufen der Bauern begangen ist, lasse man den Führer selbst die Geduld verlieren; er gebe die Erlaubniß, das Schloß eines verrätherischen Feindes oder auch ein Kloster oder die Prachtwohnung eines üppigen Prälaten niederzubrennen und auszurauben, Blutvergießen aber muß er bei dieser Uebereilung streng verbieten.

Aus der Mitte der wilden Rotte, wie sie zum Zerstörungswerke fortgestürzt ist, bleibt eine Gestalt auf der Bühne zurück, die sich als Mephistopheles zu erkennen gibt. Aus W. Zimmermanns Geschichte des Bauernkriegs ist bekannt, welche malerisch phantastische, maskenhafte Figuren sich unter den aufrührerischen Bauern befanden; eine solche Maske muß dem humoristischen Dämon gar prächtig sitzen.

Er spreche seine Freude aus über diesen einen Schritt der Rache und Gewaltthat, den Faust sich hat beigehen lassen; er soll werden, was Faust nicht bezweckte, aber auch nicht bedachte: die Losung zu unendlichen Greueln. Wir erfahren, daß er seines Theils längst geschäftig ist, Unkraut unter den Weizen zu säen, mystisch socialistischen Wahn zu predigen (die Wiedertäufer mischten diese wilden Phantasien in die ursprünglich vernünftigen und gemäßigten Forderungen der Bauern) und zum Sengen und Morden zu stacheln. Nun beschließt er aber, zu diesem Zweck eine noch tauglichere Larve anzulegen. Unter der schwäbischen Bauernschaar befand sich, wie man aus dem Werke von W. Zimmermann weiß, ein wildes, racheglühendes Weib, die man die schwarze Hofmännin nannte, sie war die beredte Furie, welche die rohen Gemüther zu Greuel über Greuel anhetzte. Mephistopheles zieht aus seinem Bündel unter Beutestücken einen schwarzen Weiberanzug hervor, schlüpft in denselben unter Witzreden in seinem Geschmack, probirt seine Rolle, possenhaft, gespenstisch komisch, studirt eine Volksrede, ein Meisterstück im bekannten Wühlerstyl, ein und läuft in seinen flatternden schwarzen Fetzen hinweg zu der Bauernrotte, um zu schüren, daß bei der von Faust zugelassenen Gewaltthat auch Menschenblut vergossen wird.

Die nächste Scene zeigt im Hintergrund eine brennende Burg. Bauernversammlung; Faust ist abwesend, was mit irgend einem Führergeschäfte leicht zu motiviren ist. Die Herrn in der Burg haben, während sie mit den Bauern unterhandelten, den Waffenstillstand nicht gehalten, Einzelne überfallen und niedergemacht, Parlamentäre erschossen, die

Bauern haben daher die Burg erstürmt und angezündet; die Vertheidiger sind gefangen. Man beräth, was ihr Schicksal sein solle. Jetzt stürzt die schwarze Megäre herein und bringt die Nachricht von der Niederlage eines andern Bauernheers, von den scheußlichen Hinrichtungen, Verstümmelungen, dem Augenausstechen, Gliederabhauen und was Alles von unmenschlichen Strafen über die Gefangenen verhängt wurde (Andeutung des ersten Siegs, den Truchseß Georg von Waldburg in Oberschwaben erfocht, und der barbarischen Ausbeutung desselben); die höllische Rednerin, wie sie die Zuhörer auf dem Gipfel der Wuth hat, gibt den Rath, die gefangenen Ritter zur Rache durch die Spieße zu jagen. Die Blutscene von Weinsberg ist wahrlich ein Ereigniß, das zu einer furchtbaren tragischen Wirkung recht wohl einmal verwandt werden darf. Man braucht auch hier keinen Namen zu nennen, dem Zuschauer mag die historische Thatsache vorschweben, während er gewiß gern einräumt, daß sie hier in allgemein poetischer Weise nach ihrer typischen Bedeutung zu behandeln ist. Der Angesehenste der Gefangenen wird vorgeführt (geschichtlich Graf Helfenstein), seine Gemahlin mit einem Kind auf dem Arme fleht fußfällig um sein Leben; daß die Gräfin Helfenstein Kaiserstochter war (die natürliche Tochter Maximilians) mag als ein Zug, der den Kontrast erhöht, immer benützt werden. Der Anführer der Bauern, der die Stelle des abwesenden Faust einnimmt, wird durch ihr Flehen gerührt (was geschichtlich bei Jäcklein Rohrbach nicht der Fall war), schon ist er nahe daran, sich erweichen zu lassen, da hetzt und stachelt die schwarze Erinnye wieder, der Graf, mit ihm die andern Ritter werden zum gräßlichen Tode weggeführt, der

bekannte Pfeifer geht vorauf und bläst eine Tanzmelodie dazu, man hört das Aechzen der Sterbenden, während die Gräfin mit ihrem Kind unter rohem Hohne mit Spießschäften hinausgestoßen wird.

Jetzt eilt Faust auf die Bühne; es ist zu spät. Sein Werk, sein reines Wollen ist mit Blut und Schande besudelt, zugleich erkennt er, daß jene große Niederlage der Bauern der Vorbote des Schiffbruchs dieser ganzen Bewegung ist. Unter furchtbaren Vorwürfen gegen die Unmenschen verlangt er, daß ihm der Anstifter der Blutthat genannt werde. Die Bauern führen das finstere Weib vor. Ein Schauer, noch ehe er die Züge wirklich erkennt, überläuft ihn bei dem Anblick der dämonischen Erscheinung, er blickt ihr schärfer ins Gesicht und erkennt Mephistopheles, der ihn höhnisch angrinst. Stumme Pause; Faust steht zuerst schlaff, mit hängenden Armen, erloschenem Blick. Dann sieht man, wie er sich faßt, einen Entschluß in sich bewegt, er rafft sich auf, wendet sich zu der Schaar und erklärt ihr, daß er aufgehört habe, ihr Führer zu sein; die Bauern, des „Sittenpredigers" überdrüssig, ziehen ab, Mephistopheles bleibt. Das habe ich nicht gethan, ruft Faust, das ist dein Werk! Mephistopheles aber erinnert ihn an jene eine Uebereilung, wo er eine Gewaltthat erlaubte, die zu Blutvergießen führte; der Urheber einer Revolution, sagt er, sei für das Ganze verantwortlich, auch für das, was er nicht gewollt habe, da gebe eben Eins das Andere, das sei eine Kette von Ursachen und Wirkungen, an deren erstem Gliede Fausts Gewissen hänge. Dann geht er in einen andern, in den alten Ton über und will ihn zu leichtem Trost in neuem Genußleben verführen; er hofft, die

Zerknirschung, die Last der neuen Schuld, stumpfe Reue werde ihn nun innerlich so aushöhlen, daß die Schwungfeder seines Geistes erlahme und er ihn jetzt dahin bringen könne, wo er ihn von Anfang an haben wollte: zur Zufriedenheit in passivem Genuß.

Faust aber hat seinen Entschluß gefaßt. Welchen? sagt er nicht; mit den Worten: zieh' hin, du wirst von mir vernehmen! schreitet er hinweg und läßt den Verblüfften stehen, der sich jedoch mit der Hoffnung betröstet, seinem Zögling schon anders wieder beizukommen.

Wir finden Faust wieder als Anführer einer andern Bauernschaar; er hat die Hauptleute versammelt und theilt ihnen Befehle aus, die auf den Schlachtplan einer zur letzten verzweifelten Gegenwehr entschlossenen Truppe schließen lassen. Haltung und Bewaffnung der Männer zeigt, daß dieß kein undisciplinirter, wilder und roher Haufen ist wie jener, von welchem Faust sich losgesagt hat. Die Hauptleute gehen ab und in einem Monologe spricht Faust aus, was er in jener schrecklichen Stunde der Entscheidung verschwiegen hat. Er ist entschlossen, zu sterben. Der Bauernaufstand ist in der Zwischenzeit gescheitert; eine kleine, tapfere Schaar ist noch übrig, ein Kern der Besten, der in einer Reihe von blutigen Kämpfen mit überlegenem Feinde noch nie besiegt werden konnte. Jetzt ist die Ueberzahl der Letzteren so angewachsen, daß nur zwischen Ergebung oder Tod die Wahl ist, und die brave Schaar hat mit ihrem Führer den Tod gewählt.

Ich schiebe hier die Bemerkung ein, daß es mit der anfangs geäußerten Ansicht nicht in Widerspruch steht, wenn Faust vorher und jetzt als kriegerischer Führer auftritt. Er

ist kein Feldherr, der große taktische Körper nach großem strategischem Plane zu leiten hätte. So viele Kenntnisse, als zu dem beschränkteren Zwecke hier nöthig sind, kann sich auch ein geistiger Held rasch aneignen. Soll diese Erwägung nicht ausreichen, so mag man als positives tragisches Motiv eben auch dieß verwenden, daß Faust die technische Ueberlegenheit des Feindes nicht genug in Rechnung nahm, als er früher die Führung einer größeren Schaar sich übertragen ließ.

Ein Hauptmann meldet das Anrücken des Feindes, Faust gürtet das Schwert um, setzt sich den Helm auf und nun erst, aus seinen letzten Worten, erfahren wir die ganze Bedeutung seines Entschlusses. Ich schicke noch voran, daß mir bei der Einführung des ganzen Motivs jener Florian Geyer von Geyersberg vorschwebt, der edelste unter den Bauernführern, der in Franken mit seiner „schwarzen Schaar" noch zuletzt in mehreren Schlachten verzweifelten Widerstand leistete, sich mit einem mehr und mehr schmelzenden Häuflein immer wieder durchschlug, bis er mit dem kleinen Reste von Getreuen endlich bei Schwäbisch Hall kämpfend fiel. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte, ein Ritter, der sich aus reinem Rechtsbewußtsein zu den Bauern schlug. Man wiche natürlich darin von der Geschichte ab, daß man den größeren Kampf, wie er in der alten Kirche von Ingolstadt vorfiel, als den letzten annähme, worin die ganze Schaar mit ihrem Führer untergeht. Allein hier am wenigsten darf eine solche einzelne Handlung, eine historische Person, die alles Ruhmes werth ist, aber welthistorische Bedeutung nicht besitzt, anders denn als ein Motiv durchschimmern, das nur den Anstoß zur Findung der Situation gegeben hat. Faust

muß den Kampf, den er als Führer im Bauernkrieg angetreten hat, mit großem historischem Blick auffassen. Die ursprünglichen, noch unbefleckten, ausführbaren Principien, wie sie der französischen Revolution zu Grunde lagen, muß er mit klarem modernem Denken hineinlegen. Um dieß nicht unnatürlich zu finden, bedenke man die ungemein große Ausdehnung, welche der Bauernkrieg doch gehabt hat und welche einen durchgreifenden allgemeinen Neubau der politischen Ordnung allerdings nicht unwahrscheinlich machte. Jetzt, da diese Bewegung in den letzten Zügen liegt, erkennt er sie mit prophetischem Blick als einen jener ersten Versuche, große neue Ideen in die Wirklichkeit einzuführen, welche tragisch endigen, nicht ohne Schuld, aber so, daß sie, untergehend, Keime zu künftiger Auferstehung im Boden zurücklassen. Er gedenkt der tragischen Leiden der Vorläufer der Reformation; diese aber hat in der Zwischenzeit gesiegt, das ist ihm eine Bürgschaft für den künftigen Sieg dessen, was er, für dießmal erfolglos, mit den Seinigen gewollt hat. Man darf ihm wohl den seherischen Geist leihen, daß er wirklich eine Ahnung der modernen Revolution ausspricht. Auch das mag er ahnen, daß sie noch entsetzlicher, als dieser Bauernkrieg, ihre reinen Grundgedanken beflecken wird, aber zugleich mag er vorausschauen, wie ihre Früchte dennoch unverloren bleiben und im steten Gang der Geschichte in freien Verfassungen reifen. Ob er sich das Ziel constitutionell wie Goethe oder republikanisch denkt, das ist eine Frage, die unbeschadet der Schönheit dieses Schauens und der innern Wahrheit in dieser Schönheit ganz offen gelassen werden kann. Zugleich aber sieht er nun in seinem Tod eine volle Sühne für die Flecken, die auch sein

letztes, reines Streben entstellt haben. Er hat nur ganz entfernt, nur durch eine kleine Uebereilung Theil daran, aber er rechnet nicht ab, sondern nimmt das Ganze der Schuld auf sich. Mephistopheles hat ihm hämisch und teuflisch diese Schuld zugeschoben, freiwillig erkennt er sie jetzt an und will mit seinem Blute sie abwaschen. Aber auch die alten, dunkeln Flecken seines Lebens stehen in ihrer Schwärze wieder vor ihm und auch für sie soll dieser Tod ein letztes, höchstes, freies Sühnopfer sein. Da gedenkt er Gretchens wieder, die Rührungen der ersten Liebe erweichen in süßer Erinnerung sein gestähltes Herz. In diesem Momente schwebt Gretchens Gestalt heran. Ihr Geistermund grüßt ihn mit der Botschaft der Verzeihung, grüßt ihn als Märtyrer der ringenden Menschheit und weiht ihn zum Todeskampf. Als Geistererscheinung ist sie nicht mehr dieß einzelne Wesen, sie ist Fausts Genius, der Genius seines Volkes. Es muß mich alle Erinnerung täuschen, wenn ich nicht mit Wahrheit versichern kann, daß die Einführung dieses Motivs keine Reminiscenz aus Egmont ist. Es kann aber durchaus nicht vom Uebel sein, wenn man an die Traumerscheinung Clärchens erinnert wird; zwei so verwandte weibliche Charaktere dürfen sich wohl auch darin entsprechen, daß sie nach ihrem Tod als Geister in idealer Bedeutung wiederkehren. Doch der Ausdruck „als Geister" ist unrichtig, weil er nicht für beide Fälle paßt. Clärchens Erscheinung ist objektivirtes Traumbild und das Bedenken, ob in einem Drama, das ganz in der realen Welt spielt, ein solches Motiv, das doch immer wieder als Wunder erscheint, auftreten dürfe, ist bis heute noch nicht bis zu voller Rechtfertigung des Dichters gelöst. Gretchen aber erschiene

als Geist und im Faust, in einer Tragödie, die eine Sage voll phantastischer Motive behandelt, dürfen, wie schon oben gesagt ist, ja sollen Geister mitwirken.

Faust ist niedergekniet, entzückt hat er diesen Gruß der ewigen Liebe, diesen Segen hingenommen, entzückt schaut er in die ferne Zukunft, wo aus Märtyrerblut die Eiche der Freiheit und der rein humanen Religion stolz und hoch wird gewachsen sein, entzückt schaut er auch den Sieg jenes hohen Zwecks, den er in seinem zweiten Weltgang aufgenommen hat, der Einheit und Größe seines Volks voraus. So steht er auf, geweiht, geheiligt und nun spricht er die Worte, die Goethe in seinem zweiten Theil ihm in den Mund legt:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Es ist einer der tiefsten und herrlichsten Gedanken Goethe's, diese Schlußwendung, diese Lösung der Frage, die von der Stunde des Bündnißschlusses zwischen Faust und Mephistopheles über der Tragödie schwebt. Faust wird verloren sein, wenn er zum Augenblicke sagt: verweile doch, du bist zu schön! wenn er mit Einzelnem zufrieden ist, über ein Beschränktes nicht mehr übergreift, nicht mehr weiter strebt. Mit bloßem Genusse, wie Mephistopheles möchte, kann er nie zufrieden sein und ein Schluß, eine letzte Katastrophe nach den einzelnen Katastrophen muß doch eintreten. Da findet nun Goethe das unvergleichliche Mittel: Faust ist zufrieden mit einem Gute idealer Art, glücklich im Glücke Vieler, im Glück eines Volks und dieses Glück ist nicht

Genuß im Genießen, sondern Genuß im Thun, Thätigkeit, freie Thätigkeit, Freiheit. Weil aber auch an der reinsten Form menschlichen Daseins die Gebrechen der Endlichkeit haften und Faust von Anfang an das täuschungslose Auge hat für diese Gebrechen, für die Unzulänglichkeit jedes Bestimmten, Einzelnen, jedes Zustands und jeder Thätigkeitsform, so entstand eine weitere Schwierigkeit, die der Dichter dadurch beseitigt, daß es ein Bild der Zukunft ist, worauf er Fausts Geist mit Entzücken stillstehen und ruhen läßt. Es ist eine als zukünftig vorgestellte Wirklichkeit, aber diese Wirklichkeit ist ja wesentlich Thätigkeit, Entwicklung, Fortschritt, enthält also immer weitere Zukunft in sich; Faust ruht, aber er ruht im Bilde des nicht Ruhenden, des kraftvoll Bewegten, über sich selbst stetig Hinausgehenden, des Willens. Faust beschränkt sich, eine bestimmte Form des Daseins und Thuns erscheint ihm als die höchste, aber diese Form ist der freie Staat, worin jedes geistige Leben blüht, sie ist also in der Beschränkung unbeschränkt. Verworfen hat er nur den wilden Unendlichkeitsdrang, behalten den Drang des Strebens in steter, geregelter Thätigkeit. Das ist zugleich die wahre Auskunft über den Moralbegriff Eudämonismus: wenn wir das höchste Wohl in der höchsten Thätigkeit erkennen, dann dürfen wir Eudämonisten sein. Weil nun Faust ruht, ist er verloren, weil er im geistigen Bilde der strebenden, reinsten Thätigkeit ruht, ist er gerettet; er ist verloren, weil er im Streben sich beschränkt, gerettet, weil diese Beschränkung über jede Schranke fortstrebt; bildlich, poetisch dargestellt: er stirbt, er scheint einen Augenblick die Beute des Mephistopheles, aber seine Seele geht in den Himmel ein.

Mir scheint es, daß dieser herrlichen Idee kein Abbruch geschieht, vielmehr noch Licht und Kraft zuwächst, wenn Faust als freiwilliges Opfer in den Heldentod geht. Wer sterbend glücklich ist, der am allerwenigsten kann verloren sein; wer seinen schönsten Augenblick den nennt, wo er zum Tode geht, der kann nicht Knecht und Beute des Dämons der Endlichkeit sein. Ganz gewiß Eines aber würde bei unserer Wendung gewonnen: es will sich immer etwas komisch ausnehmen, daß Faust bei Goethe so auf einmal abstrakt umfällt und todt ist; es ist doch wahrlich besser, ihn motivirt fallen zu lassen, in der Schlacht. Das ist zugleich eine wahre Ironie im scheinbaren Gewinnen des Mephistopheles: Faust wäre ihm unfrei verfallen und er kommt ihm zuvor, eben auch der Form nach zuvor, indem er thätig, kämpfend von freien Stücken fällt, wodurch er ihm vielmehr nicht verfällt.

Es entsteht nun, theatralisch gedacht, eine kleine Schwierigkeit: wir müssen Fausts Leiche allein auf der Bühne haben und er soll doch in einem Schlachtgetümmel fallen, das man bei einem so geistigen, durchsichtigen Stoffe doppelt ungern sichtbar darstellt. Inzwischen gibt es eine Auskunft, welche offenbar die ganze Handlung um einen der Grundidee tief entsprechenden weiteren Zug bereichert. Man hört, nachdem Faust abgegangen, das Getöse des Kampfes, dann erscheint er vom allgemeinen Handgemeng zur Seite gedrängt, mit einem einzelnen Feinde fechtend, und dieser Feind sei Mephistopheles, der sich unter die feindlichen Massen geschlichen; Faust erkennt ihn noch nicht, aber weil er in ihm den überlegensten unter den feindlichen Kriegern sieht, hat er sich ihn

zum besondern Gegner ausersehen. Mephistopheles hält inne im Kampf und öffnet das Visier. Wie Faust ihn erkennt, will er mit verdoppelter Kampfbegier auf ihn eindringen. Der Feind lähmt ihm mit einem leichten Schlage seines Schwertes die Hand und macht nun einen letzten Versuch, ihn zu verführen. Er verspricht ihm alle Herrlichkeit der Welt; was Faust bisher genossen, soll ein Schatten sein gegen das, was jetzt ihn erwartet. Ein Herrscher, ein König, ein Kaiser soll er werden, dessen Willkür keine Schranken gesetzt sind. Umsonst, Faust fällt ihn aufs Neue mit dem Degen an und jetzt wird Mephistopheles zum dummen Teufel. Nicht bedenkend, daß der Tod durch seine Hand ein moralischer Sieg für Faust ist, stößt er ihn nieder. Wie Shylok sich stets auf seinen „Schein" beruft, so hält er sich an die pure Form des Wortes von der höchsten Befriedigung, das Faust gesprochen hat.

Er stellt sich triumphirend mit gespreizten Beinen über den Sterbenden und legt die Hand an seine Kehle. Die seltsame, unheimliche Gruppe mag etwas vor unserem Auge verweilen. Dann ruft er frohlockend: er ist mein! In diesem Augenblick öffnet sich der lastende, graue, wolkige Himmel, der über dem düstern Bilde ruhte, ein Chor von Stimmen ruft: ist unser! und in einer Glorie von Licht werden die Gestalten sichtbar, von denen der Ruf kam.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier auf meine alten Ausstellungen gegen Goethe's Schluß verweisen. Der Faust muß mythisch abgeschlossen werden, wie er durch den Prolog im Himmel mythisch eröffnet ist; dieß bezweifelt Niemand und habe ich in den schon erwähnten „Kritischen Bemerkungen

über den ersten Theil von Goethe's Faust" mit besonderer Beziehung auf den Prolog anerkannt. Gegen meinen Vorwurf aber, daß ein so überladen gothischer Schluß, wie er vorliegt, eine solche Ausbeutung der Rumpelkammer der Legende, ein solches breites Uebergehen in die Mysterienform, ein solcher Weihrauchgeruch und von Heiligen, Kirchenvätern, Engeln wimmelnder Goldgrund einem Gedichte, wie der Faust ist, übel anstehe, finde ich bei Köstlin keinen Gegengrund, als die Worte: „wo sollte der Dichter concrete Farben und Züge hernehmen für seine Schilderung, als aus der Gothik, dem Heiligenglauben des Mittelalters?" und auf diese Replik sollte die Duplik, meine ich, nicht schwer sein. Ich mache, ehe ich sie bringe, nur noch ausdrücklich geltend, daß die Tragödie zwar phantastische, transcendente Motive mit Fug und Recht manche aufgenommen hat und daß der innere Widerspruch dieser Motive mit dem rationellen, geistig freien, modernen Inhalt durch den Zauber der Poesie im Entstehen sich überall wieder löst, daß aber diese Lösung, wenn die Transcendenzen bis zu einem gewissen Grade der Häufung anwachsen, nicht mehr möglich ist. Was zu viel ist, ist zu viel. Wenn es so weit geht, wie hier, so fällt uns sehr ausdrücklich ein, wie Mephistopheles auf eben die Pfaffen geschimpft hat, deren Vorrathskammer und Bildermagazin der Dichter hier positiv auskramt, und wir fragen uns, keiner weiteren Illusion fähig, was Faust, der unkirchliche Mann des freien Gedankens, für Augen machen wird, wenn er sich in diesem kindischen Christtagshimmel als eine Art Präzeptor der seligen Knaben, himmlischen Collaborator wieder findet. Kurz die Geschichte wird komisch; nicht zu reden von Dürrteufeln,

Dickteufeln, Lemuren und von dem ekelhaften Motiv der päderastischen Mephistophelesgelüste.

Warum soll sich denn nun keine andere Fundgrube darbieten für „den sparsamen, so zu sagen protestantischen Mythus," den ich an dieser Stelle gefordert habe? Hat Faust nicht selbst uns den Wink gegeben, wo wir suchen sollen, als er von seiner zweiten, reineren Seele sagte: „Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen?"

Ein Halbkreis von thronenden Gestalten, wie auf Raphaels Disputa, wird im himmlischen Lichtraum zwischen den getheilten Wolken sichtbar. Es sind Vorkämpfer der geistigen und politischen Freiheit, Märtyrer des Staates, der Wissenschaft, der Religion. Nicht alle müssen jedoch als Märtyrer gelitten haben; neben Sokrates mag Plato sitzen; von griechischen Charaktergestalten würde ich noch den Demosthenes nennen; von römischen wären als Kämpfer für Volksrecht die Gracchen einzuführen, auch ein Brutus, schuldbefleckt wie Faust. Wir können keine mittelalterliche Gestalt brauchen; die Reformation sei in ihrem Vorläufer Huß vertreten. Hutten, den wir ja in der Handlung nicht mit Namen, nur typisch anklingend eingeführt haben, der frühe starb, dessen Tod im Gedichte Faust vorher beklagt haben mag, kann neben ihm seine Stelle finden; da ein Märtyrer der Wissenschaft aus neuerer Zeit nicht fehlen darf, so wird eine Umgehung der Chronologie wohl erlaubt sein, indem Galilei zu der Gruppe gezogen wird. In der Mitte des idealen, monumentalen Kreises throne Christus und ihm zur Seite sitze der verlorne Sohn, denn wir bedürfen auch einer Gestalt, welche

die sinnlichen Verirrungen Fausts und die Wahrheit ausdrückt, daß dem Reuigen verziehen wird, und eine so geläufige Person der Parabel neben die realen, der Geschichte entnommenen zu setzen muß erlaubt sein.

Nun verweise ich auf den genannten Aufsatz in der Züricher Monatschrift, wo gesagt ist, eigentlich müßte ein langes Gespräch zwischen Mephistopheles und dem Herrn eintreten, worin jener sein Recht auf die Seele Fausts geltend macht und dieser ihn widerlegt; da jedoch Mephistopheles auf jede Antwort eine Gegenantwort hätte und das Gespräch daher ins Unendliche zu gehen drohte, so werde der Dichter diesen grenzenlosen Faden des Für und Wider durchschneiden müssen, indem der Herr den Faust einfach in seinen Himmel rettet: die Thatsache der Erhebung in den Himmel werde statt der Auseinandersetzung eines philosophischen Begriffes dienen. Diese Ansicht läßt sich, wenn man statt des Herrn einen solchen Kreis idealer Gestalten einführt, modificiren; und sie bedarf es. Ein kurzer Wechsel von Rede und Gegenrede mit Mephistopheles muß Statt finden; dem Herrn selbst will es nicht geziemen, sich darauf einlassen: so mögen die einzelnen Genien dieses Kreises mit wenigen schlagenden Worten der Reihe nach, je wie es für ihren Charakter, ihr Schicksal und Leiden paßt, die Antwort auf die Anklagen des Satan übernehmen. Dieser führt zu seinem Vortheil an: alle sittlichen Verirrungen Fausts und die Verbrechen gegen Gretchen, Valentin, den Mord in Rom; dann seine politische Schuld: er häuft alle Anklagen, welche die Reaction gegen jede entschiedene Bewegung vorbringt, er erklärt die Revolution für eine Zerstörung aller Grundlagen der Gesellschaft;

er knüpft an die eine, letzte Uebereilung Fausts an und schreibt alles Blut, jede Greuelthat dieses Aufruhrs auf seine Rechnung; wir kennen die Sprache der Knappen des stumpfen Stillstands, ihren Hohn, ihre frivole Sophistik, ihre Heuchelei; sie muß ihm köstlich zu Gesichte stehen. Natürlich holt er weiter aus bei der Reformation, concentrirt die bekannten Vorwürfe gegen sie und macht Faust für alle scheinbaren und wirklichen Uebel verantwortlich, die in ihrem Gefolge waren. Alle seine Anklagen fassen sich zum Ende darin zusammen, daß jedem Aufschwung Fausts aus Verirrung und Schuld ein Rückfall gefolgt sei, während die Obern ihm entgegenhalten, daß auf jeden Rückfall ein Aufschwung folgte, und als stärksten, letzten Beweis den freiwilligen Tod nennen. Mephistopheles antwortet darauf, als hätte nicht er selbst den Faust getödtet; er kann es zunächst auch, denn der Tod, den Faust suchte, war ihm auch ohne die Hand des Mephistopheles gewiß; das heiße, sagt er, die Rechnung abbrechen, nicht sie schließen; er behauptet, daß Faust, wenn er fortgelebt hätte, in gemeine Zufriedenheit mit sinnlichem Genusse, in Ehrgeiz, Selbstsucht, Zerstörungslust doch versunken wäre; der Beweis hiefür sollen jene Worte sein, die Faust vor seinem Todesgang ausrief, die Worte, die einen Zeitmoment der Summe des ganzen, absoluten Glückes gleich setzten. Dieß ist der Gipfel seiner Argumente, dieser Buchstabe ist der Wechsel, den er vorweist, worauf er mit abstraktem Rechtseigensinn besteht. Es wäre nicht allzuschwer, dieß Alles in schlagende Sätze zusammenzudrängen und ebenso die Antworten im kürzesten Lapidarstyle zu halten. Nachdem noch der verlorene Sohn mit tief rührenden Worten es ausgesprochen

hat, wie ihm, dem schwer Verirrten, aber Reuigen die Arme der Vaterliebe sich geöffnet haben, übernehme Christus, da Mephistopheles noch einmal den Mund öffnen will und grimmig seinen „Schein," die alte Urkunde, die Faust mit Blut unterschrieben hat, zum Himmel emporhält, den letzten Spruch. Mit furchtbarer Gebärde, wie der richtende Erlöser auf dem jüngsten Gerichte des Mich. Angelo die Verdammten, mit Donnerrede, wie Apollo bei Aeschylus die Eumeniden, scheuche er den Feind der Menschheit hinweg; doch dürfen dabei gewisse Worte nicht fehlen, aus denen hervorgeht, daß das Böse ein Ferment der Entwicklung der Menschheit, daß es der unentbehrliche Intrikant im Drama der Weltgeschichte ist, seien es auch nur Worte wie diese: „du wolltest ihn verderben und du hast ihn erzogen." Achselzuckend, höhnische Laute der Selbstgewißheit murmelnd schleicht Mephistopheles hinweg: Christus aber wendet sich nun zu der Leiche des Gefallenen und ruft: Erwache! Faust öffnet die Augen, blickt mit verklärtem Blick empor und vernimmt nun aus dem Munde Christi die Botschaft der unendlichen Liebe. Soll die Scene noch durch Gesang erhöht werden, so wäre wohl nichts Passenderes zu wählen, als daß man von den Lippen unsichtbarer himmlischer Geister jene Worte wieder ertönen ließe, die wir vom Chor der Engel vernahmen, als der Ostergesang den zum Selbstmord Entschlossenen der Erde wieder gewann, die Verse: Christ ist erstanden u. s. w. bis: euch ist er da! Denn Goethe hat sie offenbar symbolisch gemeint, er spricht die Idee des durch alle Verwicklung siegreich sich durchringenden Geistes der Menschheit aus und er wollte damit auf den Schluß des Dramas präludiren. Die Form

dieſer Verſe iſt allerdings etwas manirirt altkirchlich, ließe ſich aber mit wenig Aenderung dem rationelleren Styl einer ſo gehaltenen Schlußſcene anpaſſen, ohne daß jener hohe Sinn geopfert würde. Während dieſes Geſangs richtet ſich Fauſt langſam auf, hebt entzückt die Arme nach oben und der Vorhang fällt.

Verzeichniß der Druckfehler.

Erstes Heft.

Seite 36 Zeile 11 von oben statt: diese lies: dieß.
„ 55 „ 7 „ unten statt: allen lies: aller.
„ 55 „ 3 „ „ statt: vor lies: von.
„ 136 „ 7 „ oben nach: geistvoll streiche das Komma.
„ 138 „ 13 „ unten statt: in der lies: in die.
„ 168 „ 2 „ oben statt: an lies: am Fuß.
„ 178 „ 1 „ unten statt: natürlicher lies: natürliches.

Zweites Heft.

Seite 56 Zeile 10 von oben statt: Heinrichs lies: Heinrich.
„ 77 „ 9 „ unten statt: Zögen lies: Zögern.
„ 130 „ 1 „ „ statt: ern lies: fern.
„ 152 „ 12 „ oben nach: neue setze ein Komma.
„ 155 „ 2 „ „ statt: worin lies: worein.

Drittes Heft.

Seite 86 Zeile 9 von unten statt: Alexander lies: Aleander.
„ 91 „ 1 „ „ nach: wird setze: ".
„ 144 „ 7 „ oben statt: ließ lies: zu lassen.
„ 158 „ 8 „ unten statt: fallen auf sein Haupt lies: auf sein Haupt fallen.

Kritiſche Gänge.

Neue Folge.

Von

Dr. **Friedr. Theod. Viſcher,**
Profeſſor der Aeſthetik und deutſchen Literatur in Zürich.

Viertes Heft.

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1863.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Ein Schützengang. Seite 1.
Pro domo. Seite 71.
Ludwig Uhland. Seite 97.

Vorwort.

Wenn als Fortsetzung der Kritischen Gänge dießmal zunächst ein „Schützengang“ auftritt, so ist es nicht so bös gemeint, als es aussieht. Betrachtungen, die sich an den Besuch des ersten deutschen Schützenfestes knüpfen, werden natürlich auch Urtheile enthalten, aber man wird sich, hoffe ich, überzeugen, daß ich nicht mit der kritischen Brille auf der Nase nach Frankfurt gezogen bin; ja der schildernde Theil wird vielleicht nur zu enthusiastisch erscheinen; er ist in der ersten Wärme des noch frischen Festeindrucks geschrieben; seither ist so Vieles ins deutsche Land gegangen, daß ich besorge, er werde kaum mehr auf die empfängliche Stimmung treffen, werde hinkend post festum kommen. Sei es darum! In noch viel weitere Zeitferne gerückt, entnommen aus der Umgebung einer peinlichen Wirklichkeit mag mein anspruchloser Bericht einem späten Leser begegnen, der ungestört von dem, was uns verwirrt, niederschlägt und jene farbenreichen Tage so rasch in unserer Erinnerung gebleicht hat, nicht ohne

Rührung bei diesem Bilde des ersten nationalen Festes der Deutschen verweilt. Komme ich in diesem Sinne jetzt zu früh, so muß ich ein Geständniß hinzufügen, das erklärt, warum ich zu spät komme, um solche Leser hoffen zu dürfen, die mir den nöthigen Schwung eben erlebter Festfreude entgegenbringen. Der „Schützengang" sollte eigentlich im vorigen Herbst erscheinen; die politischen Betrachtungen, die seine zweite Hälfte bilden, schloßen ursprünglich anders, positiv: ich hielt es damals für räthlich, das Delegirtenprojekt, obwohl es kümmerlich genug war, dennoch anzunehmen. Ich überzeugte mich eines Andern, während bereits die Correcturbögen vor mir lagen. Auf ein Angebot, das so blutwenig zusagt, kann eine Nation eintreten nur auf Hoffnung, in kurzer Zeit das Bewilligte fortzubilden und zu erweitern, bis es ihrer gerechten Forderung genügt. Dazu bedarf es eines moralischen Drucks, der schlechterdings voraussetzt, daß die kleine Handhabe mit frischem Muth angefaßt werde. Dieser Muth war nirgends zu finden und, wie ich bald erkannte, nicht hervorzubringen. Da es mir im Schlafe nicht einfiel, dem Projekt in anderem, als solchem eventuellen Sinne zuzustimmen, so strich ich diesen Theil meiner Arbeit und beeilte mich wenig mit der Umänderung, denn ich zog nun vor, dem „Schützengang" erst noch andere Aufsätze beizugeben und ihn so in einem vierten Hefte der neuen Folge der Kritischen Gänge erscheinen zu lassen. Die politischen Reflexionen, wie sie jetzt umgearbeitet lauten,

verzichten darauf, für die Gegenwart Rath zu wissen, und schließen mit dem Blick in eine späte Zukunft. Wer Besseres weiß, der hebe den ersten Stein gegen mich auf!

Zu dem „Pro domo“ habe ich nichts beizusetzen, als die Betheurung, daß ich entfernt nicht daran denken würde, für einen eigenen poetischen Versuch mich kritisch zu schlagen, wenn er dem ernsten Gebiet angehörte oder im komischen auf strengen Bau, feine Durchbildung Anspruch machte; daß ich mich eines nach meinem Gefühl verkannten leichten Harlekinscherzes annehme, dessen habe ich mich wohl nicht zu schämen.

Dem Aufsatz über Uhland mag man theilweis eine ursprünglich andere Bestimmung anfühlen. Ich war angegangen worden, für die Gartenlaube über den Verstorbenen zu schreiben, und versuchte, die Sprache zu treffen, die sich für ein Volksblatt eignet. Ein Drittheil war schon vollendet, als ich mich überzeugte, daß ich mir Unmögliches aufgelegt hatte. Als Angel, um die sich die Arbeit drehen mußte, beschäftigte mich die Frage, wie es komme, daß ein Dichter, dem ein gewisses modernes Element: der innere Conflict, der Seelenkampf, der aus Irrgängen des Lebens entspringt, der Zweifel, das Prometheische, kurz die Negation fehlt, dennoch im vollen Sinn ein Dichter und der Liebling aller Stände sei. Dieß führt zur Analyse und Analyse ist nicht für ein Volksblatt. Ich bat also um Entbindung von meiner Zusage, erhielt sie dankbar und schrieb nun in der Sprache und Ausführlichkeit

weiter, die ein solcher Inhalt will. Ich habe kein klares Bewußtsein darüber, ob die Ungleichheit, welche durch diese während meiner Arbeit eingetretene Wendung entstehen mußte, durch die Ueberarbeitung hinreichend ausgeglichen ist; die Kritik wird mir ja dazu verhelfen.

Zürich, den 16. März 1863.

Fr. Vischer.

Ein Schützengang.

Als ich am Morgen des 12. Juli 1862 frühe aufstand, war natürlich mein Erstes, nach dem Wetter zu sehen, denn ich wollte nach Frankfurt zum deutschen Schützenfest. Meine Wohnung geht nach dem See und Hochgebirg. Da sah es übel aus. Die ganze Kette, vom Glärnisch bis zum Uri-Rothstock, so klar im frühen Morgenlichte, so unheimlich deutlich, daß man meinte, danach greifen zu können. Es ist der Föhn, der die Ferne so nah erscheinen läßt, indem er den Luftschleier, an dem wir sie messen, hinwegnimmt, und was dieß für Wetter bedeutet, weiß man. Also tagelang, vielleicht wochenlang strömender Regen, Sturm und nachfolgende Kälte, das ist die Verheißung für das Schützenfest! Was jetzt thun? Mein erster Gedanke war: zu Hause bleiben. Doch schnell besann ich mich eines Andern; dort unten in Frankfurt, sagte ich mir, hat ihnen der Sturm die Festhütte umgerissen, sie sind nicht verzagt, sind muthig und rüstig ans Werk gegangen und sie haben's bezwungen, der Bau steht wieder aufgerichtet; nimm ein Beispiel daran! Also vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben!

Ich ging zur Eisenbahn, stieg ein und habe von der Fahrt nichts zu berichten, als daß Nachmittags der vorher-

gesehene Regen sich einstellte. Die hiesigen Schweizer fuhren in einem besondern Zug von Zürich aus, dem sich in Basel die Westschweizer anschlossen. Ich wollte aus Eigensinn keine Ausnahme von denjenigen machen, die der merkwürdige Beschluß der badischen Bahndirektion traf, wornach die bedeutende Preisermäßigung, die der Schweizerzug auf deutschem Boden genoß, den Deutschen, die sich in ihn nicht einschmuggeln wollten, nicht zu gute kam. Ich fuhr also mit dem gewöhnlichen Zuge nach und kann daher auch von dem festlichen Empfang in Basel nichts erzählen. Vor dem Bahnhof in Frankfurt mußte unser Zug ziemlich lang stille stehen; es brauchte Zeit, bis die vorher angelangten Schweizer, bekanntlich über tausend Mann, ausgestiegen waren; als unser Zug, von Kanonensalven wie alle empfangen, einfuhr, standen sie im Bahnhof aufgestellt. Einzelne Laute der Anrede des Dr. Sauerländer und der Antwort des Oberst Kurz drangen an mein Ohr, während ich Mühe hatte, mich mit Gepäck und Waffe durch die Menge zu arbeiten, um Droschke oder Träger zu finden und zur gastlich anerbotenen Wohnung zu gelangen. Versteht sich, daß man durch den strömenden Regen sich nicht abhalten ließ, am Abend noch auszugehen und sich durch Pfützen, Füße, Ellbogen und Schirme zu drängen, so gut es ging. Aus diesem Gedräng und Gewirr, Brausen der Menschenstimmen und fern vom Bahnhof schallenden immer neuen Hochrufen, die den ankommenden Schützenzügen galten, hebe ich den Moment hervor, wo ein nahes Jauchzen und Jodeln mir anzeigte, daß die Tyroler in der Nähe sein mußten. Ich fand sie im Kreis aufgestellt, von einer dichten Menge Neugieriger umringt, auf dem Platz vor dem Theater.

Da standen sie um ihren Hauptmann versammelt, der ihnen die Wohnungen anwies, in den bunten Trachten der verschiedenen Thäler, mit den schweren, alterthümlichen Stutzen, die bekannten Säcke auf dem Rücken, mit denen sie so oft ausgezogen sind zu einem ganz andern Schießen, das kein Festspiel war. Es ist doch etwas, wenn man so eine Waffe ansieht und denkt: die ist wohl mit dabei gewesen, und es ist doch etwas um eine wirkliche Volkstracht und um rechte Racemenschen, Riesengestalten aus dem fernen Gebirge, Köpfe vom ächten Schnitt jenes Profils, das auf die Verschmelzung von Alemannen und Bajawaren mit einem dunkeln romanisirten, dann germanisirten Urvolk hinweist, Gesichtszüge, über die der Pflug, aber auch die klein zuschneidende Egge der modernen Bildung nicht gegangen ist; die Phantasie wacht auf bei dem Anblick, und sagt sich: es gibt noch ein Stück Poesie, das nicht Maske, das Wirklichkeit ist.

Nun — und ich dachte, Jeder müsse sich sagen, es sei doch besser, daß diese da seien, als die Italiener, denn beide zugleich wären nicht gekommen: kamen die Letzteren, so blieben die Tyroler weg sammt den Bayern und wohl auch sammt den Schwaben. Der krumme Zwischenfall der Einladung an den Mailänder Schützenverein ist längst abgethan, aber es ist immerhin nicht zu spät, durch die kürzeste Formel sich Rechenschaft von der Verkehrtheit jener kosmopolitischen Handreichung zu geben. Sie heißt so: wenn die Italiener am Feste Theil nahmen, so war es sehr leicht möglich, daß Einer von ihnen einen Stutzen gewann; da nun Italien unsere Grenzen bedroht, da wir Krieg mit ihm nach aller Wahrscheinlichkeit haben werden, Krieg nicht bloß

um österreichisches Besitzthum, sondern um deutsches Bundesland, so könnte es gar wohl kommen, daß über kurz oder lang der wälsche Gewinner einer Waffe mit derselben nach — ihrem Geber schöße. Und ich meine, daß man es darauf nicht ankommen lassen durfte, das müsse selbst der eingefleischteste Parteimann des preußischen Programms, der wildeste Oesterreichzertrümmerer, der holdeste Schwärmer für fremde Nationalitäten, der dürftigste Kopf und das engste Herz einsehen. Man kann doch die Wirklichkeit nicht abläugnen; mag Einer den Umstand in die Hölle verfluchen, daß es „Großdeutsche" gibt, ja möchte er sogar theoretisch Recht haben, daß er es thut, mag er Oesterreicher, Bayern, Schwaben für Unmündige, für Pfaffenknechte, für Böse-wichter halten, das verändert ja an der Thatsache nichts, daß sie da sind, daß sie in Menge da sind. Nur um's Himmelswillen ein klein Bischen Statistik! Es ist mehr werth, als alle Logik eurer Schlüsse. Dieß Fest nun war es eben, das uns die unbezahlbare praktische Lektion in der Statistik unserer Stämme und Parteien gab, es war ein Pestalozzi'scher Anschauungsunterricht über den wirklichen Stand der Menschen deutscher Nation, ein prächtig gemaltes ABC des wechselseitigen Vertragens und Duldens für Kinder und Alte.

In später Abendstunde traf ich noch beim Glase mit einem Comitemitglied zusammen. Der Mann war so erschöpft, daß ihm die Augen fast zusanken; er hatte zehn Stunden gearbeitet, ohne sich laben zu können: lauter freiwillige Mühe ohne Lohn — Ehre den Braven! Man muß sich recht hineinversetzen, sonst vergißt man leicht, welche

ermattende Anstrengung hier von opferfreudigen, edeln Kräften übernommen und wochenlang unverdrossen getragen worden ist. Man scheute sich fast, an diese Männer, denen der lange Kampf mit der Nervenabspannung auf dem Gesichte geschrieben stand, noch mit Fragen und Bitten sich zu wenden, und erhielt doch immer geduldige Auskunft, freundlichen Rath. Nun nehme man aber hinzu, was die ganze Stadt, Körperschaften und Einzelne, Senat und Bürger geleistet hat, man erwäge alle die Opfer an Geld und Mühewaltung, deren Größe man im Festjubel, im Anblick der glänzenden Früchte der Arbeit so leicht nur überhin sich vorstellt, da alle die Pracht, Fahnen, Kränze, Bilder, Transparente, tausendfältiger Schmuck, fertige Zurüstungen und zarte Ausübung herzlicher Gastfreundschaft, reiche Ehrengaben, Spenden jeder Art zur Anlage des Festplatzes — da dieß Alles, wenn es sich vollendet dem Auge darstellt, aussieht, als wäre es in leichtem Spiele nur so hingezaubert, da es einem schönen Körper gleicht, dessen innerer vielbeschäftigter Lebensproceß dem Auge verdeckt ist, da kein Mensch mehr an das unendliche Bestellen, Fragen, Schreiben, Rennen, Zahlen, an die Welt von Verdruß über tausend Hemmungen und Verwirrungen denkt: man gehe hinter diese Oberfläche und man wird erkennen, daß ein solches Fest keine bloße Form ist, nein, ein Werk voll Inhalts, ein Thun des Willens, eine sittliche Arbeit. Eine Arbeit freilich aus Freuden, mit Freuden, für Freuden; aber diese Freuden selbst, was sind sie? Freuden am Bilde einer ringenden Nation, die mit hochgeschwellten Kräften zum ersehnten, wahren Dasein strebt, Freuden in Anschauung eines Ideals mit dem

vollen Bewußtsein, daß es nur mit Opfern wird verwirklicht werden, wogegen diese Opfer zum Feste noch ein Nichts sind, hohe Freuden, ein Jubel auf dem dunkeln Grunde des furchtbaren Ernstes. Nun war in der Woche vor dem Fest noch der bekannte große Unfall eingetreten. Es hatte den ganzen, vollen Mannesmuth, die äußerste Anstrengung aller Kräfte bedurft, rechtzeitig wiederherzustellen, was der Sturm verwüstet hatte; die Katastrophe hatte Menschenleben gekostet. Man hat es überall erkannt und oft gesagt, daß dieß, diese finstere Folie, dem Diamante des Festes noch tieferen Glanz gegeben hat. Die Ueberwindung der Elemente, die „das Gebilde der Menschenhand hassen," wurde im Bewußtsein der Ueberwinder und der Gäste zum Symbol eines höheren Sieges. Entschluß und Ausdauer siegte über die wilden Mächte der Natur, Entschluß und Ausdauer wird über andere Dämonen auch den Sieg davon tragen; Germania stand unter Trümmern fest im Sturm.

Am 13. Morgens hatte der Regen aufgehört, aber nach Ton und Charakter der Luft und Wolken zu schließen, meinte man Tausend gegen Eins wetten zu können, daß ein zweiter Regentag folgen werde. Was nun? Der Mensch kann dem Wetter Arbeit, Anstrengung jeder Art abtrotzen, aber Feststimmung nicht. Ein verregnetes Fest: was kann es Trübseligeres geben? Ein verregnetes großes, stolzes Nationalfest mit ungeheurem Aufwand: wer kann das aushalten, ohne die Flügel hängen zu lassen? Fest will Licht, weil es selber Licht ist. Aber vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben! Man wagte und es gelang; aus grauem Himmel arbeitete sich langsam das Sonnenlicht

und nachher, als das Fest eröffnet war, ist es nach Regentag und Gewitter uns treu geblieben bis zum Ende. O Sonne Deutschlands, blicke nach Stürmen so freundlich auf uns Wagende, wenn endlich, endlich der größere Festtag der Nation aufgeht, wenn die theure, vielgeliebte Fahne, die schwarzrothgoldne, hochwallend den Völkern verkünden soll, daß wir da sind, daß man uns nicht mehr beschimpfen darf, daß man uns ehren und fürchten muß!

Ich bedrohe den Leser nicht mit einer Beschreibung des Festzugs, den er längst aus den Zeitungen kennt; wenn ich es wollte, ich könnte die Drohung nicht ausführen, denn ich habe blutwenig von ihm gesehen, weil ich ihn — mitmachte. Ich wollte mit drunter sein, ich war nicht als lorgnettirender Beobachter gekommen; freilich aber hatte ich mir — sehr unrichtig bei einem Zug von solcher Länge — vorgestellt, er werde einmal ganz an sich vorübergehen. Nur am Schlusse sah ich die Festjungfrauen und Knaben am Gabentempel gruppirt, die altdeutschen Reiter absteigen und ein paar von den Bogenschützen hinweggehen. Die Frankfurter haben trefflich dafür gesorgt, daß man an der Spitze des Zuges den Kunstsinn einer gebildeten Nation erkannte. Ein so hoher Festgang will eine Zuthat von Phantasie und Styl, von theatralischer Wirkung im guten und ächten Sinne des Worts, einen Reiz schwungvollerer Art, der die Anschauung aus der nächsten Wirklichkeit rasch emporhebt, indem er ihr ankündigt: hier ist geweihter Boden. Geschichtliche bunte Trachten, feurige Rosse dürfen nicht fehlen und das sicherste Mittel, ideal zu stimmen, ist die Erscheinung der geschmückten Jungfrau, des blühenden Knaben. Ehrlich gestanden, es reut

mich, daß ich nicht doch austrat, um Alles zu sehen; ich versäumte ja noch mehr, als diesen Anblick, ich vernahm nicht den tausendstimmigen Jubel, wo die Tyroler unter den Klängen ihrer uralt einfachen Hirtenmusik, der Trommel und der Schwegel, mit ihrer ruhmvollen, zerschossenen Landesfahne, nicht den Ruf der tiefsten, aus Trauer in Hoffnung aufsteigenden Herzensbewegung, wo die Kurhessen, die Schleswig-Holsteiner im Zuge vorüberschritten. Doch nicht verloren war mir der Anblick des hochgeschwellten Lebens in der Stadt. Ich habe manche Feste gesehen, auch die Stadt Frankfurt im hohen Festschmuck am Eröffnungstage des Parlaments und beim Einzuge des Reichsverwesers; ich weiß nicht mehr, ob die äußere Pracht, der Aufwand an Kranzgewinden, Fahnen, Bildern, Schmuck und Aufputz aller Art, damals geringer oder ebenso groß war, größer gewiß nicht; aber ich will hier nicht von diesen äußern Mitteln reden, sondern vom lebendigen Schmuck, von den Menschen. Ein solches Leben habe ich nie gesehen; jeder Fußbreit Straße, jedes Fenster, jeder Söller, jede Thür und Dachlucke von entzückten Gesichtern Kopf an Kopf belebt, Alles rufend, Alles winkend, mit Tüchern wehend, am lustigsten die geputzten Frauen und Mädchen. Man sah fast keine Wand mehr, Häuser waren keine Häuser mehr, sie lebten, sie leuchteten von Blicken, sie tönten von Lippen, sie wogten von tausend geschwungenen Tüchern, sie waren in Wellen, in schlagende Pulse, in empfindende Nerven verwandelt. Nicht so freuen sich, nicht so jauchzen die Menschen, wenn es etwas zu feiern gibt, was ist oder war, so nur, wenn ein Unendliches begrüßt wird, das werden soll, das werden muß, das hier

vor Augen als verheißungsvolle Erscheinung greiflich da ist, unter der faßbaren Oberfläche ein Keim voll grenzenloser Lebenskraft, noch nicht Wirklichkeit, aber volle Möglichkeit, sichere Bürgschaft, blitzend aus den Augen von zehntausend bewaffneten Männern, Bürgschaft einer von jedem Herzen erseufzten Zukunft, ein idealer Kern, der aufgehen muß und wachsen zum stattlichen realen Baume. Aber nicht jede Bevölkerung wird das so feurig fühlen oder, wie tief sie es fühlen mag, so feurig kund geben, so durch und durch elektrisirt aufleben, wie das rasche Frankenblut in der alten Krönungsstadt.

Bei der Aufstellung auf dem Roßmarkte, der Uebergabe der prachtvollen Bundesstandarte, der Anrede des Dr. Müller und des Fürsten von Koburg, dessen großes Verdienst, den Schützenbund begründet zu haben, kein Partei-Gegensatz je verdunkeln kann, stand ich gerade den Schweizern gegenüber und will die lange Pause benützen, von der Aufnahme dieser Ehrengäste ein Wort zu sagen. Wer die Dinge mit nüchternen Augen ansieht, dem konnte sich bei der überschwenglichen Auszeichnung und den unendlichen Lobreden das Gefühl aufdrängen, es werde den Schweizern selbst des Guten fast etwas zu viel sein. Man besorge von mir, der ich seit sieben Jahren in der Schweiz freundlich aufgenommen lebe, gar manches schöne menschliche Band geknüpft habe und hoch in Ehren halte, was alte Tapferkeit, gesunder Verstand und vaterländischer Sinn diesem Land errungen hat, kein undankbares, kein unschönes, kein neidisches Wort. Aber ich weiß auch, in wie ungünstigem Lichte das zerfahrene, unmächtige, unter ungestraftem Schimpf schmachtende Deutschland sich im

Auslande reflectirt, und das Licht muß noch ungünstiger sein in einem Nachbarlande, welchem viel Bitteres zuzufügen auch das unmächtige Deutschland mächtig genug war und von welchem wir gerechter Weise nicht verlangen können, daß es immer unterscheide, was die Regierungen ihm Feindseliges angethan haben und wie die Nation gegen es gesinnt ist; es sind immer Wenige, die auf den Kern unter der Oberfläche sehen und den Wechsel auf die Zukunft honoriren, den wir als einzigen Ausweis unseres politischen Berufes hinhalten können;* genährt wird der üble Anschein durch Deutsche, die hier im Ausland bei jeder Gelegenheit auf ihr Vaterland ehrvergessen schimpfen und bei jeder Gelegenheit der Schweiz schmeicheln, so schmeicheln, daß der gesunde Schweizersinn selbst in ihre Seele hinein sich schämt; in ärgerlichem Andenken ist unter Anderem der plumpe Uebermuth des ungebildeten Raveaux, den einst das Reichsministerium als

* Gar manchen gediegenen und gebildeten Mann könnte ich hier nennen, der als deutscher Schweizer mit Wohlwollen, mit gerechtem Urtheil auf das Mutterland blickt. Es kommt aber hier nicht auf Namen an; nur eine freundliche poetische Erscheinung kann ich nicht unerwähnt lassen. Unter dem Titel „Wiederklänge aus dem Rhonethal" ist 1862 eine Sammlung lyrischer Gedichte erschienen, aus denen vereint mit ächtem Schweizersinn die rührendste Liebe für Deutschland spricht. Der Dichter ist ein Offizier, Leo Lucian von Roten, der als isolirter Vorkämpfer deutscher Sprache und Bildung, nicht ohne manchen bittern Kampf mit den Wälschen ringsum, im fernen Wallis lebt. Man lese hier Gedichte wie: „des Rheines Wache," „die Fahnen von Magenta" und man wird fühlen, wie rein die Empfindungen eines deutschen Patrioten mit denen eines Schweizers in den fernen Bergen sich begegnen. In der ganzen Sammlung spricht sich ein schönes, frisches, klares, menschlich ächtes Gemüth so wohlthuend aus, daß man der Form einige Härten gern verzeiht.

Gesandten zu schicken den großen Mißgriff begangen hat. Eine Nation aber, die noch nicht geachtet, jedoch sich bewußt ist, Achtung zu verdienen, sollte, wenn sie Ausländer mit verdienten Ehren feiert, die es zu dem bereits gebracht haben, wozu sie es erst bringen will, bei ihrem Loben und Rühmen niemals ein gewisses Etwas bei Seite lassen, einen gewissen Wink, Beisatz, der da andeutet, daß wir, die wir noch so weit hinter unsern Zielen zurück sind, doch Gerechtigkeit, Einsicht in die Schwierigkeiten erwarten, welche wir in unsern besondern Verhältnissen zu überwinden haben. So ein Wörtchen wie etwa: wir ehren euch hoch, aber wir vertrauen auch, daß ihr anerkennt, es sei schwerer, vierunddreißig meist monarchische Staaten von höchst ungleicher Größe zu einigen, als zweiundzwanzig republikanische Kantone, irgend eine Andeutung von der rathlosen Verwicklung des deutschen Knotens vermißte ich, vermißten wohl die Gelobten selbst in allen den unbedingten Lobpreisungen der Schweiz als Muster und Vorbild. Allein wenn man ein andermal etwa einem zu scharf Getadelten zumuthet, daß er gegen den Tadler Billigkeit übe, so sei es hier erlaubt, von den enthusiastisch Gelobten zu erwarten, daß sie so viel Einsehen haben, die enthusiastischen Lober nicht für Schmeichler zu halten. Die Schweizer haben nun zum erstenmal in Massen sich überzeugt, wie gut es trotz alledem und alledem in Deutschland sich leben läßt: wie viele Güter der Bildung, des Wohlstands unser Leben schmücken, wie viel Ritterlichkeit, Gastfreundschaft, Bravheit, Geist, Humor, Gemüth, Geschmack, Feinheit, wie viel Anmuth der Frauen, Zutraulichkeit ohne Leichtfertigkeit bei uns zu Hause ist; auch haben sie theils mit Augen gesehen, theils

wissen sie längst, welches befriedigende Maß politischer Freiheit im Innern die meisten unserer Staaten genießen und wie wacker gekämpft wird, dasselbe da zu erringen, wo es noch fehlt. Wie wir von ihnen noch Manches zu lernen haben, so werden sie doch auch fühlen, daß sie manches nachahmenswerthe Bild nach Hause zurückgebracht. Ein Volk nun, das zu Hause so viel des Schönen und Guten besitzt, denkt nicht immer daran, wie übel es durch die Unmacht seiner Vielstaaterei sich nach außen darstellt, wie wenig Achtung es als Ganzes genießt, so lang es kein politisches Ganzes ist. Es achtet sich selbst noch ehe es draußen geachtet ist. Es glaubt sich also nichts zu vergeben, wenn es ein verwandtes, obwohl politisch von ihm getrenntes Volk, das schon erreicht hat, wonach es selbst im Großen noch ringt, mit herzlicher Begeisterung empfängt und preist und im idealen Schwung der Empfindung über Alles hinwegsieht, was auch in der Heimath seiner Gäste noch lange nicht so bestellt ist, wie es bestellt sein sollte. Es ist das Idealbild des Wilhelm Tell, wie es Schiller der Schweiz und uns hingestellt hat, das aus dem Jubel dieser Begrüßungen, aus dem Feuer dieser Lobreden hervorstrahlte; in diesem reinen Dichterspiegel sieht Deuschland die Schweiz und so wenig Schiller glaubte, sich zu erniedrigen, weil er die Schweiz erhöhte, so gewiß er mit reinem Dichterauge in eine Zukunft schaute, wo die versöhnten Völker sich nicht mehr beneiden, so gewiß kam all jenes überfluthende Lob von der reinen Liebe, die Niemand des Mangels an Selbstachtung beschuldigt, wenn sie sich ganz hingibt. In der That wird sich dieser festliche Wechselverkehr der Schweizer und Deutschen, eingeleitet seit Jahren

durch die Verbindung mit Bremen, nach beiden Seiten als ein Gewinn von unberechenbarem Werth erweisen. Worin für uns Deutsche dieser Gewinn besteht, was die nächste fruchtbare Lehre ist, die wir von den Schweizern zu empfangen haben, das zu zeigen wird eben der Haupt- und Zielpunkt dieser Schützenbetrachtungen sein.

Der Stillstand auf dem Roßmarkt war lang. Man hatte Zeit, einander anzusehen. Uns gegenüber die junge Trommlerschaar aus Basel und die Reisigen in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts an der Spitze des Schweizerzuges brachten Kurzweil in die etwas ermüdende Pause, mehr noch die bunten Uniformen mancher Schützenoffiziere aus sächsischen Landen, deren Anblick uns schon früher humoristisch gestimmt hatte und die wir nun Zeit hatten in der Nähe anzustaunen. Ich hatte aber in der folgenden Nacht einen furchtbaren Traum. Mir träumte, ich müsse am hellen Tage so mit Federn aufgeputzt, mit Orden beladen, mit Bandelier aus breiten Silberbuckeln behängt über den Roßmarkt gehen; in Angstschweiß gebadet erwachte ich, der Traum war noch viel entsetzlicher, als die bekannte rührende Situation, wenn man glaubt, sich im Hemd auf offener Straße zu befinden. Als ich zu mir kam, sagte ich mir: dieß ist die Strafe dafür, daß du die schmucken Herrn so boshaft ausgelacht hast; Geduld! Geduld auch damit! Sind alte Späße, ist alte, lächerlich gewordene, in kindlichen Wetteifer mit dem modernen Offizier versunkene Bürgersitte aus der Zeit der Vogelschießen; die unwiderstehliche Macht des Komischen wird bald auch diesen Schnörkel wegäzen!

Ich führe den Leser nun rasch durch die Straßen, die

geschmückte Eingangspforte auf den Festplatz, vorüber am Gabentempel, wir lassen uns gefallen, daß die wackere Germania auf seiner Spitze etwas zu sehr das Gegentheil von Crinoline trägt, und treten in die Festhalle. Noch schöner, als bei Nacht im Glanze der reichen Gas-Kronleuchter, war sie am Mittag, wenn das kräftige Sonnenlicht, gebrochen durch die Transparentfenster des Hauptschiffs, durch das reiche Grün der Bekränzungen, die bunten Fahnen, die auf der Tribüne gegenüber der Musik um das Banner des Schützenbundes vereinigt waren, die Gemälde, die Dämmerung der beschatteten Stellen, einen tiefen gedämpften Goldton durch die Räume verbreitete. Dieß gleichmäßige farbige Helldunkel faßte dann das wogende Meer der Menschenmasse und unendlichen Stimmen, dazwischen die Musik rauschte, in eine harmonische Einheit festlich zusammen. Hier mußte man feierlich gestimmt werden bei aller Lust. Es schwebte ein Geist hohen Adels in diesem warmgelb beleuchteten Festraume; geweckt durch die entzückten Sinne stieg er aus dem Grunde des Bewußtseins der Menschen, die ja alle sich sagen mußten, daß hier eine Nation ihr höchstes, reinstes Wollen zum Ausdruck bringt, daß ihre innerste Seele ihr hier in die Augen steigt, auf die Lippen tritt, ihre Seufzer, ihr Drang, ihr fester Entschluß, ihre Schaam und ihr ganzer Stolz. Die Gemälde von Lindenschmitt brachten in feurigem Style Männer und Thaten aus alter und neuer Zeit vor die Augen; sie verloren an Wirkung durch die Fülle der umgebenden Pracht, aber der Gesammteindruck genügte auch, jeder Phantasie Schwingen zu leihen. Ja die Geister von Jahrhunderten, vergangenen und künftigen, schritten durch diesen Raum; aus ferner Wolke

blickten die Helden alle bis zu den letzten auf ihn herab und durch das brütende, warme Licht schien ein leises, feierliches Flüstern zu gehen von künftigen Heroen, die wir noch nicht kennen und schauen, deren Namen unser Ohr noch nicht vernehmen konnte. Dieß Gefühl der Hoheit des Festes, am nachdruckvollsten gesammelt in der schmuckvollen, farbig durchleuchteten Halle, aber draußen wie drinnen ausgesprochen im majestätischen Festzug, in wallenden Fahnen, im geflochtenen Schmuck der Wälder und Blumenbeete, in unzähligen Augen, rufenden, brausenden Stimmen, winkenden Händen, es hat Alle getragen und gehoben. Es kann nicht fehlen, daß in solchem Gedränge auch manche gemeine, niedrige Seelen sich einfinden, aber die hohe Vornehmheit des ächten Volksfestes band Jeden und hielt ihm die reine Hand auf den Mund, daß kein häßliches Wort, kein wüster Schrei ihm entfahren konnte; es war Jedem, als träte sein Fuß auf goldgewirkte Teppiche in einem Heiligthum, das ihm gebiete, vor der Thür den Schmutz des Gemeinen abzuschütteln. Nicht, daß es nicht recht herzlich lustig, gut volksthümlich fröhlich zugegangen wäre. Was war das Abends für ein Jubeln, Jauchzen, Singen, Hallo, Hoch, Bravorufen! Eine so aufgeregte Menge muß jeden Augenblick nach irgend etwas greifen, um ihr unendliches, sympathetisches Lebensgefühl auszulassen — „hat er keins, so macht er eins“ —; hier wird über einen gewonnenen Becher gejubelt, dort über irgend einen Trinkspruch, links über einen Witz, rechts über ein Lied, einen Jodler, hüben über die Ankunft eines Freundes, drüben über Nichts; in der Nähe des Eingangs dort drängt man sich, Gelächter, Vivatrufen: der Appenzeller Senn in

Hemdärmeln mit der rothen Weste und dem Rundkäppchen von Leder, der Verkäufer von Alpenrosen, den schon Jedermann kennt, trägt die Sennerin im weißen Mieder, seine Associirte im Geschäft, in den nervigen Armen über den See, den der stürzende Regen in die Hütte ergossen hat, in süßer Schaam mit geschlossenen Augen senkt lächelnd die holde Maid den Kopf; jetzt drückt sich ein geschlossener Zug durch den mittleren Gang, es sind irgendwelche mit Gesang und Freudenruf empfangene Ankömmlinge; was gibt es an jenem Tisch für ein Freudengeschrei? was an diesem? Niemand weiß es, man müßte beständig drängen und fragen, wenn man die Ursache erkunden wollte, wo irgend ein Aufruhr, lauter Ausbruch wie eine höhere Welle aus dem Stimmen-Ocean hervortaucht. Bei Tage unterbrachen ernstere Episoden das immer gleiche Getümmel; jetzt bringen die Amerikaner ihr Sternenbanner, übergeben es am Gabentempel unter feierlicher Anrede und Antwort, jetzt die Schleswig-Holsteiner ihre beflorte Fahne, mahnend an unseres Volkes tiefste Wunde, jetzt tritt ein Zug von Wienern auf: der Kaiserstadt war es an dem kostbaren Humpen, den sie als Ehrengabe gesandt, noch nicht genug, ihre Schützengesellschaft hat noch eine besondere Abordnung mit einer prächtigen Fahne und einem neuen Geschenke, einem silbernen Trinkhorn, hergeschickt, vom Gabentempel werden diese Banner mit Musik und Gesang in die Festhütte getragen, um bei den andern versammelt zu werden, die in prächtiger Fülle die Oriflamme des Schützenbundes umgeben. Doch Ernst oder Scherz, Komisches oder Tragisches: jener Schwung, jenes Gefühl der Großheit des Festes, das jede Seele hob, zog sich durch alle Gegensätze hindurch, bannte

überall jedes Unschöne, Rohe und hielt alle Wellen in dem einen, reinen Strome der Begeisterung zusammen, die da weiß, daß es sich um ein Unendliches handelt.

Vom grenzenlosen Summen und Drängen, Schieben und Stocken in der nächtlichen Halle wendet man sich hinaus in die Kühle des Freien auf den Festplatz. Er war Nachts am schönsten, weil er am belebtesten war, weil im heiteren Lichte der Gasflammen, die in wechselnden, reichen Formen umherstrahlten, eine bunte Menge, zwischen Männern eine geschmückte Frauenwelt lustwandelte. Nun gab es auch hier bald dieß, bald jenes, Umzüge aller Art, Festspiel, Feuerwerk. Das Festspiel von Dr. Weismann war auf wirksame Gruppen und auf die eingeflochtenen lebenden Bilder wohl angelegt, Fräulein Janauschek eine großartige, stylvolle Germania in Erscheinung und Vortrag, leider aber dehnten sich die Reden in ermüdender Länge, um so ermüdender, weil der entferntere Zuhörer sie nicht vernehmen konnte, denn man hatte versäumt, in der nahen Festhütte die Musik einzustellen. Bei einem solchen Spiel muß der Dichter nicht Alles sagen wollen, was er auf dem Herzen hat, Action, Pantomime muß mehr, als Worte sprechen. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß hier in den Worten, die dem Schweizer in den Mund gelegt waren, die Stelle vom Joch des Hauses Habsburg nach meinem Gefühl besser unterdrückt worden wäre. Ja wohl steht das Haus Habsburg mit einem schwarzen Register im Buch der deutschen und Schweizergeschichte; allein ein großes Fest hat seinen besondern Anstand, will seine besondern Rücksichten; ich meine gegenüber den versammelten Volksstämmen selbst. Der Oesterreicher kennt so gut, ja

besser, als wir, jenes schwarze Register, aber es knüpft sich ihm auch manche stolze Erinnerung an diesen Namen, Jahrhunderte des Zusammenlebens eines Fürstenhauses und eines Volkes in einem großen Staate begründen ein tief wurzelndes menschliches Gefühl, das stärker ist, als die Erinnerung an die Sünden der Fürsten, dieß Gefühl will bei hoher Feststimmung, wo nicht Zeit ist, ins Einzelne zu gehen und das Gute neben dem Bösen zu nennen, geschont sein, vollends wenn Ausländer in Masse geladen und gegenwärtig sind wie hier die Schweizer. Der Schweizer würde auf einem Feste vor so vielen Fremden sicherlich nicht einseitig erwähnen, was etwa die Berner Aristokratie oder der Sonderbund der katholischen Kantone an der Schweiz verbrochen hat, er würde denken, da müßten die Beschuldigten ja eigentlich auch das Wort erhalten, um den andern Kantonen ebenfalls ihre Sünden vorzurücken, und das gäbe ein langes, häßliches Lied; also lieber die Melodie gar nicht anschlagen! Haus Hohenzollern hat ja auch gar manche schwarz angestrichene Seite in unserer Rechnung; wer verargt es dem Preußen, daß er dennoch daran hängt und lieber der glorreichen Momente seiner Geschichte gedenkt? wenn er in feierlicher Stunde den Namen nicht will unter Verwünschung genannt hören? Was aber dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig.

Das Festspiel war zu Ende, der Vorhang gefallen und die dichte Menge schickte sich zum Abziehen an, als er noch einmal aufging, eine Anzahl städtischer Tyroler in der gewöhnlichen Schützenkleidung im Halbkreis auf der Bühne aufgestellt erschien und ein Jodlerlied anstimmte. Es waren

reine, wohlgeübte Stimmen in der schönsten Harmonie und doch der ächte Naturklang der wohlbekannten Nationallieder. Unter den mancherlei Improvisationen und Episoden auf dem Festplatz hat nicht leicht eine so viel Freude und Jubel gemacht, wie dieser Einfall, auf das Festspiel, das zwar, die Germania ausgenommen, von Dilettanten gegeben, aber doch vorbereitete Kunstleistung war und worin die Rolle eines Tyrolers als Maske vorkam, nun diese Stegreifproduktion eines ächten Volksgesangs wirklicher Tyroler folgen zu lassen. Man wollte die Leute gar nicht mehr fortlassen, „noch Eins! noch Eins!“ schrieen nach jedem Liede die gedrängten Zuhörerschaaren, bis endlich der Vorhang unerbittlich geschlossen blieb. Müde sind wir schon lang jener „Alpensänger-Quartette,“ die ums gute Geld ihre Tyroler-Naivetät und gejodeltes Tyroler-Heimweh in der Welt herumzeigen und mit gefüllten Beuteln aus London und Petersburg zurückgekehrt sich beeilen, die Lederhose und Juppe mit modernem Rock und Hosen zu vertauschen; dießmal aber kam es ungesucht, frei, frisch daher, wie die Gemse, die auf hohem Berggrat plötzlich vor uns aufspringt.

Bei Tage war der dichtest umdrängte Punkt auf dem Festplatz immer der Gabentempel. Wie wässerte dem Schützen der Mund, wenn er die schimmernden Pokale, die reichen Waffen, alle die herrlichen Gaben sah! Er war wie die Ein- und Ausgänge des Festplatzes und der Hütte, wie man weiß, von bewaffneten Turnern bewacht. Alle Stimmen in den Zeitungen haben Freude ausgesprochen an dieser freiwilligen jugendlichen Volkspolizei, und doch ist dabei die Größe der Leistung nicht, wie sie verdient, hervorgehoben worden. Nicht

Jedermann hat wohl bedacht, was das für eine Geduldprobe, für eine Anstrengung war, Wenige wissen wohl, was es z. B. hieß, in der stürmischen Wetternacht des dritten Tags den Gabentempel hüten: die reiche Sammlung der Ehrengaben, die er enthielt, war von Diebsbanden ernstlich bedroht und auf jeden Laut mußte unter dem Getöse des Sturms und Regens peinlich geachtet werden. Die Hauptsache aber ist natürlich: wir haben uns selbst und dem Auslande zum erstenmal gezeigt, daß wir eine ungeheure Menschenmasse mit frei dienenden Kräften ohne die offizielle Polizei, mit einer Schaar schlanker Karabinerbewaffneter blutjunger Bursche in Ordnung zu halten vermögen, d. h. daß wir uns selbst beherrschen, und ein Volk, welches dieß kann, ist reif, seine Geschicke frei aus sich zu bestimmen.

Kommt einst wieder ein Tag, wo der Sturm in unser Volk fährt, er wird diesen Ordnungssinn erproben im Kleinen und Großen, er wird uns gefaßter, gesammelter, männlicher finden, als das Jahr 1848, und wir werden nicht mehr dulden, daß die reine Bewegung durch wüsten Unfug, durch Verbrechen besudelt werde. Es knüpft sich eine blutige Erinnerung an die Nähe des Ortes, wo wir uns befinden. Ich wollte den Leser aus den Pforten des Festplatzes noch auf die Bornheimer Heide hinausführen, eigentlich, um ihm das fröhliche Treiben des Volkes zu zeigen, das sich hier im Offenen, wo kein Eintrittsgeld zu entrichten ist, seinen Freitisch gedeckt, seinen Schwank als Anhang zum classischen Schauspiel bereitet hat. Ein Markt mit Buden jedes Inhalts hat sich hier aufgethan, Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter spielen, in seinem Leinwandkasten achtet der Pulcinell im

Frevel seines Humors nicht menschliche, nicht göttliche, nicht höllische Mächte, schlägt Tod und Teufel todt, entzückt einen dichten Kreis von Mägden, Bauern, Kindern, Soldaten — man will öfters sogar einen Professor mit sehr andächtigen Mienen in dieser unschicklichen Umgebung bemerkt haben —, vor dem bemalten Wachstuch erklärt leiernder Gesang, von der Drehorgel begleitet, die haarsträubende Mordthat, in deren Darstellung der Pinsel eines Rubens sich erschöpft hat; zahlreiche Wirthsbuden laden zu Trank und Speise ein, um die von so viel Glänzendem und Furchtbarem erschöpften Lebenskräfte zu erfrischen. Das muntere Völkchen hat über den gemalten Greueln das Bild vergessen, das drüben, ganz nahe, vor der schaudernden Erinnerung sich ausspannt, sieht nicht den blutigen Geist, der dort um die Pappelreihen schwebt. Ich will ein Stück Menschenschicksal erzählen, das, in wenige Stunden zusammengedrängt, im Jahr 1848 an mir vorübergegangen ist. Der Leser mag sich gefallen lassen, daß ein finsterer Schatten in das heitere Festbild hereinrage; eine Freudenstimmung hoher und ernster Art weist auch den Schauer nicht ab. Ich erzähle Wohlbekanntes; die Auffrischung mag sich durch das Gepräge des Erlebten rechtfertigen.

Am 18. September wurde in der Paulskirche über das Verhältniß der Schule zu Kirche und Staat verhandelt. Ich hatte früher den Antrag gestellt, diese Fragen auf das Ende aller Berathungen der Reichsversammlung zu verschieben, aus dem ganz einfachen Grunde, um die Verzögerung unseres Hauptzwecks, des politischen, zu verhüten, welche die Aufnahme dieser Verhandlungen durch die unzeitige Aufregung der

Leidenschaften innerhalb und außerhalb der Paulskirche mit sich bringen mußte. Ein guter Theil der geistlichen Herrn, die auf unsern Bänken saßen, und mit ihnen mancher glaubenseifrige Laie, waren nur um der kirchlichen Frage willen gewählt und für diese Debatte gerüstet, als wären wir ein Concil; die Linke ihrerseits konnte nicht gesonnen sein, zurückzubleiben, wo es sich um die geistige Freiheit und rein menschliche Bildung handelte; es drohte also wirklich eine heillose Verschleppung unseres eigentlichen Geschäfts, für das wir wahrlich keine Zeit zu verlieren hatten. Als ich jenen Antrag stellte, bekämpfte ihn mit besonderer Lebhaftigkeit der Fürst Lichnowsky; er sprang mehreremal auf die Rednerbühne, ich auch. Er hieng und steckte mit dem katholischen Klerus zusammen. Mein Antrag gewann alle Aussicht auf Erfolg; über Nacht aber fiel ihm Alles, die Linke wie die Centra, wieder ab. Warum? Das ist mir heute noch nicht ganz klar. So begannen denn im September diese Debatten und da sie einmal nicht aufzuhalten waren, so wollte ich auch nicht schweigen und versuchte am genannten Tag meine Ansicht auseinanderzusetzen: die einzige längere, doch nicht lange Rede, womit ich die Versammlung beschwert habe und die ich nur erwähne, um ihren hastigen Charakter aus der Lage des Augenblicks zu erklären. Denn kaum hörte man noch einem Redner zu: draußen stand das Militär und wurden ihm gegenüber die Barrikaden gebaut. Ich gieng noch während der Sitzung auf den Platz vor der Paulskirche hinaus und sah dem seltsamen Schauspiele zu, wie die Soldaten, Gewehr bei Fuß, es ruhig geschehen ließen, daß vor ihren Augen unter Geschrei, Verwünschungen und Steinwürfen die flüchtigen

Bollwerke des Straßenkampfes aufstiegen. Hier stand nun auch Lichnowsky, trat, als er mich sah, hart an mich heran und sah mir mit der Lorgnette ganz nah in's Gesicht, wie man einen Käfer auf einem Blatt ansieht; ein ironisches Zucken in den Mundwinkeln schien zu sagen: ich muß mir doch meinen furchtbaren Gegner von dazumal näher beschauen. Ich warf mich rasch herum und drehte ihm den Rücken zu. Er ließ es geschehen, ich war aber nachher doch nicht einig mit mir, ob ich mir gegen die aristokratische Frechheit hinreichende Genugthuung genommen habe. Lichnowsky's ganzes Wesen war eine fortdauernde Verletzung und Herausforderung des Bürgerlichen; hier sagte jeder Zug, daß „der Mensch eigentlich mit dem Baron anfange." Er hatte ein schönes Profil, fast griechisch geradlinig, gefälligen Wuchs, soldatisch aufrechte Haltung; neben dem Ausdruck des hocharistokratischen Selbstgefühls spielte aber aus den beschleierten Augen, lief zuckend und zupfend über die Züge und durch alle Bewegungen der Gestalt ein prickelnder Funke der Lüsternheit. Er war einer unsrer besten Redner, denn er las nicht fertig aus dem Gehirn ab, was er redete, sondern erzeugte es nach Inhalt und Form gegenwärtig, es wurde vor den Augen der Zuhörer, es kam warm, so eben erarbeitet, aus dem Innern, freilich aus einem Innern, das Ein großes Vorurtheil war. Dabei konnte man über den sichtbaren Mangel an wirklicher Bildung, selbst gründlicherer Schulbildung lachen, der in groben Sprachschnitzern zu Tage trat, wie z. B. „das historische Recht hat keinen Datum nicht." Ich also war unzufrieden mit mir, besann mich nun, ob ich nicht einen weiteren Schritt thun sollte, und mußte mir doch sagen, daß hiezu der Augenblick

verpaßt war. Ich gieng unschlüssig, verstimmt gegen zwei Uhr, als die Sitzung geschlossen war, nach Hause. Ein Mensch, um den ich mich bisher nichts bekümmert hatte, war mir nun ein Dorn im Auge, ich haßte ihn. Ich ahnte nicht, wie bald sich der Haß in Mitleid verwandeln werde. So recht in der „Maienblüthe seiner Sünden" war der Mann vor mir gestanden. Ich ahnte nicht, daß er in wenigen Stunden gemähet sein sollte.

Ich wohnte in der Dönges-Gasse. Meinem Hause nahe fand ich eben noch den Durchgang an einer Barrikade, die noch nicht ganz geschlossen war. Neben derselben sperrte eine zweite, im Winkel zu ihr gestellt, die schmale Hasengasse ab; beide füllten sich so eben mit wenigen gut bewaffneten jungen Männern und schlecht oder gar nicht bewaffnetem Gesindel, Knaben mit rostigem Bajonet auf einem Pfahl u. dergl. Von meiner Wohnung konnte ich Alles übersehen. Ich meine, es war um drei Uhr, als der Kampf begann; der erste Angriff, der überhaupt gegen eine Barrikade gemacht wurde, hat an dieser Stelle stattgefunden. Etwa eine halbe Compagnie Oestreicher, Böhmen, kam vom Liebfrauenberg mit gefälltem Bajonet anmarschirt; ich sah deutlich, daß die Mannschaft, als sie an der Biegung der Straße erschien und ihrerseits der Barrikade und der Bewaffneten, die mit angelegten Flinten auf ihr lagen, ansichtig wurde, wie fragend den Officier anblickte, als wollte sie sagen: sollen wir denn in breiter Linie gegen den Feind anrücken, damit er so recht in's Volle schießen kann? Der Oberlieutenant veränderte sein Commando nicht, die Doppellinie näherte sich der Barrikade; die Leute, die im Anschlag auf ihr lagen, nur etwa zehn Mann, aber tüchtige

Burſche von der Klaſſe der Arbeiter, ſchwenkten die Hüte, ließen die Republik leben und gaben ihre Salve. Drei Oeſterreicher fielen. Ich habe nachher gehört, daß Einer von ihnen ſtarb; eine Kugel hatte ihn vor die Stirn getroffen und war, ſchlecht geladen und gehemmt durch den Widerſtand des Käpi-Schildes, in der Hirnſchale ſtecken geblieben; in bewußtloſem Zuſtand lebte er noch mehrere Tage. Der Offizier wurde jetzt ſichtbar unſchlüſſig; er meinte gewiß, das Innere der Barrikade ſei voll von Bewaffneten, führe etwa auch in weiteren Hinterhalt und er dürfe ſeine Mannſchaft nicht daran wagen, ſie im Sturme zu nehmen. Das vorletzte Haus vor der Barrikade ſteht hinter der Reihe zurück; auf das freie Plätzchen, das hiedurch an der Seite der Straße ſich öffnet, führte er ſeine Mannſchaft und commandirte nun Feuer. Faſt ohne Erfolg, denn die Barrikadenmänner hatten ſich in das Innere ihrer dürftigen Schanze zurückgezogen, doch in den Eckhäuſern befanden ſich ebenfalls einige Kämpfer, und ein Verwundeter, der winſelnd von zwei Kameraden in das Haus meines Nachbars, eines Chirurgen, geführt wurde, muß dort durch das Fenſter getroffen worden ſein. Der Offizier kam immer noch zu keinem Entſchluß; einige ſeiner Leute ſtellten ſich gebückt mit geſpanntem Hahn an den Fuß der Barrikade und lauerten, ob ſich kein Feind auf ihr zeige; während deſſen ſtand er kurze Zeit vor dem Hauſe gegenüber ſeiner Mannſchaft; zwiſchen der Ecke deſſelben und der Barrikade war ein ſchmaler Raum offen gelaſſen; durch dieſe Lücke ſah ich einen Knaben den Arm ſchieben und auf den Offizier, der die Gefahr nicht bemerkte, eine Terzerole abdrücken; die roſtige Waffe verſagte. Bald darauf zog er mit ſeinen Leuten

ab und hinter ihm her scholl der Jubel der Vertheidiger, die so unvermuthet geschont waren und sich für wirkliche Sieger hielten.

Den Offizier trifft nach meiner Ueberzeugung kein Vorwurf; er war sicherlich das Opfer verkehrter Befehle. Es ist bekannt, daß das Obercommando mit Absicht den Bau der Barrikaden zugelassen hat, in der Meinung, sie nachher mit leichter Hand zu nehmen, und in der Hoffnung, an den müheloſen Sieg einen allgemeinen Umschlag zu Gunsten der Reaction zu knüpfen. Das Letztere ist gelungen, der Sieg aber war nicht so leicht, als man gemeint hatte. Der militärische Uebermuth, womit man überall in vollen Linien gegen die Barrikaden anrückte, statt die Häuser zu durchbrechen, aus den Fenstern und, Mann hinter Mann, von den Seiten der Straßen zu feuern, hat sich bekanntlich bitter bestraft und weit mehr braves Soldatenblut gekostet, als zugestanden worden ist. So war denn auch dem Führer dieser kleinen Infanterie-Abtheilung der Linienangriff offenbar vorgeschrieben und die Erwartung, er werde seine Mannschaft als Sieger durch bloße Drohung ohne Kampf unversehrt zurückbringen, so zuversichtlich ausgesprochen, daß er nichts zu wagen wagte.

Die Barrikaden vor meinem Hause wurden nicht weiter beunruhigt und nach und nach verlassen. Inzwischen hörte man längst von allen Seiten der Stadt das Knallen des Gewehrfeuers und müde Kugeln schwirrten wie zwitschernde Schwalben über unsern Dächern weg. Abends kamen die Hessen und eröffneten den lebhaften Kampf in der Fahrgasse, in welche die Döngesgasse mündet. Ihre Schützen schickten, wo sich in dieser noch ein Bewaffneter zeigte, einige Kugeln

herein. Ein schöner, großer, schlanker junger Mensch wurde von der Fahrgasse tödtlich verwundet heraufgebracht und in dem Nachbarhause des Chirurgen niedergelegt; ich habe des andern Tages seinen Leichnam noch im Hausflur liegen gesehen; es war meines Erinnerns ein Mechaniker aus Heidelberg. Endlich in tiefer Nacht war auch Artillerie angelangt und man vernahm die dumpfen Schläge ihres Geschützes. Jetzt hörte ich es ganz nahe rasseln, dann zwei Kartätschenschüsse fallen. Sie galten der Barrikade in meiner Straße: sehr überflüssig, denn, wie gesagt, sie war verlassen. Unmittelbar darauf ein Lärm, Rumpeln, Schimpfen: die Hessen überstiegen den flüchtigen Bau; eine kurze Stille schien Folge der Ueberraschung, da man das Innere leer fand; jetzt vernahm ich einen wirren Wortwechsel, mehrere Gewehrschüsse fielen, ihnen folgte ein kurzes Aechzen. Ein kleiner Schneider war Abends am Fuß der Barrikade eingeschlafen, von den Seinigen vergessen, die Soldaten finden ihn, wecken ihn unsanft, er wird grob, schimpft und sinkt, von Kugeln und Stichen durchbohrt. Ich hatte ihn Nachmittags wohl bemerkt; er war der Aufgeregteste unter dem Barrikadenvolke gewesen.

Ich erzähle nicht, welchen Anblick am andern Morgen die Stadt bot; man weiß es aus mancher Schilderung und kann sich ohnedieß leicht ein Bild machen. Im unendlichen Gedränge finde ich einen Collegen aus der Paulskirche, erwähne im Gespräch den Fürsten Lichnowsky als einen Lebenden; — „weißt du es denn noch nicht? er und Auerswald sind ermordet“ — er erzählte mir den Hergang. Es war bekanntlich der kitzelnde Fürwitz, die vordringliche, eitle Geschäftigkeit, was den Mann in die Hände der Scheusale geführt hat,

die da meinten, durch den schnöden Mord des immerhin schädlichen, aber vergleichungsweise doch gleichgültigen Individuums die Freiheit und das Vaterland zu sühnen. Schon Vormittags hatte er mit eingezwickter Lorgnette voll vornehmen Hohns im Gesichte den Barrikadenbau beäugelt. Nachmittags ließ es ihm keine Ruhe, er mußte sich zeigen, sich zu thun machen, sich an den Laden legen, an der Militär-Schabracke seines Pferdes mußte der Soldat kenntlich sein, der hier Geschäfte halber — Niemand brauchte, Niemand rief ihn — natürlich nicht fehlen durfte, und der arme Auerswald, den eine Ahnung warnte, mußte mit ins Verderben. Sie ritten der württembergischen Artillerie entgegen, die von Friedberg her erwartet wurde und auch ohne sie kam. Sobald die ersten Schüsse aus der wild empörten Rotte fielen, die aus dem Friedberger Thore kam und Lichnowsky erkannte, verlor er mit seinem Begleiter den Kopf; wenige Schritte von dem Gärtnerhaus, wo sie sich versteckten, und sie wären auf der Bornheimer Heide gewesen, wo die Reiter nicht einzuholen waren. Das Weitere weiß man.

Am Nachmittage gieng ich mit einem Bekannten in den Spital, den Leichnam des Gemordeten zu sehen. Grausen überfiel mich, halb ohnmächtig sank mein Begleiter an die Wand, als uns der Kopf des Todten aufgedeckt wurde. Es waren nicht die Wunden: wir sahen nur den Streifschuß in der Kopfhaut, nicht den zerhackten Arm, nicht den durchschoßnen Unterleib; nein, es waren die Schauer eines entsetzlichen Todes, die auf diesem Angesichte stehen geblieben waren und ihm den Stempel des versteinernden Medusen-Hauptes aufdrückten. Auf diesen Zügen spielte und hüpfte

noch vor vierundzwanzig Stunden der Muthwille des üppigsten Lebens, sprang „der Geck Gelächter" hin und wieder, und jetzt — —

Doch verlassen wir die Stätte der Todesschatten, auf die ich den Leser seitab von einem farbenreichen Festesbilde geführt habe; kehren wir von der Stille der Leichenkammer ins warme Leben, in den fröhlichen Lärm zurück: begeben wir uns in die Schießhütte und vergessen den Knall des Mörderschusses über dem endlosen Geknatter der Stutzen, die harmlos nach der hölzernen Tafel zielen.

Ein Schützenfest zerfällt in zwei sehr verschiedene Seiten. Das Schießen ist Arbeit und hat etwas vom Handwerk; es will seinen besondern, getrennten Raum und macht einen unharmonischen Höllenlärm: eine herbe Realität, welcher die Idealität des künstlerischen Schmucks, Gesangs, der Musik, der Reden in der Festhütte als voller Kontrast gegenübersteht. Ein Sängerfest ist mehr aus Einem Guß; an den Mittelpunkt, der selbst idealer Art ist, schmiegt sich leicht und flüssig jede andere Aeußerung des Schwunges, der die Gemüther hebt und in Einem Strome führt. Knallend, pfeifend, heulend durchschneidet die Kugel die Luft, ungleich, in mißstimmigem Wechsel, bald wie Peloton, bald durch Pausen getrennt, knattern die Schüsse und betäuben das Ohr; leicht und ätherisch, in geordnetem Einklang, schwebt der Gesang auf den Wellen der Luft, von da zur Festrede, zum gehobenen Gespräch, begeisterten Trinkspruch, Worten der Liebe, Händedruck alter und neuer Freunde ist kein Sprung, nur ein Schritt, es geht in Einem Zug. Die Schießhütte ist wie eine Werkstätte, man hat nicht viel Zeit zum Sprechen

und kann vor dem Geknall einander kaum verstehen; viele tragen gar Schürzen wie Spengler oder Buchbinder, der lädt, der hämmert an seinem Korn, der putzt den verrußten Lauf, der arbeitet sich durch das Gedräng an den Schießstand, der zielt, der drückt los; da stellt man dir einen Herrn so und so vor, der deine Bekanntschaft machen möchte: „sehr angenehm — sehr viel Ehre — bitte, erlauben Sie nur, daß ich erst die Kugel hier aufsetze" — er erwähnt etwas von Literatur — „Ihre Prinzipien, mein Herr" — die Kugel will nicht ins Rohr — „Erlauben" — „Was? Wie?" — keine Möglichkeit zu verstehen, und so bestellst du Geschäfte halber den neuen Bekannten auf den Abend in die Festhütte, wo du ihn so gewiß findest als eine Stecknadel in einem Heuwagen. Allein das Sängerfest erkauft seinen Vorzug mit einem Nachtheil: es ist weiblich wie die Musik selbst, ein Schützenfest ist männlich. Waffenspiel als Mittelpunkt des Ganzen: hier ist das höhere Fest. Dieß gilt sogar noch abgesehen von der politischen Bedeutung. Das Bild, das ich von der Schießhütte gegeben, ist nur halb, nicht einmal halb richtig. Es geht in diesem Raume nicht so prosaisch her, wie es danach scheinen möchte; er hat auch seine Poesie. Es ist freilich Anstrengung, den Kopf klar zu erhalten unter dem tollen, unverschämten Krachen, das alle Nerven aufregt, anfangs völlig berauscht; man muß die fünf Sinne hübsch zusammennehmen, im Laden nichts zu verfehlen, das Zündhütchen nicht aus Zerstreuung am Ladetisch aufzusetzen; das Zielen will die ganze gespannte Aufmerksamkeit des Auges und wache Schärfe des Denkens; es will mehr, vollends dann, wenn es sich um einen Schuß in die Stichscheibe, die

heiß umworbene Bringerin der Ehrengaben handelt; der Gedanke: jetzt, jetzt gilt es, fährt wie ein Dämon in die Nerven, regt den Puls auf, es flirrt vor den Augen, die Hand zittert wie im Fieber; die neugierigen Zuschauer im Rücken vermehren die Befangenheit; kurz, es ist wie ein mündliches Examen. Nun muß der straffe Wille aufgeboten werden, dieses Irrsein, diese Beneblung niederzukämpfen; anfangs will es nicht gelingen, denn eben die Absicht, dieß zugespitzte Wollen vermehrt nur das drangvolle, die Herzgrube beengende Gefühl, daß in dieser Sekunde Alles auf der haarscharfen Messerspitze der Entscheidung steht; der Schuß wird „verwackelt, verzappelt." Wer sich anlügen könnte, es sei gleichgültig, es sei nur so gethan oder Schuß in die Stichscheibe sei nur Schuß in die Kehrscheibe! Vergebens ersinnt der Kopf alle List, die vibrirende Phantasie zu hintergehen; nur die Wiederholung, die Uebung, die Erfahrung gibt ihm endlich die nöthige Kälte, die Ueberlegenheit über den rebellischen Nerv. Aber eben das Bewußtsein: du hast nicht nachgelassen, bringt freudiges Selbstgefühl und dieß ist die Stimmung, die in der Festhütte waltet. Es ist ein eisenhaltiges, ein stählernes Element, worin man sich hier bewegt. Es befreit auch die Sinne, nachdem es sie in wildem Aufruhr verstört hat. Es geht wohl manchem so wie mir: Wagengerassel, verwirrendes Durcheinander von Gesprächgruppen an einem Tisch kann meine empfindlichen Sinne in einen Zustand der äußersten Qual versetzen, der Knall des Schießens entlastet, entbindet mir nach kurzer Aufregung die Nerven; wie oft bin ich mit eingenommenem Kopf, bleiernem Druck über trüben Augen mürrisch zum Schießstand

geschlichen und hell, frei, mit kühlem, klarem Hirn hinweggegangen! Es ist das Entschiedene, das Ganze, das Durchschlagende in der Explosion, was neben der kräftig anspannenden Thätigkeit diese Wirkung hervorbringt. Zu dem allem kommt nun als Hebel männlichen Selbstgefühls beim Schützenfeste der Wetteifer, das Ringen mehr um die Ehre als um die Preise, und man braucht kein Handwerks-, kein „Provisionsschütze" zu sein, um das Energische zu empfinden, was darin liegt. Doch die Schießstätte ist nicht nur durch das Kraftgefühl, das sie bringt, ein Ort des Frohseins, sie hat auch ihre positiven Freuden. Der gelungene Schuß macht nicht allein dem Schützen Spaß, die Umstehenden freuen sich mit, selbst der Warner ist nicht stumme Amtsperson, — in Frankfurt waren es bayrische Jäger, gar anstellige Bursche, die nicht als gleichgültige Maschinen, sondern mit der Theilnahme und dem Humor des Fachmanns ihren Dienst verwalteten und schmunzelnd, wohl auch mit einer gemüthlichen Bemerkung dem glücklichen Schützen den Zettel verabreichten. Hatte nun eben Einer die Zahl der guten Schüsse vollendet, die einen Becher eintrug, oder traf Einer gut in eine Stichscheibe, so fehlte nach alter Schützensitte nicht der obligate Jubel, das laute Ju! Ju! der Umstehenden und in seines Herzens Freude sieht man den Glücklichen weglaufen, den Becher zu holen oder aus der Hand des Controleurs das beseligende Blatt nehmen, darauf sein preisgewinnender Tellschuß, seine Apollothat vermerket ist. Und nun erst der geistige Hintergrund, auf dem das alles vor sich geht, in tiefster Seele das Bewußtsein, daß hier eine Nation ihre Stämme versammelt, um einmal in ihrer

Verbrüderung den wahren Boden zur politischen Einheit zu legen, das Bewußtsein, daß dieß Spiel zu einem Ernste führen, daß hier der Keim einer gründlichen Umbildung unseres gesammten Wehrwesens liegen muß und daß einer waffengeübten Nation noch ein anderer Schuß gelingen wird, der große Hauptschuß in das Centrum der Scheibe Deutschland!

Der Gegensatz zwischen Schützenarbeit und Festschwung wird uns nun doch fließender erscheinen als auf den ersten Blick; es ist denn doch nicht ein Contrast wie Werktag und Sonntag, von der Schießhütte in die Festhütte führt nicht ein Sprung, sondern ein Schritt. Nicht bloß der Schütze, der mit einem herausgeschossenen Festbecher hinüberläuft, um ihn jubelnd mit seinen Kameraden einzuweihen, zu „verschwellen," bringt die rechte Stimmung dahin, nein, Jeder, der nicht reiner Schießphilister ist. Da kommt ihm denn der festliche Raum entgegen und statt des Geknatters der Schüsse empfängt ihn die herzlösende Musik und entbindet das Gefühl, das unter dem Ernste seiner Anstrengungen nicht geflohen war, aber nicht wirklich zu Worte kommen durfte.

Das Salz der Rede soll und kann einem solchen Feste nicht fehlen. Es muß heraus, es muß laut auf die Lippen, was Alle bewegt; die Bedeutung des Festes muß öffentlich, feierlich in Worte gefaßt werden. Die Begrüßungsreden genügen nicht; dem Feste selbst, nachdem es im Zug ist, gebräche der Punkt auf dem J, wenn nicht wieder und wieder in mancherlei Form von Rednern ausgesprochen würde, um was es sich handelt. Aber eigentliche, entwickelte Reden waren nicht am Platz. Sie verlangen einen Raum, wo man den Redner überall hört, und eine stille Versammlung. Es

konnte nur während des Mittagsmahls gesprochen werden, Abends im ungeheuern Getöse der überfüllten Halle war es unmöglich und von Anweisung irgend eines städtischen Raums zum gesonderten Zwecke politischer Reden konnte, versteht sich, keine Rede sein. Das Fest war allerdings politisch und unsre künftigen Schützenfeste sollen und werden es auch sein, aber es war ein Fest und keine politische Versammlung. Rede war nöthig als Ausdruck davon, daß es ein politisches Fest war, und doch konnte es nicht anders sein: das Fest überrauschte diesen Ausdruck ebensosehr, als es ihn bedurfte. Der Sprecher mußte die Stimme durch das unendliche Geräusch in den weiten Räumen, wo der entferntere Esser leicht gar nicht einmal merkte, daß Jemand auf die Rednerbühne gestiegen, gewaltsam durchdrücken und auch dann vernahm ihn nur die nähere Umgebung und wer sich zu ihr herdrängte. Auch war die Arbeit, das sohlenlederharte Fleisch zu sägen und zu malmen, so groß, daß sie leicht die ganzen Kräfte in Anspruch nahm; während man an diesem Objekt zupfte und zerrte wie eine Ente an einem großen, alten Frosch, konnte man einen Demosthenes überhören. So waren denn die Reden mehr eine Art Tafelaufsätze, Schaugerichte oder, wenn der Ausdruck verletzen sollte — was er nicht will — eine Art rhetorischer Tusch, Trompetenstoß der Zunge, wobei es auf den Inhalt weniger ankam; je enthusiastischer, unbestimmter, desto besser, je mehr Versuch, zu beweisen, zu entwickeln, zu präcisiren, desto schlimmer angebracht. Durch die Kürze der Zeit, die der einzelne Redner einhalten mußte, war denn auch dafür gesorgt, daß er in dieser Form sich bewegte. Aber vor etwas

Anderem war mir, ich gestehe es, zum Voraus bange. Wer warm spricht, der spricht seine Ueberzeugung aus; wie sollten sich alle Redner darauf beschränken können, bloß dem Gefühle, das uns zum gemeinsamen Streben nach Einheit verbindet, Worte zu leihen und nicht die Frage über die Form zu berühren, in welcher diese Einheit erstehen soll? Und wer kann diese Frage berühren, ohne in jene Sphäre hineinzugreifen, wo der unselige Zwiespalt liegt, der uns im Denken und Wollen trennt? Wer ist nicht Partei? Und wer kann feurige politische Worte reden, ohne daß er seinen Parteistandpunkt ausspricht? Wer aber verletzte nicht die Gegenpartei und rief ärgerliche Auftritte hervor, wenn er es that? Welche Vorsicht, welchen Takt forderte es, diese Klippe zu umschiffen! Wer nun diese Gefahr bedachte, der wird gestehen müssen, daß im Verhältniß zu alle dem, was zu befürchten nahe lag, außerordentlich wenig des Taktlosen vorgekommen ist. Auch hier war es die Großheit des Festes, die Hoheit der Stimmung, was die Menschen hob und Maaß lehrte; aber daß die Lehre des Augenblicks gelehrige Geister fand, dieß beweist einen erfreulichen Reifegrad der Nation. Man höre die Schweizer darüber, wie es auf ihren Schützenfesten oft zuging, ehe sie zur jetzigen Eintracht gelangt sind, welcher Zank und Streit da getobt hat, welche Leidenschaften ausgebrochen sind! Ja einmal, im Jahr 1844, als in Basel Ober- und Unterwallis noch in der frischen Wuth vom vorhergegangenen Kampfe beim Schützenfest zusammenkamen, war es nahe daran, daß das Spiel des Schießens sich in blutigen Ernst verwandelt hätte!

Will man in Beurtheilung der wenigen Fehlgriffe, die allerdings vorgekommen sind, billig sein, so muß man sich gestehen, daß die „Kleindeutschen" hier in einer schwierigeren Lage waren, als die „Großdeutschen." Das Fest war durch die Vereinigung aller Stämme der Nation, worin jedoch, wie man wußte, die Gegner des Programms vom preußischen Primat vorwogen, numerisch großdeutsch. Wohlgemerkt: nur numerisch. Nimmt man das Wort in dem Sinn, als ob dadurch das innere Recht der Partei einen Zuwachs an Gewicht gewonnen hätte, so kommt mir der Streit, ob das Fest klein- oder großdeutsch gewesen sei, sehr müßig, ja lächerlich vor. Allerdings befanden sich die „Großdeutschen" auf dem Fest in einem entschiedenen Vortheil auch außer dem des Uebergewichts an Zahl. Sie hatten es durchgesetzt, daß der Mißgriff der Einladung an die Italiener rückgängig gemacht wurde; jene Einladung konnte aber als ein Ausdruck der „kleindeutschen" Parteiansicht aufgefaßt werden, sofern sie geneigt ist, in den Feinden Oesterreichs nicht Feinde Deutschlands zu sehen; in diesem Sinne war dem Fest ein faktischer Sieg der großdeutschen Partei über die kleindeutsche vorausgegangen. Sie war aber auch an sich und überhaupt in der Lage, sich leichter vor taktlosem Aussprechen ihrer Parteimeinung zu hüten. Der bloße Anblick der vereinigten Stämme, das unmittelbare Gefühl, daß hier alle gleich seien, mußte dem „Großdeutschen" doch als Bestätigung seiner Ansicht erscheinen, daß kein Theil Deutschlands sich über die andern Theile stellen dürfe; dieß gab ihm Sicherheit, Bewußtsein des Rechtes, der Ueberlegenheit, und so fiel hier der Sporn, die Versuchung von selbst weg, mit lautem Worte die

Gegenpartei unsanft anzufassen. Für den „Kleindeutschen" dagegen, der sich in der Minderzahl wußte, der gewohnt ist, für seine Meinung, gerade weil sie in einem großen Theile Deutschlands verhaßt ist, mit Eifer Propaganda zu machen, für ihn mußte der Reiz, hier ins Volle zu greifen, herauszulangen, ungleich größer sein. Angesichts dieser Versuchung muß man denn zugeben, daß die „kleindeutschen" Redner sich im Ganzen und Großen taktvoll benommen haben; selbst die Sprecher aus der preußischen Kammer, die noch warm aus einer Umgebung kamen, wo die preußische Hegemonie nicht wollen ungefähr so viel ist als Gott und Vorsehung läugnen, haben sich rücksichtsvoll mit entfernten Andeutungen begnügt, die man leicht hingehen lassen konnte.

Der einzige eigentliche und ordentliche Bock, der von einem Mitgliede des Nationalvereins geschossen worden ist, mag ruhen in Frieden; wir wollen seine Gebeine nicht aufwühlen; es ist des Lebtags, der über ihm und Herrn Wildauers Gegenschuß gemacht worden, ohnedem zu viel.

Es konnte nicht fehlen, daß neben unsern zwei Hauptparteien auch die demokratische auf dem Schützenfeste reichlich vertreten war. Wir unterscheiden billig zweierlei Demokraten: verständige und besonnene, die begreifen, daß man mit der Idee der Republik die deutsche Gegenwart nicht anfassen kann, daß sie für jetzt und für lange Zeiten ein Instrument ohne Handhabe, ein Schlüssel ohne Griff und Bart ist, und blinde, die das nicht erkennen, weil sie seit 1848 nichts gelernt haben. Jene werden sich bescheiden, auf dem gegebenen realen Boden im Kampfe für Volksrecht zu erreichen, was gehen und stehen mag, und so besonnen einer späten Zukunft vorzuarbeiten,

die uns, wenn der Himmel will, aus einem unlösbaren Entweder Oder durch ein klares Weder Noch befreit; sie begreifen, daß Tag und Nacht Revolution träumen und mit Revolution drohen keine Politik ist, daß eine Nationalbewegung keine schlimmeren Feinde hat, als die, deren ganze Weisheit in diesem Worte liegt; was aber immer werden mag, sie gehen von einem organischen Begriffe des Staates und vom gesunden Egoismus des nationalen Bewußtseins aus, sie stellen den Staat und seine Ordnung über den Einzelnen und seinen schrankenlosen Freiheitstrieb, das Interesse ihrer Nation im Politischen über weltbürgerliche Sympathien; sie wollen und wahren ihre Ehre auf alle Fälle, auch jetzt, auch ehe sie ist, was sie sein kann. Diese aber stecken mit den Mazzinisten aller Länder unter der Decke der großen Propaganda für die Revolution zusammen, schimpfen herum auf das thatlose, träge Deutschland und würden lieber heut als morgen die rothen Hosen kommen lassen, um es zu befreien; sie arbeiten an der Knetung eines allgemeinen Völkerbreis der Freiheit, worin vor Allem das eigene Vaterland als zerdrücktes Korn verschwinden würde; sie kennen nur Einzelne, das Allgemeine soll machtlos, ein nothdürftiger, äußerlicher Verband sein; ihr Ideal ist Gesetzlosigkeit; sie sind Chiliasten, sie träumen vom tausendjährigen Reich und meinen, es komme über Nacht; sie verschmähen die Geduldarbeit, die im Tageslichte der laufenden öffentlichen Fragen Stein auf Stein zum langsam steigenden Bau fügt, und wühlen statt dessen an einer unterirdischen Stadt, in deren lichtlosen Gängen sie sich Herrn der Welt träumen; sie haben über Legionen zu verfügen, weil sie in irgend einem Keller ein paar Kisten mit rostigen Flinten

versteckt halten; sie dürfen nur stampfen und die unterhöhlte Oberwelt bricht zusammen; eines schönen Morgens strecken sie den Kopf aus ihrem Maulwurfbau und machen große Augen, wenn ihnen die wachsame Reaction eine Maulschelle versetzt, daß ihnen der Kopf fünfzehn Jahre und länger krumm auf dem Halse sitzt. Diesen Gegner wach zu rufen und wach zu halten, ist Niemand geschäftiger, als sie selbst; sie erklären den General für einen schlechten Kerl, der nicht mit erhabner Beredtsamkeit dem Feind ankündigt: morgen werde ich dich angreifen! Wer seine Mittel berechnet, den verdammen sie, wer einer ungeheuren Verrechnung zum Opfer gefallen ist, den gesellen sie zu den großen Märtyrern der Menschheit.

Ich weiß nicht, ob die Stimmen, die von der Rednerbühne in Frankfurt Robert Blum und Trütschler leben ließen, aus diesem Lager kamen. Ich schloß es aus der großen Unzeitigkeit des Hochrufes, aber ich kann mich irren. Wer wird diese zwei Unglücklichen nicht im tiefsten Herzen bedauern! Wer die blutige Ausbeutung des Siegs, die Rachehandlungen der Reaktion im Jahr 1849 nicht beklagen und verwünschen! Aber Robert Blum und Trütschler an dieser Stelle leben lassen hieß: die Gegner an den Mord Friedrichs von Gagern, Latours und jener Zwei erinnern, an deren blutiges Ende uns die nahe Heide gemahnt hat, hieß erklären: wenn es wieder losgeht, wollen wir wieder so unklug uns in einen confusen, wüsten Aufstand mischen, wie Robert Blum, und so Angesichts einer Nation, deren unendliche Majorität sonnenklar gegen uns ist, Angesichts großer Heere, die uns sonnenklar bekämpfen werden, es noch mit einer Revolution versuchen, wie Trütschler, es hieß in der friedlichen, schönen

und großen Bewegung dieses Festes einer Welt wohlgerüsteter Gegner, die unser freudiges Auferstehen hassen und verachten, allen reaktionslustigen Elementen in Adel und Heer und Kanzlei mit lauter Stimme zurufen: gebt Acht, seid auf der Hut, seid bereit, daß ihr uns zu rechter Zeit wieder auf die Köpfe schlagt, wie 1849!

Indem mir hiebei ins Gedächtniß kommt, wie unsinnig man im Jahr 1848 die Soldaten reizte, um sie ja zu recht entbrannten Feinden der verzerrten guten Sache heranzuziehen, wie man sie mit: „Schergen der Tyrannei, verthierte Söldlinge" und andern liebenswürdigen Namen beehrte, so ergreife ich den Anlaß, vom Verhalten des Militärs zum Schützenfeste einige Worte zu sagen. Eine Anzahl bayrischer Offiziere in Schützenjuppen waren, wie ich vernahm, mit ihren Landsleuten gekommen; auf dem Festplatz sah man anfangs sehr selten eine Uniform, allmählig fanden sie sich häufiger ein, österreichische, bayrische, frankfurtische; am spätesten schienen die preußischen Zutrauen zu fassen, doch blieben sie nicht aus. Ich gestehe, daß ich mich freute, so oft ich einen Offizier sah. Wir werden, seitdem wir wieder etwas im Zuge sind, doch wohl nicht wie in den Flegeljahren der deutschen Bewegung damit anfangen wollen, unsere Heere zu beleidigen. Wir werden das Institut des stehenden Heers nach wie vor bekämpfen und nicht ruhen, bis wir ein Volksheer an seine Stelle gesetzt haben, aber wir werden nicht vergessen, daß dieß keine Bürgerwehr sein soll, sondern ein fester, strenger Organismus mit ausreichend großem Rahmen von Berufs-Soldaten, wir werden nicht nachgeben, bis wir die eckelhafteste Fratze der Menschheit, die ein Gott in seinem Zorn

erschaffen hat: die Mischung von Bürgerverachtendem Soldaten-Hochmuth, Adelstolz und Blasirtheit im Junker-Offizier vom reinen Wasser hineingetreten haben in den Schlamm der Schande, wohin sie gehört, aber wir werden wohl beherzigen, daß unzählige brave und gebildete Offiziere in unsern Heeren sind, deren Herz für Deutschland schlägt wie das unsrige, welche die Schmach unserer Zerrissenheit wo möglich noch tiefer empfinden, als wir, welche die Zeit- und Kräfteverschwendung der zwecklos langen Präsenz und Dressur verwünschen, wie wir, wir werden endlich wohl bedenken, daß unsere Soldaten unseres Vaterlandes Kinder, unsere Brüder, unsere Söhne sind. Kurz, der Kampf gegen eine Einrichtung und ihre Mißbräuche soll kein Kampf, kein Haß gegen die Leute sein! Auch das werden wir einsehen, daß es im Auslauf unserer letzten Erhebung kindische Thorheit war, die Heere zu unterwühlen, Einzelne um Einzelne zu bearbeiten und zur Untreue gegen den Eid zu verführen; die Frucht dieser Aussaat war doppelte, durch Grimm geschärfte Kampflust, Rachwuth des tief erbitterten Standes gegen das Volk, die Schuldig und Unschuldig, berechtigte und unvernünftige Forderung nicht mehr unterschied und rücksichtslos zuschlug. Wenn eine Staatsform jählings verändert wird, mag es nicht ohne einzelnen Kampf zwischen Volk und Heer abgehen; die wahre Veränderung ist aber immer die, die das Heer in seiner Ordnung beläßt und ihm nur andere Führer gibt. Umbildung seiner Organisation aber ist Sache der friedlichen Reform.

Unter allen Rednern habe ich keinen gehört, der das Wesentliche, um was es beim Schützenfest sich handelte,

genügend dargethan hätte. Mehrere Schweizer haben es betont, auseinandergesetzt hat es keiner. Dieß ist natürlich kein Vorwurf, denn wie gesagt, hier war nicht der Ort zu erschöpfender Entwicklung. Daß gerade Schweizer es gewesen sind, die auf den Hauptpunkt den Accent warfen, ist natürlich. Wer unter Schweizern lebt, der weiß aus ihrem Munde, daß sie ohne ihre Schützenfeste an dem politischen Ziel, das sie glücklich erreicht haben, nicht angekommen wären. Auf ihnen vor Allem haben sie praktisch gelernt: gegenseitige Duldung der Parteien, Confessionen, der Kantone, Stämme, Stände; sie haben gelernt, den Gegner ertragen, weil er einmal da ist, sich einfach in diese Thatsache fügen, begreifen, daß man miteinander vorwärts muß und daß man einfach nicht vorwärts kommt, wenn man sich nicht fügt; sie haben gelernt: Disziplin in der Unterordnung unter den einen, großen gemeinschaftlichen Zweck. Wäre Zeit und Stille gewesen, ein Redner hätte keine zeitgemäßere Aufgabe gehabt, als diese Lehre auf Deutschland anzuwenden.

Es ist nur ein ethischer, kein unmittelbar politischer Rath: daß wir uns in der Frage unseres obersten gemeinsamen Ziels sollen vertragen lernen. Aber wer weiß denn einen andern? Unsere einzige Hoffnung ruht auf dem unversehrten Schatze der sittlichen Kraft in der Nation; dieß ist Alles, was wir vorzuzeigen haben, wenn man uns nach einem Ausweis für unsere Zukunft fragt; zehrt an diesem Kapital Haß, Gift und schmutzige Schmähung der Parteien so fort, wie bisher, so werden wir es verschleudert finden, wenn einst unsere Stunde schlägt. Unsere einzige Hoffnung, sage ich, denn wie die

Dinge jetzt stehen, weiß kein menschlicher Verstand den Knoten der deutschen Frage zu lösen. Hier ist kein Licht, wohin man auch blicke; wir stehen vor einer steilen Mauer, die auch nirgends den kleinsten Ansatz zeigt, wo der Fuß haften könnte, um sie zu übersteigen. Nicht einmal ein Nothdach werden wir bekommen für die lange Wartezeit bis zu dem Tage, wo wir eine feste Kuppel über unseren Häuptern wölben können.

Im Volke stehen zwei Parteien sich gegenüber so unversöhnlich, als jemals zwei feindliche Nationen. Sie sind ungefähr gleich stark, die „großdeutsche" wird an Zahl weit größer sein, dafür ist die „kleindeutsche" um so geschlossener, ersetzt an Thätigkeit und System, was ihr an Quantität abgeht. Diese rühmt sich des präciseren Programms, der Logik, der Klarheit der Form, die sie aufstellt. Jene wirft ihr vor, daß sie mit dieser Form nicht den ganzen Stoff umfaßt, nicht ganz Deutschland mit den Theilen fremder Nationalitäten, die seinen Anhang bilden und die wir nicht von ihm können wegschneiden wollen, daß die Präcision ihres Programms, die Klarheit, die Logik nur ein Schein sei, hinter welchem ein romantisches Phantasiestück verborgen liege, unpraktisch, ohne alle vermittelnde Anknüpfung an das Gegebene, als bloße Absicht schon, im bloßen Versuche schon verderblich. Diese besteht auf dem Gegenvorwurf der Programmlosigkeit, der Formlosigkeit; sie behauptet die Unverbesserlichkeit des Bundes, die Unmöglichkeit, ihm eine Nationalvertretung beizugeben, die irgendwelche Bedeutung und Kraft des Wirkens besitze. Das ist, kurz ausgedrückt, der Gegensatz, sofern man noch von allen moralischen Schmähungen absieht, womit beide

Parteien sich überschütten. In beiden Lagern ist der Wille gleich gut, ja das Bewußtsein des aufrichtigen Strebens ist es gerade, was den Haß und Grimm verdoppelt, denn je mehr Einer sein Vaterland liebt, um so mehr haßt er den, von dem er glaubt, daß er es ins Verderben führe. Es ist nicht zu läugnen, daß der „großdeutschen" Partei mehr unreine Zuflüsse sich beimischen; dem Prinzip, das an dem Bestande der Nation keinen Schnitt vornehmen will, hängt sich naturgemäß ein Troß von Solchen an, die in Wahrheit gar keine Kur wollen: reine Partikularisten mit und ohne Fürstenkrone, Ultramontane, Aristokraten, Servile. An der Reinheit des Wollens aller Uebrigen verändert dieß gar nichts; Anlagerung unsaubrer Elemente kann keine politische Partei von sich abhalten; jede freilich thut gut, sich vor Koalitionen mit dieser ihrer Karikatur zu hüten.

Den langen Faden der Gründe und Gegengründe, womit beide Parteien für ihre Ansicht ins Feld ziehen, hier abzuhaspeln, wäre müßige Arbeit. Mir meines Theils ist die entscheidende Erwägung diese: das Grundgefühl des deutschen Volkes ist und bleibt föderativ und zwar föderativ in dem bestimmten Sinne, der die Oberleitung eines Theils über die andern Theile ausschließt; föderativ so durch und durch wie das der Schweizer, die ja in Mehrheit auch Deutsche sind. Ich verkenne natürlich nicht den Unterschied zwischen einer Gruppe von 22 republikanischen Kantonen von unerheblicher Differenz der Größe und Macht und 34 größtentheils monarchischen Staaten, worunter zwei eifersüchtige Großmächte, deren eine durch ihre amphibische Halbexistenz doppelt stark getrieben ist, sich in Deutschland zu verstärken; aber trotz diesem Unter-

schiede wird es wahr bleiben, daß die Zumuthung an das übrige Deutschland, sich der preußischen Hegemonie zu unterwerfen, ungefähr dasselbe ist, wie wenn man bei der Reform des eidgenössischen Bundes im Jahr 1848 der Schweiz zugemuthet hätte, sich etwa unter die Führung des Kantons Bern zu stellen. Man frage um und man wird allerorten hören, daß dagegen der letzte Schweizer den letzten Blutstropfen eingesetzt hätte. Unter den widerstrebenden deutschen Fürsten mögen manche ein ganz anderes Motiv haben, als das Volk, es mag hinter ihrem Widerstand gegen den preußischen Uebergriff die Absicht des Widerstands gegen jedes Opfer, für welche Form der Einheit es auch gefordert werden möge, verborgen sein: im Resultat ist dennoch das Volk ihrer Staaten mit ihnen einig. Wo nun das Grundgefühl einer Nation föderativ ist und mit dem Widerstreben der Fürsten gegen Unterordnung unter einen der Fürsten im Erfolge zusammentrifft, da muß ja nothwendig ein Parteiprogramm, das die diplomatische und militärische Führung, d. h. den bedeutendsten, den politischen Theil der Staatsmacht einem unter den Staaten zuwenden will, eine Fackel der Zwietracht werden und uns stets auf's Neue mit Bürgerkrieg bedrohen.

Dieß scheint mir der Angelpunkt der Frage. Sieht man von der Seite, die beherrscht werden soll, hinüber nach der andern, welche herrschen soll, so kommt nur dasselbe Resultat heraus: nach beiden Seiten macht die „kleindeutsche" Partei die Rechnung ohne den Wirth. Vergeblich bringt jeder neue Tag neuen Beweis für die Unfruchtbarkeit, die Unfähigkeit der preußischen Regierung, eine Aufgabe an die Hand zu nehmen, deren Lösung kaum der höchsten Genialität und dem

höchsten Muthe gelingen kann, den Beweis, daß sie es über den Kitzel nicht hinausbringt, der ihr nur Beschämungen bereitet, nicht über die Ankündigung der großen Action, womit sie nur Oesterreich und die Mittelstaaten stärkt und am Ende noch mehr stärken wird, als einem unbefangenen Großdeutschen lieb ist. Angesichts dieser Unfähigkeit beschließt die Partei entweder das, was ist, anders zu sehen, als es ist, oder wenn es ihr selbst zu arg wird, so legt sie sich auf's Hoffen. Hier liegt eine der eigenthümlichsten Mischungen von Realismus und Idealismus vor, die wohl jemals in der Politik aufgetreten ist. Die wirklich föderative Einigung Deutschlands wird für ein Phantom des Idealismus erklärt; wir sollen uns als nüchterne Realisten an das halten, was da ist, an einen geschichtlich gewordenen, bereit liegenden Krystallisationskern, der in Preußen gegeben sei. Da nun Preußen zu dieser Rolle den Zeug nicht hat, so idealisirt der nüchterne Realist das reale Preußen wie nur jemals ein Poet einen Stoff im Zauberspiegel der Phantasie verklärt hat. Drängt sich die Wirklichkeit so unerbittlich auf, daß sie das Phantasiegebilde zerbricht, so legt er sich denn auf's Hoffen und hofft und hofft wie die Juden auf den Messias. Wohl sind wir auf das Hoffen gewiesen, aber wenn einmal auf das Hoffen, warum nicht hoffen auf das, was dem Sinn und Charakter der Nation entspricht, auf eine Sichtung der Verhältnisse, welche einen freien Bund freier Glieder mit gemeinschaftlichem, gerecht gemessenem Antheil an der Regierung des Ganzen möglich macht?

Wäre nun diese Doctrin blos ein künstliches Gebäude der Reflexion, so hätten wir immerhin Aussicht, mit ihr

fertig zu werden; was aber unsere Lage bis zum Aeußersten erschwert, das ist der Umstand, daß sie in einem ansehnlichen Theile ihrer Bekenner mit der unbeugsamen Gewalt einer tauben Naturkraft auftritt; es ist der Geist der preußischen Bevölkerung. Trifft auf der großdeutschen Seite mit dem Widerstande der Fürsten gegen preußischen Uebergriff der föderative Sinn der Stämme zusammen, so steht auf der „kleindeutschen" hinter dem Mögen und nicht Wollen der Regierung das hartnäckige, fast einmüthige Wollen des Volkes in der Richtung, welche wir bekämpfen. Hier liegt ein Widerspruch wahrhaft verzweifelter Art vor: in diesem Augenblicke gewährt uns das preußische Abgeordnetenhaus ein Schauspiel der erhebendsten Art; mit Freude, mit Ehrerbietung muß jeder Freund der gesetzlichen Freiheit auf diesen Kampf gegen das Unrecht, gegen die feudale Willkühr blicken, der mit ebensoviel Takt und Maß, als Charakter und Ausdauer geführt wird; und wenn den muthigen Kämpfern der Sieg zufällt, was dann? Dann wird das innerlich gestärkte Preußen um so entschlossener und geschlossener jeder Einigung widerstehen, die ihm nicht die deutsche Krone anbietet. So, so verzweifelt steht es: was wir wünschen, das müssen wir fürchten, was wir verehren, das bedroht uns mit gesteigertem Zwiespalt. Es ist schön und erfreulich, daß es wenigstens in einem Theile Deutschlands politisches Selbstgefühl gibt, und es ist traurig, denn dieß Selbstgefühl ist nur unter einer Bedingung, die wir nicht zugeben können, ein nationales. Preußen ist unser Arm, unser Schild, mir müssen ihm Gedeihen wünschen; es verhindert jeden Fortschritt im Wege des Bundes: dieß im Auge müssen wir seine Demüthigung

wünschen; das Zweite ist ruchlos, weil das Erste wahr ist, das Erste ist wahr und wird verdunkelt durch das Zweite. Böte uns Oesterreich mit den einverstandenen Regierungen heute eine Form, die in Wirklichkeit mehr enthielte, als das gar zu dürftige Delegirten-Projekt, böte es eine ständige Nationalvertretung am Bunde, selbst mit gerechterer Vertheilung der Stimmen im Bundestag, entschlöße sich das übrige Deutschland, das Anerbieten zu ergreifen, auf den Versuch einzutreten: die Preußen und zwar gerade recht die Preußen, die im innern Verfassungskampfe so wacker gefochten haben, kämen nicht, sicherlich nicht. Und umgekehrt: wenn heute Preußen es wagte, die deutsche Fahne in die Hand zu nehmen, ein Parlament nach Berlin zu berufen: die Oesterreicher, die Bayern, die Schwaben würden mit wenigen Ausnahmen hübsch zu Hause bleiben. Diese innere Zerrissenheit der Nation weist, so könnte es scheinen, auf eine Zweitheilung Deutschlands. Man könnte sich, so trostlos wie die Dinge liegen, in den Gedanken ergeben, gestützt auf die Hoffnung, daß das Interesse, die politische Nothwendigkeit mit der Zeit die zwei Bruchstücke wieder zusammenführen müsse. Auch die Zweitheilung wird nicht werden, selbst zu dieser Operation mit dunkler Möglichkeit späterer Heilung fehlt Kraft, Muth, Entschluß.

Am ehesten, ich gestehe es, droht die Geduld auszugehen, wenn man noch einen andern Punkt in's Auge faßt, in welchem die preußische Bevölkerung, die liberalen Parteien, die Fortschrittspartei selbst nicht ausgeschlossen, mit der Regierung, mit der sie der innere Verfassungskampf entzweit, einstimmig zusammengeht: es ist die Neigung, in Frankreich eine Lehne

gegen Oesterreich zu suchen. Würde der jetzige Ministerpräsident nicht die Verletzung der Constitution vertreten: darin, daß er dieses Stück der auswärtigen Politik vertritt, wäre er jetzt eine ganz populäre Figur in Preußen. Uns Andern ist und bleibt Frankreich der Feind, der uns alle bedroht. Wir wissen rein nicht, warum wir den Raub des Elsaßes und Lothringens, die Gelüste nach dem Rheinufer, die hundert Gründe vergessen sollten, aus denen es wahrscheinlich ist, daß Napoleons letztes Ziel die Rache für Leipzig und Waterloo sei; wir erkennen heute wie gestern in den französischen Siegen von 1859 eine Demüthigung, eine Verdopplung der Schwäche Deutschlands; der schwärende Dorn jenes Sommers ist noch nicht ausgeeitert, kann nicht auseitern, so lang Preußen den schielenden Blick mit anbettlerischem Schmunzeln auf die gnädig winkenden Züge des hochmüthigen Nachbars gerichtet hält. *

* Während das Obige gedruckt wurde, ist die Verwicklung Preußens durch die Intervention in Polen eingetreten. Die russischen Neigungen, älter, ursprünglicher, der Feudalpartei natürlicher, als das neuere Verhältniß zu Frankreich, haben durchgeschlagen und es hat sich die komische Lage ergeben, daß die preußische Politik, während sie ihrerseits durch ihr blindes Handeln sich gegen ihre Absicht eine Spannung mit Frankreich wie mit England bereitete, ihm dafür ebenso gegen ihre Absicht den unschätzbaren Gefallen erwies, daß es sich auf wohlfeile Weise mit den europäischen Sympathien verbünden und die Gemüther im Lande von den großen offenen Wunden des Staats ablenken konnte. Was nach dem halben Rückzug, den sie antrat, als sie durch die nächsten Folgen zur ersten dürftigen Erkenntniß ihres Thuns gelangte, weiter werden wird, liegt im Dunkeln. Sollte uns die preußische Kunst gar noch in einen Krieg verwickeln, so wolle der Himmel, daß Oesterreich mit Deutschland nicht des Jahrs 1859 gedenke! (Anm. Mitte März.)

Durch diesen Zwiespalt in der äußern Politik, durch die Entzweiung in der Frage, wo eigentlich unser Feind zu suchen sei, klafft denn in doppelter Tiefe und Breite der Riß, der durch unsere Nation geht, und zerschneidet jede Verständigung über die Form, in der wir uns einigen sollen. Der Nationalverein hat augenblicklich sein oberstes, ab und zu latentes, dann wieder auftauchendes Dogma von der preußischen Spitze zurückgestellt und den Kampf für die Reichsverfassung zum Losungswort erkoren. Sie besteht wirklich, rein formal genommen, zu Recht. Sie ist aber der Ausdruck, das Abbild eines Parlaments, welches die Reihenfolge seiner beiden Aufgaben: Einheit und Freiheit umdrehte, zehn Monate mit den Grundrechten verlor, endlich mühsam ein Dach auf den mühsamen Bau, ein Erbkaiserthum, setzte und von dem Fürsten, den es hiefür ausersehen, einen Korb erhielt, weil er nicht Ja sagen konnte auf einen Antrag, der richtig übersetzt also lautete: wir bringen dir hier eine Kaiserkrone, Frucht einer revolutionären Volksbewegung, habe nun die Güte, als legitimer König und von uns erwählter Kaiser diese Volksbewegung zu vollenden, erstens durch einen Staatsstreich gegen die übrigen Fürsten Deutschlands, zweitens als Einführer und Schirmer der beiliegenden demokratischen Grundrechte! Es wäre sehr ungerecht, unser erstes Parlament um dieser Fehler willen anzuklagen und zu verspotten. Es war das natürliche Ebenbild der Volkserhebung, aus der es hervorgegangen; diese Volkserhebung forderte in erster Linie die Freiheit, denn sie war das Resultat eines langen, unleidlichen Drucks, einer empörenden Vorenthaltung verfassungsmäßiger Rechte; erst hintennach, als eine Art von Nachtrag, als ein Nr. 2, fiel

es ihr ein, es müsse „auch“ die Einheit geschaffen werden. Die späte Lehre der grausamen Wirklichkeit, daß, wenn man die Freiheit gründen will, man zuerst für eine Macht sorgen muß, die sie hält und schirmt, — wir haben sie mit blutigem Gelde bezahlt. Die so schwer gebüßte Confusion war nur natürlich, ganz erklärlich, durchaus naiv, das Parlament theilte sie und lag übrigens seiner Arbeit mit einer Begeisterung und Ausdauer ob, die für alle Zukunft ehrwürdig ist. Ja, daß wir es im furchtbaren Wechselkampf der Leidenschaften nur überhaupt zu einem Endbeschluß über die oberste Reichsgewalt gebracht haben, das ist, so unpraktisch immer das Beschlossene, doch ein Beweis von Willen, Anspannung, patriotischer Disciplin, der ein- für allemal Achtung verdient und als mutherweckendes Beispiel am Anfangspunkte der Bewegung steht, die zur Wiedergeburt Deutschlands führen muß. Allein jetzt noch auf der Reichsverfassung beharren, das heißt nichts Anderes, als: unseren nicht entwaffneten Feinden die Geschichte unserer Fehler von 1848 und 1849 ins Gedächtniß rufen; das heißt nichts Anderes, als abermals ein Haus bauen, ohne für Sparren und Ziegel zum Dach zu sorgen, ja ohne auch nur an eine Thüröffnung zu denken, durch die man eintreten soll. Man kann einwenden, daß wir vielleicht genöthigt sein werden, die Reihenfolge unserer Aufgaben abermals umzudrehen, also zu stellen, wie die Bewegung von 1848 sie stellte: möglich, daß wir zu einer lebensfähigen Einheit erst gelangen, wenn in allen deutschen Staaten die wirkliche und wahre constitutionelle Freiheit gleichmäßig errungen ist: Gleichheit in der Freiheit vor der Einheit. Allein dieß zeigt auf einen ganz andern Weg,

als den der neuen Proclamation der Reichsverfassung: auf stetige, langsame Arbeit der Vertretungen in den einzelnen Staaten. Die Reichsverfassung aber von oben über Deutschland stülpen wollen ohne daß man Rath weiß, wie ein Organ ihrer Vollziehung zu schaffen sei, das hat keinen Sinn. Da man dieß im Nationalverein unmöglich verkennen kann, so wird hinter dem Rufe nach der Reichsverfassung doch das ursprüngliche Programm noch stecken, die Meinung wird auch hier sein, daß auf der letzten, leeren Seite der Urkunde eigentlich das Dogma vom preußischen Oberhaupt zu lesen sei, daß es hier nur mit einer Schwärze gedruckt stehe, die erst wieder sichtbar heraustreten könne, wenn Preußen gebessert sein werde, und so haben wir einen doppelten Formalismus: den alten, schwerlich aufgegebenen des Hegemoniebegriffs, der uns immer auf's Neue mit einem peloponnesischen Kriege bedroht, und den neuen dazu, daß ein Buchstaben aufgefrischt werden soll, an den sich nur Hader knüpft und dessen Geist wir gereifter, bedächtiger durch nachhaltiges Wirken in den Kammern zu neuem Leben rufen müssen.

In der Rathlosigkeit unserer Gegenwart greift die Phantasie nach Vorstellungen, die vollends reine Traumbilder sind. Man hofft Zerhauung des Knotens von einem Heros. Der Eine erwartet, daß er von einem Throne, der Andere, daß er vom Volk ausgehen werde. Man versuche nur die Vorstellung zu vollziehen, und sehe zu, ob sie es zuläßt. Man erdichte sich z. B. einen Fürsten, der es wagt, der Nation zuzurufen: „ich will ausziehen, der zum Himmel dampfenden Schmach in Schleswig-Holstein ein Ende zu machen; — wer folgt mir? Folgt mir die Nation, haben wir den kleinen

Feind besiegt, fremde Einmischung mit vereinter Kraft des Volkes abgewiesen, so berufe ich eine Nationalvertretung.“ Es ist denkbar, daß ein großer Theil der Nation ihm folgte, ihn zum Haupte Deutschlands wählte, — denkbar, so lang man gar Manches nicht denkt, was man denken sollte: so lang man nicht denkt, daß ganz Preußen sich ihm entgegenwärfe, wenn es nicht der preußische König wäre, Oesterreich und die Mittelstaaten, wenn er es wäre, alle großen und halbgroßen, wenn er ein kleiner Fürst wäre; denkbar, so lang man nicht denkt, daß in einem Weltzustande, wo jedes Fürstenkind in einer Atmosphäre geboren wird und aufwächst, deren Stimmung ist: den wachsenden Ideen der Zeit so viel autokratisches Vorrecht abdingen und abzwingen, als noch möglich, nach aller Wahrscheinlichkeit schöpferische und durchschlagende Geister nicht mehr von den Thronen ausgehen, nicht mehr Männer, die Krone und — Kopf daran wagen, das Höchste zu erreichen. Oder ein Volksheld? Wie wohlweis haben uns kleine Menschen mit großen Worten zugerufen: „Thaten! Thaten! Keine Worte mehr! Einen Garibaldi braucht ihr!“ Man denke sich einen deutschen Garibaldi! Er sammelt eine Freischaar, fällt in Oesterreich oder Preußen oder meinetwegen Bayern ein: nicht hinausgeschlagen wird er, nein, nein! nur hinausgelacht. Wir haben ja kein Neapel!

Unsere Zeit arbeitet den Geist in die Massen, den Gedanken in die Gesammtheit. Nur aus der Verständigung der Vielheit der Nation über die zweckmäßigste Form kann unsere Neugestaltung hervorgehen. Alles Hoffen des Heils von der einzelnen außerordentlichen Persönlichkeit ist in unseren Zeiten Romantik. Ist die Gesammtheit reif, dann erst können

Einzelne ſchöpferiſch hervortreten, leiten, organiſiren. Die Demokratie geht von dieſem Begriff aus, aber die Demokratie, wie ſie zum größten Theile jetzt noch iſt und wie ich dieſen größten Theil charakteriſirt habe, ſpringt von dem Satze, daß das Heil nur von der Geſammtheit ausgehen kann, unvermittelt und vorſchnell zu dem Gedanken der Revolution. Eine Revolution? Geſetzt, ſie gelänge, was ſoll denn dann folgen, wenn wir nicht über die Form einverſtanden ſind, die wir ſchaffen wollen? Nichts würde folgen, als ein Convent, der gerade ſo uneinig wäre, wie wir es jetzt ohne Revolution und ohne Convent eben auch ſind, nur viel wilder und ſo wild, daß ihm raſch ein neues Säbelregiment ein Ende machte.

Alſo kurz: wie die Dinge jetzt liegen, wird noch lange, lange nichts werden, gar nichts! Wir ſtehen in der reinen Negation; Preußen, Oeſterreich, die Mittelſtaaten, ihre Bevölkerungen wie ihre Regierungen, vor Allem unſere zwei Hauptparteien bejahen alle nur ebenſoviel, daß Jeder das verneint, was der Andere bejaht. In dieſem Elend wird ſich die Nation hinſchleppen, vom äußern Feinde bald geſchlagen und getreten, bald durch einzelne Siege nothdürftig ihre Exiſtenz rettend, immer unmächtig, immer verachtet um ihrer Unmacht willen und dennoch immer lebensfähig, unverſehrt im Kern, zukunftvoll, hinſchleppen ſo lange, bis aus der Rüttlung und Schüttlung der Gedanken, die ſich jetzt noch wild und troſtlos durchkreuzen und bekämpfen, das Loſungswort, die Formel herausſpringt, über welche die Geſammtheit ſich vereinigen kann, deren Inhalt wir jetzt noch nicht wiſſen, nicht wiſſen können. Daß dieſer Proceß Zeit, viel Zeit will, iſt wohl außer Zweifel; ich fürchte, ein halbes

Jahrhundert sei noch viel zu niedrig gerechnet; aber ich wiederhole, daß ich doch vertraue, einfach, weil das innere Leben der Nation in Sitte und Bildung gesund, unverbraucht, tief und dauerhaft ist und weil ihr Ringen, die politische Form für ihren innern Werth zu finden, hervorgehend eben aus diesem Lebenskern, seit Jahrzehnten in nachweisbarer Progression ansteigt. Man lernt aber Geduld, wenn man nur bedenkt, wie lange die Zeit die Entstehung eines einzigen Steinkohlenlagers gebraucht hat.

Und nun komme ich auf mein erstes Wort zurück. Sollen wir nichts thun in der langen Wartezeit darum, weil wir unmittelbar am Hauptwerke nichts thun können? Achtung des Gegners lernen ist, denke ich, auch ein Werk, auch eine Arbeit; vorerst freilich nur eine Arbeit an uns selbst, aber soll ein Gedanke gefunden werden, dem wir uns insgesammt unterordnen, so muß die Stimmung zu gegenseitiger Anerkennung vorausgehen. Einigkeit ist noch keine Einheit, aber die Einheit kann nicht werden, wenn nicht wenigstens mit der Einigkeit begonnen wird, zunächst nur mit der Einigkeit, die darin besteht, daß man sich gerecht und billig in den Gegner versetzt. Man antworte nicht, wir seien schon einig im Ziele, nur entzweit in den Wegen zum Ziele; dieß ist keine Wahrheit, so lang man in jedem einzelnen Streitfall bereit ist, den Gegner zu verdächtigen, als wolle er das Ziel nicht, weil er einen andern Weg will. Kampf muß sein, in der Politik läuft es ohne Grobheit nicht ab; aber der Schmutz, womit sich heute noch unsere Parteien bewerfen, zeigt wahrhaftig nicht auf die kräftige Reibung, die zu Resultaten führt. Beide Pressen, die „kleindeutsche“ und die

„großdeutſche“, keine iſt darin um ein Haar beſſer, als die andere. Mögen die Kleindeutſchen den Ihrigen predigen, daß ſie endlich anfangen, die rein Großdeutſchen von den unreinen Zuflüſſen ihrer Partei zu unterſcheiden, die ich zugegeben habe; wir wollen die Unſrigen mahnen, daß ſie es damit verſuchen, darüber nachzudenken, wie ein redlicher Patriot auf die Doctrin von der preußiſchen Hegemonie kommen kann. Wer billig iſt, muß zugeben, daß ihre bekannte Schlußreihe den Verſtand beſtechen, gefangen nehmen kann. Es iſt eine ganz ſaubere Rechnung, nur, wie geſagt, ohne den Wirth gemacht; es iſt eine logiſche Lorlei, die zwar in ſehr ſtrengem Fugenſatz, aber doch ein verführeriſches Lied ſingt. Ich habe herb, aber hoffentlich anſtändig von der Partei geſprochen, am herbſten von ihrer Hinneigung zu Frankreich. Der Hebel dieſer Wendung, ſo wie der unkritiſchen Art von Sympathie mit Italien, die in einem großen Theile des „kleindeutſchen“ Lagers herrſcht, iſt kein poſitiver, ſondern ein negativer: das Liebäugeln mit jenen Staaten iſt Demonſtration gegen Oeſterreich. Der preußiſche Haß gegen den Kaiſerſtaat iſt erklärlich genug, wenn man ſich der tödtlichen Beleidigungen erinnert, die Preußen 1850 erduldet hat. Allein Haß, auch begründeter, begreiflicher, iſt keine Politik. Wer lieber gegen Oeſterreich zöge, als gegen Frankreich, der mag ſonſt ein Ehrenmann ſein, ein Deutſcher iſt er nicht. Doch eben dieſer Flecken, der mir am ſchwärzeſten erſcheint, hängt keineswegs der ganzen Partei an. Ich führe als Beiſpiel die Schrift von Ludwig Frauer an: „Die Reform des Zollvereins und deutſche Zukunft. Zur Verſöhnung von Nord und Süd.“ Sie weiſt mit beißender Ironie, mit ſchneidender

Schärfe die selbstzerstörerische, leichtfertige Politik zurecht, die auf Oesterreichs Zertrümmerung, Vernichtung spekulirt und zum Erbfeind, zu Frankreich neigt. Sie macht es unter der Ueberschrift „Schutz gegen Außen" zu ihrer ersten Aufgabe, die heillose Verwirrung der Begriffe, ja der ersten ursprünglichen Empfindungen einer Nation über ihr Interesse und ihre Ehre als Ganzes gegenüber den drohenden Feinden zurechtzusetzen. „Es ist wahr," so klagt der Verf. in diesem Zusammenhang, „in Frankreich könnte man es unterlassen, die Fragen der äußern Politik, der Ehre und Sicherheit gegen außen auf ein nationales Programm zu setzen, da über diese Punkte alle Franzosen in der Zeit eines auswärtigen Krieges einig sind. Aber in Deutschland, wo in der Zeit der Gefahr jeder mit jedem zu streiten beginnt, wo jeder seinen Nachbar nach dem Katechismus und Liberalismus fragt, um ihm — nicht beistehen zu müssen, da ist es ungenügend, einen Nationalverein zu stiften, der die wesentlichste Nationalangelegenheit nicht berührt." Es ist hier nicht der Ort, die positive Aufstellung des Verf. zu besprechen; auch er will die preußische Hegemonie an der Spitze einer Volksvertretung, die zunächst nur ein Zollvereins-Parlament sein, dann in schonendem Uebergang ihre Befugnisse erweitern soll. Man sieht, die Schrift ist vor der neueren Wendung der Dinge geschrieben; aber auch in der Begründung dieses Programms geht sie mit so besonnener Erwägung der Rücksicht, welche die Mittelstaaten verlangen, welche namentlich Bayern gebührt, zu Werke, faßt den weiteren Bund mit Oesterreich so aufrichtig und wohlwollend, beweist so klar, daß Garantie Ungarns, der Slavenländer und allerdings auch des Restes von Oberitalien unerläßliche Bedingung

des wechselseitigen Schutz- und Trutzbündnisses wäre, daß sie als Ausdruck einer unparteiischen, ächt politischen Klarheit der Auffassung im unitarischen Lager bleibenden Werth behält.

Es gibt aber auch noch Anderes, Bestimmteres zu thun, als den Gegner anerkennen und achten lernen. Wir sind zu träge im Wühlen — ja wohl, im Wühlen: denn es gibt ja wohl ein Wühlen, das eine Propaganda der Vernunft ist, der concreten Vernunft, das beste Mittel, dem Wühlen der giftigen Abstraction entgegen zu arbeiten. Sind wir fleißig genug in dieser Propaganda? Man sehe nur zum Beispiel auf unsern Bauernstand, auf den politischen Schlummer, in welchem er fast allerorten noch liegt. In Frankreich ist dem dürftigsten Mann der Scholle, der nicht lesen und schreiben kann, la France ein Zauberwort, das ihm jeden Nerv erregt; in Italien haben die Gebildeten, den höchsten Adel nicht ausgenommen, sich nicht für zu gut gehalten, mit Schrift und Wort, in allen Wegen der Bearbeitung das Volk in allen Schichten zu wecken für die Idee des einigen Italiens. Was thun denn wir? Oder wendet man ein, wir können nichts thun, weil wir noch kein Programm haben? Recht wohl kann man daran arbeiten, einem Gedanken Verbreitung und Leben in den Gemüthern zu verschaffen, auch ehe er formulirt ist. Man kann unseren Bauern z. B. recht wohl klar machen, daß sie ihre Söhne im Krieg auf die Schlachtbank schicken, so lange wir nicht über die Führung unserer Heere einig sind, man kann ihnen Stücke aus der deutschen Geschichte als schlagenden Beleg dazu erzählen; mit Flugschriften, die nur naiver, populärer geschrieben sein müssen, als die Blätter des Nationalvereins, durch beredte Emissäre müßte man Jahr

aus Jahr ein im Land umher wirken, das Volk auf die Zeit vorbereiten, wo wir für den Gedanken auch die Form finden; sorgen wir nur erst dafür, daß es politisch lebt, das Andere wird sich finden. Und freilich, sorgen wir vor Allem dafür, daß wir selbst politisch leben! Von jedem politisch lebendigen Individuum geht eine Welt von Lebenweckenden Wirkungen aus, stetig, unzählbar, unmeßbar.

Mit zahllosen Schwingen beflügelt unsere Zeit den Austausch der Ideen. Ein Theil dieser Schwingen bewegt sich ohne unser Zuthun, Dampf und Elektricität sausen und jagen als blitzschnelle Wühler durch die Welt. Nun aber, getragen von diesen Flügeln, der merkwürdige Trieb des unendlichen Zusammenkommens! Die Menschheit gleicht jetzt einem schwärmenden Bienenstock; Alles reist und findet sich in unendlichen Begegnungen, Alles feiert Feste: Schützen, Sänger, Turner, Offiziere, Städte, Dörfer; Alles versammelt sich, Naturforscher, Juristen, Oekonomen, Philologen, Theologen und Pomologen, Künstler, Buchhändler, Kaufleute, Techniker aller Art, neuerdings sogar eine Bekleidungs-Akademie! Im Ernst, ich glaube, daß dieß eines der Symptome einer innern Bewegung ist, aus welcher in unbekannter, ferner Zukunft Umwandlungen unserer Staaten, unserer Gesellschaft, unserer internationalen Völkerverhältnisse hervorgehen werden, von denen wir kaum eine Ahnung haben. In schwachen Umrissen schwebt ein Bild vor uns von freien, rein menschlich gebildeten Völkern in freiem Bündniß, eine Eidgenossenschaft der Nationen, von welcher die Schweiz ein noch primitives, einfaches, verhältnißmäßig patriarchalisches Vorbild ist.

Unter diesen Erscheinungen werden wir vor Allem

diejenigen willkommen heißen und sorgsam pflegen, welche mehr nationalen, als kosmopolitischen Charakter tragen, denn damit Nationen vernünftige Bande mit einander flechten, müssen erst Nationen sein. Nun und damit sind wir auf unser Schützenfest zurückgekommen.

Ich bin weit entfernt, ein solches Fest zu überschätzen. Ja ich gebe zunächst zu, daß in dem Gefühlsrausch unserer Zweckessen und Festbankette ein Theil der Kraft, die wir zum steten Wirken und zur That zusammenhalten sollten, verpufft und verdampft. Wir anticipiren was wir erst machen sollten, in Trinksprüchen, Reden, Klatschen, dreifach donnerndem Hoch, Anstoßen, Zutrinken, Umarmungen, Räuschen, als wäre es schon gemacht. Der Jubel schallt in die stille Nacht hinaus: Hellauf! Deutschland ist geeinigt! Und des andern Morgens — was bleibt? Wo sind die Helden, die das Vaterland gerettet haben? Sie haben den Spitz ausgeschlafen und gehen im Katzenjammer an die Arbeit und sind wieder zahme Philister wie vorgestern. Es bezeichnet ganz unsere Zeit und ihre Neigung zum Ueberreiz, daß man so gerne beliebt, ein Wort, ein Buch, eine Form eine That zu nennen, und so hat man auch unser Schützenfest eine That geheißen. O des hohlen, eiteln Geschwätzes! — Doch seien wir auch nicht zu streng, nicht zu ängstlich! Etwas verpufft, aber Etwas sammelt sich auch; Vieles zerstäubt, Etwas und mehr bleibt hängen. Nicht in den Reden, nicht in den Hochrufen, nicht im deutlich Vernommenen liegt das Resultat, sondern im unendlichen Austausch von Vielen, den kein Ohr und kein Geist zusammenfassen kann. Ein solches Fest ist wie eine dumpf klappernde Mühle mit unendlichen

Gängen; was aus den zahllosen Gängen, die hier die Körner in einander schütteln und reiben, herausgebeutelt wird, sieht Niemand; was alle die Einzelnen zum weiteren Austausch hinwegtragen in die Heimath, berechnet Niemand. Alle unsere Zusammenkünfte, Feste sind eben Tropfen zu einem Meer; ein solches, wie das Schützenfest, kann wohl ein Bach genannt werden. Ein Bach fließt; das Schützenfest wiederholt sich; nur alle zwei Jahre freilich, dagegen hebt es, hat es schon gehoben das Schützenwesen in den einzelnen Ländern und wiederum in den einzelnen Marken, Provinzen dieser Länder: Kreise in Kreisen, die zusammen denn doch keine kleine Bewegung in den Wasserspiegel der Volksmasse bringen. Und damit ist neben dem stets erneuten Verkehr die allgemeinere, fleißigere Waffenübung gegeben. Auch damit werden wir das Junkerheer nicht über Nacht stürzen, aber vor's Erste doch wieder frischere Menschen bekommen. Ich meine nicht, man müsse turnen, schießen, exercieren, um ein Charakter zu sein, aber das ist doch wahr, daß das Verhocken, die Stubenluft, die Verweichlichung in raffinirten Bedürfnissen und Genüssen, die Trennung des Gehirnlebens vom Muskelleben an der Brechung der Charaktere, an der schrecklich wachsenden Blasirtheit unserer Generationen die Schuld mitträgt. Irgend etwas sollte Jeder treiben, was ihn an die Luft bringt, seine Glieder und Nerven schüttelt. Es ist doch eine andere Nation von Männern, die sich auch physisch bewußt ist, der Mann auf dem Platz zu sein. Dem Schützenwesen selbst ist es nicht minder zu wünschen, daß die gebildeten Stände mehr Theil nehmen, als bisher. Für jetzt ist der Grundstock noch überall der Handwerkerstand, denn der Ursprung der Schützenvereine ist in den

Zünften der Städte zu suchen. So gewiß wir, wenn umgekehrt Gebildete und Gelehrte jemals den Mittelpunkt eines Nationalfestes bilden könnten, uns bemühen müßten, in größtmöglicher Menge die Bürger hinzuzuführen, so gewiß müssen hier die Ersteren zur Theilnahme gemahnt werden, um den alten Innungen einen bewegteren, freieren, geweckteren Geist einzugießen.

Die allgemein deutschen Schützenfeste haben vor den localen den ungemeinen Vorzug, daß sie die verschiedenen Stämme zusammenbringen. Man weiß ja, wie unser politischer Zwiespalt mit ihrem Gegensatze zusammenhängt, wie der Stammeshaß den politischen schürt und umgekehrt. In Frankfurt war das Uebergewicht auf der Seite der Süddeutschen, ihr Selbstgefühl war im Vortheil. Wenn ich recht gesehen habe, so hat dieß in den Begrüßungen auf eine Weise durchgeschlagen, welche für die Vernachlässigten empfindlich sein mußte. Neben den Schweizern sollen die Berliner, die fast gleichzeitig ankamen, fast übersehen worden sein. Es ist gut, daß für das nächste Schützenfest eine norddeutsche Stadt bestimmt ist, wo denn auch die Preußen stärker vertreten sein werden. Damit es aber wiederum nicht einseitig ausfalle, wird es unser Princip sein müssen, Süddeutsche in größtmöglicher Anzahl nach Bremen zu werfen, und eine der Hauptaufgaben des Ausschusses des Schützenbunds, daß er hiezu durch zweckmäßige Mittel wirke, namentlich durch Einleitung von Maßregeln der Erleichterung der Reise für Unbemittelte, wie sie z. B. mancher wackere Schütze bedarf, der in fernem Thale Tyrols und des bayrischen Gebirges sitzt: in einer solchen Form natürlich, daß ihm die Annahme der Unterstützung nicht schwer wird. In Oesterreich hat die Regierung klug gethan,

für das Frankfurter Fest diese Sorge zu übernehmen; hätte man dieß in Bayern nicht versäumt, so hätten wir die flotten Burschе von Partenkirch, der Jachenau u. s. w. zahlreicher erscheinen gesehen. Von einem Sängerfest, worauf Altbayern und Berliner sich fröhlich zusammenfanden, hieß es ergötzlich in einer Zeitung, sie haben gegenseitig entdeckt, daß sie Menschen seien. Sorgen wir, daß möglichst viele Entdeckungsreisen dieser Art gemacht werden! Vergleicht man die Abstoßung, welche der Stammesunterschied zwischen uns bringt, mit der ähnlichen bei andern Völkern, so findet sie sich in unserem Volke durch zwei Ursachen verschärft. Die Franzosen und Italiener sind nicht durch die Confession getrennt; der Kampf der clericalen Presse gegen die freisinnige in Italien ist allerdings zugleich ein Kampf des Partikularismus gegen die nationale Einheit, aber er kann nicht seinen Weg durch giftige Schürung des Stammeshasses nehmen, kann sich nicht mit diesem verstärken und diesen mit sich wie in Deutschland, wo ultramontane Schmutzblätter wahrhaftig eiterbissig aus den katholischen Theilen Süddeutschlands auf den vorherrschend protestantischen Norden loshacken. Es kommt uns zwar zu gute, daß die Stämme nicht einfach in die Confessionen sich theilen, daß es im Norden katholische Strecken gibt, daß nebst Mitteldeutschland Franken und Schwaben in der Mehrheit der Bevölkerung protestantisch sind, daß namentlich der letztere Stamm durch die Vereinigung süddeutschen Naturells mit der protestantischen Bildung, die ihn in flüssigerem geistigem Verkehr mit dem Norden erhält, eine volle und lebendige Mitte deutschen Wesens genannt werden kann. Allein im Ganzen und Großen führt eben auch diese Verschärfung eines Naturgegensatzes

durch einen geistigen Zwiespalt auf den langen Geduldweg des Wartens. In der Schweiz ist die glückliche Reform der Bundeseinheit vorausgegangen und hat dem confessionellen Gegensatze den Stachel genommen: richtiger, eine wilde Entzündung, ein äußerster Ausbruch des letzteren hat der Einsicht in die Nothwendigkeit der ersteren rasch die nöthige Kraft gegeben, wodurch sie zum Ziele gelangte, und von da an ist jener Zankapfel zwar nicht verschwunden, rollt aber unschädlich hin und wieder. In Deutschland kann es nicht so kommen, dieß bedarf keines Beweises. Wir sind zu sehr Culturvolk, als daß wir nicht auf die lange Curve gewiesen wären, welche auf dem Umwege der geistigen Ausgleichung zum politischen Ziele führt. Die Idee der Duldung, welche das Zeitalter der Aufklärung noch in abstracter und sentimentaler Fassung aufgestellt, die Restauration und Romantik für einen überwundenen Standpunkt lügnerisch erklärt hat, muß erst zur Reife einer concreten Wahrheit gelangen. Die andere Ursache, welche den Stammesgegensatz verschlimmert, ist das Specifische des preußischen Wesens. Der Begriff des Stammes ist eigentlich hier unrichtig. Es waren Ritter, dann Bürger aus den verschiedensten deutschen Stämmen, die das slavische Preußenvolk christianisirt und germanisirt haben und aus der Mischung ist ein Drittes entstanden, dessen besondere Art gerade darin besteht, daß es seine Wurzel nicht im Naturboden eines bestimmten Stammes hat; dazu kam der starke Einfluß der französischen Kolonie in Berlin und die ungemein starke Durchflechtung mit ätzenden jüdischen Elementen. Die preußische Geschichte mit ihren großen Erinnerungen gab dem so gemischten Complex nach und nach ein Selbstgefühl von

jener verhärteten Specialität, für die sich kein Ausdruck findet, als: preußisch = preußisch. Die geistige Bildung, nicht naiv und organisch aus einem Naturgrund entwickelt, sondern durch Willen gesammelt, errungen spiegelt sich in ihrem Besitze mit um so strafferem Bewußtsein. So ist ein Wesen entstanden, dessen singulärer Charakter Bewußtheit ist mit allen guten und allen schlimmen Nebenbegriffen des Worts, mit allem Achtungswerthen und allem Abstoßenden, mit allem Scharfen, Klugen und allem Essigsauern und Zersetzenden, was in der also zugespitzten Reflexion des Ich liegt, mit einer an Bildung reichen Hauptstadt, deren Grundton die Ironie ist, und mit dem unbeugsamen Entschluß, die Einigung der Nation nicht anders zuzulassen, als unter der Bedingung, daß Preußen die erste Rolle darin eingeräumt werde. Das Wahre ist, daß wir Süddeutschen hinter diesem Specificum die wirklichen norddeutschen Stämme, diese urächt germanischen Westphalen, Sachsen, Friesen, die unsern ungemischteren Bevölkerungen in den deutschen Familienzügen bei allem Unterschiede so gründlich gleich sind, eigentlich nicht sehen, daß wir Berlinisch und Norddeutsch in Einen Hafen werfen. So wie wir und diese Stämme sind etwa Süd- und Nordfranzosen, Süd- und Norditaliener von einander verschieden, aber in beiden Völkern schiebt sich kein Element von so ausnahmsweiser, specifischer Besonderheit und absolutem Anspruch dazwischen. Daß Piemont nach der Krone Italiens griff, hatte seine einfachen politischen Gründe, es kam nicht daher, daß das Volk Piemonts um keinen Preis eine andere Form der italienischen Einheit zugegeben hätte.

Die neueren constitutionellen Kämpfe beweisen schlagend, was auch ohnedieß zu bezweifeln abgeschmackt wäre: daß auch

in jenem Elemente Charaktere wachsen; ist der mannhafte Widerstand der preußischen Abgeordneten auch erfolglos in der nächsten Zeit, er bleibt ein erhebendes Beispiel für immer und muß seine Früchte tragen. Das preußische Volk geht durch ein Stahlbad und wird wachsen an Charakterkraft. Allein für die Lösung der deutschen Frage wird uns, wie ich bereits gesagt, das gesteigerte, an sich gerechte Selbstgefühl direct keine Frucht bringen, vielmehr nur noch größere Schwierigkeit bereiten. Indirect: ja, wenn meine obige Annahme richtig ist, daß Gleichmäßigkeit constitutioneller Entwicklung in den einzelnen Staaten, also die Freiheit der Weg ist, durch den wir zur Einheit gelangen sollen.

Die Arbeit an diesem Werke ist denn eine weitere Aufgabe der Thätigkeit für die lange Geduldzeit, die noch vor uns steht, ist es auf alle Fälle, sei es nun wahr, daß sie zum letzten Ziele der nationalen Forderung führt, oder nicht. Mag aus dem Nebel, der vor unserem Auge liegt, die Einheit hervortauchen wann und wie sie will, sie findet ja nur um so bessern Boden, je gründlicher wir diese Charakterschule des Ringens um verfassungsmäßiges Recht durchlaufen.

Daneben aber wird es immer wahr bleiben: wir müssen noch unbestimmt lange Zeit durcheinander gestreut und geschoben werden, bis nicht nur der natürliche und künstlich genährte Widerwille der Stämme, sondern auch der dazwischen gedrückte Dorn des spröden Eigenwillens einer Bevölkerung, die kein Stamm, sondern eine abstracte Mischung von Stämmen ist, sich abgestumpft, abgerieben hat; wir müssen Alles, alle Formen pflegen, die diesen Proceß beschleunigen, und nicht die letzte dieser Formen werden von nun an unsere Schützenfeste sein.

Auf unserem ersten war die deutsche Einheit wirklich da als Gefühl, als energische, männliche, stählerne Gesammtempfindung. Ich habe sie einen idealen Kern genannt, der aufgehen werde, aufgehen müsse. Man darf wohl sagen: ein idealer Kern, gefüllt mit Bürgschaft der Realität. Es war ein Bild gesunder, rüstiger Kraft, das nicht zweifeln läßt an der Zukunft der Nation, so tief und breit auch die Kluft ist, die zwischen unsrer Hoffnung und ihrer Erfüllung liegt. Wohl ist von jenem Jubel zu der Wirklichkeit, die uns umgibt, ein unendlicher Sprung, ein Salto mortale, ein Uebergang wie von einem erhebenden Schauspiel in strahlendem Kerzenglanz hinaus in eine naßkalte Decembernacht. Sie passen auf einander wie das Unendliche und ein einzelnes, erbärmliches endliches Ding. Aber noch einmal: der Schluß aus dem ungebrochenen innern Charakter der Nation auf ihre künftige Bestimmung kann nicht trügen und wer in Frankfurt diese zehntausend Männer und das wogende Volk umher gesehen hat, der hatte einen Anschauungsbeweis für diesen Schluß.

Wohl mir, wohl uns, wenn ich die Gegenwart zu schwarz sehe, wenn ich mich über die Länge der Wartezeit täusche! Wohl uns, wenn es doch gelingt, ein Nothdach zu bauen, das ausreicht, uns zu decken und zu schützen, bis der Tag kommt, wo wir das wohlgegliederte Kreuzgewölbe über die Felder und Pfeiler spannen können! Worin nach meiner Ueberzeugung das Nothdach besteht, habe ich gesagt: Nationalvertretung am Bunde und gerechtere Stimmenvertheilung im Bunde. Was Alles dagegen eingewendet wird, weiß ich und brauche ich nicht zu wiederholen. Es kommt aber auf den Geist an; die mangelhafteste Einrichtung, die lockerste Form

kann er thatsächlich verbessern, wenn er treibend, ergänzend, ausfüllend sich in sie ergießt. Was das Kreuzgewölbe heißen will: ein Architekt versteht mich; aber auch der beste weiß darum noch lange nicht, wie wir es zu bauen haben.

Wir sind Epigonen in der Politik wie in der Wissenschaft und Poesie: wir sind heute noch beschäftigt, die Gedanken zu verarbeiten, fortzubilden, zu vertiefen, zu erweitern, ins Praktische zu gestalten, welche die große Geisterbewegung des vorigen Jahrhunderts über Europa ausgeschüttet und die französische Revolution mit Lachen von Blut besudelt hat, ohne sie zu tödten. Um aber das letzte Resultat zu ziehen, bedarf es nach meiner Ansicht einer neuen gewaltigen Geisterströmung wie jene war. Ich glaube, wir sind viel zu kleinmüthig, wenn wir sie nicht hoffen; die Menschheit ist noch kein Greis, sie wird sich noch oft verjüngen. Es wird eine Zeit kommen, welche über die Reste des Mittelalters und Heidenthums, mit denen wir uns noch schleppen, wie über eine alte Sage lächelt. Sie wird uns eine wirklich gereinigte Religion, eine neue Philosophie, eine neue Poesie bringen und sie wird in der Politik das Räthsel lösen, wie mit der hohen Bildung einer ganzen, großen Nation sammt ihren Uebeln, der Willkühr, dem Ehrgeiz, dem Geld- und Wuchergeist, dem Laster die allein wahrhaft föderative Staatsform, der freie eidgenössische Bund ihrer freien Volksstämme vereinbar ist. Wann diese Zeit kommt, wer weiß es? Gewiß sind nur zwei Dinge: der ersehnte neue Aufschwung der Menschheit wird uns nicht in den Schooß fallen und es wird auch dann, wenn er da ist, dafür gesorgt sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Pro domo.

Es wird ja wohl erlaubt sein, auch einmal für ein eigenes Machwerk ein Wort einzulegen, wenigstens dann, wenn man sich mehr der Species annimmt, der es angehört, als daß man das Individuum rühmte und dadurch das Sprüchwort vom Eigenlob sich auf den Hals zöge. Warum auch nicht? Wenn kein Kritiker kommt, der seinen gestrengen Amtsgenossen sagt: ihr wendet hier einen fremden Maßstab an, einen Maßstab, der von einer andern Gattung genommen ist, warum sollte der Verfasser nicht den Mund aufthun?

So bekenne ich denn, daß ich der Sünder bin, der das Kindlein: Faust, der Tragödie dritter Theil u. s. w. in die Welt gesetzt hat. Eigentlich ist allerdings gar kein Bekenntniß nöthig; die Pseudonymie und dann das Schweigen zu den Nachfragen gehörte mit zum Spaß: man sollte ein bischen rathen und mochte nicht allzu schwer errathen. Auch jetzt würde ich aus demselben Grunde nicht herausrücken, wenn der Sünder nicht Ursache hätte, mit seinen allzu mürrischen Richtern ein Wort zu reden.

Vorausschicken muß ich, daß ich an Literatur und kritisches Forum ursprünglich gar nicht dachte. Ich wollte harmlosen Menschen ein fröhliches Lachen bereiten, wo sie sich sonst kläglich den Kopf zerbrachen; nichts weiter. Der Schwank

sollte eigentlich in die „Fliegenden Blätter“ wandern, mit Zeichnungen in ihrem Styl ausgestattet werden. Er wuchs zu groß an für diese Bestimmung, die Redaktion mag auch keine Satyre mehr, beschränkt sich immer grundsätzlicher auf das komische Sittenbild. So gab ich den Spaß in den Buchhandel. Er ist hiedurch der Kritik verfallen und da er es einmal ist, so wird mir aus seiner Anspruchlosigkeit doch wohl keine Pflicht erwachsen, zu schweigen, wenn man ihn nicht für das nimmt, was er sein will.

Es wird das Beste sein, ich erzähle zuerst, wie es mit der Entstehung zugegangen ist. Als ich vor etlichen Jahren über Goethe's Faust las und an den abgeschmackten Vers des Chors der seligen Knaben im zweiten Theile kam: „er überwächst uns schon — er wird uns lehren,“ fiel mir mitten im Vortrag ein: das ließe sich ja hübsch zu einer Satyre benützen: Faust wird im Jenseits Präzeptor bei den seligen Knaben. Der Anfang und das Motiv, daß der Held nachträgliche neue Prüfungen zu bestehen hat, war fertig, und ein Hauptmangel der Dichtung, daß Faust, der, ausgenommen den vierten Akt, nicht gehandelt, nicht gewirkt hat, zu leichten Kaufs beseligt wird, war am Schopfe gefaßt.

Die Ausführung blieb liegen, ohne daß sie gerade aufgegeben war; ich spann ohne bestimmtere Absicht an dem Einfall so fort: Auftritte, wie Faust von seinen Schülern geneckt wird, Mephistopheles als Anstifter schwebten mir vor. In einem andern Halbjahrskurs, da ich wieder Goethe's Faust behandelte, kam ich bei der Betrachtung des zweiten Theils wie gewöhnlich auf die Allegorie und das reflektirte Symbol zu sprechen. Ich beleuchtete das unorganische Verhältniß

zwiſchen Bild und Inhalt, das in dieſen Formen ſtattfindet; ich zeigte, daß das Bild, da es hier nur als Mittel diene, nicht ſchön zu ſein brauche, daß es ebenſo gut unſchön oder ganz dürftig ſein, ja in dieſem Falle dem Zweck beſſer entſprechen könne: ein todtes, mechaniſches Objekt z. B. nöthige uns viel beſtimmter, als ein lebendiges Weſen, nach dem Vergleichungspunkte zu ſehen und den Gedanken zu ſuchen, der dahinter verſteckt ſei; eine Lichtſcheere ſei ein ganz paſſendes Bild der Aufklärung, ein Lichtlöſcher verſinnliche ganz zweckmäßig den Obſcurantismus. Dabei fiel mir ein, ebenſo könnte ein Stiefelknecht als Symbol der geiſtigen Entwicklung gebraucht werden, ſofern ſie in einem Löſen von Hemmungen, einem Befreien aus innern Stockungen beſteht; Verwicklung in Irrthum, Zweifel, Leidenſchaft, die den Fortſchritt aufzuhalten droht, wäre dann ein preſſender Stiefel, die Leiden des Gemüths auf ſolchen Knotenpunkten natürlich — Hühneraugen. Die vollendete Abſurdität der Vorſtellung machte mir Spaß, denn ſie erſchien mir als ganz gemäße Veranſchaulichung der richtigen Conſequenz des Sinnbilder ausbrütenden Verfahrens. Nun iſt die Idee der Entwicklung die leitende in der Tragödie Fauſt; ſchon der Prolog im Himmel ſagt uns, daß die Entwicklung es ſei, welcher auch das Böſe als Hebel dienen muß, und kündigt an, daß wir alle Trübung des Geiſtes, Verrennung, Verirrung, Täuſchung, Schuld im Leben des Helden unter dieſem Standpunkte zu faſſen haben. Ich kam auf meinen Gedanken an eine Satyre zurück, griff den Einfall vom Präzeptor wieder auf, knüpfte ihn mit dem Einfall vom Stiefelknecht zuſammen und hatte nun den Anfang und das Ende: Fauſt hat im Vorhimmel noch Proben zu beſtehen; nachdem er ſie

beſtanden, ſoll er in den Himmel aufgenommen und gewürdigt werden, in dem Sinnbilde der Entwicklung das Geheimniß ſeines Lebens und aller Geſchichte anzuſchauen. Nun fehlte mir aber noch die Mitte. Der Anfang war leicht zu erweitern: Fauſt iſt in ſeinem Lehrſtande zu ſchmaler Koſt verdammt, Mephiſtopheles ſucht ihn durch Gaumenkitzel zu verführen, dann reizt er die Knaben zu allerhand Schabernak; allein Fauſt mußte natürlich noch andere und ſchwerere Proben aushalten, als die Geduldprüfungen eines geplagten Schulmanns. Zum Abſtruſeſten in Goethe's Altersprodukt gehören die Mütter nebſt dem myſtiſchen Dreifuß, Schlüſſel u. ſ. w. Es lag nichts näher, als daß nun dieſe daran mußten; ſie ſollten auf Mephiſtopheles Rath die Seele des verwegenen Eindringlings durch Schreckbilder zu lähmen ſuchen. Allein durch was für Schreckbilder? Helena und Euphorion mußten eingeführt, aber nach kurzer Drohung komiſch aufgelöst werden, denn mein Fauſt hatte ſchon im Anfang, im Geſpräch mit Gretchen, zu erkennen gegeben, daß er über die Helena enttäuſcht ſei. Da kam mir in den Sinn, eine politiſche Parthie einzuſchieben; der Gedanke leuchtete mir um ſo mehr ein, da eine rein literariſche Satyre ſchließlich doch der nöthigen Würze entbehrt. Es lag ſehr nahe, Fauſt und Valentin zu den Rollen zu verwenden, die ich ihnen zugetheilt habe; der Chor der Trojanerinnen konnte dann die Klein- und Mittelſtaaten vorſtellen. Beluſtigend iſt, daß die Anzeige in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" meint, da das Ganze auf harmloſen Unſinn angelegt ſei, ſo hätten die Seitenhiebe auf den „franzöſiſchen Herrſcher" und „beſonders" die auf Preußen wegbleiben ſollen. Wie ſchauderhaft, ſo Heiliges antaſten! —

Gelegentlich muß ich hier bekennen, daß ich S. 95 verſäumt habe, mit ein paar Worten nachzuhelfen, um einem Mißverſtändniß vorzubeugen; ſtatt: „während fröhlich abgewalzt wird, fällt der Vorhang," hätte ich ſetzen ſollen: „es wird immer raſcher und endlich ſo raſch getanzt, daß man nur Eine Geſtalt zu ſehen glaubt; der Vorhang fällt." Darin läge gewiß keine Andeutung, als meinte ich eine Löſung für die deutſche Frage zu wiſſen, wohl aber ein hinreichend deutlicher Wink, daß ich nicht meine, wir können dadurch zum Ziele kommen, daß wir an unſer Staatenmaterial, wie es iſt, die moraliſche Forderung der Einigkeit ſtellen. Die Unterlaſſung eines ſolchen Winks hat mir im „Deutſchen Muſeum" den Hieb zugezogen: „der Verfaſſer iſt ſich über den Standpunkt, den er in politiſcher Beziehung einnimmt, offenbar ſelbſt nicht klar." Iſt ſich übrigens Herr R. Prutz ſo klar, daß er zu einer beſſern Nachhülfe Rath wüßte, ſo ziehe ich beſcheiden vor ſeinem politiſchen Tiefblick die Segel ein.

Zur Ausfüllung meines Rahmens fehlte nun noch dieß und das, was mir im weiteren Spiele der Gedanken an den Kern eben ſo angeſchoſſen iſt; ſo z. B. das Commers, wozu ſich die vier tiefſinnigen Figuren der Kuttenmänner hergeben mußten, das myſtiſche Laxier u. dergl. Es fällt mir nicht ein, mich mit einer Analyſe der poetiſchen Geneſis eines Scherzes wichtig machen, vor mir und dem Leſer beſpiegeln zu wollen; auf das Eine und Andere komme ich im weiteren Zuſammenhang ohnedieß zu ſprechen.

Kein Intriguenluſtſpiel, ſondern eine phantaſtiſche Poſſe wollte ich machen und habe ich gemacht; wenn ich ſage: eine ariſtophaniſche Komödie, ſo ſoll Niemand meinen, ich wolle

mich mit Aristophanes vergleichen; aber darum, weil sich Einer mit dem Alt- und Großmeister der dramatischen Karikatur an Geist nicht kann messen wollen, wird ihm doch wohl nicht verboten sein, ihm auf den Boden seiner poetischen Gattung zu folgen. Also in der Fabel nicht knotenflechtender Witz, sondern Narrheit, Unmögliches oder Mögliches an Unmögliches gelehnt, kurz das komische Wunder! Die Charaktere nicht durchgeführte menschliche Individuen, sondern derbe Holzschnittbilder aus wenigen Strichen, Marionetten! Der Ton aber, die einzelnen komischen Mittel des Witzes, der Ironie, der Metapher mehr närrisch, frei humoristisch als rein satyrisch! Es kann sich an die wilde Komik der Fabel wohl die beißendste Satyre knüpfen, das wissen wir aus Aristophanes, aber seiner wahren Natur nach reißt dieß ungebundene Spiel über die bloße Absicht des Beißens und Stechens auch hinaus, führt in ein Komisches, das, wie das Schöne um seiner selbst willen schön, so um seiner selbst willen komisch ist, in den „holden Wahnsinn." Satyre muß Satyre bleiben, aber phantastische Satyre geht gern weiter, als ihr Zweck, erhebt sich im Spott über den Spott in das reine, freie Lachen. Es war nicht eigentlich eine Absicht, ein Entschluß, daß ich den dummlichen, saftigen, dusligen, nicht den fein zugespitzten Ton griff; ich muß nur bekennen, daß es mein Geschmack so ist. Ob unter den zielenden Witzen, die ich eingeflochten, etwas Gutes ist, ziemt natürlich nicht mir zu beurtheilen; ich habe mich aber im Einzelnen und Ganzen mehr des schlechten Witzes befleißigt. Freilich gibt es auch einen guten schlechten und einen schlechten schlechten Witz; zu welcher Gattung der meinige gehört, das zu beurtheilen muß ich ebenfalls Andern überlassen. Nur daß

ich mir Richter ausbitte, welche noch Sinn haben für das, was an sich komisch ist, nicht bloß für das, was durch Beziehung komisch ist. Ich setze das nächste beste Beispiel her. Es erzählt Einer, auf einer Fußreise in der Schweiz haben ihn die Stege, die er an den Hosen trug, nicht wenig belästigt, sie seien immer gerissen. Es wird ihm erwiedert: warum er auch solche getragen habe? ihn hätte das Wort Schillers im Liede des Alpenjägers im Wilhelm Tell warnen sollen: es donnern die Höhen, es zittert der Steg. Hat in dieser Unterhaltung vorher der Erste oder irgend ein Dritter sich durch gelehrte Sucht des Citirens lächerlich gemacht, so ist dieß ein treffender Witz, so, was man einen guten nennt; man lächelt mit ironisch aufgezogenen Mundwinkeln; mir aber, ich bekenne mich zu der Ketzerei, gefällt er besser ohne diese Beziehung, ganz nur als schlechter Witz, denn so gibt er einfach froh und dumm zu lachen; ja man kann sagen: hinter der Dummheit liegt etwas Tieferes, denn der, welcher diesen Witz als schlechten macht, stellt eigentlich sich selber dumm, gibt sich als Thoren dem Gelächter preis, fingirt gleichsam, er sei derjenige, der wegen abgeschmackten Citirens zu verspotten sei, und er ist zugleich derjenige, der den Spott vollzieht: dieß ist freiere, ist reine komische Aktion. So verhält es sich nun auch mit der komischen Sprachbildung, Sprachverkröpfung, Sprachverschnörklung; Rabelais und Fischart haben sie geübt zunächst als Spott auf das Mönchslatein, zugleich dient sie als entsprechende Form der tollen Fabel, welche die Unnatur des Mönchs- und Ritterwesens, die Ungeheuerlichkeit, die Lügengebirge der Ritterromane parodirt; aber die Narrheit geht viel weiter, als zum Zwecke nöthig

war, die Zunge geräth in ein freies trunkenes Spiel, ein rein thörichtes Lallen, so wie ja auch im Inhalt der satyrische Anlauf die Phantasie der beiden Humoristen in's freie Schweben weit über das Ziel fortreißt. Meine sprachlichen Schnaken haben den Zweck, die Manierirtheit, die behäbige Affektation von Goethe's Altersstyl zu parodiren; Spuren desselben zeigen sich schon im ersten Theile des Faust; der Ostergesang z. B. hat schöne Parthien, aber die dreifachen, ja fünffachen gleitenden Reime („preisenden, beweisenden, speisenden, reisenden, verheißenden") sind doch bereits Schnörkel; auf diese und auf das Uebermaß des Opernhaften, was in den häufigen Gesangstücken schon hier eindringt, sind meine Chöre unsichtbarer böser und guter Geister in den zwei ersten Akten gemünzt, schweifen aber im Taumel der Laune über das Schußziel hinaus wie die Situationen und die einzelnen Scherze im Uebrigen eben auch darüber hinausfahren. Bei diesen Sprachspielen — auch dieß mag hier noch angeführt werden — schöpfte ich mitunter aus dem süddeutschen Dialekt, wie ja bei aller lustigen Possendichtung von jeher die Mundart hat herhalten müssen; natürlich muß ich mir Leser wünschen, die, wenn sie nicht diesen Dialekt kennen, doch noch in einem Dialekte zu Hause sind; wer diesem naiven Elemente ganz entfremdet, aus dem Naturboden der Sprache ganz entwurzelt ist, dem muß zugleich mit dem fremdartigen Hanswurstkleid Alles zusammen in meiner Posse wildfremd vorkommen.

Dieß Alles war, wie gesagt, mein eigener Geschmack, aber mein Urtheil billigte, was die natürliche Neigung ergriffen, weil mir Goethe zu lieb ist und zu hoch steht, als daß ich lauter spitze Pfeile des stechenden Witzes auf ihn hätte

abschießen mögen. Mein Unwille gilt ja mehr dem unkritischen Kultus seines wunderlichen Machwerks, mehr der wohlweisen Geschäftigkeit der Deutungswütheriche, die sich von dem alten Herrn an der Nase herumziehen lassen, als ihm selbst; allein auch diese sollten, meine ich, immerhin selbst noch mitlachen können, wenn sie anders Humor haben, denn, noch einmal, ich bin kein Freund des Witzes, der so trifft, daß der Getroffene nicht mitlachen kann. Doch wir müssen bei Goethe stehen bleiben: ich hielt also für erlaubt und für recht, auf ihn mit der Narrenpritsche zu schlagen; allein ich muß dieß genauer bestimmen: ich wollte mich gegen Goethe auf Goethe stützen, ich wollte von dem greisenhaften Dichter an den ursprünglichen und gesunden appelliren. Ich bin auf's Innigste überzeugt: wenn man Goethe dem Jüngling, nein, auch Goethe dem Mann diesen seinen zweiten Theil Faust hätte hinzeigen und sagen können: sieh, dieß wirst du einmal machen, ihm hätte zuerst die Hand zu einer ausgiebigen Ohrfeige gezuckt, dann aber wäre er in Lachen ausgebrochen; hierauf hätte er sich vielleicht erbitten lassen, aufmerksamer zu lesen; da hätte er in den humoristischen Stellen und in der Idee, seinen Faust als Fürsten eines freien Volkes sterben zu lassen, sich selbst wieder erkannt, aber nur um so kläglicher hätte er im Hinblick auf alles Uebrige die Götter angefleht: schützet mich vor mir selbst, erlöset mich von diesem Zerrbild meines bessern Ich, das sich mir auf den Rücken schnüren und mit mir in die Ewigkeit wandern will, schickt mir einen Retter, der mir diesen Kobold vom Halse schafft, der mir mit einem himmlischen Höllenstein diese große, ruppige Warze wegätzt, der mir diesen langen, langen Zopf mit dem zierlichen

Schwänzchen, den ich mir anbinden soll, mit breiter Scheere abschneidet! — Ob die Götter mich zu diesem Werk ausersehen haben, ob ich mich ohne ihren Willen dazu aufgedrängt habe? Ich weiß es nicht; genug, ich wollte dieser Retter sein, ich wollte Goethe von Goethe retten und ich lebe des Glaubens, daß er im Elysium mir dankt; denn Goethe im Elysium ist ja der verjüngte, der wahre Goethe, nicht der Allegorientrödler und Geheimnißdüftler von 70—82 Jahren.

Herr Julian Schmidt (er wird es doch wohl selber sein) hat sich in den Grenzboten mit einem kurzen, heraufgedrückten, vornehmverächtlichen Rülpsen über meinen Scherz ausgelassen und über den Schlußvers gesagt: „wenn der Verfasser zuletzt Goethe aus einem Himmelsfenster schauen und herzlich über das Stück lachen läßt, so erlauben wir uns dieß für ein Mißverständniß der Person zu halten.“ Ich finde in H. Schmidts Kritik mehr Behagen (an der Bosheit) als Witz; ich kann ihm aber in aller Aufrichtigkeit sagen: ich bedaure, daß er mit dem Lesen des Heftchens Zeit verloren hat: es ist nur für Leute, die er für Kinder halten muß und soll.

Der Berufung von dem alten an den jugendlichen und männlichen Goethe habe ich thatsächliche Gestalt gegeben, indem ich aus dem ersten Theil den Valentin herübernahm und gegen die ausgestopften Bälge der Allegorie, gegen die humanitarische Thatenscheue Fausts als naive Kraft, als breiten Pfeiler hinstellte. Nicht ohne einen gelinden Schauder über meinen Frevel zog ich auch Gretchen herein. Die Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ meinte, den ersten Theil hätte ich ganz verschonen müssen. Ich weiß nicht warum; die Komik hat selbst die reinsten Gestalten der Poesie niemals

verschont und ist auch niemals dazu verpflichtet gewesen; es kommt ja nicht auf den Gegenstand, sondern auf den Geist an. Vollends wenn es gilt, den verspäteten zweiten Theil eines Gedichts, den ich für ein blutloses, lebensunfähiges Gebild halte, aus dem Sattel zu heben, so kann mir Niemand verwehren, meinen Hebel im guten ersten Theile zu holen. Freilich Valentin ist mir positiver Hebel, Gretchen negativer; ich fingire, sie sei durch Lesung des zweiten Theils der Tragödie eine unnatürliche Person, eine geschraubte Bildungsdame geworden. Dieß ist eben nur der Ausdruck für das Gefühl des Bedauerns, daß die liebliche, naturvolle Gestalt in die Nachbarschaft von Schemen, von Alraunen, Larven zu stehen gekommen ist, von Halbleichen, die nach Opium riechen. Mir habe ich sie durch meinen Frevel nicht verderbt, mit Entzücken und Rührung folge ich ihr bis zum letzten schweren Gang wie vorher; ich denke, so wird es Andern auch gehen.

Als das muthwillige Opus in die Welt gegangen war, versicherten mich Leute, an deren Urtheil mir etwas liegt, sie haben darüber lachen müssen, daß ihnen die hellen Thränen in den Augen standen. Mir selbst hatten die Späße, wie sie mir einfielen, das Zwerchfell geschüttelt. Nun kamen nach und nach die Kritiken. Herr Robert Prutz fand die Scherze hölzern, erzwungen, schwerfällig, pedantisch: „die Ader des Humors fließt nicht freiwillig, sondern der Verfasser muß erst pressen und pumpen, bevor sie wenige dürftige Tropfen hergibt.“ Ich kann dagegen nichts setzen, als daß meines Erinnerns mir die Narrheiten lustig von selbst gekommen sind; wie sollte ich der Geck sein, ein Wort weiter hierüber

vorzubringen? Aber ich möchte Herrn Prutz doch fragen, warum ihm denn auch gar so schnell das Pumpen einfällt?

Doch ich wollte, ehe ich die verwerfenden Stimmen der Kritik aufnähme, noch von einer heitern Erfahrung melden. Es liegt in der Natur einer Poesie, die sich in Sinnbildern bewegt und dazwischen wieder Solches bringt, was nicht sinnbildlich, sondern eigentlich gemeint ist, daß man im Dunkeln bleibt, wo das Eine aufhöre, das Andere beginne. „Das bedeutet noch etwas!" „„Nein, das bedeutet nichts weiter, das ist eben, was es ist!"" So zanken sich die Ausleger. Ich habe nun in meine Posse Einiges mit Absicht gesteckt, was in diesem Sinne Verlegenheit bereiten sollte; ich erlebte aber den Spaß, daß man sich über einigen schlechten Witzen und über Figuren, die eben einfach zum Apparat gehören, um eine Handlung durchzuführen, welche als Ganzes dann freilich komisch allegorischen Sinn hat, mit geschäftiger Wichtigkeit den Kopf zerbrach. Wer steckt hinter dem D. Marianus? Wer hinter den drei Patres? Hinter dem „strengen Böttticher" wohl Niemand anders, als die bekannte literarische Klatschbase? Ich habe nicht an solche Anspielung gedacht, Böttticher ist eben ein anderes Wort für Küfer, „Rettticher," was eben dort steht, nichts als eine närrische Sylbenerweiterung wie: „Nach Arabichen, nach Arabichen, gib mir jetzt den Wanderstabichen." Hinter solchen einzelnen Schnurren etwas zu suchen ist selbst der im Morgenblatt erschienenen Anzeige widerfahren, der einzigen, die auf das Wesen der phantastischen Satyre einging und freundlich dem Humor Humor entgegenbrachte. Sie hat übrigens zwischen zwei Sätzen, die sie aufstellt, ein gewisses Dunkel stehen gelassen. Sie gibt eine absolute Narrheit

zu, verlangt aber, daß sie schließlich doch auf einen bedeutenden Gegenstand sich beziehen müsse. „Im vorliegenden Fall muß sich alle Dummheit, alle Schweinerei auf die Faust'sche Allegorie beziehen und zwar als auf etwas ganz ernsthaft Vorausgesetztes, etwas Tiefes und Geheimnißvolles. Wo diese Beziehung auf irgend einem Punkte zurücktritt, da wird die komische Dummheit einfach dumm und abgeschmackt, da schlägt die gesalzene, witzige Schweinerei in das schlechthin Häßliche und Degoutirende um." Der Verfasser hat aber ja der Komik ihre Willkühr eingeräumt, „regellos wilde und halsbrecherische Sprünge" erlaubt. Wie lang oder wie kurz soll nun das Band sein, das sie auch bei diesen Sprüngen am satyrischen Zwecke festhält? Da liegt ja eben die Frage. Daß einzelne Wortwitze und dergleichen kleine Waare auch zwecklos spielen dürfen, wird er nicht verneinen. Ob er bei weniger untergeordneten Stücken, bei ganzen Auftritten dem Band eine erwünschte Länge läßt, ersieht man nicht deutlich aus seinen Worten. Ich will als Beispiel nur die Verzapfung durch Valentin hier anführen. Zunächst bedeutet sie nichts, sie ist eben ein Punktum, das ich brauchte, die Läuterung mußte eben ein Ende erreichen. Verlangt nun der Verfasser dieser Anzeige, daß das derbe Motiv unmittelbar etwas bedeute im Sinn der Parodie der Allegorie, so muß er obiges verwerfende Urtheil auf dasselbe anwenden. Allein mittelbar bedeutet der gröbliche Auftritt allerdings etwas, schlägt auf etwas: er will sagen, es sei keine Kunst, die Leser anzureizen, daß sie sich vergeblich die Zähne an Räthseln ausbeißen, wenn man so „hineingeheimnisset" wie Goethe, wenn man dunkle Sinnbilder ausheckt, über deren Grenze, wo sie

der direkten poetischen Darstellung Platz machen, kein Licht zu finden ist; wie das vorhergehende Lavier will er ferner sagen, daß im allegorischen Geheimnißkram keine Grenze zwischen dem Schönen und Häßlichen zu setzen ist. Dieser Grad von Beziehung ist nach meinem Dafürhalten hinreichend. Unser Kritiker wird nicht behaupten wollen, daß die Verspottung der Allegorie stets eine so nahe Beziehung auf die verspottete Allegorie haben müsse, wie das eben genannte Motiv des Laviers, das neben der angegebenen allgemeinern Absicht einleuchtend genug den innern Läuterungsprozeß komisch symbolisirt; man muß einen Spielraum offen lassen, der satyrische Stab, mit reinem Muthwillen lang in der Luft gewirbelt, muß nicht auf ein Nächstes treffen, sondern kann auf Distanz nach Entlegenerem geschleudert werden. Uebrigens führt das Beispiel auf die Frage nach dem Recht des Cynismus, wovon ich nachher ein Wörtchen zu sagen habe. Ich muß zuerst einen Einwand aufnehmen, der einer solchen Satyre das Recht der Existenz in jetziger Zeit überhaupt bestreitet.

Eine Travestie des berühmten Werks sei ein Anachronismus, heißt es im Deutschen Museum; vor dreißig Jahren etwa, als es erschien, sei es Zeit für eine solche gewesen; seitdem haben wir dasselbe so gründlich kennen gelernt, der Zusammenhang, in welchem es mit dem gesammten Leben und Wirken des Dichters steht, liege uns so deutlich vor Augen und das Urtheil über seine Vorzüge sowohl wie über seine Schwächen habe sich im Allgemeinen so festgestellt, daß die Satyre post festum komme. Wie? Wir sollen mit diesem Poem fertig sein? Haben wir uns bis heute auch nur über den Sinn der räthselhaftesten Allegorien verständigt? Weiß

Jemand gewiß, was der Homunkulus bedeutet? Was der große Pan, der Ausbruch des Feuers bei dem Mummenschanz? Der Dreifuß, der Schlüssel? Die dunkeln Fratzen alle der klassischen Walpurgisnacht? Wenn Herr Prutz es gewiß weiß — ich meines Theils kann mich nicht solcher Weisheit rühmen; ich kann aber auf die Ausleger hinweisen, die sich heute noch streiten. Sie werden sich ewig streiten. Goethe hat es so gewollt; er hat beliebt, nicht nur Allegorien, sondern solche Allegorien auszuhecken, welche Räthsel sind und bleiben, nicht nur Räthsel, sondern solche Räthsel, von denen man, so lang und oft man räth, nie wissen kann, ob man errathen hat. Und weiß Jemand gewiß, wo die Grenzen zwischen Allegorie und direkter Dichtung zu ziehen sind? Hat mir nicht mein Freund und Mitarbeiter an der Aesthetik, Köstlin, das Leid angethan, sich über dieß wie über jenes mit Herrn Düntzer zu zanken? Ja vergißt nicht fast die ganze kritische Welt heute noch die ersten ästhetischen Prinzipien, den absoluten Werthunterschied zwischen lebendig poetischer Gestalt und zwischen unerquicklicher Sinnbildnerei, wenn sie mit offenem Mund und hochgezogenen Brauen vor das hochheilige Mysterium tritt? Hat man nicht unbegreiflicher Weise theatralische Aufführungen versucht und denkt nicht selbst Köstlin an solche? Wenn man erkannt hat, daß uns Goethe vor Allem ein Bild seiner eigenen humanistischen, wissenschaftlichen Entwicklung gibt, räumt Jemand ein, was ein Kind einsehen kann, daß er darüber das Nöthigste versäumt, nämlich seinen Faust bei Zeit und energisch in's handelnde Leben zu stoßen? Nun aber die Unglücklichen, die Millionen, die ohne gelehrten Apparat und doch mit gebildetem Sinn an ein Werk Goethes

treten, gern bewundern möchten und nicht verstehen können, bei dem besten Willen, zu verehren, sich verdrießlich abquälen und sich's nicht zu gestehen wagen, weil die hochnasigen Kritiker ihnen unverbesserlich das profunde Werk anpreisen! Die armen Gutmüthigen, die nun in der Angst ihres Herzens meinen, sich selbst die Schuld zuschreiben zu müssen, wenn sie nicht verstehen, nicht bewundern können! Und da soll eine Satyre verspätet sein? Diese Unglücklichen soll nicht die befreiende Kraft der Komik von dem drückenden Alb erlösen? Und dem Gelehrtenvolke soll sie nicht sagen: gebt's einmal auf, den ungeheuern Lebtag aus einem halbkindischen Altersprodukte Goethes zu machen; thut dem alten Herrn das Leid nicht an, Abgötterei mit seinen späten Schnaken zu treiben; ach, laßt ihn um's Himmels willen drin sitzen, in seinem Stübchen, kritzeln und seine seltsamen Schnörkel auf dem Papiere ziehen, schonet ihn im Andenken an die gute Zeit seiner vollen Kraft; seht, ihr macht ihn nur lächerlich und euch selber mit, denn man weiß recht wohl, welche zwei Dinge ihr miteinander verwechselt: das Glück eurer Eitelkeit im Deuten, Rathen, vermeintlichen Errathenhaben tragt ihr auf das Gedicht über, legt ihr ihm als ästhetischen Werth bei!

Und nun zum Vorwurf des Cynismus! Ich finde ihn in keiner literarischen Zeitschrift, nur in einem Lokalblatt ausgesprochen, weiß aber wohl, daß er stark unter den Leuten umging, und sah es natürlich voraus. Man hat etwa gesagt: was einem Aristophanes, Rabelais, Fischart erlaubt sei, das stehe einem Kind unserer Zeit nicht mehr zu. Warum denn nicht? Die Unnatur zu bekämpfen, dazu hat man den Cynismus und wird ihn haben, so lange die Welt steht. Die

Zeit der Glacéehandschuhe und Lackstiefel und Krinolinen ist verbildet genug, ihn zu bedürfen, und ist doch noch stark genug, ihn zu ertragen. Ich weiß, daß vernünftige Frauen, die noch Natur und Humor besitzen, herzlich über den Deutobold gelacht haben. Doch es handelt sich um den näheren Anknüpfungspunkt. Das Bild in der Allegorie, habe ich gesagt, kann dem Zwecke besser dienen, wenn es in einem unlebendigen, ja mechanischen Objekte, als wenn es in einem lebendigen, der Schönheit fähigen besteht. Ich setze hinzu: wenn es für sich geradezu häßlich ist; denn ein häßliches kann nach Umständen den Vergleichungspunkt einleuchtender hervorspringen lassen, als ein schönes oder nur sauberes. Das Häßliche kann auch das physisch Ekelhafte sein. Goethe sagt z. B.: „D. Marianus (in der obersten, reinlichsten Zelle)." Die Bedeutung ist dießmal freilich nicht dunkel, der Vergleichungspunkt springt in die Augen: die Reinlichkeit bedeutet die innere Reinheit, den Läuterungsgrad des Herrn Doktor. Aber wie abgeschmackt! Die Zellen der drei Patres sind demnach wohl in drei Abstufungen nach unten eine dreckiger als die andere? Kann man widerstehen, diesen Tiefsinn des Schmutzes in einem läuternden Laxier, das dem Faust eingeschüttet wird, so wie die absurde Mysteriosität des Wegs zu den Müttern durch das Unaussprechliche gewisser Theile eines Gebäudes zu parodiren? Ist mit dem Häßlichen überhaupt nach Lessings altem Satze nicht auch das Ekelhafte zulässig in der Kunst, wenn es nur dem Komischen (wie ein andermal dem Furchtbaren) dient? Doch wohlgemerkt: vom Cynischen ist das Obscöne, das geschlechtlich Anstößige zu unterscheiden. Goethe hat sich darin viel, sehr viel erlaubt. Ich

meines Theils gestehe, daß mir ein gewisses Motiv, wodurch Mephistopheles von der Leiche des Faust abgelockt wird, mehr ekelhaft, als komisch ist; noch widerlicher ein anderes: wie Faust mit Helena sich gefunden hat und vor allem Volk neben ihr thronet, heißt es:

Näher und näher sitzen sie schon
Aneinander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich
Ueber des Throns
Aufgepolsterter Herrlichkeit.
Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarsein.

Soll wohl auch etwas recht Tiefes bedeuten; was? weiß der Himmel, ich nicht. Ob es aber etwas oder nichts bedeute, es ist in beiden Fällen gleich schamlos und vor Allem ein Faustschlag in's Gesicht des richtigen antiken Gefühls, seiner Strenge, seiner keuschen Unterscheidung des Zusammenhangs, in welchem das Sinnliche sich frei bewegen darf. Goethe in seiner guten Zeit hätte sich lieber selbst in's Gesicht gespuckt, als daß er so etwas geschrieben hätte. Von gewissen Gedankenstrichen in den Blocksbergscenen, dort wo mit den Hexen getanzt wird, wollen wir schweigen; Goethe mag versuchen, das Ekelhafteste, was je gewagt worden ist, aus der gegebenen Absicht einer Charakteristik der ganzen Wollust bis in die Abgründe ihres Schlamms zu rechtfertigen. Es wäre leicht

gewesen und hätte nahe genug gelegen, in der Satyre ihm auch auf den Boden des Obscönen zu folgen; es war nicht mein Geschmack. Dafür spreche ich aber auch an, daß man nicht zimpferlich thue über meine unschuldigen paar Sauereien aus dem Gebiete der naturalia non turpia. Oder muß man ein Aristophanes, ein Goethe, ein Genie sein, um den Freibrief für einen cynischen Spaß zu erschwingen? Wo steht das geschrieben? Welcher Polizeidiener des Anstands hat mir Verhaltungsregeln vorzuschreiben? Ja, nicht wahr, ihr naserümpfenden Ceremonienmeister, wenn ihr's aus dem Griechischen oder etwa dem Englischen übersetzen müßtet, da wär's etwas Anderes? Da möchte ich euer Gemecker hören! Oder auch nicht!

Zum Schlusse nun noch ein Wort von dem Refrain, der fast in allen Anzeigen der Posse, die mir zu Gesichte gekommen, wiederkehrt: Mangel an Erfindung und Witz. Ich komme hier auf den Anfang meiner Selbstvertheidigung zurück: man müßte eine Satyre über mich selbst schreiben, wenn ich so abgeschmackt wäre, mich als mein eigener Ritter für mich zu schlagen in der Frage, ob Witz in meiner Schnurre sei oder nicht; unterscheidet man aber Witz von Erfindung, so wird das letztere Wort doch wohl auf die Situationen, die Fabel zu beziehen sein, und da darf ich billig in Anspruch nehmen, daß man eine phantastische Posse nicht an dem Maßstab einer verwickelten naturgemäßen Lustspielhandlung messe. Also, wie schon gesagt, ich verlange, daß man die Gattung im Auge behalte. Was meint denn Herr R. Prutz, wenn er sagt, es fehle meinem Schwank an „aller eigentlichen Handlung?" Er selbst hat einmal eine phantastische Posse geschrieben; ich habe seiner Zeit mich der „Politischen Wochenstube" höchlich erfreut, in

meinen Vorlesungen sie immer rühmend erwähnt; das gelungenste Stück der höchst einfachen Handlung darin ist die Zangenentbindung Schellings; das Motiv dazu ist von Hans Sachs entlehnt, aus dem „Narrenschneiden," mir fiel es aber nie ein, ihm das aufzumutzen; nur jetzt muß ich ihn bitten, an seine Nase zu fühlen. Im Uebrigen kann ich mich trösten, mit einem unendlich Größeren, als ich bin, mich in gleicher Verdammniß zu befinden. Ich sah mir, als das Donnerwort der Kritik erscholl: „Mangel an Erfindung," den alten Schalk Aristophanes wieder an, z. B. seine zwei literarischen oder besser kulturhistorischen, geistes- und sittengeschichtlichen Komödien. In den Fröschen: die Unterweltsfahrt des Dionysos, Begrüßung des Herkules, Prügelscene mit Aeakus, dann der Wettstreit der zwei Dichter, die in Handlung übersetzte komische Metapher von der Waage — das ist Alles. Die Wolken sind noch ärmer an sogenannter Handlung. Strepsiades gibt seinen Sohn in die Denkanstalt des Sokrates, benützt die Sophistik, die sich der Sprößling daselbst angeeignet, zur Abschüttlung von Gläubigern, wird dann von ihm geprügelt und zündet dem Meister der Spekulation sein Seminar über dem Kopf an: Punktum. Es ist eine hübsche Art Rechnung, mir den komischen Geist absprechen und dann mehr von mir verlangen, als von dem, der ihn im vollsten Maße besaß. Man wird mir nicht entgegenhalten, es handle sich nicht von der Zahl, sondern von dem komischen Werthe der Situationen; ob Faust als Schulmeister in seiner Hungerkur und unter den Knaben, dann bei den Müttern, dann als Fuchs bei dem Kommers, als Gegenstand der mystisch medicinischen Läuterung und endlich als Eingeweihter der Mysterien komisch ist oder nicht,

das müssen die Lachmuskel der Leser entscheiden, natürlich derjenigen, denen Natur und Humor die Competenz zuspricht; nein, sofern von der Qualität, dem komischen Werthe die Rede ist, haben meine Kritiker ganz deutlich jene Situationen darum verworfen, weil sie nicht realistisch sind im Sinne des modernen Lustspiels, das sich auf dem Boden der Naturwahrheit bewegt und natürlich Schlag auf Schlag eine reiche Reihe komischer Situationen abspinnt; das sagt namentlich der Ausdruck: Mangel an „eigentlicher" Handlung; im Uebrigen aber haben sie die Quantität, die Zahl der Situationen im Auge und, wie gesagt, da kann ich mich mit Aristophanes trösten.

Nun aber ja — die Ausfüllung des Rahmens, darauf wird es ankommen, das ist die Hauptsache, also „der Witz." Ich weiß zwar nicht so ganz, ob es richtig ist; die Erfindung der Handlung wird doch auch etwas sein; Beides wird an Bedeutung gleichwiegen: das Drastische des Vorgangs und die einzelnen komischen Lichtpunkte, die im Dialog und Monolog, in den Gesängen aufgesetzt sind. Und freilich, hier ist meine Rede pro domo eigentlich zu Ende. Ich kann nur sagen: Witz, der durch Beziehung komisch ist, Stechwitz ist wenig darin, blutwenig, kann nur wiederholen: mein Geschmack ist der zwecklose, der närrische, der natursaftige Witz, der schlechte, wenn man will. Er ist wohl auch der gutmüthige, denn durch ihn erhalten die verspotteten, karikirten Personen den Charakter der Behaglichkeit, der Wohligkeit. Sehen wir noch auf einen Komödiendichter der neueren Zeit. Molière ist eigentlich bitterer Satyriker, allein er geht oft über, ich meines Theils sage: er erhebt sich in ein Spiel zweckloser Narrheit

und Fröhlichkeit, durch das er uns nicht das spitze Lächeln des Spotts, sondern das helle, offene Lachen des befreiten Gemüths und der befreiten Sinnlichkeit abgewinnt. Dahin gehört z. B. das Examen im malade imaginaire mit dem Klystierspritzenballet. Den Examinatoren und dem Candidaten ist es in ihrem Unsinn, ihrer Ignoranz viel zu wohl, als daß es uns nicht mit ihnen rein wohl werden müßte, und unsere entfesselten Nerven tanzen lustig mit; Alles sprudelt von komischem opus supererogativum.

Ich will nun noch einen Beleg hersetzen über das Verhalten der Leute unserer Zeit zu solcher Mischung des hellen, naturfrohen Spasses mit der Satyre, wie auch ich sie, natürlich noch ungebundener, da ich keine realistische Komödie schreiben wollte, gebraut habe. Die Anzeige in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" beklagt zuerst, wie die frühere „romantische Lust an allerlei polemischem Spektakel und „„ungeheurer Heiterkeit"" durch das majestätische Allongeperrückenschütteln und summarische realistische Abmucken in unsern „„Literaturgeschichten bis auf die neueste Zeit"" gründlich zum Schweigen gebracht sei," findet dann einige Parthien in meinem Schwanke nicht übel und schließt: „an den meisten übrigen Stellen tritt zu oft die nur grunzende und johlende Lustigkeit an die Stelle des wirklichen Witzes." So ist es; Jahr aus Jahr ein seufzt und schreit ihr nach Natur, klagt über die Reflektirtheit, Unerquicklichkeit, zersetzende Säure, stachliche Spitzheit der Geister, die Phantasielosigkeit in der Dichtung, die aus der trockenen Erdkruste der Naturwahrheit und der verständigen Beziehungen nicht heraus kann; kommt sie aber einmal, die Natur in ihrer Saftigkeit, freien Sinnlichkeit, kommt der

Humor, dem es wohl ist auch ohne Beziehungen, und ruft euch zu: thut mit, lacht einmal laut, hellauf, froh, unklug, vergeßt eure Weisheit, Wisserei und pfiffige Witzlerei, dann rümpft ihr die Nasen!

Ach was! geht mir weg! Wenn die Dummheit eine zweite Auflage erlebt, soll euch mein Valentin zurufen:

Wir boten euch sausenden, spritzenden jungen Wein,
Daran zu trinken einen fröhlichen Daps;
Euch aber dünkt der frische Trunk nicht fein,
Denn eurer Zunge Lederhaut will Schnaps!

Ludwig Uhland.

Schon oft hat man die Züge von Uhlands Muse mit dem Charakter der schwäbischen Landschaft verglichen; auch ich, wenn ich mein Vaterland besuchte, wenn der Dampfwagen von der Albhöhe zu Thale gerollt war, wenn die Berge, Burgen, Wälder und Auen nun vor den Augen sich aufthaten, habe mir mehr als einmal gesagt: dieß ist nun doch recht natürlich die Heimath Uhlands. Es will mir nur scheinen, als liebe man die Beiden zu sehr nur obenhin zu vergleichen. Der Grundstock Schwabens, die Alb, zeigt im Großen herbe, eckige, ja trockene Umrisse. Auf wenige Theile paßt Hölderlin's schönes Wort: „das wogende Gebirge"; schwungvoller Linienzug ist nicht häufig, am meisten heben sich durch reine, fließende Formen, selbst südlicher Zeichnung vergleichbar, einzelne Vorberge, wie Achalm und Hohenstaufen. Aehnliches gilt von den Höhen des württembergischen Schwarzwaldes; sie bauen sich nicht in so schönen Verhältnissen, wie man sie im Badischen findet, wenn man etwa oberhalb Freiburg den Belchen und seine Umgebung überschaut. Durch die Ebenen des Unterlandes zieht sich manche größere und kleinere Höhenkette, häufig mit anmuthigen, weichen, sanften, selten mit stolzen, vielfach mit eintönigen, schleichenden, klumpigen Formen; rasche, entschlossene, freie und leichte Steigung der Linie wird

man nur sehr ausnahmsweise finden. Tritt man aber jenem unserem Mittelgebirge, der Alb, näher, modellirt die Sonne scharf ihre Abhänge, ihre Thäler, ihre Felsen, so wird man die Befriedigung fühlen, die der Eindruck des tüchtig Eigenthümlichen gibt; man wird sich sagen: dieß Alles ist etwas eigensinnig, aber durchaus individuell, es hat Physiognomie, es hat Charakter. Es gibt Tage, Stunden, wo der ganze Gebirgszug sich in ein tiefes Graublau kleidet; da hat man so recht die Empfindung des kraftvoll Spröden, des Stählernen, und wenn die Abendsonne ihr Gold, ihren Purpur in diese tiefen Farbentöne wirft, so fühlt sich die Phantasie wie in ein Reich dunkelglühender Kraft getragen. Lockt uns aber der gewundene Thaleinschnitt, der murmelnde Bach, der Waldschatten, da hineinzuwandern, suchen wir das gemüthlich Heimliche, das vertraulich Enge und Geschlossene, so wird die Erwartung nicht täuschen. Durch Wiesengrün am krystallenen Bergwasser, durch Obstbäume, deren Aeste sich unter dem Segen des Jahres biegen, schlendern wir nach dem Dunkel des prachtvoll üppigen Waldes, lassen uns im Moose nieder und träumen unter Vogelgesang von vergangenen Zeiten, von Jugend, von Liebe, von Freundschaft, von Freuden, Leiden und Thaten des Lebens. Doch wir sehnen uns auch wieder nach dem Weiten und Offenen, Berg und Fels beginnt uns zu drücken, zu beängstigen, also hinaus in's freie, ebene Land! Bleibt dem Gebirg als einem Ganzen der Stempel des Herben und Harten, obwohl immer Großen und Mächtigen, so lautet hier Alles einladend, freundlich, heiter und fruchtbar. Die gute Ehe des Strengen und Zarten, des Starken und Milden, sie ist kaum irgendwo reiner vollzogen, als im

guten Schwabenländchen. Wein, Obst, Korn, sammtener Rasen, weicher Baumschlag legt sich wie linder Mantel um Gelände des Hügels, über sanfte Ebenen, die zwischen Weiden und Pappeln der mäßige Fluß durchrauscht; wohl auch eine gewisse Melancholie zieht sich durch diese segensreiche Reizwelt hin: sie mag mit der genannten Erdbildung im Zusammenhang stehen, die bei so viel schönem Wechsel so wenig freie Großartigkeit der Formen zeigt, eine Wehmuth, ich weiß nicht welche unbefriedigte Sehnsucht schleicht sich, mit Lust und Freude seltsam gemischt, in das ahnungsvoll ergriffene Gemüth und heftet sich verstärkt an die häufigen Burgtrümmer, welche wie ein verzitternder Klang die Sage umschwebt.

Als die Kunde von Uhlands Tod zu mir gelangte, trat seine Erscheinung lebendiger als je vor mein Gedächtniß. Mir war, als sähe ich ihn eben über die Neckarbrücke gehen mit seinen langen Schritten, den Kopf steil, etwas zurückgeworfen oder eigentlich im Auftreten bei jedem Schritt etwas zurück und seitwärts bewegend; „was ich nicht will, will ich nicht, und was ich nicht will, thue ich eben nicht, da bringt mich keine Gewalt der Erde dazu," so schien jeder Zug dieser Gangart und Haltung zu sagen. Uhlands Kopf war auf den ersten Anblick nichts weniger, als schön; kleines, zurückgeschobenes Kinn gehört bekanntlich zu den auffallenden Mißbildungen des menschlichen Profils; über dieser unzulänglichen Basis trat scharf und herbgeschlossen, mit etwas abwärts gezogenen Winkeln der Mund hervor; die Nase war kräftig gebildet, hier lag nichts Kleinliches, Energie sprach aus ihrer mäßig gebogenen Mitte, Scharfsinn aus ihrer länglich gezogenen Spitze. Was nun aber jedem prüfenden Auge den ungewöhnlichen

Menſchen verkündigte, das war die hohe, breite, ausgezeichnet individuelle Stirn; eine mäßige Einziehung über dem markirten Vorſprung der Augenknochen, dann eine rückwärts geneigte mächtige Auswölbung, die obere, früh kahl gewordene Fläche groß, nach leichter Einſenkung in kräftigen Hügeln nach hinten abfallend — hier ſprach Alles: dieß iſt ein Charakter und ein Geiſt, tiefe Denkkraft, Forſchergabe vereinigen ſich da mit unbeugſamem Willen, auf den ein ſicherer Verlaß iſt, unbedingter Realität, Echtheit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit, die allerdings wohl auch in ſpröden Eigenſinn ausläuft, Größe und vorwärtsdringende Kraft mit unberechenbarem Beharren bei Einzelnem, vielleicht mit wunderlicher Schwerfälligkeit und Umſtändlichkeit. Das iſt gewiß, einen feſten, tiefen, gründlichen, deutſchen Mann mochte man leicht in dieſer höchſt eigenartigen, knorrigen, eckigen, kantigen Bildung erkennen, einen Dichter nicht. Nun aber legte und goß ſich noch etwas ganz Anderes über dieſe harten, markigen und doch theilweiſe wieder kleinlichen Formen. Vor Allem muß ich die Schläfen nennen; eine nicht zu beſchreibende, rührende Zartheit lag über dieſer Bildung, erhöht von dem Spiele der etwas gerollten, früher blonden, ergrauten Locken. Das blaue Auge war klein und ſchien dem oberflächlichen Beobachter unbedeutend, natürliche Empfindlichkeit des Organs und Gewohnheit des Studirens hatte die Lider etwas zuſammengezogen, geröthet und ein Netz von Fältchen um die äußern Winkel gebildet; wer aber genauer zuſah, wer in vertrauter Nähe in dieß Auge blickte, dem ſprach es von unergründeten Tiefen der Empfindung und Ahnung, von geheimen Wundern der Seele, von Milde und Güte. Ich kenne nur Ein gutes

Bild von Uhland, ein Oelgemälde, ich meine von Morf in Stuttgart, Bruſtbild, das Geſicht von vorn, jugendlich, die Haare noch voll und blond; ganz unglücklich iſt das Profilbild in den Ausgaben der Gedichte. Für den Bildhauer wäre trotzdem, daß nur die Farbe jenen unbeſchreiblichen Schimmer des Auges wiedergeben kann, der Uhlandiſche Kopf keine ungünſtige Aufgabe; ſolche harte nordiſche Formen laſſen ſich, wenn ſie charaktervoll ſind, durch eine mit dem Geſetz der Treue richtig abgewogene Styliſirung recht wohl in das Monumentale rücken, und was das Auge betrifft, ſo hat ja die plaſtiſche Kunſt ihre Mittel, durch ausdrucksvolle Behandlung der Höhle, der ganzen Umgebung, der Lider eine dem Colorit ſich annähernde Wirkung hervorzubringen. Wer nun dieſe Schläfe, Locken, zarte Einziehung und Blick des Auges recht anſchaute, dem war, als hätte die herben Grundlagen der Kopfbildung ein Anhauch von oben berührt, mit lindem Wehen übergoſſen, mit zarter Hand darüber gleitend beſänftigt und geweihet — ja wahrlich, der erkannte den „numine afflatum.“ Erſt geſtern ſagte ein Knabe zu mir, der in den Kinderjahren Uhland nur auf der Straße öfters ſah, er habe namentlich ſeine zarten Locken immer mit einer Rührung und Ehrfurcht betrachten müſſen, für die er keine Worte habe. Ja auch eine beſondere Weichheit lag in dieſer poetiſchen Anwehung der harten Züge, dieſem Anflug, der den Erwählten der Muſe kund gab, dieſem Stempel der innern Jugend, der auch dem Greiſe blieb. Man mochte daraus auf einen Klang, eine Stimmung ſchließen, welche uns in ſeiner Poeſie begegnen wird und welche den ſchwäbiſchen Dichtern merkwürdig gemein iſt.

Uhlands Benehmen ermangelte sehr fühlbar der Leichtigkeit. Er gehörte bekanntlich zu den „hartnäckigen Schweigern.“ Zwar was Varnhagen's bekannte Aeußerung* betrifft, so hörte ich ihn, kurz nachdem sie gedruckt erschienen, sagen: neben Varnhagen habe man freilich schweigsam erscheinen müssen, weil er so viel gesprochen habe, daß Andern blutwenig übrig geblieben sey; indeß es ist wahr, Uhland zählte zu einem Geschlechte von Menschen, das wohl in keinem Volke so häufig vorkommt, wie im deutschen, und, wenn ich recht beobachtet habe, in keinem Stamme, wie im schwäbischen: tiefe, gehaltvolle, reichgebildete Naturen, denen ein Dämon, ein Tick die Lippen schließt; so eben will der Gedanke heraus, aber die Schleuße ist zu, er kann nicht; sie sitzen in Gesellschaft, man wartet und wartet, daß sie ihr Scherflein zur Unterhaltung beitragen, sie möchten es auch, sie denken an tausend und tausend Dinge, von denen sie nun ganz füglich beginnen könnten, aber unter den tausenden welches wählen? Verzweifelt! Es ließe sich ja von jedem gleich füglich beginnen! Oder sie haben endlich gewählt; aber wie anfangen? Man könnte so anfangen, oder auch anders und wiederum anders — was thun? wie dieß furchtbare Gebirge der gethürmten Möglichkeiten übersteigen? Endlich Muth gefaßt! — die Lippen öffnen, bewegen sich, ein Laut —, aber das Pulver brennt auf der Pfanne ab, der Schuß geht nicht los. Gewiß jedoch, wir würden Uhland sehr Unrecht thun, wenn wir in diesem Knoten, diesem Zaudern der Natur, diesem wunderlichen Nichtkönnen den einzigen Grund seiner Schweigsamkeit suchen

* Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Band 3. S. 96.

würden; nein, viel häufiger, als er nicht konnte, wollte er nicht. Da war es Extrem des Widerwillens gegen Geschwätz. Uhland wollte nicht reden, wo er nichts Wesentliches zu sagen hatte, er war ein Todfeind leerer Worte. Jenen, die eine Viertelstunde lang sprechen und am Ende derselben nichts gesagt haben, steht kein Recht zu, über ihn zu lachen. Uhland führte keine geläufige, abgegriffene Sprachmünze in der Tasche; er prägte sein Silber, sein Gold — ohne Kupferzusatz — erst im Augenblicke des Gebrauchs, und das kostete Arbeit. Er stotterte, wenn er anfing, längere Zeit, man sah, daß er nach Worten suchte, weil ihm die verbrauchten Formeln nicht genügten, aber wenn er erst warm war, floß es beredt von seinen Lippen. Das geschah natürlich am meisten, wenn man ihn auf seine Lieblingskapitel brachte; wer etwa vom Volkslied, von der Heldensage einläßlich sprach, der war sicher, den wortkargen Mann aufthauen zu sehen; doch nicht, als wäre er ein Reiter von Steckenpferden gewesen: ihn interessirte jedes Allgemeine, und er wäre kein Dichter, ja kein wahrer Mensch gewesen, wenn er nicht auch das Einzelne, Kleine, Enge an das Allgemeine geknüpft hätte; er war nicht auf das „Bedeutsame" versessen, Keiner von Jenen, die da meinen, ein Gespräch müsse eine greifbare Summe von Belehrung abwerfen, er hatte den vollen Humor der Zufälligkeit, mit dem die Schwabennatur glücklicher Weise fast allgemein gesegnet ist; aber er trat eben nicht in's Gespräch, ehe seine Natur und der Gesprächsinhalt einander positiv angenommen hatten, und dazu den Uebergang zu finden, mochte er sich nicht mit vorläufigen Lückenbüßern von Redensarten behelfen. Allerdings erzeugte er auch seine Gedanken nicht leicht, wenn

nicht der Genius der erregteren Stimmung über ihn kam; am schwersten, wenn Zuhörer und vollends festlich versammelte auf sein Wort spannten und warteten. Gewiß freuten ihn die Ovationen der Liebe und Verehrung, die ihm auf Reisen oft gebracht wurden, aber gewiß stürzten sie ihn auch in peinliche Verlegenheit, und wenn ich mich in ihn versetze, wie Hunderte ungeduldiger Bewunderer eine Stegreifrede von ihm erwarten, so bricht mir in der bloßen Vorstellung ein kalter Schweiß für ihn aus. Zum Repräsentiren war er ein für allemal nicht gemacht. Politische Reden hielt er nicht anders, als wohl vorbereitet; doch in der kurzen Kammerdebatte improvisirte er, wenn er warm war, leicht und schlagend. Sein Vortrag war nicht schön, gestoßen, etwas bellend, die Endsylben verschluckt. Auch Schiller war ja ein sehr übler Declamator; Naturen, bei denen der Drang von innen Alles ist, Menschen, die sich substantiell ganz in die Sache legen, vermögen es selten, im Vortrage zugleich künstlerisch über dem Vortrage zu stehen und ihn danach zu moduliren. Ganz schweigend zog er sich in sich zurück, wo Naseweisheit, Zudringlichkeit sich lästig machte. Besuchte ihn eine Figur vom Schlage der neugierigen Literaten, denen schon der Bleistift in der Brieftasche juckt und zuckt zu einem Artikel in dem und dem Blatt, um mit dem interessanten Dichterbesuch sich selbst ein interessantes Relief zu geben: o, was machte der Mann für einen prächtigen, unbarmherzig stummen Holzbirnenkopf an die Kerle hin! Eitelkeit, Affectation, Geniesucht war ihm in den Tod zuwider; er war einfach vom innersten Grund seines Wesens auf die Oberfläche heraus, ein deutscher Mann im guten, alten Sinne des Worts.

Der Portraiteur, Photograph, der nach seinem Bildniß jagte, fuhr mit den seltensten Ausnahmen auch übel ab; ich ließ mich in Frankfurt einmal von einem solchen beschwätzen, ihm zuzureden, daß er ihm sitze, und fiel glänzend durch, was mir auch ganz recht geschah. Wie steht der Mann da neben dem windigen Literatengeschlechte, das jetzt mehr und mehr in's Kraut schießt, den Zapplern nach unverdientem Ruhm, den Clique- und Claquemachern, den Lobrecensionenbestellern, den Anzettlern kleinlicher Schwätzereien, Zänkereien und Stänkereien, die da Händel und Skandal suchen, um nur genannt zu werden, den Affen, die sich bald im Mutterleib schon für ein Titelkupfer werden photographiren lassen!

Wo der Fall ausnehmend gemessene gesellige Formen erheischte, war Uhland etwas ceremoniös; das geschah Vornehmen gegenüber vor Allem aus Stolz; er wollte der Form alle Ehre geben, um sich im Inhalt desto mehr Freimuth vorzubehalten. Im Jahr 1840 mußte ich im Salon von Goethe's Schwiegertochter zu Wien von einem sehr gebildeten jungen Mann etwas höchst Wunderbares vernehmen. Uhland war kurz zuvor dort gewesen. Der junge Mann gehörte dem Kreise geistig strebender Kräfte an, die unter dem noch ungebrochnen Drucke der Herrschaft Metternichs die Keime der freieren Zukunft pflegten. Der nahm mich bei Seite und vertraute mir an: „wir haben entdeckt, daß Uhland — servil ist.“ Uhland servil! Seine Erzählung erklärte mir das Räthsel: die frischen jungen Leute hatten ihn auf eine Spazierfahrt genommen und wohl nicht verstanden, die richtigen Tasten zu greifen; sie fanden ihn sehr steif und wortkarg. Dagegen wollten sie vernommen haben, daß er bei Erzherzog Karl,

der ihn zur Tafel geladen, die Complimente nicht gespart habe. Steif wird er wohl auch hier gewesen sein, aber natürlich mit mehr Aufwand formeller Höflichkeit, deren Zoll er nicht schuldig bleiben wollte, obwohl er gewiß zugleich bestrebt war, dem Helden zu zeigen, daß er ihn von Herzen ehrte. Die junge Gesellschaft aber meinte nun, in ihrem Kreis habe ihm die Furcht den Mund geschlossen, im fürstlichen die Unterthänigkeit geöffnet.

Etwas Umständliches lag übrigens in der Familie. Einen Onkel, der es bis zum komischen Uebermaß trieb, nannte man in Stuttgart den „Manierle." Der Vater machte den Eindruck des wackern, gewissenhaften, gesunden Philisters, von ihm hatte Uhland den strengen Ordnungssinn, der alle Gerechtigkeit erfüllt; von der Mutter, wie sie mir in Erinnerung ist, sinnig, gesprächig, munter mit Geist, wird des Talents ein Theil ererbt sein: ganz wie bei Goethe:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabuliren."

Uhland muß musterhaft erzogen worden sein, nur eine durchaus treffliche Zucht, noch zuvorkommend der eignen Charakterarbeit, die freilich das Beste hinzubringen muß, vermag keusches, reines Maßhalten dem Menschen so zur andern Natur zu machen, daß er einen geweihten Kreis um seine Person zieht, der Jeden in achtungsvollen Schranken hält, der auch der Freundschaft, der Vertraulichkeit, dem Scherze heilig bleibt. Ja, das war ein Mann, dem Keiner

die Ehrfurcht versagen konnte, selbst den wirklichen Inhalt seiner Verdienste noch ungerechnet; man fühlte ihm die innere Reinhaltung an, man ahnte, noch ehe man es wußte, daß man hier einem Leben gegenüberstehe, das unbefleckt war wie ein reines Tuch. Und das so ohne Zwang, so schlicht, so natürlich! Und der strenge Mann war so heiter, lachte und scherzte so gern!

Nicht leicht habe ich ihn heiterer gesehen, als auf einer Spazierfahrt im Oktober 1837. Arnold Ruge war auf seiner Werbereise für die Halle'schen Jahrbücher in Tübingen eingetroffen. Das Schwert war noch nicht gekommen, zu scheiden, die Jung-Hegel'sche Schule hatte ihr Programm nicht fertig und ihr kecker Sprecher begrüßte sich daher noch im besten Frieden mit den Dichtern, die der romantischen Schule das gesundere Element zugeführt hatten, doch aber von dem späteren Manifeste der Jahrbücher gegen die Romantik mitgetroffen wurden. So führten wir denn, Uhland und ich, den Gast zu Gustav Schwab, der damals in dem einige Stunden von Tübingen entfernten Dorfe Gomaringen Pfarrer war. Es war ein milder Spätherbsttag, wir fuhren im offenen Wagen. Auf ganz ebenem Wege wurden wir plötzlich umgeworfen, weil irgend ein haltender Nagel sich ausgespielt hatte. Ich kam mitten im Wege einfach auf die Füße zu stehen, Uhland und Ruge wurden herausgeschleudert, den Kopf voran in einen Graben voll halbgefrornen Schlamms gespickt, dann fiel der Wagen auf sie und drückte sie gründlich in den zähen Stoff. Als ich mit dem Postillon denselben aufgerichtet hatte, blieben Beide, wie dieß nach solchen Ueberraschungen der Mensch zu halten pflegt, noch einige Sekunden stille liegen.

Auf meine spätere Frage, warum er denn noch liegen geblieben sei, nachdem er doch frei war, erwiederte mir Ruge: „ich dachte eben: was kommt wohl noch Alles nach?“ Als sie sich erhoben, fanden sie sich reichlich mit Koth überzogen und Uhland trug von dem Akte der Einspickung ein regelrechtes Rundkäppchen derselben Materie auf dem Kopf. Wir traten nun vorerst in ein Wirthshaus am Anfange des Dorfes, um einen Reinigungsproceß vorzunehmen; allein das irdische Element war zu tief eingedrungen, die Läuterung konnte nicht zum Ziele gelangen. Der Wirth sprach den beiden Colorirten zu, sie sollten nur immerhin auch so in das Pfarrhaus gehen, und tröstete: „es ischt jo net, als ob's Bosheit wär.“ Mit Lachen trat man ein, mit Lachen wurde man empfangen; der komische Zwischenfall brachte sogleich eine muntere Stimmung in die Gesellschaft. Die Tochter sang Uhlandische Lieder, Schwab las aus Mörike's Gedichten vor, die Ruge noch nicht kannte, zwischen Scherz und Ernst floß das belebte Gespräch bis in die späten Abendstunden. Als die Rede auf echte und gesunde Poesie im Gegensatz gegen eitle und blasirte kam,* sprang Uhland, dießmal der Gesprächigste und Munterste von allen, öfters vom Stuhl auf und sprach mit erhobener Stimme und erregter Aktion seine Ueberzeugungen aus, wobei sich denn die großen Dreckfiguren, die seinen Rock wie eine Landkarte in Meer und Continent theilten, gar bunt und grell hervorstellten. Er selbst war nicht der Letzte, der über diese

* Eine Stelle in Ruge's Buch: „Aus früherer Zeit“ Bd. 2, S. 111 könnte so verstanden werden, als hätte ich mich mit ihm hinter Uhlands Rücken über dessen Ansicht von Heine lustig gemacht. Dieser Punkt wird sich durch den Schluß der gegenwärtigen Charakteristik von selbst erledigen.

malerischen Effekte lachte. Später sagte er mir, er habe eigentlich den ganzen Nachmittag und Abend beide Stiefel voll eiskalten Wassers gehabt, ein Uebel, bei dem gewiß Wenige so gut gelaunt geblieben wären und das nur für eine Gesundheit, wie die seinige war, ohne schlimme Folgen ablaufen konnte; die physische Tüchtigkeit und Ausdauer gehörte eben auch so recht zum gesunden Ganzen dieses Lebens.

Es müßte auch ein Wunder sein, wenn einem Uhland jene geistige Flüssigkeit gefehlt hätte, die wir Humor nennen, wenn die reinliche Wohlordnung seines Innern, die sich in der stets pünktlich aufgeräumten Studirstube spiegelte, den ausgelassenen Geist Laune nicht zugelassen hätte aus Angst, es lasse sich nicht wieder aufstellen, was er durcheinander geworfen. Uhland lief in der guten Stunde gerne durch die verschiedensten Tonarten des Komischen mit; er liebte einen tüchtigen drolligen Spaß im Volksgeschmack, er konnte scharf und schneidig im Witze sein, er fürchtete nicht, das Würdige gehe in Trümmer, wenn wohlwollende Ironie seine schwachen Seiten, seine Conflikte mit Zufall und Welt ertappte und belachte. Die alten Zechbrüder im „Schatten" zu Stuttgart wußten davon zu erzählen, wie er sprudelte, wenn es galt, desipere in loco, aber auch in seinen späten Tagen plauderte er gern gemüthlich und lachte herzlich bei einem Glase Wein. Das freilich kann ich nicht aus Erfahrung beurtheilen, wie weit er dem kühnsten Humor Spielraum gestattete, ich meine, jenem Humor, der dem Mephistopheles bei dem Herrn der Welten selbst den Eintritt öffnet. Aus inneren Gründen glaube ich doch, daß er hier eine strenge Grenze zog, und dieß führt uns zu einem wichtigen Punkte, der besprochen sein muß,

ehe von andern wesentlichen Seiten des Charakters, Geistes und dann der Poesie des Mannes die Rede sein kann.

Uhlands ernste, gerade, einfache Natur war durchaus für das Gediegene, Ungebrochene, von Zweifel, Dialektik, Verneinung nicht Durchsäuerte, nicht Gespaltene und Zerrissene. Dieß war der innere Zug, der ihn zu den altdeutschen Studien führte und sein Leben lang daran festhielt. Die derbgesunde, männlich naive, ehrenhafte Welt unserer Altvordern, diese Welt aus Einem, obwohl spröden Guß, die Gestalten aus Granit, obwohl grob gehauen, das war sein Element. Sein eigenes Leben floß rein dahin ohne wilde Leidenschaften, die das Innere zerklüften, es in Irrwege reißen, aus denen man ohne Schuld nicht herauskommt, die den Geist zu düstern Fragen über Gott und Vorsehung aufrütteln; es war in ihm nicht die elektrisch gespannte Luft, aus welcher wie jähe Blitze verwegne Gedanken schießen. Philosophie, obwohl er sie achtete, war ihm persönlich nicht Bedürfniß. Wir werden das aus guten Gründen dem Dichter auch nicht wünschen; es kann aber sehr wohl einen Dichtergeist geben, der, ohne sich ausdrücklich und zusammenhängend mit Philosophie zu beschäftigen, doch von dem Sauerteig des Zweifels, mit welchem alle Philosophie beginnt, eine starke Dosis in sich trägt. Dieses Ferment wird eine Gährung zur Folge haben, in welcher die einfache Glaubenswelt der Religion zusammenbricht. Findet der Geist keine Mittel, in irgendwelcher Form sich die „verlorne Kirche" neu zu erbauen, so wird die Poesie der Zerrissenheit und des Weltschmerzes entstehen, die wir begreifen, die wir zu würdigen wissen, wenn sie genial ist, die aber immer Merkmal eines kranken Geistes

oder zugleich einer kranken Zeit ist. Allein in den Tiefen eines Dichtergenius müssen sich Mittel finden, eine durch Zweifel gebrochene Glaubenswelt geistiger wieder aufzurichten, auch ohne den förmlichen Uebertritt in das Gebiet der Philosophie. Er mag einen Theil ihrer Ergebnisse, einzelne fruchtbare Sätze in sich aufnehmen und verarbeiten, auch ohne ihr in die streng fachmäßigen Untersuchungen zu folgen; ein Gemischtes aus Denken, ethischer Spannkraft, Ahnung, Phantasie, Betrachtung des Gesetzmäßigen in Natur, Kunst und Geschichte reicht auch hin, um die erschütterte Idee einer Weltordnung neu, geläutert, in freierer Form und mit ihr Harmonie und Versöhnung im Gemüthe wiederherzustellen. So rettet sich Goethe aus Zwiespalt, Zweifel, Lebensüberdruß, Verzweiflung, indem er sich die inhaltreichsten Sätze aus Spinoza aneignet, sein Inneres durch Sammlung, Selbstbeherrschung und Resignation ordnet, den bauenden, gesetzmäßig bildenden, ausgleichenden und heilenden Kräften der Natur mit liebevollem Forscherauge nachgeht, an der idealen Kunstform des Alterthums sein Schauen, Denken, Fühlen reinigt, er rettet sich und seiner Poesie den Himmel des Unendlichen, der sich über Alles wölbt und in dessen mildem, von oben wehendem Hauch jedes Blatt am Baume seiner vollendeten Dichtungen zittert. Uhlands Geist aber hat, wie mir scheint, zwar natürlich die Krisis jugendlicher Schwermuth, wie sie über jedes tiefere Gemüth, gewiß über jedes Dichtergemüth kommt, aber nie eine Periode durchlebt, wo er an den obersten Haltpunkten des Glaubens irre wurde. Seine Natur war hierin positiv, — gewiß nicht positiv im engen, stumpfen Sinne des rechtgläubigen Buchstabendienstes, aber positiv in dem Sinne, daß

sie Anwandlungen des unbedingten Zweifels kaum kannte oder rasch ausstieß.

Nennen wir einen dialektischen, anzweifelnden, kritischen, unruhigen Trieb im Geiste, nichts schlechthin Festes anzuerkennen und stehen zu lassen, außer nach voraussetzungsloser Prüfung, nennen wir diesen Reiz beweglicher Naturen, der darum noch kein Dämon der Hölle ist, der sich schließlich recht wohl mit dem Engel der heiligen Wahrheit friedlich vergleichen kann, nennen wir dieses prickelnde, sollicitirende, aggressive, bohrende, dem modernen Menschen vorzüglich eigene Etwas Negation: so kann man sagen, es sei in Uhland keine oder wenig oder zu wenig Negation gewesen. Sein Geist hatte etwas Ungeschütteltes, Ungelockertes, wie eine kernige Nuß, die sich nicht von ihrer Schale trennen lassen will. Nehme man das Wort Teufelei nicht im fürchterlichen Ernste, so mag erlaubt sein, zu sagen: die Teufelei der Negation hätte, vorausgesetzt, daß sie nur ein Moment, ein überwundenes Ingrediens gewesen wäre, dem Mann und seiner Poesie mehr Leichtigkeit, schwebenden Charakter, Beweglichkeit, Vieltönigkeit, Vielfachheit der Beziehungen zum Leben verliehen. Man soll die Grundsäulen des sittlichen Lebens einfach stehen lassen! dieß Gebot war mit Uhlands ganzem Denken und Sein verwachsen; man soll das ewig Ehrwürdige bejahen schlechthin, ohne zu zweifeln! das war seine Grundstimmung. Mögen wir nun hier mit Nachdruck anderen, aufgeregteren, verwickelteren, vom Geiste der Kritik durchsalzneren und darum noch lange nicht unpoetischen, noch unsittlichen Formen des Geistes ihr Recht vorbehalten, mögen wir sagen: dort liegt doch eine gewisse Enge, eine gewisse

Weltlosigkeit: bange darf uns doch nie werden, daß unser Uhland in stumpfe Beschränktheit, Illiberalität, Verfolgungssucht verfalle. Davor bewahrt ihn selbst ohne Vorsatz und Mühe sein natürlicher Humor, in welchem zwar nicht das volle Bewußtsein, aber doch die Ahnung liegt, daß es eine Freiheit des Geistes geben muß, welcher keine Autorität heilig ist und welche doch jede wahre Autorität aus Zweifel und Lachen wieder herstellt; davor bewahrt ihn sein Schönheitssinn, der wüsten Haß nicht einläßt, davor sein Maß, davor seine hohe Gerechtigkeit, die auch dem Fremdartigen, Unwillkommenen die Befugniß der Existenz nicht bestreitet. Allein dieß ist noch nicht Alles; wir sind hier an einer Stelle angelangt, wo es Zeit ist, das Ganze dieser Persönlichkeit in einem Satze zusammenzufassen, der uns weiterhin dienlich sein wird, nach manchen Seiten unser Urtheil in's rechte Blei zu bringen.

Wo in Uhlands Wesen eine Lücke ist auf einer bestimmten Seite, da sehen wir immer von anderer Seite eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend eintreten. Dieß gibt dem geistigen Bilde des Mannes die ihm eigene Rundheit und Ganzheit.

Der Ausdruck: verneinende Kraft, Negation ist, so hoffe ich, nicht meinen Vorbeugungen zum Trotze mißverstanden worden; bedürfte er noch einer schützenden Erklärung, so ergibt sie sich von selbst, wenn wir nun den Mann auf das Gebiet begleiten, wo er sein Lebenlang mit einer Kraft und Schärfe der Verneinung gewirkt hat, von welcher Niemand zweifeln wird, daß sie auf der tiefsten und innigsten Bejahung ruhte, mit einer Schneide und Stetigkeit der Leidenschaft

— jener Leidenschaft, „ohne die nichts Großes geschieht," — mit einem Unmuthe, der aus der Begeisterung, mit einem Mannes-Zorn und Haß, der aus Vernunft und Liebe zum Rechte floß. Hat Uhland auf dem rein geistigen Gebiete nicht so scharf geschieden, zwischen frei und unfrei, obwohl ein Feind hierarchischer Bevormundung, zwischen klar und unklar als Freund der edeln Einfalt nicht so streng abgerechnet, als wir im Namen des modernen Geistes wünschen mögen, so schied und rechnete er um so schärfer und strenger im politischen Gebiet und hier haben wir sogleich eine gesunde Kraft, die ergänzend und entschädigend in eine Lücke tritt.

Es könnte sich fragen, was voranzustellen sei, seine Begeisterung und sein Wirken für nationale Einheit oder für verfassungsmäßige Freiheit und Menschenrecht, also, da es sich bei dem zweiten dieser Ziele um alte Kämpfe im einzelnen Staate handelt, das Allgemeine oder das Oertliche. In der That war Uhland eines der leuchtendsten Musterbilder des reinen Gleichgewichts der Liebe zum engern und zum weitern Vaterlande, des Sinns für das Besondere, den Theil, und für das Ganze, er war durch und durch Schwabe und durch und durch Deutscher. Der Zeit nach ging zunächst das Nationale voran; es ist kein Zweifel, daß das Leiden der Nation unter der Fremdherrschaft und die That ihrer Befreiung die politischen Kräfte in seinem Geist entzündet hat. Er gehörte mit seinem ganzen Gemüthsleben der Generation der Befreiungskriege an, der Frühlingswind jener Tage, das Rauschen und Klingen vom Rheine her: „der Herr verläßt die Seinen nicht, er macht so Heil'ges nicht zum Spott, Victoria! mit uns ist Gott!" dieser Odem weh't aus seinem Wesen,

seinen Liedern. Allein die Enttäuschungen nach dem blutig erkauften Siege werfen alsbald den Blick auf das Innere, den einzelnen Staat, auf die Frage der Freiheit, der Verfassung:

Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Dem bestimmten, positiven Zwecke, der Feststellung des Rechts im heimathlichen Lande wendet denn Uhland sein Interesse, die Anstrengung seiner besten Mannesjahre zu; die Verfassungskämpfe des einzelnen Landes führten zwar von allen Punkten hinüber zur größeren Aufgabe; unter dem Druck der Bundesbeschlüsse erkannte man klar genug, daß das Ziel dieses Ringens der Aufbau einer deutschen Gesammtverfassung sein müße; einen entscheidenden Schwung nahm diese Einsicht seit dem Jahr 1830, Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen" war der erste volle Ausdruck dieser Wendung zu der größeren, nationalen Frage; dennoch stand sie den Volksvertretern des einzelnen Staats nothwendig in zweiter Linie und erst das Jahr 1848 bringt den Ruf der Nation, für ihr Gesammtziel zu wirken. So ist denn Uhland vor Allem württembergischer Verfassungskämpfer; auf diesem bestimmten Boden dient er treu und aufrecht seiner Fahne; er opfert ihr, viermal in das Haus der Abgeordneten berufen, von 1819 bis 1838 das beste Theil der besten Kräfte seiner Mannesjahre im lauten Kampfe, wie im stillen Fleiß umständlicher, oft peinlicher Arbeit als Mitglied der Commissionen, erhebt seine energische Stimme für Denkfreiheit, für öffentliches, mündliches Recht,

für Trennung der Justiz von der Verwaltung, selbstständige Gemeinde-Verfassung, für jedes vernünftige Recht, um das wir so lange gerungen, bekämpft in den besondern Verhältnissen des Landes den Unfug des Schreibereiwesens, steht in der vordersten Reihe gegen jede Anmaßung der Regierung, tritt 1821 zum Schutze des mit schreiendem Unrecht verfolgten List auf, der Landtag 1833, der sogenannte vergebliche, wird aufgelöst infolge Uhlands entschlossener Adresse zum Schutze von Paul Pfizers Antrag gegen die Bundesbeschlüsse; er opfert der ernsten Pflicht ein kostbares Gut, das akademische Lehramt, den geliebten Wirkungskreis, um den er sich lange bemüht hatte, er opfert ihn, da ihm die Regierung bei seiner zweiten Wahl im Jahr 1833 den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert. Goethe hat diesen Schritt getadelt: „Volksvertreter gebe es mehr, einen zweiten Uhland für dieses Amt nicht;" allein der Conflict lautete ja nicht: wirken als Politiker oder als Lehrer, sondern: Zwang dulden oder der Regierung zeigen, was Männerwürde ist, was ein Mann ist, der es liebt, „frei einherzuschreiten und aufrecht, wie ihn Gott erschuf." Uhlands Wille konnte zum Eigensinn werden, hier sehe ich nicht Eigensinn, sondern Willen. Schwieriger ist die Frage, ob in jenem Kampf um die altwürttembergische Verfassung, der sich von 1815 bis 1819 hinzog, der zähe Schwabe nicht mehr Eigensinn, als richtigen Willen gezeigt habe. Uhland hat für das „alte, gute Recht" in Wort und Lied und jeder Form eifriger Regung mitgestritten von Anfang an, noch ehe er (1819) als Abgeordneter in die Kammer trat. Ich kann bei der Erwähnung dieses vielbesprochenen Haders nicht unterlassen, an die Beurtheilung der Verhandlungen unserer

damaligen Landstände zu erinnern, welche Hegel in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1817 erscheinen ließ und welche in seine gesammelten Werke aufgenommen ist. Obwohl Uhland mit keinem Worte genannt ist, so darf man doch bestimmt annehmen, daß Hegel hinter den Landständen einen so bedeutenden Verfechter ihres Widerstands recht besonders im Auge hatte, man kann die offiziellen Vertreter recht wohl in ihm zusammenfassen, also auch sagen, daß hier einer der interessantesten Gegensätze vor uns liege: Hegel contra Uhland! Beide gleich ernst und rein auf das Beste des Staats bedacht, im größten Unterschied doch beide gleich fest geschmiedete, gewichtige, substantielle Naturen.

König Friederich hat die alte württembergische Verfassung 1806 aufgehoben, 1815 gibt er dem vergrößerten Lande eine neue Verfassung, die allerdings vernünftiger, dem modernen Staatsbegriff entsprechender und in wesentlichen Stücken liberaler ist, als die alte. Diese hatte sich unzweifelhaft überlebt; sie gehörte der Zeit an, da das Land ein Reichslehen, noch kein Staat war, sie ruhte auf dem Prinzip eines Vertrags zwischen Fürst und Land als zweier Parteien, über denen als Richter, als Bürge, als Zwischen- und Obermacht der Kaiser stand. Ihr scheinbar bedeutendstes Recht war ein von ihr gewählter permanenter Ausschuß, der die Steuerkasse in Händen hatte. Allein dieß Recht war ebenso sehr eine Ruthe auf dem eigenen Rücken, denn der Ausschuß war ohne Controle, decretirte sich aus seiner „Truhe“ neben der Besoldung Belohnungen und Pensionen; er war ein Sitz des Nepotismus und der veralteten Willkür, eine geheime zweite souveräne Macht im Staate, nicht ein Organ der Freiheit, sondern ein

Dorn der Entzweiung zwischen Fürst und Land. Der König verkündet die neue Verfassung, beschwört sie in feierlicher Sitzung vor den berufenen Volksvertretern. Diese aber sagen: „nein! wir wollen die alte Verfassung, das alte gute Recht!“ und hinter ihnen erhebt das Land in unendlichen Adressen denselben Ruf, mit Ausnahme freilich der neuen Landestheile, welche namentlich die Landplage des Schreibereiwesens fürchten, denn diese stand allerdings im engsten Zusammenhang mit der alten Verfassung. Es beginnt nun jenes Zerren und Ziehen, Anknüpfen und Abbrechen von Unterhandlungen, welches fortdauert, bis mit der Regierung des neuen Königs Wilhelm, der 1816 den Thron bestiegen, unter der Wolke des Carlsbader Congresses, der aller Freiheit und Verfassung den Untergang droht, im Jahr 1819 ein Vergleich und die neue Constitution, nun freilich mit einer Adelskammer, welcher Uhland von Anfang an den lebhaftesten Widerspruch entgegengesetzt hatte, zu Stande kommt. Mit dem ganzen Gewichte seines strengen Begriffs vom Staate sucht nun Hegel die Vorstellungen zu zermalmen, auf denen der zähe Widerstand beruhte. Moderbegriffe nennt er sie, Begriffe aus einer andern Welt, einer andern Zeit, Begriffe von Menschen, welche die Jahre der Revolution, die Geburt des neuen, vernünftigen Staatsrechts, verschlafen haben; wir sehen, sagt er, den Kampf dieses vernünftigen Staatsrechts mit der Masse des positiven Rechts und der Privilegien, aber, verglichen mit Frankreich, in einem merkwürdigen Stellenwechsel: König und Regierung treten auf jene, die Landstände auf diese Seite; der Staat stehe hoch über dem Vertragsbegriff; er sei eine „ursprüngliche und substantielle Einheit“; Formalismus, Uebertragung von Prinzipien

des Privatrechts auf diese höhere Einheit sei es, wenn man vom Begriffe des Vertrags ausgehe, der auf der gleichen Unabhängigkeit und Gleichgültigkeit beider Theile beruhe; es sei verkehrt, das Landes- und Staats-Interesse einander gegenüberzustellen, es sei Advokaten-Eigensinn, auf diesen Abstractionen zu beharren.

Eigensinn war da, es ist kein Zweifel, ein rechter harter Schwaben-Eigensinn. Man wird gestehen müssen, daß es Fälle gibt, wo es vernünftig ist, anzunehmen, was Regierungen bieten, wären es auch solche, denen man nicht traut. Diesen Rath auf den gegebenen Fall anzuwenden hat aber seine Schwierigkeit, denn dießmal war das Mißtrauen ein unbegrenztes und als solches nur zu sehr gerechtfertigt. Der Eigensinn hatte zunächst darin seinen Grund und war also doch nicht bloßer Eigensinn. Hegel im Eifer seines Dringens auf „die Natur der Sache an sich," auf das „Substantielle, an sich Vernünftige," vergißt hier und sonst, daß es darauf ankommt, wer die Leute sind, die den Staat bilden, die auf den Thronen sitzen und regieren. Die Personen sind ihm das „Zufällige" und daß er das sogenannt Zufällige obenhin als das Gleichgültige und Schlechte überspringt, dieß ist ja überhaupt ein wesentlicher Mangel seines Systems. Ueber die „Landesbeschwerden," welche die Stände sammelten und der Regierung vorlegten, geht er mit der Leichtigkeit eines Parteimanns hinweg. Wer war der König, der dieses Geschenk seinem Volke bot? Er hatte nicht nur die alte Verfassung aufgehoben; eine solche Handlung läßt sich vergessen, wenn eine Regierung, deren Sünden ein gewisses Maß nicht übersteigen, die veränderte Zeit begreift und in den Weg des

Rechts wieder einlenkt; nein! das Herz zieht sich in einem Krampfe des Grimms zusammen, wenn man seiner Thaten gedenkt. Ich habe eine Erinnerung aus meinen Knabenjahren; ich hörte von einer Rede, die ein Abgeordneter in jener Zeit über das unsägliche Leiden hielt, das der Wildstand und die Jagden über das Volk gebracht: die Saaten, die Reben von Hirsch und Eber abgeweidet, der ausgesogene Bauer, dem Waffe und Schuß verboten war, in kalten Nächten sich vergeblich plagend, das Wild durch angezündete Feuer abzuhalten, zu den großen Jagden schaarenweis als Treiber aufgeboten, als hungernder Sklave wochenlang, während ihm der dürftige Kittel in Schnee und Regen auf dem Leib verfaulte, von seiner Hütte fern, — Schauer übergossen mich, als dieß Bild des Jammers, das ich kannte, das aber so eindringlich nie an mich gekommen war, sich vor mir aufrollte. Unerschwinglicher Steuerdruck, unerträgliche Censur, Gewaltthat über Gewaltthat, jede Mißhandlung der Menschenwürde, die nur ein orientalischer Despot verüben kann, Vergeudung des Bluts der Unterthanen für den Feind des Vaterlands, der sie in die Eisfelder Rußlands schleppt, wo sie zu Tausenden hinsinken, geheimes, verrätherisches Festhalten an diesem Bund auch nach der Schlacht von Leipzig: das war die fürstliche Macht, der man trauen sollte. Es war zu spät, zu spät!

Dieß war denn für den Eigensinn des Ablehnens ein Grund von zeitweiser Geltung; allein er verband sich mit einem prinzipiellen. Man braucht heutigen Tags mit Niemand mehr darüber zu streiten, daß der höhere Staatsbegriff, wie ihn Hegel aufstellt, den Begriff des Vertrags zwischen Fürst und Volk nicht ausschließt. Wohl ist der Staat in

seiner Wurzel etwas Anderes, ist unendlich mehr, als ein bloßer Rechtsvertrag, als eine formelle Vereinbarung von Individuen, Gruppen, die sich leidlich auf Einem Boden mit einander behelfen, er ist eine Vernunftnothwendigkeit, ruhend auf einem Naturbande innerer Einheit des Bluts und der Sprache; allein über diesem festen Grunde schwankt die Woge des Zufalls, der es bringt, daß wir nie wissen können, ob die Menschen dieser innern Vernunft- und Natur-Einheit treu oder untreu sind, ob sie das Allgemeine oder nur das Ihrige wollen, daher bezweifelt jetzt keine freigesinnte Seele mehr, daß die Forderung des Vertrags besteht trotz der ungeläugneten Basis, worauf der Staat als ungetrenntes Ganzes ruht; die Basis ist das verhüllt zu Grund liegende Elementarische; was am Tage des Bewußtseins liegt, will klare Form und dieß ist der Rechtsvertrag. Mit ihrer ganzen Stärke erhebt sich diese Forderung im monarchischen Staat. Hegel vergaß über dem reinen Begriffe des Staatswillens, daß der Ursprung seines monarchischen Organs in der Aristokratie liegt; der Monarch ist die Spitze des Adels, das Volk steht ihm mit der gegründeten Voraussetzung gegenüber, daß das mystische Vorurtheil des Standes, als sei er eine Art höherer Menschheit, als bestehe er aus Wesen einer bevorzugten Gattung, sich in dieser Spitze concentrire, und findet den Beweis für diese Voraussetzung in dem priesterlichen Sigel des Titels „von Gottes Gnaden.“ Ist der Fürst von Gottes Gnaden, so erscheint auch das Vernünftige, das er dem Volke bringt, als Ausfluß dieser Gnade, die er natürlich doch als seine, des einzelnen Menschen, persönliche Gnade behauptet. Hier sind wir nun eben unmittelbar wieder bei Uhland angekommen —

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag gibt ihm Bestand.

Diese Liedesworte allein schon reichen auch hin, uns zu überzeugen, daß für Uhland Recht und Vertrag nicht der hohle, formalistische Begriff ist, wie Hegel ihn bekämpft. Ihm ist das Recht ein Gefülltes, Naturvolles, ihm ist es identisch mit dem lebendigen Person-Sein an sich, mit dem Mann-Sein, mit der Würde des Manns als eines Glieds seines Volkes, ihm sind im Gegentheil Begriffe von wesentlichen Staatseinrichtungen, so vernünftig sie sein mögen, sobald sie ein Herabreichen von oben, von der monarchischen Spitze des Adels, wo keine Bürgschaft gegen Willkür ist, in sich schließen, hohle Abstractionen. Der König Friedrich hatte das Einkammersystem gewollt, dagegen setzte sich allerdings mit den

Volksabgeordneten auch der auf seine Vorrechte bedachte Adel. Dieses augenblickliche unwillkommene Zusammentreffen konnte Uhland nicht abhalten, bei seiner Ueberzeugung zu bleiben, die ein für allemal im Prinzip gegen den Adel ging und die er, als König Wilhelm eine Verfassung mit einer Adelskammer bot, in dem feurigen Flugblatt aussprach, dessen Hauptinhalt die Nekrologe wieder in Erinnerung gebracht haben. Trotzdem läßt sich die Fortsetzung des Widerstands nach dem Regierungsantritt König Wilhelms nicht ebenso vertheidigen, wie die Renitenz unter König Friedrich. Was eine neue, noch intakte Regierung bot, konnte angenommen werden, ohne daß man länger über den Fortbestand des alten Rechtsvertrages stritt; der erste der oben genannten Gründe, das absolute Mißtrauen, war ja weggefallen. Hier war doch wohl wirklicher, ungerechtfertigter Eigensinn und er bestrafte sich dadurch, daß die Zeitumstände drängten, über Hals und Kopf doch eine Verfassung anzunehmen, die weniger Zugeständnisse enthielt, als die ursprünglich gebotene. Freilich wirkte darin die Abneigung gegen das Organ nach, dessen sich der neue wie der alte König bediente. Dieß war der Minister Wangenheim, ein genialer Mann, der aber durch den phantastischen Kram Schellingisch-Eschenmayerischer Ideen, womit er seine Staatstheorieen schematisirend verbrämte, durch den Kavalierston, womit er vor die Stände trat und als Ausländer auf altgeachtete württembergische Namen spottete, sich und seiner Sache die Abneigung Aller, am meisten des nüchternen und gründlich schwäbischen Uhland zuzog. Ihm gilt bekanntlich das „Gespräch," ihm das „Hausrecht," ihm, seiner naturphilosophischen Mystik der „Schwindelhaber" (Liebert, der Verfasser der gediegenen kleinen

Schrift über Uhland, offenbar niederdeutsch „Hafer" zu schreiben gewöhnt, versteht unter Schwindelhaber komischer Weise Menschen, die Schwindel haben; es ist kranker Haber, der Schwindel und Dippel, d. h. Taumel macht, und darunter sind die modernromantischen Ideen Wangenheims verstanden). Er war es denn auch, der, nachdem er hierin seine Ansicht gewechselt hatte, in die Verfassung, die König Wilhelm bot, das Zweikammersystem brachte. *

Gegen den Adel hat Uhland meines Erinnerns auch in Frankfurt gestimmt. Es mag in unserer Zeit noch als seltsamer Idealismus erscheinen, wenn man sich einfach logisch sagt: Adel gibt es nicht, denn wenn man Alles abzieht, was Bürgerliche auch haben können: großen Grundbesitz, verdiente Ahnen, Würden, Vorrechte, so bleibt nichts übrig, als die aus der Kindheit des Völkerlebens herübergenommene Fiction einer zweiten, höheren Menschengattung und auf diesen Mythus läßt sich dauernd keine politische Einrichtung gründen, was man übrigens für ihre Zweckmäßigkeit vorbringen mag. Der Adel besteht, die Fiction, verflochten mit großem Grundbesitz u. s. w., läßt sich natürlich nicht wegdekretiren; darauf ruhen Institutionen, die praktisches Gewicht haben, aber wie manche Einsicht schien Jahrhunderte lang unpraktisch, bis die Zeit kam, wo man lächelnd sich wunderte, wie lang die Täuschung habe bestehen können!

* Die preußischen Jahrbücher Januar 1863 haben über Wangenheim einen Aufsatz von Heinrich v. Treitschke gebracht, der diese Hergänge etwas ausführlicher berichtet. Sein späteres Wirken als Bundestagsgesandter wird noch eingänglicher geschildert, aber ganz von preußischem Parteistandpunkte beurtheilt.

Uhlands inhaltsvoller Rechtsbegriff führt weiter, führt auf eine Idee des Staats überhaupt, welche grundwesentlich jener gegenübersteht, auf welcher Hegels herber Tadel ruht. Hegel baut seinen Staat von oben, von der Regierung, bei welcher er die wahre Vernunft heimisch glaubt, nach unten, Uhland baut ihn von unten nach oben; dort ein Zusammengreifen von der Kuppel aus, hier ein Auswölben aus dem Willen freier verbündeter Männer. Im „Gespräch" sagt der Gegenredner:

Der ächte Geist schwingt sich empor
Und rafft die Zeit sich nach —

der Dichter antwortet:

Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

Es bedarf keines scharfen Auges, um zu erkennen, daß diese Anschauung auf die Republik weist. Uhlands Liebe für die Schweiz ist bekannt, Wilhelm Tell war eine seiner Lieblingsgestalten, ihre Staatseinrichtung, der Organismus auf der Grundlage der freien Gemeinde, der Staat ein Bund von Bünden freier Körper, dieß war sein Ideal. Dennoch irrt man sich sehr, wenn man darum glaubt, ihn so schlechthin als „Demokraten" bezeichnen zu dürfen. Mit dem Worte Demokrat verbindet sich in unserer Zeit, nicht immer, nicht nothwendig, aber auf Grund vieler Erfahrungen leicht und gern der Begriff eines Idealisten, der die Wirklichkeit verkennt und das Gesetz nicht achtet, der also, statt die gegebenen, positiven Verhältnisse mit praktischem Schlüssel

anzufassen, auf die Revolution spekulirt, mit deren Erfolge, wenn sie einen Zustand bewirkte, der die Willkür fesselt, er selbst zuallererst unzufrieden wäre; es verbindet sich damit ebenso erfahrungsgemäß der Begriff eines centrifugalen Denkens, welchem über dem Jagen nach einem kosmopolitischen Freiheitsideal das Gefühl des Vaterlands und seiner Ehre entschwindet, die wir wahren müssen, auch ehe wir geeinigt sind. In diesem Sinne war denn Uhland nichts weniger, als ein Demokrat; strenge Gesetzlichkeit war sein Wesen, Haß aller Willkür, Haß des chaotischen Geschreis, der wirren Phrase großmauliger Volksschmeichler, Verachtung ehrloser Selbstwegwerfung vor dem Ausland war seiner Natur so wesentlich, als Haß und Verachtung aller Unfreiheit, und wenn sein Rechtsbegriff in der tiefsten Wurzel gefaßt zur Republik führte, so achtete er nicht minder das geschichtlich begründete Recht und war im gegebenen monarchischen Staat einfach ein gewissenhafter, wahrer Constitutioneller. Ja mit seinem Sinn für das gediegene, bewährte Alte fühlte er tief und schön das Ehrwürdige im langverjährten geschichtlichen Bande zwischen Fürst und Volk. Diese Achtung des Bestehenden lag gerade in seinem Kampfe für die altwürttembergische Verfassung entschieden genug ausgesprochen, über den wir nun das Urtheil abschließen können. Es war eigentlich nicht die alte Verfassung mit ihrem empirischen Material, um welche er und die Abgeordneten des Landes rechteten. Man erkannte im Laufe des Streits mehr und mehr ihre Mängel. Die richtige Formel wäre gewesen: die Regierung soll im Prinzip anerkennen, daß sie einen, von ihr umgestoßenen, alten Rechtsvertrag mit dem Volk erneuert, über die einzelnen

Bestimmungen desselben soll unterhandelt werden. Die Regierung ließ sich über ihre Verfassung in Unterhandlungen ein, warum nicht in Unterhandlungen über die alte Verfassung auf Grund ihres Prinzips, des Rechtsvertrags? Hegel selbst sagt, die Wahl habe so gelegen: entweder die königliche Verfassung mit wesentlichen Modificationen, oder die alte Landesverfassung mit demselben Zugeständniß; er setzt hinzu, hier habe das Sprüchwort gegolten: der Gescheutste gibt nach. Warum, wenn er doch die Regierung für den Gescheutsten hält, ruft er es nicht ihr, sondern den Ständen zu, bei denen es sich noch um Anderes handelte, als um Gescheutheit, nämlich um eine Pflicht gegen das Land und sein geschichtliches Recht? — Dieß wollte ich gegen Hegels Kritik noch nachtragen; das Beharren auf dem Widerstand unter der neuen Regierung soll jedoch auch hiedurch nicht gerechtfertigt werden, nur entschuldigt wird es durch die Abneigung gegen den genannten Minister.

Das Jahr 1848 beruft Uhland zum größeren Wirken, der Vertreter des kleinen Einzelstaates wird Vertreter der Nation, der Traum seiner Jugend von einem einzigen und großen Deutschland scheint Wahrheit zu werden. Die Hoffnung täuscht, die mächtige Bewegung scheitert an der Unmöglichkeit, eine Form für die Einheit zu finden; — wie mancherlei Ursachen zu diesem Scheitern mitgewirkt haben, diese war ja doch die einzig entscheidende. Uhlands Stellung und Wirken auf diesem größeren Schauplatz ist noch neu im Gedächtniß; nur auf zwei Momente soll hier eingegangen werden. Zuerst auf sein Verhalten zur Frage von der Centralgewalt. Daß er durchaus föderativ und großdeutsch gesinnt war, dieß folgt mit solcher Klarheit aus seiner Grundanschauung vom Staat

als einem freien Bunde freier Glieder, daß jeder Nachweis überflüssig wäre. So kam er auf die Idee eines aus Wahl der Nationalvertreter hervorgehenden periodischen Reichsoberhaupts. Vom Erbkaiserprojecte stieß ihn nicht nur die Bevorzugung des einzelnen Staats, dem man diese Würde zuwenden wollte, und die Beiseitsetzung Oesterreichs ab, ihn widerte auch hier — die Worte jener am 22. Januar 1849 gehaltenen Rede sagen es deutlich — das Aristokratische an. Sein innerstes Denken und Auffassen bezeichnet der Ausspruch: „die Wurzel unserer politischen Neugestaltung ist eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor.“ Dieß könnte an sich immer noch bloß auf die Form der Wahl bezogen und als Uhlands Meinung angenommen werden, daß sie allerdings auf einen Fürsten fallen müsse, allein dießmal ging er weiter, sehr weit. Er hatte, gesteht er, der Kraft des Nationalaufschwungs vertraut, daß selbst einem bürgerlichen Manne, den die Wahl über Fürsten und ihre Hausmacht setzte, das gesammte deutsche Volk eine Hausmacht würde. Dieß war ein Traum, wenn man will: eine Phantasie, ein Stück Romantik. Wer sich keiner Sünde bewußt ist, mag einen Stein dagegen aufheben; Romantik war das Erbkaiserproject ebensogut, nur Romantik mit großer Verstandeseinbildung versetzt. Wir haben Alle keinen Rath gewußt und wissen jetzt noch keinen, Uhlands Meinung war eine Meinung genau so gut und so unpraktisch wie andere Meinungen auch. Während er mit sichtbarer Anstrengung des nicht klangvollen Organes sprach, sagte achselzuckend ein weiser Herr vom erbkaiserlichen Lager: „wie sich der alte Mann abquält.“ In diesem Lager hat man sich noch ganz anders abgequält

und nichts zu Stande gebracht. — Und nun noch ein Wort über Uhlands Verhalten am Ende. Den Beschluß der Uebersiedlung nach Stuttgart, gefaßt von dem Reste der Reichsversammlung, der nach dem Austritt so vieler Mitglieder noch übrig blieb, hielt und erklärte er für verderblich. Es war ein Verzweiflungsentschluß, es mit der Revolution zu versuchen. Mag man über Revolution denken wie man will, es bedurfte nur geringer politischer Spürkraft, um zu erkennen, daß der Versuch vergeblich sein mußte, daß der badische Aufstand, dem man Württemberg zuführen wollte, die Mehrheit der Nation, geschweige die stehenden Heere, gegen sich hatte, daß er im Beginn schon verloren war. Ein Losbruch in Stuttgart mußte einigen hundert Bürgern das Leben kosten ohne jede Frucht für Deutschland; ja ihr Blut wäre nur noch weiteres Oel in das Feuer der Reaction gewesen. Das Parlament war hin, als es den Waffenstillstand von Malmö bestätigt hatte; der Tag jenes Beschlusses war der Tag seines moralischen Todes. Es hatte der Regierung, die es an die Spitze Deutschlands stellen wollte, einen Verrath der deutschen Sache hingesehen, um sie für jenen Zweck zu gewinnen, es hatte hiedurch sein Lebensprinzip getödtet. Hätte es ihn verworfen, so hätte es freilich die Erfahrung gemacht, daß die Wogen der Volkserhebung bereits im Ebben waren; das Volk wollte durch Aufruhr die Sünde gut machen, nicht das Volk, nein, nur ein Häuflein aufgeregter Jugend: er wurde am 18. September 1848 niedergeschlagen; dieser Sieg des stehenden Heeres bewies offenbar, daß auch das Parlament hätte gesprengt werden können, ohne daß die Nation das Werk von vorn aufgenommen hätte, allein dieß wäre doch ein ehrenvoller Tod

gewesen. — Uhland folgte seiner widersprechenden Ueberzeugung zum Trotz dem Reste nach Stuttgart, einfach darum, weil er sich nicht berechtigt hielt, sein Mandat wegzulegen, ehe es factisch unmöglich geworden, von demselben Gebrauch zu machen, darum, weil Austritt das Leichtere, Bleiben das Schwerere war. Denn Uhland wußte, daß er nun in der Opposition sein und mit den Wenigen, die seine Stellung theilten, gegen die aufgeregte Mehrheit einen schweren Stand haben werde. Es war eben nicht sehr behaglich damals, die Stimme der Vernunft gegen die Reichsregentschaft, ihre Volksbewaffnungs- und Creditanträge zu erheben. Als das württembergische Ministerium beschloß, weitere Sitzungen mit Gewalt zu hindern, begriff Uhland so gut wie jeder gerechte Mann den wirklich tragischen Conflict, worin es sich befand. Der Bewegung, woraus es selbst hervorgegangen, mußte es mit Gewaltmitteln ein Ende bereiten. Es mußte; hier war keine Wahl. Von dem Tag an, da das Rumpfparlament in Stuttgart tagte, zuckte der Finger der Revolutionslust von Minute zu Minute an dem „Draht," an dem sie nur ziehen zu dürfen meinte, um das Land in Waffen nach Stuttgart zu rufen und aus der schwäbischen Hauptstadt den Herd einer neuen Nationalerhebung zu machen. Gekommen wären einige Züge von Bürgerwehren, einige Schüsse wären gefallen, der Philister, längst auf den Tod verstimmt von wüsten Schreiern und Katzenmusikern, hätte die Hausthüren geschlossen und das Militär, selbst unterstützt von einem guten Theile der Stuttgarter Bürgerwehr, hätte mit Kartätschen drein geschossen. Dieß Blut durften unsere Märzminister ein für allemal nicht auf ihr Gewissen nehmen. Es fehlte nur noch das bekannte

herausfordernde Wort Schoders in der württembergischen Ständeversammlung und der Entschluß mußte gefaßt sein. Uhland aber, der denselben sicherlich gebilligt hat, ging dennoch im Zuge mit zum letzten Versuch einer Sitzung; warum? Aus demselben Grunde, aus dem er nach Stuttgart mitgegangen. Er hatte sein Mandat, die Sitzung war beschlossen, wie vorher die Verlegung, er mußte alle Gerechtigkeit erfüllen. Und wirklich, nachdem die Dinge lagen, wie sie lagen, haben die letzten Männer des Parlaments besser gethan, es dahin zu führen, daß sie constatiren konnten: wir weichen nur der Gewalt. Einfach weglaufen wäre ein unwürdiges Ende gewesen, dieß war immer noch ein Ende mit Ehren, das als markirtes Punctum, als männliche Schlußentscheidung dem Gedächtniß der Menschen sich eingeschrieben hat; befanden sich die Minister in einem tragischen Conflicte, so war die Sachlage nicht minder tragisch für den andern Theil: die Mitglieder des Parlaments konnten, wenn sie nicht als Feige dastehen wollten, so wenig rückwärts, als die Minister unschlüssig und unthätig bleiben durften.* Ich meines Theils

* Es bedarf, hoffe ich, keiner Versicherung, daß ich nicht aus Eitelkeit hier ein Wort über mein Verhalten anknüpfe, daß es vielmehr nur geschieht, um unwahren Beschuldigungen zuvorzukommen. Ich war entschlossen, wie Uhland mit dem Zuge zu gehen, wiewohl ich mit ihm in der Opposition war. Die Sitzung war aber auf eine spätere Stunde angesagt und ich erfuhr vom früheren Aufbruch nichts. Der Versammlung, die unmittelbar darauf im Gasthofe Marquardt Statt fand, habe ich beigewohnt, habe sie verlassen, weil es mir gewissenlos schien, durch dieses Tagen in der Nähe der rings in den Straßen lärmenden, wild aufgeregten, vom Militär bedrohten Menge völlig nutzloses Blutvergießen herbeizuführen, bin aber wieder eingetreten, weil ich bedachte, daß auch unsern Personen Gefahr drohte und daher Wegbleiben als Feigheit erscheinen könnte.

geſtehe, daß ich, wenn ich mich in zwei Perſonen hätte trennen können, wenn ich im Zuge gegangen und zugleich Miniſter geweſen wäre, gegen mich ſelbſt, als im Zuge Befindlichen, das Militär aufgeboten hätte, ſo gewiß, als ich mit den piemonteſiſchen Truppen gegen Garibaldi geſchoſſen haben würde, als er, der edelſte aller blinden Demokraten, für die gute Sache Italiens zu einer Zeit losſchlug, wo ein Kind begreifen konnte, daß nichts ging und daß er im vollen Zuge war, dem edeln Befreier Italiens Gelegenheit zu geben, daß er auf's Neue als Retter der Geſellſchaft auftrete. Daß es dann bei der Sprengung etwas gröber zuging, als die Miniſter wollten, dieß gehört eben zu dem Unberechenbaren, was nie ausbleibt, wenn die Gewalt einſchreitet. Das Protokoll der Verſammlung im Gaſthofe Marquardt enthält die Ausſage mehrerer Abgeordneter, daß ſie aus den Reihen der Reiterei, die von der Seitenſtraße einſchwenkte, den Ruf: haut ein! vernommen haben. Commandirt war nur, im Schritt vorzurücken; möglich, daß einige Reiter in ihrer Aufregung (denn das Militär war durch die Wühlereien und jahrelangen Verhöhnungen erbost) die Worte riefen und die Säbel ſchwenkten, eingehauen hat keiner, weil keiner durfte. In dunkler Erinnerung iſt mir, daß folgende Aeußerung eines damals betheiligten Offiziers erzählt wurde, der nicht mehr unter den Lebenden iſt: er habe eben einhauen wollen, da habe er unter ſeiner Klinge ein kahles Haupt mit weißen Locken geſehen und die Waffe zurückgehalten; dieß ſei Uhlands Haupt geweſen. Wenn der Offizier ſo etwas geſagt hat, ſo kann es nur geheißen haben: er hätte eben Luſt zum Einhauen gehabt u. ſ. w. Beim Einſchwenken gab es natürlich einige Püffe, Uhland

wurde zur Seite gestoßen und der Hut fiel ihm vom Kopfe, dieß wird sicherlich Alles sein.

Der Kranz der Bürgertugend blieb unangetastet auf diesem Haupte. Die Zweckwidrigkeit dessen, was beschlossen wurde, mißbilligend, blieb er doch dem Rufe der Nation treu und fest bis zum letzten Augenblick. Die Gestalt des treuen Kämpfers für das Recht des Bürgers und der Nation steht ungebrochen mit aufrechtem Nacken vor der Erinnerung aller künftigen Geschlechter. Auch die Fluthen des Rückschritts, der nun hereinbrach, haben Muth, Hoffnung, Heiterkeit des Mannes, der sich nun wieder in die Stille seiner Studien zurückzog, nicht erschüttern können.

Die letzte, schwere Täuschung brachte ihm der Sommer 1859. Er glühte wie irgend Einer von uns für rasches Handeln der deutschen Nation, denn er erkannte so deutlich wie Jeder von uns, daß die Frage nicht sei: österreichisches System oder italienische Freiheit, sondern: Bedrohung des abermals erniedrigten Deutschlands durch das europäische Uebergewicht eines siegreichen Frankreichs oder Erstarken in einem Kampfe, der uns später noch uneiniger treffen muß. Verzweifelt ist er dennoch nicht, als auch diese Schicksalsstunde unbenützt verrann.

Und der starke, feste, ungebeugte, in seinem ganzen Wesen streng gemessene Mann war so gelinde, so zart, so bescheiden, wohlthätig im Verborgnen! Das Strenge und das Milde so schön gemischt! Ja, es war ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch, es war Einer von denen, bei welchen es richtig bestellt ist unter dem Brusttuch. Es gibt nicht eben viele solche ganze Menschen; im Dunkel der Namenlosigkeit

eher; es ist nicht so schwer, ein gerades, wohlgemessenes Leben durchführen, wenn man nicht heraustritt. Er ist aber herausgetreten auf den Kampfplatz der Politik und, offner noch vor dem Auge der Völker, in die Halle der Poesie.

Es ist hohe Zeit, daß wir zu Uhland dem Dichter übergehen. Als wir uns zu Uhland dem Politiker wandten, nahmen wir den Uebergang durch den Satz, daß überall, wo man in seinem Geist eine Lücke fühle, von anderer Seite her alsbald eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend in die Linie trete. Wir hatten im idealen Gebiet eine gewisse Schärfe der Verneinung vermißt, wir fanden sie zur vollen Genüge im realen. Natürlich dürfen wir nun unsern Satz nicht in abstracter Weise so anwenden, daß wir in Uhland dem Dichter einen Ersatz suchten für die Kräfte, die wir in dem Menschen und wiederum etwa im politischen Kämpfer unzulänglich entwickelt gefunden, oder umgekehrt. Uhland ist Dichter vor Allem, als Dichter der Liebling der Nation, als Dichter unsterblich. Sein menschliches und praktisches Wesen und Leben liegt nicht etwa in einem Schubfach neben seinem Dichterleben, so daß wir uns zu besinnen hätten, was aus dem einen etwa hinübergelegt in das andere eine leere Stelle ausfüllen könnte: die Poesie ist die Blume seines Daseins und alles Andere, seines selbstständigen Werths unbeschadet, die Wurzel. Das etwa kann man sagen, daß man bei politischen Ideen, wie die eines bürgerlichen Wahl-Regenten für Deutschland, dem romantischen Politiker den Dichter zu gute schreiben müsse. Innerhalb der Poesie selbst werden wir uns, wo wir einen Mangel finden, vor Allem darnach umzusehen haben, ob nicht eine andere, ebenfalls poetische Kraft uns entschädigt, dann

aber allerdings auch nach dem Charakter, denn welche Persönlichkeit da hindurchblickt, wo der poetische Puls matter schlägt, das ist bei aller Dichtung eine wichtige Frage.

Uhlands Poesie ruht auf einer Grundlage gesunder, herber Nüchternheit. Nicht erst in der gemessenen Klarheit der Form ist diese zu suchen, man fühlt sie in dem spezifischen Duft, in der besonderen Blume durch, die in jeder ächten Dichtung das Geheimniß der Persönlichkeit herausfühlen läßt wie in jedem ächten Weine den Erdboden, in dem er gewachsen. Es ist ein Geruch wie der des dampfenden frischgepflügten guten Ackers in der Morgensonne. Man mag vom Bilde des Ackers auch auf das Bild des Brodes kommen und sagen, man schmecke etwas heraus wie kernhaftes Roggenbrod. Damit soll unserem Dichter ein sehr hohes Prädicat gegeben sein. Der Gegensatz des Roggenbrods wäre hier Bisquit. Es ist so gemeint, wie Goethe es meint, wenn er will, daß der Mensch — es gilt wahrlich ebenso dem Dichter — mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde stehe, auf daß nicht Wolken und Winde mit ihm spielen, wenn nirgends mehr haften die unsichern Sohlen. Nüchternheit, schöne kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene volksmäßige Einfachheit ist es, was in dieser specifischen Witterung von Uhlands Poesie uns entgegenkommt. Dieß hat ihn geschützt, daß er nicht den übrigen Romantikern gleich wurde, als er in seiner Jugend ihr Panier entfaltet sah und ihm huldigte, geschützt, daß er nicht Belladonna für Weintraube, Phantasiren für Phantasie, nicht das Geisterhafte für den Geist, nicht die Ironie, die ihr Feuerwerk auf dem Wasser

verknallen läßt und lächelnd ruft: seht mich großen Feuerwerker! für Humor nahm und gab. Die Gefahr ist da gewesen: ein Zeugniß ist mir das Fragment Fortunat, das ich nicht loben kann, wie Andere. Ich glaube, Uhland habe die Dichtung liegen lassen im richtigen Gefühl, daß sie seiner nicht würdig sei; ich glaube, daß der Geist ihn warnte, auf dem Wege Tiecks fortzugehen. Dieses Fragment ist eine Perle, wenn man die Kunstform vom Gehalte trennt, eine sehr bedenkliche Erscheinung, wenn man sie, wie billig, nicht trennt. Die Ariostische Manier des Springens ist an sich üppig, kitzlich, Geflunker und Geflacker; die stete Unruhe spricht aber zugleich aus, daß nichts ernst genommen werde. Dieß hätte seine guten Wege, wenn nicht lächelnd hinweggesprungen würde über Solches, was Ernst fordert. Roberto's Tod will Mitleid, der zwei Witwen rasches Zugreifen nach jungen Männern als Spaß zu behandeln stände einem Crebillon und Wieland, stand aber nicht einem Uhland an. Die ganze Manier der Ironie des Epischen im Epischen mag am Platze sein bei kleinen, heiteren, novellenhaften Stoffen, wie P. Heyse's anmuthiger „Braut von Cypern," bei jedem Versuche, sie zu einem Weltbild auszudehnen, erscheint sie als keltisch-romanische Verblasung des Lebensgehalts. Wohl war es nicht Uhlands innerer Geistes-Compaß allein, der ihn vom Abweg rasch zurückführte und zum Haupt einer zweiten, gesunden Gruppe in der romantischen Schule erhob: ihn trug und führte auch die gute, richtig gemischte Luft seines Landes; der Schwabe trägt die Kritik gegen schöngeistige Lügengaukelei im natürlichen Nerv, gegen Schaumtorten des wirren Traumspiels im Magen von Haus aus mit sich. Justinus Kerner, Mörike waren noch stärker

gepackt vom Magnetismus der mondbeglänzten Zaubernacht, vom Mohnschwindel der „heiligen Nacht“; aber der gläubige Magnetiseur schwebte doch gleichzeitig mit gesundem Humor über dem betäubenden Elemente, das rein Menschliche, Freie, Helle, brach immer wieder durch und Mörike spielt wohl gern mit Geistern und Wundern des Mährchens, aber seine besten Lieder, die ganze Gebirge der modernen Lyrik niederwerfen, sind rein empfundene Momente der Lebenswahrheit; Karl Mayer blieb in seiner bescheidenen Sphäre sanfter Gefühlsaccorde ganz frei. Noch eine andere, stärkere Strömung trat hinzu: es war die Luft der Zeit, die Bergluft der Befreiungskriege, die Uhland oben hielt. Die Norddeutschen M. Arndt, Max von Schenkendorf, Wilh. Müller sind durch diesen belebenden, reinigenden Sturm der Zeit aus dem Kreise der kranken Romantik an Uhlands Seite gehoben; Joseph von Eichendorff ist von ihm angefaßt, schwankt aber zwischen Gemüthsfreiheit und unfrei katholisch gebundenem Sinn. Die ganze Gruppe sondert sich ferner auch dadurch von ihrer Umgebung ab, daß sie mit vollen Zügen aus der rechten Quelle, der Goethe'schen Lyrik, reine Nahrung schöpft. Bei Uhland ist dieß Moment von besonderer Wichtigkeit; daß es nicht Nachahmung, daß es freie Hingabe ist, bedarf keines Wortes. Endlich war es auch die Wissenschaft, welche ihn oben hielt: die Welt des Mittelalters, obwohl die Forschung in ihren Fundgruben ihm großentheils den poetischen Apparat gab, wurde ihm eben durch die Forschung zu sehr Gegenstand, um ihn unfrei zu bannen.

Doch es ist wahr, was von einer Grundlage gesunder Nüchternheit gesagt ist, soll auch einen Mangel ausdrücken.

Alles hat ja zwei Seiten und es ist kindisch, schlechthin zu loben oder zu tadeln. Man hat bei Uhlands Poesie ein Gefühl wie von einem spröden Metallkorn, das schwer in's Klingen gebracht wird. Ich muß den Ausdruck „ungeschüttelt, ungelockert" wieder aufnehmen. Es ist eine schwere Glocke, die nicht leicht anschlägt; ist sie aber erst im Schwung, so ertönt runder, voller Glockenklang. Uhland hat nichts Blitzendes, er beleuchtet stet, ruhig. Denkt man an Farben, so führt er wenig Roth, meist Blau; an eine Quelle, so führt er wenig Salz specifischer Mischung, ist reines, krystallhelles Wasser. Versteht man unter geistreich etwas Springendes, so wird man ihn lieber geistvoll nennen. Doch nicht, als ob er, wenn sein Metall im Schwingen und Klingen ist, immer im schweren Ernste sich bewegte; nein, er kann auch graziös, schalkhaft, leicht, schwebend sein, — man denke nur, um vom stärker Humoristischen hier noch nicht zu reden, unter reichen andern Beispielen an das holde Gedicht: Merlin der Wilde! Ich erinnere mich des Tages wohl noch, als er die köstliche Speise frisch aus dem Ofen in den Hörsaal brachte und uns vortrug! In den Stunden, wo der Puls seines Talents voll und ganz schlug, hat er Vollendetes, Absolutes geschaffen. Es ist ungerecht, wenn man in seiner Beurtheilung vom eng Gemüthlichen ausgeht; das mag man nachschicken, nachdem man gesagt hat: Uhlands gelungenste Dichtungen stehen im Mittelpunkte des Schönen, sind ewig, werden auf Menschenlippen mit Entzücken treten, so lange Menschenherzen schlagen. Ich greife recht mit Absicht eine ganz kleine Perle heraus, nur eine Strophe: „O brich nicht Steg, du zitterst sehr" — — —; so lang es auf der Welt noch eine bange Erwartung der Liebe gibt, so lang noch ein

Liebender mit klopfendem Puls in die Arme der Geliebten eilt, er wird im Innern sprechen: der hat's gewußt, der hat's gesagt, der hat mir's vor der Zunge weggenommen.

Allerdings nicht immer schlägt die Ader voll und ungehemmt, nicht immer springt aus dem Stoff, den Uhland angreift, der weithin leuchtende Geistesfunke. Da und dort begegnet uns Gewürzloseres, Matteres, allzu Einfaches. Hier aber ist es, wo unser Satz von den ergänzenden, in die Lücke tretenden Kräften uns wieder zu gute kommt. Das Genie ist in gar manchen Größen und Mischungen der Gabe unter die Menschen vertheilt. Es gibt ein lückenhaftes Genie, einen unterbrochnen Puls; da fragt sich dann, was zum Vorschein kommt, wo der Dichter keinen oder nur kühlen Besuch des Genius empfangen hat und doch dichtet. Nichts Anderes natürlich, als seine anderweitige menschliche Natur. Wo Schiller nicht ganz Dichter ist, da ist er immer noch der große, feurige Rhetor, der Herold universaler Gedanken; wo Heine es nicht ist, da ist er das gemeine, blasirte Subjekt, da fühlt sich die reizende Nachlässigkeit seiner Form als aufdringliche Liederlichkeit, wo aber Uhland nicht mit voller Gunst der Minerva dichtet, da ist immer noch der wackere Mann, der kerngesunde Mensch auf seinem Platz und da erfreut und befriedigt uns immer noch die vollendete Form: eine Seite, die im Weiteren ausdrücklicher zu besprechen ist. „Kein Talent, doch ein Charakter" heißt es im Atta Troll; von Heine gilt: ein Talent, doch kein Charakter; es ist aber doch nicht so übel, wenn Einer ein Talent und ein Charakter ist, denn da hat er, wo das Talent ihn verläßt, noch etwas Rechtes in der Reserve.

Uhland war sich dessen bewußt, daß er sich nicht häufiger ganz wohlgelaunter Besuche der Muse erfreue; das eine und anderemal hat er sich nun wohl getäuscht, hat nicht genau in ihre Züge gesehen, ob sie ganz frei und hell seien; aber im Ganzen und Wesentlichen hat er sich zum strengen Gesetze gemacht, nicht ohne Stimmung zu dichten, und hat aufgehört, als er fühlte, daß die lyrische Muse eine Freundin der Jugend sei. Dichter, die zwischen Reflexion und Phantasie getheilt sind, werden viel fruchtbarer sein, viel länger dichten, vollends wenn ungemeine Fertigkeit in der Form dazu kommt, wie bei Rückert. Ein schöner Gedanke ist, nur einen glücklichen Kopf vorausgesetzt, leichter zur Hand, als ein Ganzes, das nicht durch bloße Gedankenbeziehung, sondern an sich und selbstständig schön ist. Das Leben bringt unendlichen, immer neuen Stoff, mit ihm immer neuen Reiz geistreicher und witziger Beleuchtung, feiner Gedankenspitzen; ein Dichter, der von der Betrachtung ausgeht, ist immer versorgt, versehen, wird in immer neuen Wendungen das poetische Band um die reiche Erscheinungswelt schlingen. Auch Uhland hat eine epigrammatische und — das Wort im alten Sinne genommen, wo es überhaupt die Poesie des betrachtenden Rückblicks bedeutet — elegische Ader; sie ist aber nicht genährt von Philosophie oder philosophischer Neigung, in's Weite zu blicken und ausgesprochener Maßen das Allgemeine an's Einzelne zu knüpfen; so finden wir, wo er auf gedankenhafte Beleuchtung zielt, nicht die weit spannenden Ideen Schillers, aber er bleibt näher am Gegenstand, also specifisch poetischer. Das Köstlichste vielleicht unter dem Epigrammatischen ist: „Verspätetes Hochzeitlied.“ Hier springt der Gedanke mit der Raschheit des

ächten Epigramms heraus; in großartige Anschauung, in milde, tiefe Empfindung versenkt er sich in den drei kleinen Meisterstücken: Tells Platte, Auf den Tod eines Landgeistlichen, Schicksal. Elegien aber besitzt die deutsche Literatur keine schöneren, als: Die Kapelle und Auf der Ueberfahrt. Wo er symbolisch dichtet, fühlt Uhland Bild und Sinn so innig zusammen, daß jeder Frost des bloß äußerlichen Aufeinanderklebens fern bleibt; poetischer vielleicht nirgends, als in der „Münstersage;" frei und leicht steigt die erhabene Idee aus der gegebenen Anschauung in der „Ulme zu Hirsau;" die Allegorie in der „Verlornen Kirche" wird lebendiger Traum; Dornröschen wird parodirt im „Mährchen," aber wie schlagend, wie überzeugend ist diese Verwandlung zum Sinnbilde der deutschen Poesie! Die „Bildsäule des Bacchus" ist lehrend und doch ganz objective Erzählung. — Uhland ist Lyriker durch und durch. Alles geht vom Anstoß einer bestimmten Lebenssituation oder des gegebenen Eindrucks aus, welchen ein Stoff aus den durchforschten Quellen der Sage und Geschichte ihm bringt. Der Zufall ist hier das Gesetz und genau dieß ist das Rechte; die innere Einheit im Zufälligen ist ja der Dichter selbst. Uhland setzt sich nie hin mit dem Vorsatz, ein Gedicht zu machen, er sieht zu, bis ein Stoff kommt, der ihn mit dem Zauberstabe der Stimmung trifft. Der Empfindungszustand des Moments und in diesem einzelnen Empfindungszustand das menschlich Wahre, Allgemeine, ewig Gültige: dieß bringt er uns und dahin erhebt er uns. Das Empfundene ist, wie in aller Poesie, unmittelbar eigene Herzenserfahrung oder es ist fremder Zustand, in den sich der Dichter selbst erst versetzt. Natürlich muß dieß Fremde sich

als Verwandtes, menschlich Rührendes so darbieten, daß er ungesucht das eigene Gefühl hineinlegen kann; es ist doch auch hier der Dichter selbst, nur in einer Maske. Aber die Maske soll nicht fadenscheinig sein, sie muß überzeugen, sie muß Wahrheit haben. Fähigkeit, sich und uns in Anderes zu versetzen, was nicht unmittelbar der Dichter selbst ist und nicht wir selbst sind, ist noch mehr ein Merkmal des Poeten, als Fähigkeit, seine unmittelbar eigenen Empfindungen in uns überzutragen. Da gilt es ja nicht nur Stimmung, sondern auch Zeichnung, Darstellung, Gestaltung und alle Kunst, die Musik ausgenommen, soll ja unserem äußern oder innern Auge Gestalten zu sehen geben. Uhland ist mit dem schauenden Dichterauge, der festen Zeichnerhand in den Grenzen des Lyrischen nicht minder gesegnet, als mit dem Gefühl des Zustands, der Fähigkeit der poetischen Versetzung in fremde Existenzen und ihre Stimmung, und hiemit ist er als Dichter documentirt. In ebnerem, leichterem Fluß und Tausch rinnt natürlich das eigene Empfinden in die Natur über, als in die geschlossene menschliche Daseinsform. Es ist aber dem lyrischen Dichter eigen, daß er sich vorzüglich in der tiefen, dunkeln, innigen Symbolik bewegt, wodurch wir in der Landschaft, in Licht und Luft unsere eigenen Stimmungen wiederfinden, uns mit ihrem Leben in Eins fühlen. Gleich das erste Gedicht der Sammlung, „Des Dichters Abendgang," zeigt uns den Eingeweihten, der Wundergebilde schaut im Glanze der sinkenden Sonne; Uhland ist, wenn je ein Dichter es war, der Zauberer, dem die Natur erklingt und geistig Geheimniß verräth, Wunderschätze unsagbarer Ahnung aufdeckt; er hat uns Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Berg

und Thal, Wald und Wiese, Fluß und Wolke, Sonne und Mond mit himmlischem Licht übergossen. Fragen wir aber nach den Proben der stärkeren Zaubermacht, derjenigen, womit der Dichter sich und uns in Gestalt und Moment fremden Menschenlebens versetzt, und bezeichnen wir zunächst den allgemeinen Charakter, Hauch der Zustände, das Element, die Atmosphäre durch den Ausdruck: Ton, so wird uns jeder Unbefangene zugeben: der einfache Uhland ist keineswegs arm an Tönen; nicht nur in der eisernen Ritterwelt des Nordens ist er zu Hause, sondern auch im Orangenduft Spaniens und Südfrankreichs. Der Bauer, der Bürger ist ihm vertraut wie der Vornehme und der Fürst, ja vertrauter natürlich. Er ist nicht so engherzig, nicht auch einmal mit dem Leichtsinnigen, dem liebenswürdigen Lumpen das Kleid zu tauschen, mit dem Thörichten, dem Philister, dem Ungeschickten, dem Hans Unstern, dem armen Teufel lächelnd Arm in Arm zu gehen, gut deutsch oder, wenn man will, süddeutsch setzt er sich mit sichtbarem Behagen unter die lärmenden Zecher, und warum nicht auch einmal vor die dampfende Sauerkrautschüssel? Da kommen dann Momente, wo wir sehen wollen, ob der Dichter so recht hört, wie es hergeht, klingt und rauscht. Die beiden „Trinklieder" allein schon sind volle Probe von diesem sich Hineinfühlen; das erste macht ordentlich Durst, das zweite zwingt uns, in diesem Saus und Braus, diesem übersprudelnden Kraftgefühl mitzuschwärmen. Es mag ein sehr bescheiden gewähltes Beispiel scheinen, wenn ich auf die zwei Verse in der Ballade „Nothhemd" verweise, wo die Spindel tanzt, als wäre der Satan in sie gefahren, in dessen Namen die Spinnerin ihr dunkles Werk vollführt, oder im „Glück

von Edenhall" auf den zuerſt milden und tiefen, dann immer volleren und endlich donnerartigen Klang des Kryſtalls. Nach meiner Ueberzeugung reichen dieſe Verſe hin, einen Dichter auszuweiſen, und doch verhält ſich dieß Alles zur beſtimmteren Zeichnung nur wie zu einem Bildniß der Grund, auf den es geſetzt iſt. Schlacht, Jagd, Turnier, Seefahrt, Bewegung, Gebärde, Ruhe und Aufregung: Alles zeichnet er mit ein paar Strichen ſcharf, beſtimmt; er hat es geſehen, er zwingt auch uns, es zu ſehen, und das begleitende Wort trifft mit Einem kurzen Schlag den Nagel auf den Kopf, das Innere glüht durch die Erſcheinung heraus, ſie iſt durchſichtig, der Charakter iſt feſt und ſicher hingeſtellt.

Dieſe Verſetzungsfähigkeit hat jedoch ihre Grenze. Uhland vermag ſich nicht ſo weit auseinanderzulegen, als das Drama fordert. Man bedenke nur das Eine: der Dramatiker muß vermögen, auch dem Zerriſſenen, dem Schlechten, dem Frivolen Gründe zu leihen. Vor Allem dem Zerriſſenen, denn ohne innern Conflikt iſt kein Drama möglich und der innere Conflikt bringt mit ſich die Sophismen der Leidenſchaft, die Dialektik der Beſchönigung, die ausgiebige Beredtſamkeit in Handlung und Gegenhandlung. Momentan, im Lyriſchen, mit den Lebensformen zu gehen, die ſeinen eigenen fern liegen, das gelingt unſerem Dichter, aber zu ganzen Charakterſchöpfungen, deren Züge ſeinem braven Weſen entgegengeſetzt ſind, zu entwickelten Bildern der Leidenſchaft, deren Labyrinth ſeine eigene reine Seele mied, dazu reicht es nicht, dazu iſt er zu ungebrochen, zu ſehr auf das altdeutſch Gediegene und Biedere geſtellt, hat zu wenig gezweifelt, iſt zu unberedt. Beredt und ſchön ſind die lyriſchen Stellen in ſeinen beiden Dramen, welche

Liebert sehr richtig entwickelte Balladen nennt. Sie sollen nicht verkannt werden, diese hohen Bilder der Treue; sie werden in alle Zeit der Nation ihre ächtesten Züge mit mannhaftem Aufruf entgegenbringen, aber es fehlt ihnen die dramatische Dialektik. Hier findet denn, was wir von Mangel an Verneinung gesagt haben, einen weiteren erklärenden Beleg. Mir scheint, um ein Drama zu schreiben, muß man anders in sich gekämpft, in die Irrgänge der argen Welt, aus denen ein Mensch nicht leicht ohne Schuld sich zieht, tiefer geblickt haben, als dieser Mann mit seinem einfach geraden, in dieser Beziehung zu weltlosen Lebensgang. Niemand wird so abscheulich sein, mir dieß Wort so herumzudrehen, als riethe ich dem Dichter: stürz dich in die Leidenschaft, begehe Schuld, so wird es deiner Poesie zu gute kommen! Shakespeare's Sonette beschönigen wahrlich nicht die labyrinthischen Wege seiner Jugend, aber sie weisen auf die Erfahrungsquellen, aus denen seine Welt- und Seelenkenntniß schöpfte. Goethe hat frühe Schuld der Jugend bitter gebüßt in der Lohe der Gewissensqualen, aber er ist nirgends so dramatisch, als da, wo er diese peinvollen innern Erlebnisse in gegenständlichem Bild niederlegt, vor Allem im Faust; Mephistopheles, den Niemand erfinden konnte, der nicht tief in die Abgründe des Lebens eingeweiht war, will ich dabei nicht einmal nennen, denn den macht ihm freilich Niemand nach.

Ich habe es bis hieher aufgeschoben, eine Seite der Versetzungsfähigkeit aufzuschlagen, wodurch Uhland ganz einzig dasteht, denn sie soll uns dienen, wiederum zu zeigen, wie wir überall auf eine Kraft stoßen, nachdem wir einen Mangel wahrgenommen: es ist seine reine und volle Aneignung des

Volkstons. Das Volkslied, treu in seinem Charakter, bis zur Täuschung, und doch gereinigt im gebildeten Bewußtsein des Dichters, darin hat es ihm in solcher Fülle Keiner nachgethan. Wer ein Ohr hat, der hört, wenn er den „treuen Kameraden" liest, sogleich das Echo im Thal, die Antwort auf Stimmen junger Bursche, die, sich an der Hand fassend, mit rother Weste, Lederhose und pelzbesetzter Kappe am Sonntag-Abend hinausziehen und in gezogenen, schwermüthigen Tönen das Lied in die milde Luft hinaussingen, nicht ahnend, daß ein Mann in seinem Rock und mit schwarzem Cylinder das gedichtet hat, aber freilich ein Volksfreund, dem diese Versetzung die natürlichste von allen war.

Die Kraft, zu zeichnen und sich in Zustände zu versetzen, und das reine Gefühl des Volksthümlichen haben in ihrer Vereinigung den Meister der Ballade gebildet. Doch an dieser Stelle darf vor Allem nicht länger gezögert werden, die bis jetzt nur vorläufig erwähnte Meisterschaft in der Form näher in's Auge zu fassen.

Es war, meine ich, Strauß, welcher Uhland den Classiker unter den Romantikern genannt hat um des reinen Einklangs willen, in welchem Form und Inhalt bei ihm stehen. Das formelle Element war in der romantischen Schule von Anfang an stark vertreten, aber es gelangte über dem nebligen Inhalt nicht zu richtiger Geltung; dagegen fand es gesondert von der hervorbringenden Poesie sein Bett in der Uebersetzung, in der vielseitigen Aneignung fremder Schätze der Literatur mit ihren Versformen. Wilhelm Schlegels große Verdienste sind bekannt. Auf die eigene Dichtung schlug dieses Sammeln aus fremden Gärten, namentlich aus den verschlungenen

Reimstrophen der romanischen Völker, freilich als eine Neigung zum wälschen Geklingel zurück. So mischten sich seltsam zwei grundverschiedene Welten: das dunkle, tiefe, herbe, naive Nordische mit dem einfachen Tone des deutschen Volkslieds und das Süße, Weiche, Bunte, Kunstreiche des Südens, der Italiener, Südfranzosen, Spanier. Auch Uhland bewegt sich in beiderlei Luft: neben deutschen Formen mit deutsch gefühltem Inhalt Stanzen, Sonette, Octaven, Gloſſen mit entsprechender Stimmung; der Distichen nicht zu gedenken, in die er gern den Sinnspruch kleidet, denn die classische Form ist ein neutrales Feld, sie hat ungefähr die Bedeutung gewonnen wie das antike Gewand, zu welchem nicht nur der Bildhauer, auch der Maler, den wir beziehungsreicher mit dem Dichter vergleichen können, als zu einer rein menschlichen, allgemeingültigen Idealform muß greifen dürfen. Wird nun Jedermann fühlen und gestehen, daß er Uhland lieber in deutschen Weisen vernimmt, so wäre es doch sehr eng und kleinlich, grob teutonisch, ihm das Ohr zu verschließen, wenn er die wälsche Harfe anschlägt und so liebenswürdig, so reizend, so schalkhaft und wieder so rührend wehmüthig sie ertönen läßt; ich nenne statt vieler Beispiele nur die Gedichtreihe „Sängerliebe“: welcher wunderbare Seelenklang, welche sanfte Klage, welche reine Erhebung in der Wehmuth geht durch diese trochäischen Romanzen! Doch das ist es eigentlich nicht, wovon ich hier sprechen wollte; Uhland ist sich durch alle verschiedenen Töne in Einem gleich und dieß ist die reine Gesetzmäßigkeit, in der Fülle die Sparsamkeit, die kein Wort zu wenig, keines zu viel sagt, die Knappheit, die niemals Dürftigkeit ist, das reine Entsprechen von Maß, Accent,

Reim und Stimmung, Inhalt, kurz das Vollendete, das Claſſiſche. Der Leſer und Hörer hat das Gefühl der Zweckmäßigkeit im höchſten Sinne, der reinſten Befriedigung, das Gefühl, daß es nicht anders ſein könne. Alles trifft zuſammen, paßt, klappt. Das iſt natürlich auch dem Begabteſten nicht im Traume gegeben. Uhland hat ſich eine ſtrenge Zucht aufgelegt, bis er es errang, ſeine kernigen Stämme ſo rein zu zimmern, daß nirgends mehr Spähne daran hängen, bis die Sache ſelbſt ſo objektiv, ſo frei von aller Zuthat und Willkür daſtand. Wie Viele ließen und laſſen ſich durch das Talent des Gehörs, der Accent- und Reimauffindung zum Ueberfluſſe verführen, ja überhaupt zum Dichten von außen nach innen, ſtatt von innen nach außen! Ich meine mit Letzterem jene eigenthümlich organiſirten Naturen, denen nicht immer, aber häufig die wirkliche poetiſche Stimmung, die den Inhalt bringt, an Sylbenmaß und Klang, an eine innere Gehör- und formelle Künſtlerfreude anſchießt. Nicht ſagen will ich, Rückert und Platen, in welchen jenes formelle Element, das urſprünglich zum Charakter der romantiſchen Schule gehört, ganz an den Tag tritt, ſeien mit dieſer Auffaſſung erſchöpft; ſie haben gezeigt, daß ſie Stunden ächter, von innen heraus wirkender, inhaltvoller Begeiſterung hatten, man bemerke auch wohl, daß ich nicht von reinem, leerem Formalismus ſpreche, aber damit wird es doch ſeine Richtigkeit haben, daß uns vielfach das Gefühl dieſes umgekehrten geiſtigen Prozeſſes bei ihren Dichtungen überſchleicht. In ihrer ungemeinen Formfertigkeit iſt dann das Einheimſen poetiſcher Blumen aus den Gärten aller Völker und Zeiten mitbegründet, durch ſie vorzüglich wird die deutſche Poeſie univerſaliſtiſch: eine Kraft und eine Schwäche,

ein Glück und ein Uebel zugleich. Uhland steht nun zwischen der knochenlosen Willkür der ersten Gruppe von Romantikern und zwischen diesen correkt formgewandten Ausläufern der Schule als die rechte gesunde Mitte, als ein fester Fels von compaktem Gestein, um den von zwei Seiten die Wellen spielen. Er greift hinüber nach Formen des Auslands, aber er bleibt national (eben auch in der Form, denn die deutschen Strophen herrschen); er hat Virtuosität, aber es wäre falsch, ihn einen Virtuosen zu nennen. Diese Virtuosität ist errungene Fertigkeit auf Grund einer ausgezeichneten Naturanlage, einer ungemeinen Sicherheit des poetischen Instinkts. Sehr stumpfen Nerv müßte haben, wer nicht fühlte, daß ihm mit der inhaltvollen Stimmung ganz unmittelbar, mit innerer Nothwendigkeit die entsprechende Form anklingt; oder wird Jemand glauben, daß ihm der rhythmische Gang, dieser energische Tritt, und die Klangfarbe der Reime im „Glück von Edenhall" nachträglich eingefallen ist? Oder umgekehrt, daß es ihm einmal einfiel, ein Gedicht hindurch auf — all zu reimen, und daß er sich dazu eine Sage von einem zerbrochenen Krystall suchte? Zu bewundern ist Uhland insbesondere, wo ihm das Gefühl des Inhalts kurzzeilige Strophen eingibt; wie mühelos erscheint da das schwere Werk, als wäre es von selbst geworden! Man nehme nur aus dem „Mährchen" die Strophe: „Lange, lange Lehrgedichte — — — — mit Tanzbelustigung," aus der „Reise durch Deutschland" die Strophe: „Ich ging zur Tempelhalle — — — — Ein Buch der Könige sei," wie läuft das! Wie rollt sich das ab! Wie ohrgerecht und mundgerecht ist das!

Uhland ist in so breiter Ausdehnung ein Liebling der

Nation geworden, weil seine Dichtung nicht bloß Lesedichtung ist. Der Gesang ist der Weg, durch den sie an das Herz des Volkes gelangt und gewachsen ist. Ihr musikalischer Charakter ist aber eben in der Vereinigung des Stimmungsvollen mit der reinen Angemessenheit und classischen Sparsamkeit der Form begründet. Sie gibt im Klang das Grundgefühl, sie reizt dadurch von selbst zur Entwicklung im musikalischen Ausdruck und sie greift dieser Entwicklung nicht vor, weil sie nicht meint, Alles sagen zu müssen, weil sie ahnen läßt.

Die Balladen waren es, die uns auf die Form führten, denn sie am wenigsten können gewürdigt werden, bevor man die Meisterschaft Uhlands nach dieser Seite sich klar gemacht hat. Hat nun hier die Fähigkeit, sich in Anderes zu versetzen, das Höchste erreicht, dessen sie in dieser Dichternatur fähig war, so begegnet uns hier abermals eine schöne Entschädigung, ein Ersatz für eine Lücke: es ist objektive Geschichte mit ihrem Wechsel, ihrem Reichthum, wodurch ein gewisser Mangel an innerer, subjektiver Geschichte sich ergänzt. Als Balladendichter rückt Uhland, dieß ist oft gesagt, unmittelbar neben Goethe. In der volksthümlichen Form haben wir von diesem streng genommen nur zwei reine Exemplare: den „König von Thule“ und den „Fischer“ (der Erlkönig ist bekanntlich eine Nachbildung), von Uhland eine Reihe; die markigen Bilder aus der württembergischen Geschichte, die Manche lieber Rhapsodien nennen, dürfen wir dazu rechnen. Und Niemand wird behaupten, daß jener Ton des ungesucht veredelten Volkslieds, wie Goethe zuerst — denn Bürgers „Leonore“ leidet an bekannten Flecken — ihn angeschlagen hat, bei Uhland minder rein, minder zart erklinge; daß er oft genug stärker erklingt,

das soll ihm nicht vergessen sein, wenn wir ausdrücklicher auf den innern Charakter eingehen. Aber Uhland ist nicht weniger vollendet in Balladen, die ganz der Kunstpoesie angehören, d. h. im Geiste des gebildeten Bewußtseins gedichtet sind, sofern es sich nicht in den Volkston versetzt; diesem Elemente gehören neben den Balladen die Romanzen an. Nennen wir hier von Balladen einzig: „Der Waller, Bertram de Born, Ver sacrum, Tells Tod," so kann man vielleicht sagen, es fühle sich hier nicht der zart vibrirende Nerv wie in der „Braut von Korinth" und „der Gott und die Bajadere;" aber Juwelen sind es doch wahrlich, herrlich genug, um unserem Dichter seinen Platz nahe bei Goethe zu bewahren.

Doch nicht nur in den epischen Formen der lyrischen Poesie, auch in den rein lyrischen steht dem, was im Volkstone gedichtet ist, dem Lied im engeren Sinn, eine reiche Fülle von Gedichten gegenüber, die dem Idealgebiete der Kunstpoesie angehören, oder vielmehr natürlich: des Letzteren ist ungleich mehr. Die feine Dame, wenn nur ihr Sinn richtig bestellt ist, der gebildete Mann schöpft reichlichere Labung aus Uhland, als der Jägerbursch, das Bauernmädel, die seine schlichtesten Balladen singen. Nicht minder wirthlich ist der Tisch gedeckt für die, welche zwischen beiden stehen, für den Bürgerstand, dem eine gesunde Mitte von naivem Ton und gehobenem Bewußtsein zusagt. Solche Dichtungen, wie „Wein und Brod" und die „Wanderlieder" sind nicht Volkspoesie, können auch nicht im Gegensatz als Kunstpoesie bezeichnet werden: sie sprechen den Gebildeten volksthümlich an, den einfachen Mann im Sinn höherer Idealität. Kurz: der Gegensatz der Stände ist in Uhland ausgeglichen, darum

ist er in so ausnehmender Weise populär. Eigenthümlich aber ist ihm der Mangel an Gedichten des höchsten, trunkenen Schwungs, die wir mit Einem Wort Hymnen nennen wollen. Solche poetische Formen wie Goethe's „Meine Göttin, Prometheus, Ganymed, Grenzen der Menschheit, das Göttliche" kommen nicht bei ihm vor. Hiefür ist er zu realistisch; der Ton ist ihm zu übersinnlich. Wiederum aber entschädigt er: er hat doch eine Form des höchsten Pathos; sie knüpft sich an bestimmte Forderungen, an die politischen, sie bricht hervor, wo es gilt, im erhabensten Ernste zu mahnen; da erschallt seine Stimme mit Posaunenton; er sagt wohl: „Nicht so wie ich es künden werde, nein! himmelkräftig, donnergleich," aber das Geisterwort, dessen Gewalt er nicht zu erreichen glaubt, ist ja doch sein eigenes.

Wir haben noch nicht in bestimmter Unterscheidung von Art und Umfang des Inhalts gesprochen, der sich in Uhlands Gedichten aufthut; von Stimmungen, poetischen Tönen, Farben wohl, aber nicht ausdrücklich vom inneren Charakter, von der Weltanschauung und den Gegenständen, die sie umfaßt. Das politische Pathos, auf das wir so eben hingeleitet waren, führt zu dieser Schlußbetrachtung. Ich versuchte zuerst, mit einigen Zügen den Menschen zu zeichnen, wir müssen noch zusehen, wie er aus dem Dichter herausleuchtet, und wir wollten dieß nicht früher, als bis uns der reine Künstlerwerth des Dichters gesichert war; jetzt mögen wir erkennen, wie unbeschadet dieses selbstständigen Werths hier mit wohlthuender Klarheit und seltener Durchsichtigkeit aus dem Krystall der Poesie und seinen prismatischen Farben „als Einheit im Zerstreuten des Dichters ganz Gemüth" hervorscheint.

Die romantiſche Welt, in welcher ſich Uhland größeren Theils bewegt, wurde im obigen Zuſammenhang einmal kurzweg als dichteriſcher Apparat aufgefaßt, zu den poetiſchen Masken geſchlagen. Dieß ſcheint zu leicht genommen, iſt es auch in gewiſſem Sinn. Uhland muß ſich geraume Zeit nicht klar geweſen ſein, wie die romantiſche Schule das Ideal mit der Erneuerung des Mittelalters, den reinen Blick in's Weite, Hohe mit dem rückwärts gewandten Geſicht verwechſelte; ein äußeres Zeichen davon ſind die alterthümelnden Wendungen und Sprachformen, die in den früheren Balladen immerhin an Manierirtheit ſtreifen. Allein auch da war der Inſtinkt ſchon ſicherer, als das Bewußtſein. War ihm das Mittelalter nicht bloß eine Fundgrube, die ihm die Geſtalten, Lebensformen, Situationen, Phantaſievorſtellungen lieferte, an die ſich ewig wahre, allgemeingültige menſchliche Empfindungen, wunderbare Ahnung, tiefes Grauen, Freud und Leid, ſchwere Wehmuth und leichter Scherz frei und unbefangen knüpften, ſehnte er ſich wirklich nach dieſer helldunkeln Zeit zurück, ſo war doch das, was ihm am meiſten an ihr gefiel, die derbe Kraft und die entſchloſſene That. Dieß genau iſt es, was ihn auch in einem Stadium erkennbarer Befangenheit von den Romantikern der erſten Phaſe unterſcheidet, die vom Mittelalter alles Weiche und Phantaſtiſche herübernahmen, nur ſein Mark und ſeine Knochen nicht. Er nimmt es im Nibelungengeiſte, er gräbt ſeinen Granit aus und behaut ihn mit kräftiger Fauſt. Daher läßt man ſich von dem Dichter, welcher uns ſpäter den freien Bauern auf dem Hügel zeigt, der auf der Bank vor ſeinem Haus zufrieden ſeine Senſe dengelt, während unten im Teich eine funkelnde Krone liegt,

nach der Niemand sucht, die Ritter, die Könige und Königsöhne und Kaiser so gerne gefallen; über dem Metallklang ihrer Thaten konnte er vergessen, wie es dazumal Bürgern und Bauern erging, über Eberhards des Greiners Tapferkeit und mannhafter Selbstbeherrschung die Niederlage einer freien Stadt und mit ihr das Ringen der Städte nach der Form, die wir in der Schweiz verwirklicht sehen, nach Bündnissen freier Gemeinden, woran doch in Wahrheit sein Herz hing. Das Ritterliche ist ihm Bild einer vorgeschichtlichen Heldenzeit, da nimmt er es nicht kritisch mit der Wirklichkeit. Wir werden auf diesen Zug der Kraft zurückkommen. Die Religion des Mittelalters hat ihm nie die poetische Freiheit des Gemüths bestrickt. Bedenklich könnte man bei dem Gedichte „Die verlorene Kirche" werden, so schön es ist; doch nein, weil es so schön ist, braucht man nicht bedenklich zu werden; es bedarf nur eines leichten Rucks, so ist der geistige Dom nichts mehr und nichts weniger, als das Ideal, und nichts sieht darnach aus, als hätte der Dichter je Lust haben können, uns und sich im Nebel der Weihrauchwolken um das Gut unserer protestantischen Bildung zu betrügen. Hängt er ursprünglich mit einer gewissen Naivetät an der feudalen Zeit, so kommt uns nur zu gute, daß er sie nicht ironisch als Mittel verwendet, eine Welt dämonisch wilder Reize aus ihr spielen zu lassen, wie Heine, der die Romantik, indem er sie auflöst, noch als Garderobe verwendet oder vielmehr als Garderobe so verwendet, daß er sie zugleich auflöst. Aber Uhland hat eine Entwicklung gehabt; mehr und mehr ist ihm das Mittelalter und sein Glaube freies Motiv geworden, um rein menschliche Wahrheit, rein menschliches Seelenerlebniß

auszusprechen. Der schönste, ein wirklich herrlicher Beleg hiefür ist sein „Waller.“ Das ersehnte Wunder geschieht und geschieht nicht; der Tod ist es, der den armen Büßer befreit, er selbst sieht in der ausgegossenen Rosengluth des Himmels Maria zum Himmel schweben, und die entzückte Täuschung, daß nun das Wunder geschehe, bewirkt das Wunder, denn ob die Eisenfessel ihn noch umschließt, frei ist schon die Seele, schwebet in dem Meer von Licht. Wir glauben die Täuschung, theilen sie, die zwei herrlichen letzten Verse, dieses wunderbare Verklärungsbild des golden glühenden Abendhimmels zaubern uns ganz hinein und wir sind doch rein poetisch getäuscht und darin ganz frei: dieß heißt, das romantische Motiv in ein rein menschlich Schönes umbilden, dieß ist ächte Bewahrung und zugleich Auflösung der Romantik.

Mag man jede Sehnsucht aus dem Wirklichen in's Unwirkliche und Leere, mag man die Sentimentalität ebenfalls zur Romantik ziehen, so ist nicht zu läugnen, daß Uhland eine Periode gehabt hat, wo er auch in diesem Sinne noch romantisch befangen war, und er ist sich dessen bewußt geworden: „Anfangs sind wir gar zu kläglich, strömen endlos Thränen aus, leben dünkt uns zu alltäglich, sterben muß uns Mann und Maus.“ Es ist nun freilich um das Sentimentale keine so einfache Sache; wir werden die Sehnsucht, auch die Sehnsucht nach dem Tode nicht aus der Poesie streichen wollen, mindestens werden wir sie nur dann verurtheilen, wenn sie permanent, wenn die Pflege der Wehmuth zum Cultus wird. Neigt das deutsche Wesen überhaupt zu diesem Zuge, so ist er besonders dem schwäbischen eigen, es hat einen trüben Hang zur Tiefe, einen starken Zusatz von Melancholie.

Bei Schiller liegt hart neben dem ſtarken Pathos, dem männlichen Geiſte der Wirklichkeit, des Staats, der Geſchichte der weiche, weibliche Gefühlszug, Hölderlin iſt ein griechiſcher Werther, ein Werther, deſſen Geliebte die griechiſche Vorzeit iſt, verlobt, wie Lotte, aber dem Unwiederbringlichen; Uhland aber verſchmachtete nicht um die ebenſo verſagte Dame Mittelalter, in ihm ſchlug als heilſame Gegengabe der Geiſt der Realität im Humor durch, mit dem der Schwabe zum Troſt für ſeine Melancholie beſchenkt iſt. Er liebt, wie ſich erwarten läßt, die volksthümlich derbere Gattung, ohne auch darin je ſchwer und breit zu werden; mag er als Trinker ſchmachten, das unſelige Waſſer nie wieder, nicht laut und nicht leiſe, zu nennen ſich verſchwören, jubeln, lärmen, mag er ſich zur ſchwäbiſchen Metzelſuppe behaglich niederſetzen, als Ritter den Schwabenſtreich auf den Türken führen, heitere Bauernregel predigen, zuſehen, wie ſich Hans und Grete foppen, die breitſchulterige Kraft, die Sinnlichkeit, der Muthwille befreien ſich immer im leichten und ſchwebenden Spiele von der Erdenſchwere des Stoffes. Er kann recht ſchalkhaft werden, ſcheert ſich als Dichter den Teufel darum, was die Gouvernantin Y und die Betſchweſter Z zum „Grafen von Eberſtein“ ſagen mag, er kann zierlich ſcherzen, mit den tanzenden Elfen das Erdenkind necken, geiſtreich den Recenſenten, den Pedanten, die Bundſchmecker verſpotten, er kann als armer ſcheidender Burſche, dem Niemand den Rock zerreißt, den Niemand in die Wange beißt, dem's aber von Einer weh thut, als Leidtragender um den verhungerten Poeten oder den armen Hans Unſtern, unter Lächeln weinen, er entzückt uns, wenn er uns das ſchöne, im Inſtinkt ſeiner Königs- und Helden-

geburt zugreifende Kind im geflickten Bettlerröckchen als Retter der verstoßenen Mutter vor's Auge führt. Nur den plötzlichen Riß durch die Saiten und das gellende Lachen hintendrein, wie der Weltschmerz, die Zerrissenheit es liebt, dürfen wir, versteht sich, nicht bei ihm suchen. Nun wäre es gewiß beschränkt und geistlos, dem Humor sein Feld auf gewisse Contraste eingrenzen, die wilderen und wildesten ihm verbieten zu wollen, aber daß diese Linie haarscharf an dem Abgrund hinläuft, aus dem ein widerlicher Geruch wie von cremor tartari aufsteigt, das wissen wir und lassen uns daher den „zahmeren" Humor herzlich gern gefallen.

Uhland rafft sich aber noch auf anderem Weg aus der unbefriedigten, matten Sehnsucht. Sein Kraft- und Thatgeist muß noch einmal aufgenommen werden, positiv, nicht nur beziehungsweise in der Beurtheilung seiner Romantik wie vorhin. Uhland ist ganz Mann, in Eisen gerüstet, mit blankem Stahl umgürtet. Ihm ist es wohl bei dem Muthigen, der das Schwert zieht und zuhaut, wohl im Brausen der Schlacht unter dem Wiehern der Rosse, im Turnier, wo die Lanzen splittern, beim jungen Siegfried, der den Ambos in den Grund schlägt, dem Königssohne, der den Löwen besiegt, den Drachen faßt und entzaubert, dem Normannen, der in seinem Leben nie erschrack, vor Gespenst so wenig, als vor Mensch. Wir wollen, versteht sich, kein Kraftgeprahle, aber wir wollen auch nicht wohlweise gegen bloß physischen Muth, bloß physische Kraft deklamiren. Für den Inhalt, den geistigen Zweck ist ja sonst und auch unter den Schwertschlägen bei Uhland hinreichend gesorgt, aber Kraft und Muth ist auch für sich etwas und nicht wenig. Das ist eine heilsame Stimmung, wo es

uns zu Muthe wird wie jenem im Mährchen, der nicht erfahren konnte, was Gruseln ist, und ein Volk, das aus einem thatkräftigen bald ein bloßes Kulturvolk geworden war, mag seinem Lieblingslyriker für das Eisen danken, das er seinem verseſſenen Blute zugeführt hat; er thut uns recht gut, der männliche Uhland neben dem weichen Goethe, dem die Gröbe der That unheimlich ist. Er liebt auch das Grauen; man muß gestehen, daß er es nicht immer motivirt, wie in den Balladen „Nothhemd" und „Rache," wo das Schauerliche als Folge von Schuld, als Nemesis eintritt, aber doch nicht dem grassen Effekte will er dienen; man spürt einfach das Kraftgefühl derber Naturen, die im Aushalten der Schauer die Empfindung ihrer Nervenstärke genießen. Mitten aber im Lärme der Waffen und des Sturms werden wir nun zum tieferen Kerne, zur gesammelten Willenskraft geleitet. Uhland zeigt uns den Helden, der in der Schlacht über dem gefallenen Sohne ruft: „mein Sohn ist wie ein andrer Mann," vordringt, siegt und nach dem Sieg mit verhülltem Angesicht an seinem Sarge sitzt: „ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht," er führt uns den ganzen Mann vor, der im Andrange der Gefahr, wo ringsum frommer Wunsch und Seufzen ertönt, unbewegt am Steuer sitzt, kein Wort spricht und lenkt das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen. Die handelnde Kraft aber hat keinen schöneren Inhalt, als Vaterland und Freiheit. Ich weiß nicht, warum die Ballade: „Die sterbenden Helden," nicht höher gewürdigt wird; mir dünkt sie groß und herrlich, und werth, voranzustehen, wo ein Erzieher Gedichte sammelt, die Jugend zu begeistern.

Der bestimmte politische Inhalt tritt mit den „vaterländischen Gedichten“ ein. Freiheit wird des Dichters Fee und sein Ritter heißet Recht. Das Specifische der örtlichen Verfassungsangelegenheit bringt wohl etwas Enges, auch etwa Trockenes mit sich, doch Niemand wird dieß Urtheil weit ausdehnen wollen; da ist doch wahrlich auch Herzlichkeit, Volksmäßigkeit, schlichter Fluß und Guß, schlagende Kraft, Trompetenklang des Vorwärts, Feuer und edler Schwung, da ist, wo die Idee des Menschenrechts, der Freiheit und des großen Vaterlands hindurchbricht, jener Idealstyl, der nur einem hochgestimmten Gemüth entströmt. Uhland kann auch bitter, sehr bitter sein, welchen Hohn gießt er aus in der „Reise durch Deutschland!“ Der seelenvolle Mann, der keusche Charakter ist keine Taube sonder Galle; er spaßt nicht, wo er stechen will, es trifft, es thut weh. Er durfte nicht fehlen, der Ton des tödtlichen Spottes; die deutschen Zustände brauchen diesen Höllenstein und wo der Dichter zum Demosthenes, zum strafenden Jesajas wird, da soll man auch einmal wieder spüren, wie der Sarkasmus des ergrimmten, tief empörten Gemüths einschneidet. Er hat seine dunkeln Stunden gehabt wie wir Alle sie hatten und haben bei so unabsehlich sich hinschleppender Rathlosigkeit; da hörte er den dumpfen Grabesglockenklang in der „Glockenhöhle;“ doch die Hoffnung verließ ihn nicht; untröstlich ist's noch allerwärts, doch sah er manches Auge flammen und klopfen hört' er manches Herz; erlebt hat er das Heil nicht, doch an der Sehnsucht Hand wird er als Schatten noch durchschweben das freie Vaterland.

Der strenge Mann ist deutsch noch in einem anderen Sinne. Man kann gewiß sagen, es sei eine richtige Probe

für die Gesundheit einer Nation, wenn ihre Dichter reine Frauen zu zeichnen, Frauen rein zu lieben, zu ehren vermögen. Uhland ist als Dichter der Liebe nichts weniger, als blöd unschuldig, aber er ist keusch. Er ist keusch, auch wo er neckt, wo er heiß wird, denn er ist auch dann ohne Frivolität, denn Achtung des Weibs, Ahnung des Unendlichen in der weiblichen Erscheinung bleibt Grundzug und der Refrain ist Treue, Treue bis in den Tod und über den Tod, in Ewigkeit. Das ist Alles mit Uhlandischer Fülle in der Knappheit auf die kürzeste, einleuchtendste Form gebracht in „der Wirthin Töchterlein" und gleich daneben steht jene Ballade, die mir immer zu den rührendsten Bildern opfernder Liebe gehörte, „die Mähderin."

Die Liebe in Uhlands Poesie ist jene, welche zum Hebel jeder rüstigen Kraft wird und sie geht daher ganz in Einem Zuge mit der sittlichen Spannkraft im weitesten, rein menschlichen Sinne, die das Grundgepräge dieser Poesie vollendet. Sie faßt sich für mein Gefühl vorzüglich in dem „Gesang der Jünglinge" zusammen. Natur im Frühlingsleben, Wein und Liebe, in und mit ihnen alles menschlich Erfreuliche, wovon Dichter gern zwanglos singen, wird hier als reines Gut und freier Genuß ohne moralische Predigt gefeiert und verklärt als Nahrung des heiligen Feuers im ernsten Gemüthe edler Jugend; so war Uhlands Jugend und so ist er jung geblieben bis an sein Ende und ist ein Dichter vor Allem für die Jugend.

Es ist an mehreren Stellen berührt, daß die schöne Einfachheit von Uhlands Gemüth ein schlichtes, unbefangenes Verhältniß zur Religion begründet. Man mag sich dabei an

Shakespeare erinnern, der allem Menschlichen offen wie Uhland und unendlich vielseitiger begabt, das farbenreiche Leben darzustellen, es einfach mit den obersten Grundwahrheiten des Christenthums und mit den sittlich religiösen Kernsprüchen der Bibel hält. Jedem besondern „Geschmäckchen" sind beide gleich feind und Uhland fällt es nicht ein, zu glauben, daß die Poesie den lieben Gott nur dann verherrliche, wenn sie ihn nenne. Die Poesie ist ihm, wie Goethe sie genannt hat, ein „weltliches Evangelium." In der „Bitte" sagt er:

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm es euch gelingt!
Will Einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt

und auf der Seite gegenüber stehen zwei zierlich spielende Strophen an eine Tänzerin. Von einem so freien Dichterherzen wird Jeder, er mag denken, wie er will, er mag den Begriff des Mythischen ausdehnen so weit ihm richtig scheint, zur Kirche und zum Nachtmahl, wie Uhland that, gehen oder nicht, er wird sich gern und mit inniger Rührung jene Stimmungen kindlich reiner Andacht erneuern lassen, welche die Natur im verklärenden Lichte der christlichen Glaubenswelt anschaut, jene Stimmungen, nach denen Faust am Ostermorgen sich zurücksehnt, und er wird recht wohl mit Uhlands Schäfer fühlen können, dem es am sonnigen Sonntagmorgen

zu Muth ist, als seire Himmel und Erde andächtig selbst den Tag des Herrn. Es ist schon bei Besprechung seiner Dramen gesagt: Uhland hat nichts Faustisches. Wir finden keine Gedichte, worin sich die Seele Sammlung aus wilden Stürmen erkämpft, wie bei Goethe, wie bei fast allen modernen Lyrikern; es mag ein Mangel sein, wir haben es zugestanden, aber dafür ist und bleibt unser Mann der Ungebrochene, Eine, Ganze, sich selbst Gleiche und der Dichter für die Einfachen wie für die Bewußteren, der seiner Nation ans Herz gewachsen und davon nicht zu lösen ist.

Als der poetische Pulsschlag stockte, die Ader mehr und mehr versiegte, trat Uhland ungetheilter in das Element zurück, das neben seiner Dichterthätigkeit von Anfang stetig hergegangen war, in die Forschung: germanische Mythologie, altdeutsche Heldensage, altfranzösische und deutsche Ritterpoesie und Volkslied waren ihr Feld. Auf die innere Einheit zwischen diesen Stoffen, seiner Denk- und Gefühlsart, seiner Poesie habe ich oben schon hingewiesen und sie bedarf an sich keiner umständlichen Erläuterung: es leuchtet von selbst ein, warum es ihm in dieser Welt wohl war. Seine besondern Verdienste sind zu oft gewürdigt, als daß es hier nöthig wäre, darauf zurückzukommen; man weiß, daß er unter den Ersten war, welche die Schätze der altfranzösischen Poesie erschlossen, daß der Aufsatz über das altfranzösische Epos, den er 1812 in Fouqué's Zeitschrift „die Musen" gab, bahnbrechend war; man kennt den Werth seiner Monographie Walters von der Vogelweide, des Dichters, dem er wie ein Bruder verwandt war, die Gediegenheit seines „Mythus von Thor," seiner Volksliedersammlung. Er arbeitete ruhig und umständlich;

die Resultate seiner Forschung über das Volkslied wären wohl nicht ohne Abschluß geblieben, der dritte Band zu den Texten der Lieder wäre vollendet worden, wenn nicht die völlige Unabhängigkeit ihm Zeit gelassen hätte, sich auf Seitenwegen, auf welche die Verzweigung seines Gegenstands ihn abzog, nach Neigung aufzuhalten; so führte ihn die Forschung über das deutsche Volkslied bald wieder zur Heldensage, bald zur Götterlehre. Aber nur ein Unwissender kann sich darum vorstellen, Uhland sei ein Dilettant gewesen; er war Gelehrter, aber freilich, da er Dichter war, ein Gelehrter mit Geschmack. Was er schrieb, zeigt nicht den anatomischen Apparat, sondern ist rund, plastisch, fertig, ist im Grundgefühl und Sprachstyl ein Abbild des Mannes und seiner Liebe, die überall dem Naturvollen, Ungetheilten, Ursprünglichen, Saftigen, Markigen nachging. So haben wir zum Schluß wiederum eine schöne Ergänzung in der Form eines höchst normalen, dem Gesetze der menschlichen Natur angemessenen Uebergangs: wo der Dichter aufhört, tritt der Forscher ein, wo die Phantasie ermattet, der stets unbeirrte Verstand, die schöne kühle Klarheit, der feine, spürende Scharfsinn, die gediegene Prosa. Da man aber umgekehrt auch im Forscher den Dichter wiederfindet, so dreht sich die Ergänzung auch um und so verhält es sich ja mit allen Seiten dieser so rein gemischten Einheit von Kräften: die eine schimmert so klar durch die andere, daß man überall wieder den ganzen Menschen, den ganzen Mann hat.

Man kann nicht schildern, ohne Gegensätze zu ziehen, man kommt ohne Vergleichung nicht aus. Uhlands gesunde Einfachheit, die seine Stärke und auch seine Schwäche ist,

hat mich in diesem Beitrag zu seiner Charakteristik mehr als einmal auf die Poesie der Zerrissenheit, des Weltschmerzes, der Blasirtheit geführt, und ich — doch nein, genug der Reflexion, es sei mir erlaubt, eine Geschichte zu erzählen!

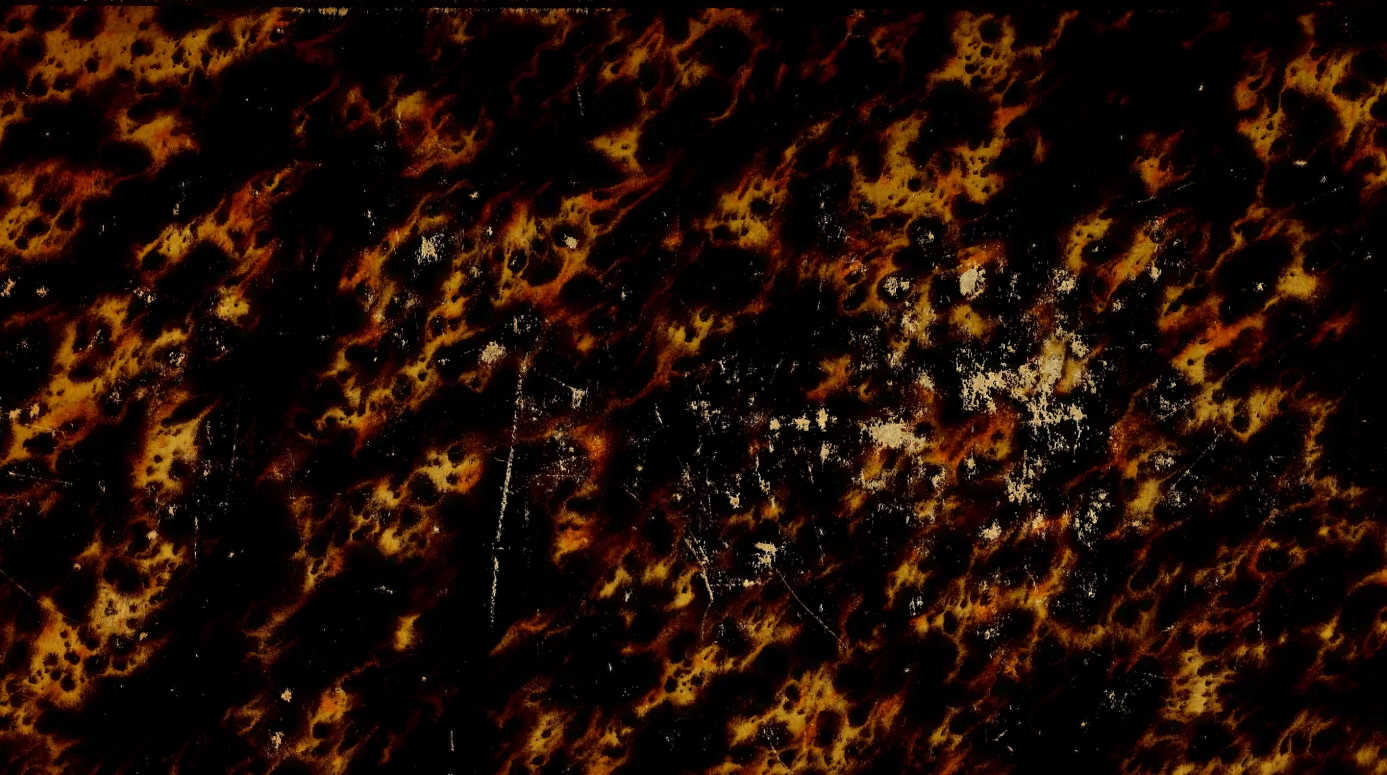
Die Musen hatten einmal den sonderbaren, befremdenden Einfall, sich zu betrinken. Er wurde in einem rauschenden Bacchanal ausgeführt. Euterpe, die Muse der lyrischen Dichtkunst — ein andermal hat auch Terpsichore dieses Amt neben dem der edeln Tanzkunst —, nun, Euterpe wußte in dem Augenblick, wo wir nach ihr sehen, wohl selbst kaum noch, wie sie eigentlich heiße, — sie stürzt mit flammenden Augen und sausenden Locken aus dem Haine am Helikon, wo ihre Schwestern noch sangen, tanzten, musicirten und jubelten; der Rausch hat ihr einen verrückten Gedanken eingegeben: sie hat sich in den Kopf gesetzt, den Ersten, der ihr begegne, wer es auch sei, auf die Stirn zu küssen und ihm hiemit das Siegel ihrer Weihe aufzudrücken. Götter und Göttinnen, Genien und vollends betrunkene können mit Blitzeseile durch die Lüfte schießen. Blind, ohne Wahl der Richtung fährt Euterpe dahin, schon befindet sie sich weit, weit weg vom Bereich der griechischen Lüfte, über nebligem Lande fern im Norden schwebt sie, nahe einer großen Stadt am Ufer der Elbe. Jetzt läßt sie sich nieder aus der Höhe, sie steht auf der Erde, hart vor einem jungen Schlingel, der mit üppig zwinkernden Augen, schlendernden Ganges eben aus der Stadt gebummelt kommt. Sie drückt ihm einen vollen, feurigen Kuß auf die Stirn und schwebt hinweg.

Des andern Morgens finden wir sie auf einer Felsenspitze im Parnaß, dort bei Delphi in der Schlucht, wo die

kastalische Quelle rinnt. Sie stiert mit wildem Blicke vor sich hin; sie ist nüchtern geworden, sie ist zu sich gekommen und mit Entsetzen. Es bedurfte nicht der magischen Einwirkung der unter ihr rinnenden prophetischen Quelle, noch der mystischen Dämpfe, die dem Erdschlund im nahen Tempel entströmten, um ihr zu sagen, wer es war, den sie geküßt; der himmlische Geist, der ihr als Muse inwohnte, sagte es ihr von selbst. Aber der Kuß galt, er saß und er galt. Mit Einem weiten Blick übersah sie, was sie gethan. Sie sah, wie nun die reine blaue Flammenzunge des Götterlichts zwischen Schmutz und gemeinem Erdenfeuer unbegreiflich hervorleuchten werde, stets entweiht und stets wieder entzückend. Nicht daß dieser Mensch in der Verzweiflung scherzen, im Scherz verzweifeln, nicht daß er dämonisch lachen zugleich und weinen werde, nicht an sich beklagte sie das; so lange nur die Verzweiflung wahr, die Thräne ächt, der Widerspruch erlebt, ließ sie es gelten; sie begriff, obwohl eine Griechin, die veränderten Zeiten, die tieferen Seelenklüfte einer Menschheit von so viel verwickelterer Bildung, den ungleich wilderen Stoß des Ideals auf die Realität. Aber daß dieß zur eiteln Frazze werden, daß der verwöhnte Junge die leichten Triumphe haschen werde, die dem in die Hand fallen, der in die Poesie die Parodie der Poesie einzuführen die wohlfeile Frechheit hat, daß er wunderbare Sehnsucht, namenlose Wehmuth, traumhafte Ahnung in jeder Seele wecken und dann wie Seifenblasen zerplätschen werde, daß er keinen Witz werde verhalten können, wenn er auch eben nur tauge, ein paar alte oder junge Bocksgesichter an der Wirthstafel meckern zu machen, daß ihm sein witziges Ich, Alles verklärend und im Verklären

unter Hohn zersetzend, über Alles sein, daß er schnöd, schmierig verläumden, lügen, sein Vaterland im Auslande dem Spott Preis geben, daß er, ein feiger Weichling, sich als Ritter und Freiheitskämpe aufspreizen, daß er endlich fromm werden und unter des lieben Herrgotts rothen Mantel hervorlachen und kichern werde, verachtet, verabscheut und doch noch immer bestechend und zum Mitlachen kitzelnd, immer hinreißend, immer unwiderstehlich und immer unausstehlich, ein Wicht und der verhätschelte Liebling Aller, ein Geschwür des Gestanks und vom Dufte der Lorbeerblüthe nie verlassen, ein geiler Affe und ein Musenjüngling mit einem Strahlennimbus um's Haupt, ein unerschöpflicher Honigkelch voll Gift für die Nation — o sie übersah Alles, Alles. Ihr Götter, was habe ich gemacht! rief sie, ihre himmlischen Locken raufend, ihre Hüften schlagend, — da plötzlich hielt sie inne, verstummte, ihre Blicke erheiterten sich, ein trostreicher Gedanke schien ihr aufzusteigen. Sie erhob und schwang sich in die Lüfte. Wiederum, doch dießmal wohlbedacht, führte sie ihr Flug nach dem Norden, aber nach dem Süden des Nordens. Es war ein klarer Frühlingsmorgen. Auf einem Rebenhügel an einem schönen Flußthal, dessen Aussicht fernes, blaues Gebirg begrenzte, ließ sie sich nieder. Sie sah unverwandten Auges nach dem Haus, an das der Weinberg stieß. Die Thür öffnete sich, ein Mann mit herben Zügen, über denen aber der Geist des Friedens, der stillen Kraft, der bescheidenen Tugend schwebte, ein Mann, dessen ganzes Wesen Einfachheit war, schritt heraus in den Rebengarten, der sein Eigenthum schien. Heiter sah er nach dem Gedeihen der Schößlinge, dann schickte er die Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck in das Thal hinaus, das

in der Morgensonne strahlte, hinüber nach den duftigen Bergen. O du bist es, sprach sie; dich hab' ich einst auch geküßt, ich weiß es wohl noch, es war an einem solchen Morgen, da du als Kind dort unten am Flusse spieltest; der Kuß war nicht voll, nicht glühend, nicht trunken, er war kühl, keusch, sanft, so wie Athene küssen würde, wenn sie jemals küßte, aber du, ja du bist gut, die Geschlechter werden mich segnen um diesen bescheidenen Kuß. Du wirst leben, unsterblich leben in der Nation. Ein Denkmal wird dir dort unten erstehen auf einem Hügel in der grünen Au am Fluß, ehern und gediegen wie du selbst. Wohl dir, wohl mir, wohl meiner geretteten Ehre! Noch einmal ließ sie mit innerstem Wohlgefallen ihr Auge auf dem Manne ruhen, dann schwang sie sich wieder auf und schwebte dahin und kehrte frohen, verklärten Blicks zurück zu ihren Schwestern auf den Höhen des Helikon.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite	57	Zeile	8	von oben	statt: die Zeit lies: Zeit.
„	65	„	12	„ unten	statt: wahrhaftig lies: wahrhaft.
„	66	„	8	„ „	nach haben setze ein Komma.
„	67	„	4	„ oben	nach errungen setze ein Komma.
„	168	„	5	„ „	statt: rothen lies: rothem.